

# Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

Hundertundfünfzehnter Band  
Oktober / Dezember 1921

BERLIN  
Erich Reiß Verlag  
(Verlag der Zukunft)  
1921

Die Zeit

1911. 1. 1.

1. 1. 1911

23211

## Inhalt

Advent der Vernunft . . . . .	313	Europas Valuta . . . . .	297
Aktienfasching . . . . .	85	Ewige Wiederkunft . . . . .	68
Allerhöchsten, Die . . . . .	177	Finstere Weihnacht? . . . . .	347
Angora s. Panorama.		Französisch-Deutscher Friede? . . . . .	33
Auditorium, Das, der Hoch- schulen . . . . .	115	Fromme Stunde. Gedicht . . . . .	85
Aus dem Diarium . . . . .	177	Geht's noch höher? . . . . .	144
Bankenhausse . . . . .	175	Geist, Deutscher, und deut- scher Staat . . . . .	125
Bayern s. Hors d'œuvre.		Goethes politische Wandlung . . . . .	43
Benesch s. Panorama.		Goldwerte, Die Jagd nach . . . . .	25
Bismarck s. Nach fernen Meeren.		Großherzog Friedrich von Ba- den s. November-Memo- rial.	
Briand, Aristides s. Europas Valuta.		Habsburgs Ende . . . . .	343
Das alte Lied . . . . .	205	Hochschulen, Das Auditorium der . . . . .	115
Das Buch der Richter . . . . .	369	Hors d'œuvre . . . . .	1
Das letzte Opfer . . . . .	90	Hyperethische Politik . . . . .	106
Demonstration . . . . .	203	Irissary . . . . .	373
Der Jüngling . . . . .	321	Irland s. Finstere Weih- nacht?	
Deutscher Geist und deutscher Staat . . . . .	125	Jagd, Die, nach Goldwerten . . . . .	25
Devisen auf das neue Jahr . . . . .	389	Jagow-Prozeß s. Dysange- lien.	
Die Hirten singen . . . . .	368	Juden s. Hors d'œuvre.	
Dysangelien . . . . .	362	Kaiserliche Katastrophenpolitik . . . . .	173
Fisner, Kurt s. November- Memorial.		Kapitalismus, Sieg des . . . . .	252
Epilog . . . . .	57	Karl von Habsburg s. Aller- höchsten, Die.	
Erziehung, Politische, in Deutschland . . . . .	149		
Europas Entthronung s. Un- ter dem Heilmond.			

Kinder . . . . .	119	Panorama . . . . .	62
König von Württemberg s. November-Memorial.		Plutokratie . . . . .	317
Kronprinz Ruprecht s. No- vember-Memorial.		Politik, Hyperethische . . . .	106
Kunst, Die Situation der . .	11	Politische Erziehung in Deutschland . . . . .	149
Legenden aus der Schöpfung	165	Psychopathologie . . . . .	111
Leipzig . . . . .	369	Republik Irland . . . . .	347
Lichtbild, Der Mensch im . .	132	Rettung des Retters . . . . .	192
Lichtbildkunst . . . . .	196	Rossi s. Theater.	
Liebknecht, Karl . . . . .	49	Ruprecht von Wittelsbach s. Sterne im Nebel.	
Lloyd George s. Ewige Wie- derkunft.		Rußland s. Rettung des Retters.	
Ludwig von Bayern s. No- vember-Memorial.		Sieg des Kapitalismus . . . .	252
Ludwig von Wittelsbach s. Al- lerhöchsten, Die.		Situation, Die, der Kunst . .	11
Masaryk s. Panorama.		Sonntag des Lebens . . . . .	205
Matkowsky s. Theater.		Staat s. Deutscher Geist und deutscher Staat.	
Meeren, Nach fernen . . . .	62	Sterne im Nebel . . . . .	224
Mensch, Der, im Lichtbild . .	132	Stunde, Fromme. Gedicht . .	85
Moskauer, Die alten . . . .	280	Theater . . . . .	261
Mumbo-Jumbo . . . . .	139	Tote begraben Tote . . . . .	215
München . . . . .	18	Totenorakel . . . . .	73
Nach fernen Meeren . . . .	62	Treitschke s. Ewige Wieder- kunft.	
Noblemaire s. Französisch- Deutscher Friede?		United States-British Empire s. Europas Valuta.	
Notizbuch . . . . .	254	Unter dem Heilmond . . . .	207
November-Memorial . . . .	185	Verse, Verklungene . . . . .	250
Oberschlesien s. Das letzte Opfer.		Waffenstillstand s. Das alte Lied.	
Opfer, Das letzte . . . . .	90	Washington s. Europas Va- luta.	
Othello . . . . .	233	Wiederkunft, Ewige . . . . .	68
Othello auf der Bühne . . .	261		



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrg. 31. Dezember 1921

Nr. 14

---

## Das Buch der Richter

Leipzig

**Z**u den ekelsten Erbstücken lutherischer Kaiserei gehört die Sucht, jede Behörde anzuhündeln, aller Obrigkeit, weil ja alle „von Gott ist“, mit wonnig emporzuckender Unterthanszunge den Speichel vom Maul zu lecken. Gestern wards wieder offenbar. Schon während der leipziger Hauptverhandlung gegen Jagow und Genossen lallte mancher Schreiber scheilockisch: „Ein Daniel kam, zu richten! Dank, weiser und gerechter Richter!“ Nach der Verkündung des Urtheils schwoll der Lärm in Jubelgeheul; und betitelte Juristen schämten sich nicht, in den Chor alberner Schmeichelei einzustimmen. Jetzt erst, lasen wir, sei gewiß, daß die weimarer Reichsverfassung vom deutschen Strafgesetz geschützt werde. Nur ein Narr konnte je daran zweifeln. Aus Siegen der Gewalt (über fremde oder heimische Feinde) sind fast alle Verfassungen, auch der freisten Staaten und nicht nur in Europa, erstanden; und ein katholischer Staatsmann hat drum gewarnt, jemals, „bei Gefahr der Revolution, die Wurzeln staatlichen Rechtszustandes ganz aufzugraben.“ Der Politiker mußte, hinter zwei Dutzend deutscher Staatsumsturze, von Hochverrätherjagd abrathen; kein Wacher aber durfte bezweifeln, daß die durch Wilhelms Flucht ermöglichte Verfassung vom Strafrecht eben so sicher geschützt werde wie die durch Bismarcks revolutionären Bruch des Deutschen Bundes, durch Königgrätz und Sedan entstandene. Das Unbestreitbare, den Gemeinplatz für grüne Justurner, nennt in der Berlinischen Zeitung von Staats- und Gelehrten-Sachen ein Rechtsanwalt eine „politisch und juris-



tisch gleich wichtige Feststellung von weit durchgreifender Bedeutung und umfassender Tragweite“; und bescheinigt dem Reichsgericht, daß es „auch diesmal wieder seine Aufgabe mit Meisterschaft gelöst habe; mit Stolz kann die Deutsche Republik darauf hinweisen, daß sie über Richter verfügt, die die Wage des Rechtes fest und sicher in ihren Händen halten.“ (Beim Abschreiben wird der Gaumen pelzig.) Wärs, wie der ins Metaphorische gerutschte Rechts-Anwalt und die ihm geistig Versippten meinen, dann hätte das Reichsgericht in einer durchaus einfachen Strafsache nach ungemeinem Aufwand von Zeit und Kosten eben der Pflicht genügt und auf Lobgesangsstollen nicht triftigeren Anspruch als irgendein Luxusschuster nach später Ablieferung theurer und bequem sitzender Stiefel. Doch die auf drei großen Zeitungspalten veröffentlichte Begründung des Urtheils der Vereinigten Strafsenate bestätigt nur die Erfahrung, daß die zu Revision der Rechtsanwendung berufenen klugen Juristen zu Thaterforschung selten noch tauglich sind. Das Verfahren gegen zwei Angeklagte wurde eingestellt, weil für sie, nach der Meinung des Gerichtes, das Amnestiegesetz vom vierten August 20 gelte. Von der Wohlthat dieses Gesetzes sollten, nach der Angabe des damals verantwortlichen Reichsjustizministers, nur die Männer ausgeschlossen sein, „die das Centralunternehmen, die Gesamttaktion veranlaßt oder geführt haben“. Nach allem vor und nach der Kappiade Nahen bekannt Gewordenen ist mindestens einer der nun vom Reichsgericht außer Verfolgung Gesetzten den Bereitern und Führern der „Gesamttaktion“ eher noch einzureihen als der Regierungpräsident a. D. Traugott von Jagow, der, wegen Beihilfe zu Hochverrath, mit fünf Jahren Festungshaft bestraft worden ist. Wer das Pütschchen werden und versanden sah, staunt über manche „thatsächliche Feststellung“ in dem leipziger Urtheil. Ist denn festgestellt worden, wer „schon vor dem entscheidenden An- und Einmarsch der Brigade Ehrhardt mit dem General Lüttwitz oder Herrn Kapp in Einvernehmen gestanden und Mitwirkung zu Umsturz zugesagt hat“? Nein. „La question ne sera pas posée“: dieser berühmte Satz aus dem Prozeß Zola wurde nicht ausgesprochen; aber nicht einmal im Verhör des Zeugen Ludendorff diese „Feststellung“ versucht. Eben so wenig die, ob



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrgang

1. X. 21

Nr. 1

---

## Hors d'œuvre

Irgendwo im berliner Westen. Hier (sagt vor der Thür der Führer) „werden Sie wieder einmal sehen, daß in den letzten sieben Jahren aus Quark noch öfter Gold als aus Gold Quark geworden ist. Früher Kaffeehaus. Ein Dutzend Stammgäste. Bei einer Schale Melange las Jeder zwei Dutzend Blätter; machte mit Trinkgeld, für dessen Fülle der Kellner ehrerbietig dankte, vierzig Reichspfennige. Seit die Kaffeekatakomben, Helldunkel mit fahlbunten Lampenschirmen, aufkamen, wo die gebleichten Haare und Seidenbeine den Decor günstiger fanden, schmolz hier die Zulaufskundschaft. Das Ding war immer ganz oder halb pleite, trotz Gefiedel von Fünf bis in die aschgraue Ewigkeit. Heute? Die beste Milchkuh im Stall des Hauswirthes (der mit dem Mond wechselt, aber nie sichtbar wird). Das Risiko war nicht schwer zu tragen. Giftgrüner Anstrich der Erdgeschoßmauer läßt auf verborgene Ruchlosigkeit hoffen. Auch innen ist mit Oelfarbe nicht geknausert worden. Sonst: wie einst im Mai. Aber mittags hübsch voll und von Zehn ab Großbetrieb. Die Aufbewahrung des Hutes kostet viermal mehr, als in alter Zeit die Gesamtzeche betrug. Preise nur ums Zwanzig- bis Dreißigfache höher, Theuer und überfüllt: da kann der Berliner nicht widerstehen. Eine Viertelstunde später fänden wir keinen leeren Stuhl.“ Wir sitzen. Für einen Junggesellen mit Bibliothek mittleren Umfanges wäre der Raum in unserer Wohnungsnothzeit zulänglich, wenn die Bücher in den fensterlosen Gang verstaut würden, der in unerforschbares Hinterland führt. „Rebhühner vor zwei Stunden frisch eingetroffen. Dreimal. Vorher vielleicht ein kleines Zungenragout? Dreimal Ananas mit Schlagsahne. Geldermann mit Pfirsich sofort.“ Die grüne Büchse ist schon ausverkauft. Jedes



Stühlchen besetzt. Ueberall Sekt. Durch den Tabakdunst flattern Fetzen aller Sprachen Europas. Nicht aller. England scheint nur seine Cigaretten hergeschickt zu haben; es riecht wie nach heißem Tag am londoner Strand. Skandinaven, Romanen, Slawen, Walachen. Smoking, Cut, Jacket bis ins hellste Grau. Breite Mensurnarben und der rauhe Schrei nach dem „Ober“ trösten in die Gewißheit, daß an einem Tisch wenigstens das Mannesherz Germaniens schlägt. Den (in mancher Studentenverbindung und in jeder Genossenschaft mit beschränkter Mordpflicht jetzt geforderten) Schwur, „von reinblütig deutscher Abkunft zu sein“, könnten sonst nur die Mädchen leisten. Die offenbar aber nicht gestimmt sind, den Verkehr mit „fremdrassigen Männern“ zu weigern. Gut, also unauffällig, angezogen. Alle ungefähr vom selben Typ. Eine, mit frischen Farben und grauem Kraushaar, springt aus der Modezeitungschablone ins Rokoko. Die bis in die erste Septemberwoche „sehr rege Tendenz“ zu dunkelbraunem Fleisch (auf Wunsch auch zu Haus, durch Höhen- sonne oder Brunolin erlangbar) hat abgeflaut. Weißblond trägt man nicht mehr. Noch aber Musik; in jeder Saison. Wollen die Menschen sich gegen Warnruf und Seufzer der eigenen Seele täuben? Das Gewissen von Strichgang abschrecken? Kein Hammelrippchen, nicht die zarteste Gansleber schmeckt ohne Geklimper. Mir bleibe das Klavier, wie dem in neues Leben erwachten Faust die Sonne, im Rücken.

- „Auf die duftig kühlen Schauer, die den Rasenplatz des Magisters lobesam umwehen, werden Sie hier aber vergebens warten. Trotzdem die Luftklappe in Ordnung ist. Immer noch Nachkriegsparfum. Was hier herumsitzt, war 14 irgendwo in Europa Kontorschreiber oder Verkäufer, Fabrikarbeiterin oder Ladenmädels und hat erst in oder neben der Uniform den Gebrauch des Fleisch- und Fischmessers gelernt. Heute ists tiptop. Doch einfach Quatsch das ewige Gerede von der Judenmehrheit in solchen Lokalen. Weder hier noch an den allerfeinsten Freßkrippen.“

„Na . . . Wir haben schon unsere Heringsdörfer und Marienbäder. In mancher Erstaufführung würden Sie der



Statistik nicht glauben, daß unter je hundertzehn Bewohnern Deutschlands nur ein Jude ist. Aber der Haß und die Hakenkreuzerei von heute ist nicht von der Sippe bewirkt worden, die sich dort im Frackhemd brüstet oder am Luxustrog Diamanten und Perlen ausstellt. Die ist gar nicht unbeliebt; und, als Ganzes genommen, viel kleiner als das Gekribbel reinblütig deutscher Emporkömmlinge aus der Zeit von Krieg, Niederlage und Staatsumsturz. Daneben kaum der Rede werth. Mindestens drei Viertel aller Juden, vom Bankdirektor bis zum Altkleiderkäufer, waren und blieben kriegerische Ueberpatrioten mit Siegeswillen und anderem Komfort der Neuzeit; auch jetzt vornan, wo über den „Schandfrieden“ geschimpft wird. Israel war diesmal durchaus nicht der Dickverdiener, nach dem Zusammenbruch nicht der Hauptnepper; und unter den Verarmten finden Sie mehr Juden als unter den Nouveaux Riches. Allem, was Intelligenz nicht zu festlich erhöhtem Tarif von Tag zu Tag umsetzen kann, gehts schlecht. Wer Waare, Korn, Blusen, Milch, Strümpfe, Leder, Papier, Kabeljau, Leinwand hatte, war, einerlei, welcher Rasse, schön heraus. Jede Judenhetze kommt aus dem Wunsch, für schmerzendes Unglück Andere, Artfremde verantwortlich zu machen. Dieser Wunsch heizte die Wuth der vom Umsturz der Staatsform Geschädigten. Die paar Vordergrundsemiten im Bolschewismus (denen die Masse der Juden erzfeindlich ist), dann bei uns Frau Luxemburg, Eisner, Haase, Cohn, Levi, Landauer und Genossen: daraus ließ sich Allerlei machen. Keiner von ihnen hat irgendwie wesentlich zu der Soldaten- und Matrosenmeuterei vorgewirkt, deren erster kurzer Athemsturm zwei Dutzend Dynastien wegblies. Ueber Menschenkraft hinaus verlängerter Krieg, Heer und Volk totmüde und schlecht genährt, jeder unbequem Störrige an die Front abgeschoben, nach dem Platzen der Konservölüge von sicher nahem Endsieg die Niederlage dicht vorm Auge: der rothe November war das natürlichste Gewächs. Doch höher klang und tiefer drang das Lied von landfremden Juden, die arglosen Germanen die angestammten Fürsten raubten. Wilhelms Glückbringerhand formt daraus die Mahnung, alle Juden zu henken. Solcher Schloß-



abzug schmeckt immer. (Auch unser Mousseux; danke. Aufs Kraut ein paar Tropfen? Lieber nicht. Pfirsich reimt nicht auf Magdeburg; und wenns der Valutatrierer am Nebentisch sieht, buchts morgen die Reparation Commission als Ueppigkeitzeichen.) Das Lustigste an der Sache ist, daß neun Zehntel aller Juden, die noch oder schon Geld haben, genau so denken. Nicht gerade über die Nothwendigkeit des Henkens. Doch über die der Anpassung, mimicry; und über die Gefährlichkeit der Sprudelköpfe, die aus der deutschen Psychasthenie von 18 eine Revolution des Geistes aufschüren wollten und in der dünnen Flamme den Martyrtod fanden. Zwar: ‚Wirken Grobe nicht auch im Lande, wie kämen Feine für sich zu Stande, so sehr sie witzten? Des seid belehret; denn Ihr erfröret, wenn wir nicht schwitzten.‘ Das kommt nicht von der Lippe des Holzhauers von Doorn, sondern aus der Brust des Fällerschwarmes, der ungeschlacht die kaiserliche Mummenschanz des zweiten Fausttheiles mitfeiert. Weckt nirgends aber Widerhall. Wären die Groben nur lieber draußen geblieben, heißts in West-Juda; weil die Luxemburger schwitzten, schüttelt uns jetzt der Frost. Die Vorstellung, daß diese Welt Revolution wollte, ist kindischer Wahn oder Gebräu aus verhageltem Hopfen. Ruhe und Ordnung wollte und will sie; glatt asphaltirte Bahn zu Autorennfahrten des höchst mobilen Kapitals. Die verjüngten Jesaias und Jeremias, deren Leben in der Gluth des Kampfes für Geisteserneuerung hinprasselte, sind ihr ekelhafte Kerle. Und gar für die Zukunft der Judenheit giebt sie keinen Pfefferling. Nicht ein Achtel des Spaltenraumes, der dem Reklamerennender Automobilfirmen offen stand, wurde dem karlsbader Zionistenkongreß gewährt, der immerhin den Grundriß eines neuen Staates erörterte und annahm. Von dem ukrainischen Judengemetzel, dem gräßlichsten aller Geschichte, war in unseren ‚Judenblättern‘ kaum je die Rede. Jüdische Demokraten breiten die Arme aus, um die im Kern bitter antisemitische ‚Volkspartei‘ zu umfassen, deren Führern sie in den Tagen schwarz-roth-goldener Wehen als Unreinen die Thür der Wochenstube verriegelten. ‚Judenhetze? Giebts nicht. Ein paar schlimme Narren machen Lärm; alles Andere ist



Einbildung.' Als ob Selbstblendung und Totschweigeversuch je auf die Länge genützt hätte. Als ob der Drehpunkt all dieser, so zu sagen, demokratischen Politik, der Pivot ihres Aufmarsches nicht der Wunsch wäre, die Wüstlinge des Judenhetzsportes zu isoliren. Da sind Kluge wieder einmal klug genug, nicht klug zu sein. Denn je fester sie die Augen zukneifen und die Zähne . . .“

Gepolter. Ein Tänzerpaar zeigt seine Künste. (Nennt mans nicht so?) Dem darf der Höfliche nicht den Rücken zukehren. Schade. Der Springplatz hat die Breite eines Mannsschrittes. Was in solcher Enge geleistet werden kann, wird geleistet. Zu viel. Sogar Spitzenwirbel und beängstende Spreizung der Beine. Die des Fräuleins sind kräftig dürr, wie einer Arbeiterin, und ihre Blässe schimmert unter dem grellen Deckenlicht in Gelbgrau mit bläulicher Krampfäderung. Die hier sitzen, haben Tanzerei jeder Art gesehen; in Theatern, auf Winkelbühnen und Dielen. Das Gehops kann Keinem gefallen. Schmeichelt ihnen, daß hier, während sie schmausen, Fruchtscheiben aussaugen und Zötchen meißen, zwei Lustsklaven schwitzend um ihre Huld werben? Ich, denken die Mädchen, „habe einen schöneren Körpa!“ Die Herren: „Nicht der Mühe werth.“ Alle klatschen.

„Und was soll gegen die Wortpogrome geschehen? Nach einer neuen Verunordnung des Reichspräsidenten sehnen Sie sich wohl nicht. Der hat ja verkündet, daß jede Aufreizung zu Gewaltthaten, komme sie von rechts oder von links, streng gestraft und die Republik vor Angriff . . .“

„. . . geschützt werden soll. ‚Mit äußerster Energie.‘ Als wir nach Kapp-Lüttwitz in den April geschickt wurden, klangs eben so. Bleibt nur die Hamletfrage: Wie werde ich energisch? Und die mehr für Fortinbras passende: Wie schütze ich eine Staatsform mit einem Heer, dessen größten Theil ihre Erhaltung nicht der kleinsten Mühe werth dünkt? Für die Reden und Erlasse aus diesem Herbstmonat gebe ich nicht einen Markzettel. Die Mordbegünstiger sind heute noch weniger eingeschüchtert als vor anderthalb Jahr die Kappisten. Was geschehen soll? Zunächst müssen die nicht rein Deutschblütigen aus Regirerämtern scheiden. ‚raus mit



den Itz aus Zinnowitz': wers einmal gehört hat, darf nicht wiederkommen, ehe er gebeten wird. Die Herren Gradnauer, Rathenau, Rosen, Schiffer müssen, sammt den Staatssekretären, Präsidenten und Gesandten, denen . . . Etwas fehlt, den Bekrittlern ihrer ,orientalischen Fassade' den Beweis ermöglichen, daß ohne Juden besser als heute regiert wird. Auf allgemein völkischen Wunsch könnten auch die Forscher, Künstler, Lehrer, Aerzte, Anwälte, Techniker, Bankiers, Theaterleiter, Verleger jüdischer Abkunft die Arbeit einstellen. Ueber Nacht würde dann Deutschland ein Eden, über dessen bunt gewachsenen Teppich nicht die kleinste Schlange kröche. Aber ich walze ja Blech: Eden, Gottvater, Gabriel, Gottsohn, Heiliger Geist und alle Apostel sind doch, leider, auch aus der Kiste jüdischer Sachen; also zeitgemäß durch Asgardisches zu ersetzen. Im Ernst. Da mindestens fünfhundert Zeitungen und fünftausend Vereine von Judenhatz leben, ists nicht mehr anständig, zu thun, als merke man nichts. (Um Odins willen: nicht einen Tropfen Liqueur! Auf die Gefahr, von dem Kellner verachtet zu werden.) Oder gefällt Ihnen der Mann, der prahlt, in München habe ihn Niemand als Semssohn erkannt?"

„Warum sagen Sie nicht lieber gleich Miesbach? Bayern ist eben 'ne Klasse für sich. Wie Forster Kirchenstück, Sachertorte und Steinerspeck, den Mäuschen, Dachkatzen und alte Kater mit gleicher Gier umschnuppern. Übrigens hats unser Joseph Wirth nun ja vollkommen gebändigt.“

„Glauben Sie? Ich nicht. Bayern bleibt Bayern. Mochte den Preußen nie riechen und hat sich immer innig gefreut, wenn die eiskalten Tröpfe an der dreckigen Spree Eins auf den Schnabel bekamen. Wer nur Münchens Fremdenindustrialviertel und die Mastorte an Bergseen kennt, weiß von Land und Volk so viel wie vom Islam Einer, der mit verstauchtem Fuß drei Tage lang aus dem Fenster von Pera Palace guckte. Ausland. Fremder, allem anderen Deutschthum in mancher Empfindensprovinz ferner als Nordfrankreich, Westrußland, Süditalien, Ostamerika. ,Ausland': über allen Meldungen aus ,Preußisch-Berlin' stands in dem Blättchen ,Das Bayerische Vaterland', das der witzig schimpfende Dr. Sigl herausgab.



Ahnherr und Muster aller Miesbacher. Die lange Beleuchtung der münchener Straßen nannte er Unfug, weil nach Mitternacht nur ‚Prostituirte und Preußen‘ noch unterwegs seien. Und krähte aus dem Briefkasten den Satz: ‚Ihre Frage, warum der bayerische Löwe den Schwanz hebe, während der preußische Adler die Zunge herausstreckt, müssen Sie sich selbst beantworten.‘ Nicht viel feinerer Ton als heute. Der Kahrkrampf war nicht der erste seiner Art; und Fremdenhaß blühte wie Enzian auf allen Matten. Die Spanierin Montez, der Hesse Franz Dingelstedt, der Sachse Richard Wagner haben ihn gespürt. Zwei Dutzend molliger Bayernmädel hätte man dem ersten König Ludwig verziehen (wie dem zweiten, noch jetzt betrauernten jede Laune und Verirrung der Sinne); die Lola, gar mit dem bayerischen Grafentitel, verzieh man ihm nicht. All dieser Zorn hatte niemals sehr tiefe Wurzeln. Sigl strahlte vor Wonne, wenn er Intimes über den Junker Bismarck hörte, den er Jahrzehnte lang als leibhafte Satansbrut vor die Leser gestellt hatte, und flüsterte beim letzten Schoppen, lange nach Mitternacht, schämig: ‚Jetzt, wann er, der ein paar Strafanträge gegen mich unterschrieben hat, mir ein Autogramm stiften wollt‘, auf ‚nen Luftsprung sollt‘ mirs nicht ankommen!‘ Auch der letzte Wuthanfall wäre in der Stille leicht zu sänftigen gewesen. Bayern ist von der Deutschen Republik unklug behandelt worden. Für den Bauer hat sie nichts gethan. (Für wen denn beträchtlich Haltbares?) Wird ihm gesagt, er müsse morgen für die Steuer den ‚Goldwerth‘ seines Landstückes und Viehs errechnen, dann schmeckt ihm das stärkste Vollbier nicht mehr. Auf die Einwohnerwehr war Stadt und Dorf noch stolzer als auf die Weißwürste. Das Reich, das ihnen, auf Befehl der Herren Sieger, die Augenweide nehmen mußte, durfte die Weißblauen fürs Erste nicht wieder kränken. ‚Unser Wirth‘ hat viel guten Willen gezeigt, aber noch nirgends bisher sich als Könnner bewährt. Auch dieser Joseph, scheint, kann nur vom Beistand des Heiligen Geistes die Kraft zu lebensfähiger Leistung erhoffen. Warum legte er sich nicht leis in den Schlafwagen, sprach in München das Heikelste mit den Kahryatiden durch und kam ohne Huppe



gekreisch heim? Dieser Sanirversuch war wenigstens unschädlich. Was hat er nun? Die Hoffnung auf ein nicht zu fernes Ende des Belagerungszustandes und die Zusage, daß die münchener Zeitung der Unabhängigen wieder erscheinen darf (bis auf Weiteres). Im Wichtigsten hat er, trotz feierlichem Versprechen, felsfest zu bleiben, nachgegeben; und, dennoch, dem neuen Ministerpräsidenten den Lichtschein des Erfolges getrübt. Wer einen auf drei Meilen als Wahngesicht zu erkennenden Spitzelbericht aus dem Mai 20 sechzehn Monate danach als eine frisch der Maschine entflatterte Urkunde verliest, konnte sich ohne Schrammen nicht aus der Klemme lösen. Was aber wird aus seiner Verhandlung mit Fremden, mit mächtigen Westmännern von vielen Graden, da er im Dunstkreis von Parteigenossen und zu Vermittelung bereiter Klerisei so dicht ans Thor von Canossa taumelte? That is the question. Nicht, ob er sich des Personenwechsels am Promenadenplatz lange freuen werde. Graf Lerchenfeld, aus einem Geschlecht, das fast immer ungefähr ‚Linkes Centrum‘, dem münchener Abel und dem wiener Metternich unbequem war, braucht nicht so viel Eifer zu zeigen wie der Protestant und Nichtsalsbeamte Von Kahr. Er kann (so lange der allgewaltige Centrums-Heldt ihn hält, auf eigenen Füßen stehen und kennt die Heimath zu gut, um sich über Frankens, der Industrieprovinz, Neigung in Liberalismus zu täuschen. Der dankt er ja sein Amt. Nicht weil Berlin überlaut, sondern, weil Franken leis drohte, ist die Centrumspartei sacht und höflich von dem auf seine Art tüchtigen Kahr abgerückt. Alles in Allem: gräulich aufgebauschter Kram. Zwischen Bayern und Baden schwebt noch immer der Schatten der alten Fehde um die Pfalz. Hat er den Blick des Reichspräsidenten und Reichskanzlers, zweier Söhne Badens, nicht an manchem Tag dunkel verhängt? Vorbei. Schon wird ein anderes Bild angekurbelt. Bayern bleibt Bayern. Soll auch. Vom Reich will und kann es sich nicht trennen; das Recht zu gewichtiger Einwirkung ins Reichsgeschäft darf Niemand ihm schmälern; und gegen Demokratie haben die Wittelsbacher selbst sich im letzten Halbjahrhundert



niemals gewehrt. An dem Herbststreit war das Drolligste, daß er gar nicht von Urbayern ausging. Die haben keine Sehnsucht nach Wilhelm, sehr gelinde nach Monarchie; und ihr Ruprecht, den sie jetzt wieder feiern, galt, weil er seit 17 die Lebensgefahr des Kaiserreiches erkannte, im Großen Hauptquartier als ‚Marschall des Flaumacherheeres‘. Unter je zehn Offizieren a. D., Professoren, Zeitungmachern des Schlages, der sich nach außen absurd-bajuvarisch geberdet, ist höchstens ein Bayer. Die Zeterer gegen Dreinreden ‚Landfremder‘ sind meist vorgestern zugewandert; meist, obendrein, aus Preußen. Ob sie kindlich ernsthaft glauben, das Bayern, das den ‚Saujuden‘ in den zuvor den ‚Saupreußen‘ angewiesenen Sünderpfuhl stieß, sei der einzige Wall gegen den (nirgends mehr gefährlich fühlbaren) Bolschewismus, ist ungewiß. Begreiflich aber, daß sie die Staatsform zurückwünschen, deren Zertrümmerung ihnen Rang, Macht, Habe, Hoffnung nahm. Betrachten Sie hier mal die ehrwürdige Matrone, die uns mit ihres Damenbasses Grundgewalt zu erfreuen wähnt. Was sie singt, weiß ich nicht. Irgendwas schrecklich Balkanisches. Da sie die Karminlippen in Herzkirschenform vorschiebt und die dick gepuderten Runzelhände faltet, ist, vielleicht, ein Gebet an den Rachegott oder Verfluchung des Schutzpatrones aller Schieber. Einst war sie Manricos Mutter, mit Lorber, ansehnlicher Gage und Souperereinladungen; nun singt sie, in gewendeter Taille, zwischen klappernden Tellern; und scheuert danach in ‚Stube und Küche‘ mit Hofaussicht und ohne Oktoberkontrakt. Ist ihr zu verdenken, daß die aufgedonnerte Sippe, die hier Sekt säuft, ihr ein Gräuel ist? Also auch nicht dem alten Offizier, der zwei Dienstpferde, zwei Burschen hatte, im Krieg ein Herrgöttchen war und jetzt vom Verkauf seiner Teppiche und Möbel das Leben karg fristet, daß er die Republik in den tiefsten Höllenschlund verwünscht. Bis sie diesen Leuten Nahrhaftes bietet, ist sie des Lebens nicht sicher.“

„Aber morgen kommt doch die große Koalition auf breitester Grundlage. Die Verwilderten werden, rechts und links, isolirt. Warum sagen Sie kein Wort über den görlitzer Parteitag der Sozialdemokraten? Der sichert uns, endlich, Ruhe und Ordnung.“



„Auf breitester Grundlage. Görlitz ist ‚das Ereigniß der Saison‘; dicht hinter den Premieren der Fritzi und Mizzi. Abgemacht. Die Deutsche Volkspartei wird anno 22 nicht, wie im Vorjahr, Wilhelms Geburtstag feiern, sondern Bebels, der geschworen hat, bis an Grabesrand der Totfeind der bürgerlichen Gesellschaft zu bleiben. Sie wird hinfüro nicht großkapitalistisch, monarchistisch, berserkerhaft national, nicht mal im Zwielight antisemitisch sein: also auf Schwerindustrie, judenchristliche Hochfinanz, Infanterie- und See-Offiziere, Beamte, Lehrer, Richter und Nachbarliches verzichten. Weil das Glück der Demokraten sie vor Neid nicht schlafen läßt. Nur in Genossenschaft mit den Welsungen scheint ihr das Leben noch lebenswerth. Also wird Ruhe und Ordnung... Haben Sie auf den fetten Geiger geachtet? Offenbar der Magnet dieser Trüffelspelunke. Seiner Mimik wegen werden die Zahlungsfähigen von ihren Mädchen herbugsirt. Die frißt er mit den Augen, streichelt oder peitscht er mit dem Fiedelbogen; und wenn er schäkernd vorn, am Griff der Geige, fingert, ists, als kratzten Katzenpfoten an einem Mieder, das den Pfad in Achselhärchen und sonstwohin sperrt. Kein zu Blickbuhlerei gemietheter Zigeunerprimas triebts unter unserem Himmel je so frech wie dieser gelbe Neger aus Südostpriapien. Er wird für Brunstdarstellung bezahlt, macht den Damen Appetit, kitzelt den Herren das Rückgrat und bleibt, mit triefendem Hals, lechzendem Maul, verschobenem Augapfel, aufwärts flatternden Nüstern, kühl wie ein glotzender Frosch. Geschäft ist Geschäft. Wo dessen Gegenstand Volk und Staat ist, darf aber auch der Bescheidendste wohl die Reinlichkeit eines mittteleuropäischen Affenkäfigs fordern. Höchst löblich also, wenn Parteien und Fraktionen sich entschließen, den Leib ohne Flitter, das Antlitz ohne Schminke zu zeigen. Nur ists auf deren Walstätten just wie hier: Europa guckt uns in jede Schüssel und Schlemmerflasche und sucht in dem Putztand die Klappe, durch die der Pleitegeier hereinschwirren muß. Wenn Deutschland, das mit klügstem Fleiß arbeitet und dessen Hauptgewerbe(nicht: Wirthschaft)wieder kerngesund



ist, nicht auf breitester Grundlage schwelgte, hätten die Anderen schon die Nothwendigkeit erkannt, ihm Kette und Fußkugel abzunehmen. Hier, Fräulein, den Kristallteller; sammeln Sie für die Waisen von Oppau. Nein? Einverstanden. Jeder Geldzettel stänke. Wir müssen uns schämen...”



## Die Situation der Kunst

**M**an schreibt die Bilanzen des Künstlerischen heute wie die Summazahlen einer Industrie. Die Experten und die Makler des Geistes sind mit Fieber besessen, die Schwankungen zu notieren. Die Eingeweihten, die von Gerüchten und Geschäften leben, sind eine zitternde Börse geworden, und selbst die ersten Ausrufer und Ausschlachter der neuen Bewegung, die letzthin von ihr desertierten, zeigen in ihrer Kopflosigkeit, daß ein Zeitabschnitt irgendwie seine äußere Erfüllung fand.

Die Zeitgenossen ertragen stets nur eine gewisse Durchdringung an Aufklärung, an Sensation, an Broschüren, an Ausstellungen eines neuen Stils. Selbst guter Mokka, der doch anderen Anspruch auf Qualität macht als durchgängiges Publikum, erlaubt nur einer bestimmten Dosis Zucker seine Vermischung. Nachdem man seit zehn Jahren von Hausenstein bis in die Provinzmuseen nichts getan als aufgeklärt hat, ist es nicht erstaunlich, daß das Publikum genug davon hat. Als Hausenstein einer Mappe Seewalds, in der Leute übers Seil liefen, das hymnische Vorwort schrieb und Däubler auf den Flügeln des „Neuen Standpunkts“ aufklärend Deutschland durchschnob und Bernhard Diebold in Kornfelds „Verführung“ noch die Melodie des neuen Jahrhunderts bebend verspürte, da war ein eckiger Seiltanz und ein Drama aus lyrischen Grammophonen auch am Kurfürstendamm noch neue Mode. Als aber Lunaparke in diesem Stil entstanden, Jungfrauen ihn zu tanzen feurig übernahmen, Filme ihn aufs Plakat, Revolutionäre auf die Fahne schrieben, Jünglinge sich in Poemen die Zähne daran brachen, Kaffeehäuser seine scheußlichen mißverstandenen Ornamente an die Wände klebten und selbst ein Eiskünstler in einem Kristallpalast seine Kurven fuhr, hatte man genug; mit Recht.



Auch sangen die Pirole der Morgenröte schon andere Melodien, und die Rosse, die den Start von übermorgen witterten, schnoben in den Ställen. Man kann sich an schief gemalten Häusern genau so satt sehen wie an geraden. Herr Hausenstein empfand die Sehnsucht nach den Nazarenern, Herr Engel vom Tageblatt kehrte rasch von Hasenklever zu Walther Bloem zurück. Bei Bernhard Diebold war infolge der Schwierigkeit seiner Schreibweise schwer festzustellen, ob es wirklich Dietzen-schmidt war, für den er sich entschied. Rückkehr auf immer gängige Werte! Kein Auge blieb trocken.

Hier trifft sich ein Mißverständnis mit den in plötzlichem Purpur aufgemachten Rutenträgern eines anderen. Die jungen und älteren Leute, die bei der vergangenen zehnjährigen Revolte der Kunst keine Karriere gemacht hatten, die selbst die von allem anderen abziehende Möglichkeit des Kriegs nicht auf sich zu lenken in der Lage waren, die von allen guten jüdischen Familien verlassenen Leute glaubten fälschlich den Tag ihrer Inthronisierung nun gekommen. Die sogenannten „Stillen im Lande“, denen ihre Unfähigkeit so schonend etikettiert war, rissen die Binden ab und begaben sich in die Schlacht. Einäugige der Kunst, sogar Lepröse, aber auch talargeschmückte Mumien nahten aus ihren Särgen. Die Armen machten den gleichen Fehler wie die politischen Reaktionäre, die an ihre taprigen Methoden und nicht an ihre Weltanschauung glauben. Kommt eine ruhige Epoche, kommt sie nicht mit Eichendorff, aber auch sicher nicht mit Paul Ernst. Was nicht bewegt war, wird nicht ruhig werden. Die verblaßten Statuen von vor dem Sturm werden trotz ihrer klassischen Nasen in die Büsche geworfen, denn auch im Konservativen hat die Natur soviel feuriges Schöpfungsthum, um einem klaren und alten Inhalt neue Formen aufzuziehen.

Die Elegiker ihres Verkanntseins trafen ein noch peinlicheres Mißverständnis, als sie, auf Indianer angemalt, in einen harmlosen Sonntag hineinliefen. Alle Unproduktiven, die zeitig zur Kritik übergelaufen waren und, um die Mode nicht zu verfehlen, als Zwinglis und Dietrichs der neuen Sache gestritten, entdeckten plötzlich den Neid auf ihre erfolgreichen Kameraden und begannen in dem Augenblick zu lachen, wo der Pendel der Zeit die zwölfte Stunde zu schlagen schien. Man kann miserable Romane geschrieben und mit unfähigster Hand im Theater zur



Pleite dirigiert haben, aber man wird in Deutschland erst dann die schöne Masse Ressentiments gesammelt haben, um aus dem Neid auf die Erfolgreichen einen Kritiker von Format vorstellen zu können. Diese Armen fühlen sogar in ihrer Unangreifbarkeit gar nicht, daß sie sehr arm sind und daß sie in ihrer Helden-Maskerade sich in eine Hundehütte zurückzogen. Man kann die Menschen nicht ändern; es sei verstattet, daß sie Einem leid tun. Man wird mit fünfzig Jahren ein Album der Zeitgenossen anlegen, die „verehrter Meister“ schrieben und, wenn man sie nicht genügend (oder zu sehr) beachtete, mit Morgensternen bei schicklicher Gelegenheit Einem in den Rücken fielen — und nicht veröffentlichen. Es wird nichts mehr da von ihnen sein. Was die Gerüchte und das Geraun und den Betriebskurs macht, sind immer die Schmuser. In der Historie wird Das weicher Leim.

Gestärkt wird eine solche Legion durch die beruflichen Totengräber, deren schandbarer Beruf sie verpflichtet, stets graubärtig zu sein. Durch sie kam die gesprenkelte Mischung in die neue Partei, die so groß ward, daß sie für jede Ansicht Raum hatte. Es waren dies die Alten, die „es schon immer gesagt hatten“, die ohne Prüfung, Befähigung und Vermögen, weil sie ihnen nicht paßte, die ganze Richtung abgelehnt, zehn Jahre lang gegen Noldes Negerköpfe gezetert hatten und nun Recht behielten, als die Panegyriker der neuen Bewegung plötzlich mit Pharisäerblicken ihnen in die Arme sanken. Denn schließlich, zeitlich besehen, ist Kunst für die Tausende, die nicht schaffend um sie schmarotzen, ein Witz oder ein Geschäft, nicht mehr. Ein Schachspiel, mit dessen Figuren man sich mit elegantest angespannten Nerven beschäftigt, bis es gongt, um sich zu Musik, Lunch oder Frauen zu begeben. Dann streicht man mit breitem Arm die vollendeten Figuren vom Tisch herab. Man hat mich stets für einen Experten des Stils als solchen gehalten, aber ich habe, als die „erstklassischen Schreiber“, die nie den Blick über den Horizont behalten, sich in Kornfeld und Franz Marc und Hartung wälzten, mich gegen den Stil und für den persönlichen Ausdruck erklärt und mir, als ich ganz an den Anfängen (und wahrlich unbefangen an Kunst herankommend) die lächerliche und impotent machende Gefahr der Typisierung aufdeckte, die Meute von links zu der von rechts zugezogen. Als aber Herr Stahl vom Tageblatt vor einem Jahr



las, daß ich das Selbe wie vor Jahren äußerte, glaubte er, meine Dissertation feststellen zu müssen. Der bärtige Herr irrt. Ich hatte von nichts zu desertieren, da ich auf nichts derartig Kindisches festgelegt war, und ich wahrte nur meinen Standpunkt energischer, indem ich ihn von dem der Kindsköpfe schied. Man klärt eine Sache besser, indem man sie gutwillig trennt, als indem man sie böswillig und fälschend und voll Unfehlbarkeit von außen her verwirrt.

Dies ist ein Zipfel gelüftet, hinter Dem, was „Ende des Expressionismus“ schreit. Dies ist (nebenbei) deutsche Literaturgeschichte.

Doch man vergaß die kleinhirnigen Würger, die, seit die Deutschen sich nach ihrer ersten Revolte zur Politik befähigt hielten, mit der Kriegsflagge unterm Arm und in festgeknöpftem Gehrock in die Kunst eindringen. Die Politik ward selten mit solchem Eifer der Amateure und gleicher Unbegabtheit ihrer Hyänen über die Grenzen ihres Territoriums getragen. Die Reaktion sucht einen Schiller, aber es langt nicht einmal zu einem Herwegh. Die talentierte Jugend ist nach links gerichtet (anders als in Frankreich, wo von Claudel bis Barrès, von Suarèz bis Jammes die guten Schreiber nationalistisch pfeifen). Die Jugend der Reaktion flüchtet zu Richard Wagner, der kurz vor seinem künstlerischen Hinscheiden eine flammende karikierte Neugeburt findet. Die dichterische Jugend aber ist gevehmt und wird von der gebildeten durchgängigen heutigen (und Das heißt reaktionären) Jugend verhöhnt, von deren Vätern aber mit Systematik verfolgt. Wenn einer der neuen Richtung ein Werk von Ewigkeitsrang schriebe, wäre es der Presse der Rechten nur Objekt der Jagd. Die Kritiker der Linken unterstützten es lau, da ihr Anspruch auf Karriere sie zum Zerriß verpflichtet. (Lob macht kein Aufsehen und kein business.) Selten war die Kunst so zweitrangig beurteilt, selten kam sie in die Lage, nicht um ihrer selbst willen, sondern so sehr nur als Anlaß zu Verderblichem und Häßlichem benutzt zu sein. Schließlich, Alles in Allem, hat sie Alles gegen sich und befindet sich bei temperierter Betrachtung in der beneidenswertesten Lage. (Es sei denn, es schriebe Einer einen nationalistischen „Louis Ferdinand“. Die Linkspresse jubelte mit. Rechts hätten sie einen Gott. Und es das beste Geschäft!)



An dem taktischen Aufmarschplan der Parteien ist nicht viel mehr zu schildern. Es ist eine amüsante und durchaus menschliche Brüderschaft, die anrückt. Schon die Vorposten sind verächtlich laut, aber erst der Anblick der Generale macht die Angelegenheit hübsch suspekt. So sind alle Kriege geführt worden: damit mag man sich trösten.

Im Grunde, verraten wir es ruhig, ist das ganze Spektakel ein Spiel auf der Vorderbühne, und es wird gehörig gemogelt. Die ganze „Krise der Kunst“ ist: die Sache ist langweilig geworden. Auch der Weltkrieg, der doch Bezwingenderes an Sensation zu bieten hatte, zog am Ende nicht mehr. Man kann es den Leuten nicht verübeln. Es gibt, auf die Dauer, unterhaltsamere Sachen als die Kunst und Rebusse, was ihre verwickelten Formen bedeuten. Es gibt Reisen und Autos wieder und Dollarhaussen und mit dem Flugzeug über die sturmdonnernde Ostsee, man hat im März Meran, im Herbst ist Iffezheim wieder im Start, und es ist nicht weit vom Gardasee. Die Länder schnaufen vor Arbeitsamkeit, und Speisen in vollendeter Fülle werden angefahren. Die Erde wird wieder voll. Ach, wer mit Kunst auch nur eine Viertelsekunde die Aufmerksamkeit der Welt anzuhalten wagte! Ein Narr oder ein Verbrecher!

Der einfache Mensch denkt immer richtig. Er geht nach seinem Gefühl. Die Sache langweilt ihn. Man kann es ihm nicht übel nehmen. „Ende des Expressionismus“: er gähnt. Er ist bedeutend einfacher und anständiger, als die Grübler, die neoklassisch schwärmen. Meine Angorakatze, mein russischer Riesenschnauzer wissen, um Gottes willen, ebenfalls Bescheid, daß, nachdem die Feldlager geflackert haben, auch in der Literatur die Nymphen zu schweben beginnen.

Vorderhand präsentiert man Halbtalente, weil noch kein richtiger Nazarener trotz angestrengtester Razzia aufgefunden werden konnte. Sogar die Simplizissimusleute versuchen bereits in die Toga zu springen und haben einen langweiligen Jüngling gefunden, der ihnen eine Literaturgeschichte der Zeit schrieb, in der nach Klassik bereits sondiert wird. Zeitwende? Zeitwende ist nicht, wenn die Komiker sich auf diesen Stil zu schminken beginnen.

Hat das Alles mit Kunst zu tun?  
Nicht die Spur.



Es wurde hier nun die Psychologie des Publikums neben der Kunst her beschrieben und die Kunstgeschichte der kleinen Erregungen Derer, die um ihr lieber Geschäfte treiben und vielleicht ihre Kosmetik, nie ihre Nacktheit sahen. Die Kunst hat mit nichts von Alledem eine Berührung, und es verkleinert keine Bindung, wenn man ihre ungeheure letzte Distanz zu allem zeitlichen Geschehen als Zeichen des tiefsten Respektes vor ihr anerkennt. Das Signalisieren um sie herum, die Börsentips, die Einrangierwut in Klasse und Qualität einer Richtung sind eitle Spielereien. Sie hat keinen Anfang, hat kein „Ende“. War sie gut, bleibt sie, war sie schlecht, stirbt sie. Nie aber haben die frühen Totengräber Anderes als Verachtung ihrer Übereile geerntet, und die Maden haben wahrlich keiner Himmelfahrt beigewohnt.

Als die Überraschungserbsen nicht mehr knallten, war das Junge Deutschland, war die französische Romantik, war der Impressionismus rasch „tot“. Man hatte das Frühstück verdaut und wandte dem Diner sich zu. Die Zeitspatzen haben immer geurteilt, die Sache sei nichts, weil sie genug davon hatten, und die provinziellen Schreiber, die einen Stil zehn Jahre erbittert bekämpft hatten, waren alle einmal in der grotesken Situation, ihn nicht mehr bekämpfen zu müssen, da er sich überlebt hatte. Sie gingen von der Wut zum Mitleid, ohne Übergang, wie alle Heuchler.

Die Stimmungen lösen sich ab, wir sind in der Baisse: Das ist Alles. Wer wagt, zu sagen, daß die Generationen vor uns besser waren als wir? Die Zeit ist die einzige grausame Richterin, sie geht rundherum und beklopft. Daß ein Stil, eine Gemeinsamkeit tot sei: Das zu sagen, ist so dumm wie falsch, weil es die einzelnen Kräfte mit einem Typ erschlagen will. Daß ein ins Absurde getriebenes Ornament scheußlich, eine gewisse Manier der Regie erschlaffend, eine stets wiederkehrende Verzerrung der Statuen erbärmlich ist, beweist nicht, daß ein Romanwerk gewaltig, ein Torso erschütternd, ein Gemälde voll schönem Liebreiz in Generationen empfunden wird. Als die Damen der Bourgeoisie mit Sonnenschirmen auf Ingres' Bilder rannten, taten sie das gleiche feige Unrecht wie da, als sie, von seiner Süße gelangweilt, die Achseln zuckten und zu des Van Gogh Briefen sich verzückten. Die Waffen der Zeit,



des Schlagworts, der Mode (im Lob und im Verwerfen) gehen wie Laub. Letzten Endes ist nichts von dem Vielerörterten mehr da. Man kann das Album der Vielzuvielen, der Schmöcke, der Feiglinge, der auf Hecht kaschierten Schleie im Literaturgewässer nach fünfzig Jahren nicht mehr veröffentlichen. Die gute Sache ist immer lautlos. Und die umstrittene Fassade fällt von selbst; sie war nie wichtig.

Hat es Bang, hat es dem unvergleichlichen Eduard Keyserling geschadet, daß der Impressionismus ihrer Zeit mit Klöppel und Stickrahmen und mit Schraffiertechnik im Gähnen versank? Hat nicht der spitzbäuchige Victor Hugo hinter Goethe als größter Dichter seines Jahrhunderts geglänzt, trotzdem ganz Frankreich über die romantizistischen Späße bald lachte und selbst Musset nach ein paar Jahren schon als ironischer Lächler ins andere Lager ging? Hat Manet, der wahrlich ein Programm formulierte, hat Zola, der wie kaum ein Anderer ein System nach Knopf und Ring führte, darunter gelitten, daß eine Schule um sie war, die Bankerot machte vor der Sensationslust der Masse wie jede gute Sache? Hat Matisse Schaden gelitten, daß man seine Techniken verhöhnte? Flaubert sprach man die Lebenskraft samt der realistischen Schule ab, Büchner und Grabbe warfen sie, als sie genug Revolte hatten, ins Eisen. Es gibt keinen leichtfertigeren Ausdruck als „überlebt“, keine gemeinere Verwechslung als die von Geschmack und Werk. Auch die Zeitgenossen des Velasquez fanden eines Tages diese Steife zum Kotzen, und von Botticellis Schule tropfte es gähnende Bitternis. Menschenkinder! Es kommt auf das Werk an, auf das Wartenkönnen. Alles Drumherum ist nicht mehr wert als ein Fasching. Die Zeit macht ganze Arbeit. Das Gekröse jeder Epoche wird Dünger. Das Drumherum war jederzeit Unsinn. Es kommt auf den Kern an, auf die Geduld. Auch Herrn von Voltaires Werk hat es nichts geschadet, daß er, dem Geschmack seiner Epoche nach, Shakespeare für eine robuste, aber lächerliche Kuriosität ansah. Trotzdem endet sein „Candide“ mit göttlicher Gelassenheit: „bebauen wir unseren Acker“. Die Zeituhren haben nie von Konjunkturen und Moden gehört und laufen unerbittlich und nach dem Wert. Wer Kraft besitzt, hat Zeit.

Kasimir Edschmid.





## München

Dann sind die Segel verschwunden, keine Stimme kreuzt mehr von Booten herüber die andere. Bleibt nur der silbrige Reif des Wettersteins, der flüchtig mitgeht, fordernd, heimatlich bis in die hilflose große Stadt. Aber München ist ausgebrannt in sich von müden Feuern und den Epidemien angeschlagener Nerven; selbst seine heiteren Nächte, die wir früher im Auto durchstürmten und unter blutroten Lampions und mit schwedischen Mädchen vertranken, schleifen zerbrochen durch lichtlose Straßen. Alle Fahnen jener leichtatmigen Vergangenheit lehnen zusammengerollt in grämlichen Arsenalen.

Zwar, wir lieben diese Stadt immer. Jede Rückkehr ist mit sehr vielen Hoffnungen garniert. Man läßt ihr den Vorschuß einer guten Laune, sieht unter erstem, aufwallendem Mousseux Manches nach — was auf Dauer peinlich wird —, weil der begeisterndste Himmel in Deutschland sie überbrückt; weil der südliche Wille unseres Geschlechts einige Nerven aus Florenz, Rom, umbrischen Palazzis herausriß und in ihre Straßen verteilte; weil sie sommers das schönste Café unter Bäumen hat und einen Park von der gewölbten Weite englischer Lordsitze; weil trotz langsam verkitschter, der berlinischen Invasion fraglos bereitwilliger Architektur die Perspektiven einiger Straßen stattlich aufbrechen. Auch lieben wir die Chausseen aus ihr, die strahlig sich ins Gebirge schlagen, alle Monotonie der Ebene in eine nicht umzubringende Monumentalstaffage steil und geometrisch auflösend. Lieben, daß sie Schwelle ist schon zum Mittelmeer. Doch entschuldigt das Alles nicht die wurzelechten Insassen, die sich vornehmer haben als die Bewohner anders benannter Kraale. Nach weniger als zwei Tagen ist man gern satt an ihrer Unsachlichkeit, weiß eindringlich, daß München den deutschen Saufaus in das Bewußtsein der gesamten Zivilisation hinaufgespielt hat, und spürt, am Darm und — auch wenn man Arier sauberster Prägung ist — am gestörten Schlaf, bricht sechs Uhr morgens der kontrollierende Schnauzbart ins Hotelzimmer — spürt, daß entschiedene Rückwärtsschaltung Parole dieser Landschaft ist.

Solches Portrait, in Einzelzügen wenigstens, könnte von mancher Metropole entworfen werden. Aber man ist betroffen durch



die bureaukratische Engherzigkeit, durch die politische Angst — in einer Stadt, die mit freigebiger Hand Jahrzehnte hindurch sich an das Ausland verschwendete, mit Geschäftsgeist zwar, doch Gentilezza, mit von Cook gelernter Routine großzügig fremde Welt aufnahm, abspeiste und die Ströme angelsächsischer Sovereigns in gut genähte Säckel füllte; die mit bissigen Humoren den schmerbäuchigen berliner Schutzmann anfiel, preußischen Stehkragenklamauk schallend verlachte und bei Bal paré, Autokorso, Stachus-Trubel die Faschingspfropfen aufschießen ließ. Daß es Mucker gab, irritierte nur den freisinnigen Stadtverordneten, die Witzblätter und einige Wedekindstücke. Klerus war immer klug genug, das Amusement von Bock und Schaf nicht einzubandagieren; jeder Aschermittwoch warf ohnedies die angefaulten Früchte in den allerheiligsten Schoß zurück. Aber andere Städte haben, drohende Verkalkung wettzumachen, ihren Tartarin, ihren Datterich, Filou und Bürger, ehrgeizig oder lausbübis. Diese hat nichts: und das Nichts stand schrecklich groß da, als mit dem August Vierzehn die Kräfte überall und hier besonders, wo Fremdenindustrie und Bilderzucht gegolten hatte, auf Ureigenstes zurückgeworfen wurde. Nicht besser als Guben und Allenstein organisierte es Blumentage, florierte in Wohltätigkeit und sah sich grauenhaft verlassen von den sogenannten Traditionen.

Der Auslandsdeutsche kam und von den bepulverten Grenzen Wackes und Galizier: hier, meinte man, wäre gut sein, denn man war weit vom Schuß und konnte mit Pathos der Front vorzüglich den Rücken stählen. Zu solchem Zweck übernahm man aus Preußen die Ladenhüter der Strammheit, die dort nicht recht mehr zogen; es kippte die Nord-Süd-Wage, man wurde martialischer hier, larger dort; war der Preuße damals steif, nüchtern, etwas ärmlich in seiner zurechtgestutzten Sehnsucht und frederizianisch ohne Rokokoschnörkel, so schoß der Bayer dem neu erworbenen Wesen Brutalität und Grobheit zu. Fleischig und träge — sein Urbild hieß Ludwig Thoma —, das Messer, trotz offiziöser Ableugnung, immer im Stiefelschaft, gereizt, daß der Würzgehalt billiger Biere um Prozentsätze gedrückt wurde, suchte er Objekte, seinen Fettherzärger daran abzulagern. Das Wort „landfremd“ wurde gestartet, zuerst, wie an Alster und Kurfürstendamm auch, auf der Jagd nach feindlichem Spion, der,



endlich gestellt, mit zerrissenem Chemisette und blutigem Ohr, als Schwabe und aus Memmingen sich entschälte, während Kaffeehauswirte die Rechnungen zerschmetterten Inventars aufstellten. Später, als einige Revolverschüsse Revolution vor-täuschten, auf der Jagd nach Jüdischem und Sozialismus. Soldaten zerhieben das Bild des einzigen Mannes, der Blick und Größe gehabt hatte, — weil Dietrich Eckart ihn galizisch katalogisierte. Doch unbedingt tödlich war, den Künsten und geistigen Unternehmungen verschwägert zu sein. Hier mitzukastrieren, begrub der bourgeoise Münchener für einige Wochen gern den Preußengroll. Und was als Resultat heute, der definitiven Verfettung preisgegeben, für Märzenanstich nur und Weihrauch interessiert, München heißt, darf mit kulturnahen Epitheta nicht entfernt in Berührung gebracht werden. Die Agonie begann, als der Ritter von Borscht, Oberbürgermeister, Komtur, Ehrenmitglied des deutschen Männergesangsvereins Arion aus Boston 1916 oder 17 in Geschwollenheit erklärte: Krupp halte Einzug mit dreißigtausend Arbeitern; die Stadt höre auf, nur Kunststadt zu sein; neue Epoche beginne, industrieller Umschlagplatz, Waffendepot siegerprobten künftigen Mitteleuropas werde hier errichtet, die Flagge entschiedener Arbeit wehe auf den Masten der aufwachenden Metropole; und man las es unentwegt so in den Gazetten bis in den bewußten November hinein; die Göttin der Künste, mit der als Aushängeschild man hundert Jahre fleißig Unzucht getrieben hatte, wurde in den Keller des Armeemuseums untergebracht. Aber von den Kesseln Kruppscher Maschinen erhob sich Neunzehn der Räteumschwung. Das hatte Herr Borscht nicht erwartet, und er verschwand, bis das militärische Scheibenschießen mit Schlagworten und Handgranaten unter feierlichen Ordnungspasquillen die Häuser demolierte und im Namen des maßvollen Sozialismus die Pferche der Gefängnisse vollgepfropft wurden. Niemand leugnet, daß Unvernunft und Ungeschick im Haus der Räte fungierten, daß das Unternehmen zu schlechter Stunde, lungenschwach und mit übertriebener Hast aufgemacht wurde, daß die Lockung auch das Tier aus der Dämpfung riß. Doch kann man Brutalität und Bösartigkeit ihm nicht nachweisen, die dann mit Nationalhymne und Schwarzweißrot durch das Siegestor hereintrompeteten.

Was bis dahin Sauerteig, motorisches Element, Frische, Be-



deutung für München war: der Zugewanderte, der geistige Norddeutsche, Skandinavier, der Wiener und Mancher aus Rußland und Schweiz, Stolz früher wegen Buntrassigkeit und Sprachklang, wurde mit eiferndem Stachel zum Teufel gejagt. Dem besten Dichter deutscher Verse, unpolitisch und von edelster Art, wies man die Türe, weil der strebsame Polizeiasessor nur Ganghofer und die Courths-Mahler kannte. Es war eine Razzia gegen den produktiven Geist. Und hier gelang auch, unter heuchlerischem Schleier, der Kapp-Putsch; Herr von Kahr, gottbegnadeter Monarchie vereidigter Diener, konnte nicht leugnen, daß er Diktator wurde von Generals Gnaden; daß er von sichtbarer Rostra seine unpolitische Persönlichkeit beschwor, aber antisemitische Siedlungspolitik trieb, dem „blutsverwandten“ Österreich jede Neigung zu Anschluß und Freundschaft mit alterprobtem deutsch-diplomatischem Geschick ausbläute. Deshalb sammelt sich am Fuß der Bavaria und zu Schützenfestzügen das mitteldeutsche Kleinbürgertum, fahnenschwenkend und dankbar, daß man ohne höhere Ansprüche des Geistes ganz unter sich ist. Friedhofsstille beginnt in den Bezirken des geistigen Wollens über München zu sinken, wie überall dort, wo bandkolorierte Studienknaben sich in Chauvinismen üben. Andersgesinnte seckieren, um zu beweisen, wie entschieden sie, Hoffnung des Staates, sich eignen, ihn im Geist von Mäßigung, Fortschritt und zum Aufbau zu führen.

Dann geschieht ein Mord, zwei, drei. Es flackert in Berlin, Essen, Kattowitz. Die Dinge sind unterströmig im Fluß, von rechts und von links, sie müssen ineinanderprasseln. Die Angst des Bürgers, dem seine satte Ruhe gefährdet scheint, bricht aus in Schweiß. Es zeigt sich, daß er hier, in München, konsolidiert und zu Hause ist, aus allen Provinzen hierhin sich barg. Die Morde mehren sich, das Geknatter der Revolver bricht kaum ab. Man kann die Stränge noch nicht fassen, die irgendwo zusammengeknotet sind; nur fühlt man, eine Organisation ist da, die demagogisch niederknüppelt, was nicht schwarzweißroter Meinung ist, eine zähe, verbissene, soldateske Gegnerschaft gegen jeden sachlichen Willen. Sind Kontakte nach Bayern, d. h. nach München zu spüren, so läuft der Versuch, sie festzustellen, südlich von Hof oder Würzburg unbedingt auf tote Geleise; die Quellen des Nil sind verborgener nicht. Das vorzügliche Mittel des Ausnahmezustandes erlaubt, souverain gegen das Reich selbst



aufzutreten; kommen Organe, die Chauvinismus und Barden-  
 gesang dämpfen wollen — weil es doch Alle angeht, was hier  
 verdorben wird —, fliegt Einem Pfeffer ins Auge, und hinter  
 eisenstirniger Polizei verkriechen sich Ehrhardtleute, teutonische  
 Hetzer. Man attackiert um eines schlichten Referates willen  
 den Dr. Hirschfeld; geheime Hand zersprengt Versammlungen,  
 die von Xylander, Ludendorff, Escherisch nichts wissen wollen.  
 Gareis, untadelig und entschiedener Sozialist, wird meuchlings  
 nachts erschossen. Untersuchung versandet. Als Erzberger im  
 Schwarzwald verblutet, können seine Mörder in München eine  
 Weile unterschlüpfen. Das heißt kein Vorwurf gegen Pöhners  
 Polizei; doch daß verzweigte Organisation — wilder, böswilliger  
 als alle Orgeschs — sich hier ausbreiten kann, die Tücke fördernd  
 und immer eifrig, mit Blut nationalistische Restauration zu be-  
 treiben, mußte bemerkt werden. Von mittelparteilichen Groggs  
 berauscht, schliefen die Wachen der Ettstraße. Dahinter aber  
 erhebt sich die Kamarilla des bayerischen Hochadels, entthront  
 seit drei Jahren und eines Nimbus schmerzlich beraubt. Der  
 Wille, ein südliches Reich von Budapest bis Ulm zu machen  
 mit habsburgisch-wittelsbachischem Geld und einer Schaden-  
 freude in Paris, ist keine Fabel hetzender Presse, ist die zähe  
 Bemühung, die aus den Salons und Kapellen oberbayerischer  
 Schlösser sich immer wieder rüstet. Der Präsident des Staates,  
 dem die Pflicht des offenen Auges zugemessen war, „ne quid  
 res publica detrimenti capiat“, verneigt sich vor den adeligen  
 Hasardeuren, lästert Revolution und Republik, die mittelbar ihn  
 selbst in den Sattel hoben. Ein badischer Staatsanwalt erst muß  
 Eintritt erzwingen, damit der glimmende Haufen auseinander-  
 gestreut, Nachbarschaft durch stickige Gase nicht weiter bedroht  
 werde. Man zählt Beweise in großem Umfang, daß hier der  
 Staat durch seine berufenen Funktionäre sich selbst sabotierte.  
 Es ist, da Jeder sie las, nicht nötig, hier zu detaillieren.

Fuhr vor Vierzehn man über die Mainlinie nach Süden, so  
 war man froh, preußischen Drill gemildert, das Reichszentimeter-  
 maß lockerer, den Schutzmann mit Gemütsanwandlungen anzu-  
 treffen. Heute steigt bei Aschaffenburg oder Hof der Kriminal-  
 beamte in den D-Zug, pässevisitierend, und hat auf alle Fragen  
 nur die Antwort: es werde Jemand gesucht. In den Hotels



wiederholt sich das Kesseltreiben und Lynchen mit hämischer Frage, nur vermeidet man, zu gestehen, daß Belagerungszustand noch herrsche, denn das Wort hat bittere Beigeschmacke. Immer sucht man jetzt in Bayern Jemanden, der verantwortlich zu machen wäre für einen nicht existierenden Unfug; unterstreicht die politische Unsicherheit, die eine Weile lang in Mitteldeutschland, Essen, Berlin, Schlesien drohte, um zu sagen, es sei notwendig, Geschütze aufzufahren und eine mordmäßig martialische Haltung in den eigenen Gassen einzunehmen. Seitdem man in München im Zeichen der siegreichen Ordnung tausend Arbeiter niederkartätschte, die bereit gewesen waren, sich zu ergeben, und einer gewiß nicht klugen und guten Rätewirtschaft das Odium der Geiselmorde anlog, die sie nie befahl noch guthieß, hat man den alten Preußengeist blau-weiß angestrichen. Sonntags steht er eine Stunde lang stramm vor der Feldherrnhalle, während die Kapelle vaterländische Weisen intoniert, ist bänder- und mützen-geschmückt, trägt Monokel und Korsett und läßt nach keiner Seite hin das gute alte Regime vermissen, das uns von Gravelotte bis Pinsk in einen braven Kavalleristentod jagte.

Immerhin: Das sind Geschmackssachen, nicht eben die meinen; man ist sich schließlich als Mensch zu wertvoll, das eine Leben für den Unfug Anderer hinzuschmeißen; sie nennen Das Patriotismus, meinen aber ihre kümmerlichen Geschäfte, in die sie alle Maschinen vom Auto bis zur Religion eingeschrirrt haben. Opfert man, sei es für Phrasen nicht, sondern für Inhalte. Hier aber in Bayern startet man trotzig wieder die Phrase. Geht es nicht mehr mit den deutschen Gedanken in der Welt voran, den der Commis, von Paul Rohrbach bedient, auf der Ausreise in seine asiatische oder afrikanische oder amerikanische Stellung konsumierte, in heißer Bewunderung, daß sein Hapagdampfer drei Knoten Rekord machte vor Red Star Line — so kristallisiert man im Kleinen seine Ordnungszelle, umzäunt sie mit Orgesch-bajonetten; denn es scheint undenkbar in Deutschland, etwas zur Blüte zu bringen, ohne den Gärtner mit Schießprügeln zu versehen. So wenig lernten sie von Denen, die den Sieg an sich rissen, worin die Ursache ihrer Überlegenheit ruhte; man galvanisierte die Hartnäckigkeit auf ein Machtprinzip, das uns heute nichts nützen kann, weil Macht immer relativ, die unsere



speziell ohne Stützpfeiler ist. Das ist das Fruchtblose, zu dem Bayern besonders sich zwingt; und weder Minister noch Volk werden durch Desastre und Ohrfeigen, die sie sich stündlich in Paris und in London holen, belehrt, daß es gut wäre, sich nach anderen Privilegien umzuschauen. Die bayerische Politik leugnet wohl, reichsfeindlich zu sein, hat im letzten Moment, nach heftigem Gebell und Augenfunkeln, zurückgeschreckt, die äußerste Belastungsprobe dahin zu wagen, aber man kokettiert nirgends so stark mit dem Auffliegen des Reiches, weil man hofft, im deutschen Balkan dann endgiltig die große Trompete zu blasen, die freilich zum kleinen Posthorn zwischen ein paar Dörfern, fern aller Welt herabklingen würde.

Wie das Alles? Es hat in dieser Atmosphäre niemals geistige Krisen gegeben. München war ziellos, war ein Zustand in landschaftlich gutem Rahmen. Höchste Beamtenkreise geben zahllose Beispiele, daß man von Buch und Bühne und Bild nichts hält, aber zwischen Ministerium und Brauhaus böotische Äcker kultiviert. Die besondere Tendenz für Künste war aufgesetzt. vegetierte in den Außenquartieren und war in dem Augenblick zum Tode verurteilt, wo die Zelle des stumpfsinnigen Hindämmerns bedroht schien. Die soit-disant-Revolution ärgerte die Phlegmatiker; sie schlossen sich noch mehr hermetisch ab vor Luftzug und Entwicklung. So, während überall die Fenster offen sind und unter Widerständen und Haßgesängen im Reich doch einiges sich bessert, umgürtet diese eine Stadt sich mit einem Konservatismus aus geistiger Armut, der Ausfluß eines Charakters ist, zugleich Gefahr bedeutet für Alle. Hier unablässig zu beunruhigen, bleibt Pflicht. Wir haben kein Recht, irgend ein Glied oder eine Landschaft aus Eigenbrödelei absterben zu lassen. Alle werden intensivst gebraucht.



Max Krell.

Ueber den im letzten Augustheft abgedruckten Offenen Brief des Professors Nicolai schreibt mir der Richter der berliner Universität: „Es ist unrichtig, dass der von Professor Nicolai beschuldigte Akademische Senat des Jahres 1919/20 nach Erlass seines Spruches vom fünften März 1919 an ihn mit Wünschen, Anregungen oder Dergleichen wegen Zurücknahme seiner ‚Klage‘ herangetreten ist; der Senat hat mit Herrn Professor Nicolai keinerlei Fühlung genommen. Es war



auch gar keine Gelegenheit zu dem von ihm behaupteten Schritt vorhanden, weil eine ‚Beleidigungsklage‘ von Professor Nicolai gar nicht erhoben ist; er hat vielmehr bei dem Herrn Oberstaatsanwalt des Landgerichtes I zu Berlin ‚Strafantrag‘ wegen Beleidigung gestellt, der aber von dieser Behörde a limine, ohne Anhörung der Beschuldigten, zurückgewiesen wurde. Ich bitte ergebenst um gefällige Aufnahme dieser Richtigstellung in Ihrem Blatt. Der Universitätsrichter der Friedrich Wilhelms-Universität Dr. Wollenberg, Geheimer Regierungsrath.“

Professor Nicolai antwortet: „Die Verhandlungen, von denen diese Berichtigung nichts wissen will, sind durch die Herren Geheimrath Wende und Professor Richter geführt worden; so viel ich weiss, im Einverständniss mit dem damaligen Minister Haenisch und dem Unterstaatssekretär Becker. Jedenfalls hatte auch der Rektor, Herr Geheimrath Seckel, Kenntniss von ihnen. Bei diesen Verhandlungen wurde ich aufgefordert, gegen den ablehnenden Bescheid des Staatsanwaltes keine Beschwerde einzulegen und auf Privatklage zu verzichten. Was ich auch that.“



## Die Jagd nach Goldwerten

Die sogenannten „schaffenden Stände“ unseres Wirtschaftslebens haben sich bisher noch nicht sonderlich in Unkosten gestürzt, wenn es sich darum handelte, neue und richtige Wege für die Regelung der Reichsfinanzen zu weisen. Sie beschränkten sich vielmehr im Allgemeinen darauf, die von den jeweiligen Finanzministern vorgeschlagenen Steuerprojekte, wenn sie noch nicht angenommen waren, als unerträglich und wirtschaftsschädigend abzulehnen, wenn sie hingegen angenommen waren, nach Kräften, aber natürlich auf „ganz legitimen“ Nebenwegen, zu umgehen. Soweit die Steuern auch nicht umgangen werden konnten, wurden sie — und Das gilt sowohl von indirekten wie von direkten, von Verbrauchs- wie von Besitzsteuern — auf den Konsum abgewälzt, eine Praxis, die der deutschen Industrie durch die fast ununterbrochene Hochkonjunktur erleichtert wurde, welche die paradoxe Folge des verlorenen Krieges und des infolge davon eingetretenen Valuta- und Geldwertschwundes gewesen ist. Noch niemals vorher ist die deutsche Industrie auf dem Inlandsmarkt durch irgendeinen Hochschutzzoll der ausländischen Konkurrenz so weit entrückt gewesen wie durch das den Import verhin-dernde Disagio der deutschen Valuta, noch niemals war die deutsche



Industrie der ausländischen Konkurrenz auf dem Weltmarkt so weit überlegen wie durch das selbe den Export erleichternde Valuta-Disagio. Die Folge davon war, dass diese Industrie die „ruinöse“ Erzbergersche Finanzreform, an der sie ersticken zu müssen vorgab, nicht nur mit der grössten Leichtigkeit verdaut hat, sondern dass sie heute — nach zwei Jahren „drückendster“ Steuerbelastung — reicher, kapitalkräftiger und ertragreicher da steht als vorher.

Die Steuerfreudigkeit der Industrie ist durch diese günstigen Erfahrungen allerdings nicht gestärkt worden. Noch immer gehört die Henne, die man nicht schlachten soll, weil sie sonst keine goldenen Eier mehr legen könne, zu den beliebtesten Argumenten der „schaffenden Stände“, aber je mehr goldene Eier gelegt werden, desto weniger möchte man an das Reich, das leider nur Goldschulden, aber keine Goldeinnahmen hat, abliefern. Die Wirtschaft muss in der Gegenwart, soweit wie möglich, geschont werden, — damit sie in der Zukunft um so mehr Steuern zahlen kann: Dies ist der ewige Refrain des Liedes, das alle Handelskammern und Interessenvertretungen in allen\* nur denkbaren Variationen zu singen pflegen. Der „Deutsche Industrie- und Handelstag“, die ehrwürdige Oberkammer aller dieser Organisationen, schrieb kürzlich: „Industrie und Handel können und müssen diese Berücksichtigung (bei den neuvorgeschlagenen Steuern) um so mehr beanspruchen, als von ihrem Gedeihen in erster Linie die Abbürdung unserer Auslandsverpflichtungen abhängt.“ Sehr schön gesagt, aber leider wieder nur ein Zukunftswechsel. Denn in der Gegenwart, als es sich um die Beschaffung der Devisen für die Abbürdung der ersten Reparationsmilliarde durch das Reich handelte, hielten Industrie und Handel ihre überschüssigen Exportdevisen, um deren Ablieferung Herr Havenstein, die Reichsbankexzellenz, sie kniefällig bat, nicht nur krampfhaft fest, sondern sie hielten den Augenblick, gerade diesen Augenblick, in dem das Reich zur Abbürdung seiner Auslandsverpflichtungen die fremden Zahlungsmittel dringend brauchte, für den richtigen, um ihre „Devisenbestände zu komplettieren“, mit anderen Worten: dem „Reich die Devisen vor der Nase fortzukaufen. Man hat in diesen Zeiten nichts davon gehört, dass der „Deutsche Industrie- und Handelstag“ seinen Mitgliedern ins Gewissen geredet hat, aber man hörte nachher im Reichswirtschaftsrat aus „berufenem Munde“ ganz etwas Anderes. Herr Karl von Siemens, leitendes Mitglied der grossen Elektrizitätsfirma, Abgeordneter im Reichstag und im Reichswirtschaftsrat, der in dieser



doppelten Volksvertretereigenschaft doch eigentlich auch etwas gemeinwirtschaftliches Denken hätte gelernt haben sollen, fühlte sich berufen, den „sacro egoïsme“ der Industrie wie folgt zu rechtfertigen. „Die deutsche Wirtschaft“, so sagte er, „hat mit Einkäufen im Auslande so lange zurückgehalten, wie es irgend ging. Nach der Annahme des Ultimatums musste jeder Denkende den Sturz der Valuta voraussehen. Wenn die Industrie damals daran ging, ihre Rohmaterialienlager wieder zu füllen, dann war Das keine Spekulation, sondern die Vorsicht eines ehrbaren Kaufmanns“. Das ist wenigstens eine offene und ehrliche Sprache. Der „ehrbare Kaufmann“ hat also aus „patriotischen Gründen“ mit Einkäufen im Auslande so lange zurückgehalten, wie es irgend ging. Das heisst, er hat nicht gekauft, als das Reich die Devisen noch nicht brauchte und als der Kaufmann noch nicht wusste, ob die Valuta steigen oder fallen würde. Denn Das wäre ja eine Spekulation gewesen, und bei dieser Spekulation hätte der „ehrbare Kaufmann“ hereinfallen können, wenn die Valuta dann schliesslich wider Erwarten doch gestiegen wäre. Denn dann hätte er zu teuer gekauft gehabt. Der „ehrbare Kaufmann“ hat seine Rohstofflager erst aufgefüllt, als er und „jeder Denkende“ genau wussten, dass infolge der Annahme des Ultimatums die Valuta fallen musste. Herr von Siemens ist durchaus im Recht: Das ist keine Spekulation, sondern ein sicheres Geschäft auf dem Rücken des Reiches.

Ein solches Eingeständnis eines Kaufmanns, der nach Reputation und wirtschaftlicher Bedeutung in der allerersten Linie steht, der sich berufen fühlt und von vielen seiner Volks- und Standesgenossen für berufen erachtet wird, in Fragen des Allgemeinwohls mitzuraten, klärte die Situation allerdings vollständig, und zwar in diesem Sinne: Die Privatwirtschaft denkt heute nur an ihr eigenes — vermeintliches — Interesse, das sie glaubt abseits von den Bedürfnissen des Reiches und, wenn es nicht anders geht, sogar im Gegensatz zu diesen Bedürfnissen wahrnehmen zu können. Das Reich braucht, um nicht zahlungsunfähig zu werden, Devisen, die Industrie gibt sie ihm nicht nur nicht aus ihren Überschüssen (die notorisch vorhanden sind), sondern sie benutzt die bekannte und feststehende Tatsache des Reichsbedarfes, um sich zur vollen Sicherheit mit möglichst grossen Vorräten zu versehen. Dass die Entente eine Zahlungsunfähigkeit des Reiches nie anerkennen wird, wenn die Steuer- und Devisenkraft der Reichsindustrie noch unerschöpft dasteht, könnte sich der „ehrbare“ und „denkende“ Kaufmann eigentlich selbst sagen, aber um Politik kümmert er sich nicht, sondern folgt nur ganz naiv seinen Selbsterhaltungsinстинkten. Auch für die Re-



gierung muss, wenn die Dinge so liegen, wie Herr von Siemens sie darstellt, die Situation klar sein: Auf patriotische Rücksichten der Wirtschaftsstände, auf die Wirksamkeit irgend eines moralischen Appells an sie darf die Regierung sich nicht mehr verlassen, sondern sie muss ihr Recht und die Befriedigung ihrer staatlichen Bedürfnisse durch geeignete und unumgebbare Gesetze sicherstellen.

Liegen aber die Dinge wirklich so, wie sie Herr von Siemens darstellt? In der letzten Zeit ist viel von einer freiwilligen Aktion die Rede gewesen, durch die die Industrie dem Reich aus ihrer Substanz Sach- und Goldunterlagen für die Aufnahme einer Goldanleihe im Auslande zur Verfügung stellen will, welche der Regierung die Zahlung der nächsten Reparationsraten ohne allzuschweren Druck auf die Valuta ermöglichen soll. Die öffentliche Meinung ist in der Beurteilung dieses Angebots der Industrie und der Banken, das auf Veranlassung des Reichskanzlers abgegeben wurde, nicht einheitlich. Während manche Blätter geradezu von einer „rettenden Tat“ der Industriesprecher und andere weniger enthusiastische Organe wenigstens anzunehmen geneigt sind, dass den Wirtschaftsständen angesichts der Valutakatastrophe doch noch ein Gefühl der Verantwortung aufgestiegen sei, giebt es auch Skeptiker, die der Ansicht zuneigen, dass die Industrie auch jetzt nur wieder ein Geschäft machen wolle. Um die ihr verhasste „Besteuerung der Sachwerte“ zu verhindern, die dem Reich einen Teil der privatwirtschaftlichen Substanz übereignen soll, bietet die Industrie nach der Auffassung dieser Skeptiker einen Teil dieses der steuerlichen Erfassung ausgesetzten Substanzanteils der Regierung, und zwar unter Überlassung des Valutarisikos an das Reich, leihweise an. So ist es nicht. Vielmehr wurde nur die Voraussetzung an das Angebot geknüpft, dass die Vorschussleistungen der Industrie auf spätere definitive Steuern angerechnet werden. Dennoch ist die Forderung nach einer Aufgabe der Sachwertbesteuerung wenigstens in der bisher vorgeschlagenen Form insofern zwischen den Zeilen des industriellen Angebots zu lesen, als die Aufnahme der Deutschen Volkspartei in die Regierung und deren Mitwirkung bei der Konstruktion der neuen Steuern gewissermassen als stillschweigende Bedingung gestellt ist. Dass jedes künftige Steuerprogramm die Erfassung der Sachwerte in irgend einer ausreichenden, wenn auch in einer anderen als der bisher geplanten Form wird enthalten müssen, steht ausser Zweifel. Cheiron.



Die großen Fragen: „Schuld am Kriege“ und „Dolchstoß“

## **POINCARÉ** und die Schuld am Kriege

Nach Poincarés Vorträgen in der „Société des Conférences“  
von **BERNHARD SCHWERTFEGER**

**Inhalt:** Vorwort / Frankreich und Deutschland nach 1870 / Die russische Allianz und die Entente cordiale / Die französisch-russische Militärkonvention vom 17. August 1892 / Marokko und Balkankrise / Das Drama von Serajewo / Die tragischen Tage / Letzte Friedensversuche und Kriegausbruch / Ergebnis.

Poincaré hat sich veranlaßt gesehen, in den Kampf um die Schuldfrage redend und schreibend einzugreifen, nachdem ihm aus den Reihen seines eigenen Volkes wiederholt der Vorwurf entgegengeschleudert worden ist, er habe Rußland zum Kriege veranlaßt. Schwertfeger, dieser rührige Vorkämpfer in der Schuldfrage, hat Poincarés Vorträge ihrem wesentlichen Inhalte nach wiedergegeben und kommentiert. Es ist ihm gelungen, Poincarés Darstellung in ihrem Hauptergebnis als tendenziöse Mache zu erweisen. Das Buch ist für den Kampf gegen den Fehlspruch von Versailles von der allergrößten Bedeutung.

Ladenpreis 15 Mark

## **Geheimbericht Nr. 7**

vom Februar 1917

Die Innenpolitik Deutschlands als Instrument der Außenpolitik Frankreichs

In französischem und deutschem Text herausgegeben von  
**Staatssekretär a. D. Conrad Haussmann, M. d. R.**

Der vorliegende Geheimbericht der Oberleitung des französischen Propagandawesens an die französischen Propagandastellen ist der Nachweis des heimlichen Planes der Franzosen, die parteipolitischen Auslassungen der Alldeutschen für die Entente nutzbringend zu machen, um durch diesen Kunstgriff den Haß gegen Deutschland in den Völkern der Entente zu schüren. Der Geheimbericht ist ein Dokument über wichtige Stadien des weltgeschichtlichen Dramas und hat als solches großen zeitgeschichtlichen Wert.

Ladenpreis 8 Mark

Die Neugestaltung Europas Zwischenspiel oder Endzustand?

## **Die staatlichen Grenzen in Europa**

geschichtlich und militärisch betrachtet von

**FREIHERRN VON FREYTAG-LORINGHOVEN**

General der Infanterie z. D., Dr. h. c. der Universität Berlin

**Inhalt:** 1. Boden, Raum, Staat. 2. Begriff und Art politischer Grenzen. 3. Grenzverschiebungen im Laufe der Geschichte. 4. Grenzverteidigung.

Der Verfasser unternimmt es, an der Hand der geschichtlichen Lehren Klärung über die obige Frage zu schaffen. Er kommt zu dem Schluß, daß die von den Westmächten in Mittel-Europa gezogenen Grenzen nicht von Dauer sein können. Deutschland selbst hat es in der Hand, dahin zu wirken. Deutschland wird wieder ein geordnetes und geachtetes Staatswesen werden. Dann wird es zwar nicht Großmacht oder gar Weltmacht sein und wird doch seine wichtige Stellung in der Welt wieder erringen und behaupten und in seinen Grenzen allen Menschen deutschen Stammes Schutz und Sicherheit gewähren.

Ladenpreis 8 Mark

**Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte**  
m. b. H. in Berlin W8 ★ Unter den Linden 17/18



Der Leser der „Zukunft“ findet seine Bücher bei

# SCHWEITZER & MOHR

Inh. WOLFGANG FALKENFELD

Buchhandlung und Antiquariat  
Schöne Literatur / Kunstwissenschaft

**B E R L I N W 3 5**

Potsdamer Straße 42 • Telephon: Lützow 9375

Verkauf unter Fortfall  
des Sortimentszuschlags

## MAXIMILIAN HARDEN

### KRIEG UND FRIEDE

Zwei Bände                      Zehnte Auflage  
Geheftet M. 20.—, in Halbleinen M. 40.—

#### I N H A L T:

Erstes Kapitel: Österreich u. Serbien	Elftes Kapitel: Nikolaï Niko-
Zweites „ Fata Morgana	lajewitsch
Drittes „ Kriegserklärung	Zwölftes „ Zu Haus
Viertes „ Hochzeitstimmung	Dreizehntes „ Kriegsziele
Fünftes „ Politik im Kriege	Vierzehntes „ Inselkrankheit
Sechstes „ Die Meerengen	Fünfzehntes „ Revolution
Siebentes „ Patriotismus	Sechzehntes „ Habsburgische
Achtes „ An Herrn Poincaré	Demokratie
Neuntes „ Hirn und Schwert	Siebzehntes „ Neue Welt
Zehntes „ Moral im Kriege	Achtzehntes „ Morgen

Neunzehntes Kapitel: Apokalypse.

ERICH REISS VERLAG / BERLIN W 62





Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probesendung. Postfach 2. Hamburg 31.



**Bad Kissingen. Hotel Büdel**  
gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten von den Quellen. Bekannt gutes Haus. Auskunft wegen Verpflegung u. Wohnung durch den Besitzer **A. Büdel**.

# BAD NEUENAUH

**Bonns Kronenhotel**

Haus 1. Ranges, 110 Betten  
Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet

# Tragen Sie Mayser-Hüte!

# LOUIS MICHEL

Bankgeschäft / Berlin W 56, Französischestr. 29  
**Spezialzweige des Effektengeschäfts**  
Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

**Regina-Palast am Zoo** Inhaber: **Reeg & Arnold**

(Kaiser - Wilhelm - Gedächtnis - Kirche)

Telephon: Steinplatz 9955

**Kurfürstendamm 10 und Kantstraße 167-169**

Täglich nachmittags  
und abends:

**Erstes Intern. Kammer-Orchester**

Dirigent: **Otto Hartmann.** Konzertmeister: **C. Bartholdy.**  
Am Flügel: **W. Lautenschläger**

# Das große Bilderbuch des Films

200 Seiten Illustrationen / Preis M. 10.—

ist das in Kupfertiefdruck hergestellte, an Inhalt und Ausstattung reiche Prachtwerk für jeden Filmfreund. Zu beziehen von

**VERLAG FILM-KUNST / BERLIN W 8**



# **Ilse, Bergbau-Actiengesellschaft** **zu Grube Ilse (N.-L.).**

Die Aktionäre unserer Gesellschaft werden zu der am  
**Donnerstag, dem 13. Oktober 1921, nachmittags 3 Uhr**  
in Berlin, Burgstraße 24, in den Geschäftsräumen der Mitteldutschen  
Creditbank stattfindenden

## **außerordentlichen Hauptversammlung**

hierdurch eingeladen.

### **T a g e s o r d n u n g :**

1. Beschlußfassung über die Erhöhung des Grundkapitals um M. 75 000 000.— durch Ausgabe von 50 000 Stück auf den Inhaber lautende Stammaktien über je M. 1000.— Nennwert und von 50 000 Stück auf den Namen lautende Vorzugsaktien über je M. 500.— Nennwert, bei beiden Aktiengattungen mit voller Dividendenberechtigung für das Geschäftsjahr 1922 und folgende. Festlegung der Bedingungen der Aktienaussgabe mit dem Recht, das gesetzliche Bezugsrecht der Aktionäre auszuschließen.
2. Änderung des Gesellschaftsvertrages:  
§ 4 Erhöhung des Grundkapitals.
3. Getrennte Beschlußfassung:  
a) der Stammaktionäre,  
b) der Vorzugsaktionäre  
über die zu Punkt 1 und 2 angekündigten Gegenstände.
4. Genehmigung der Umschreibung von Vorzugsaktien.

Die Stammaktionäre, welche an der Hauptversammlung teilnehmen wollen, haben den Aktienbesitz, hinsichtlich dessen sie ein Stimmrecht in der Hauptversammlung ausüben wollen, spätestens am **Sonnabend, dem 8. Oktober 1921** bei der **Gesellschaftskasse in Grube Ilse** oder

in Berlin bei der **Mitteldutschen Creditbank** und der

in Frankfurt a. M. „ „ **Mitteldutschen Creditbank** und der  
**Firma Gebr. Sulzbach,**

in Hamburg „ „ **Vereinsbank** und

in Köln a. Rh. „ „ **A. Schaaffhausen'scher Bankverein A.-G.**

bzw. den Niederlassungen dieser Banken schriftlich anzumelden und bis zu demselben Termin diesen Aktienbesitz bei der Stelle, bei welcher die Anmeldung erfolgt ist, oder bei einem Notar mit einem doppelten Nummernverzeichnis zu hinterlegen, dessen eines abgestempeltes Stück als Eintrittskarte in die Hauptversammlung, als Ausweis zur Empfangnahme der Stimmkarte dient. Für die Bezieher der jungen Aktien (Ausgabe 1921) dient als Ausweis die von der Bezugsstelle ausgestellte Kassa-Quittung über die geleistete Vollzahlung, die an Stelle der Aktienmängel zu hinterlegen ist.

Die Vorzugsaktionäre haben nur die Anmeldung ihrer Vorzugsaktien mit Nummernaufgabe bei dem Vorstande der Gesellschaft in Grube Ilse zu bewirken, um an der Hauptversammlung teilnehmen zu können. Stimmberechtigt sind nur die im Aktienbuche eingetragenen Besitzer der Vorzugsaktien. Zur Vertretung ist eine privatschriftliche Bevollmächtigung erforderlich.

Grube Ilse (N.-L.), den 20. September 1921.

**Ilse, Bergbau-Actiengesellschaft.**

Humann. Go gle Müller.

Bähr.



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrgang

8. X. 21

Nr. 2

---

## Französisch-deutscher Friede?

**H**err Noblesse, Frankreichs zweiter Vertreter im Völkerbund, hielt am ersten Oktobertag in Genf eine Rede, die unser Gedächtniß, als einzigen Ertrag einer lärmvollen Woche, aufbewahren muß. Nur ein paar Hauptsätze kann ich heut hier anführen. „Auf dem Weg der Abrüstung will Frankreich bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit gehen, wenn es sicher sein darf, daß jeder Staat die Rüstung der anderen zu überwachen vermag und wirklich gewissenhaft überwacht. Frankreich gelobt nicht nur in feierlichster Form, daß es guten Willens ist und bleiben wird, sondern traut ihn auch Anderen zu. Und warum soll, wenn auf beiden Seiten guter Wille waltet, neben einem freien und friedlichen Frankreich nicht ein freies und friedliches Deutschland leben? Was wir fordern müssen und, nach dem Wortlaut des Friedensvertrages, dürfen, ist: Bürgschaft dafür, daß Deutschland seine Entschädigerpflicht erfüllt und sich nicht in der Stille wieder bewaffnet. Noch wichtiger als die Entwaffnung des Armes ist aber die des Gemüthes. In Frankreich ist sie schon Ereigniß geworden. Noch blutet unser Land aus tausend Wunden. Nirgends aber hat das Erlebnis des Krieges den Seelenzustand gründlicher geändert als in meiner Heimath; und aus Herzensüberzeugung darf ich aussprechen, daß jeder Franzose, ohne Ausnahme jeder, die Stunde herbeisehnt, die völlige Abrüstung erlaubt. Doch wie ists in Deutschland? Sind auch dort Herzen und Hirne zu Abrüstung bereit? Wir sind von Zweifeln gepeinigt. Mit stockendem Athem horchen wir auf das Getos des Zweikampfes zwischen kriegerischer Rachsucht und friedlichem Streben in arbeitfroher Demokratie.



Siegen in diesem Kampf die Racheschreier, dann ist der Friede Europas gefährdet und eine furchtbare Tragoedie naht uns. Erst durch Frankreichs Sicherung wird Europas verbürgt: und dieser Sicherung können wir uns nicht vor dem Tag freuen, der die deutsche Demokratie und Republik fest einwurzelt und den Entschluß reift, das Ideal der Gerechtigkeit, Freiheit, Menschenwürde, das über unserem Völkerbund leuchtende Ideal, auch in der Wirklichkeit deutschen Lebens zur Herrschaft zu bringen. Die Anklage, Frankreich sei dem Militarismus verfallen, weise ich als eine unbegründete, eine geradezu verlogene Beschuldigung ab. Daß wir genöthigt sind, überall, oft einsam, die Schutzmannschaft der Friedensverträge zu sein, ist doch wahrlich nicht unsere Schuld. Aus Nebel tauchen all die Schatten der Jünglinge, die ich in feindlichem Feuer fallen sah oder selbst, grausamer Soldatenpflicht gehorsam, zu töten befahl. Nie wieder will ich Solches thun, niemals wieder es auch nur sehen; und dieser heilige Wille lebt unbeugsam in jedem Sohn Frankreichs, der im Krieg mitgekämpft hat. Dieser Wille wird hier und auf jedem anderen Erdfleck in unserer Arbeitgemeinschaft mit Ihnen fühlbar werden und auch auf der Konferenz in Washington unser Handeln bestimmen.“ Die Rede, die, am zweiten Oktober, Herr Clemenceau vor seinem Standbild hielt, klingt, freilich, anders. Was der greise Jakobiner in der Vendée, seiner Heimath, sprach, unterscheidet sich von dem genfer Evangelium wie das Alte vom Neuen Testament. Aber auch dieses stark gewürzte Stück vorbedachter Improvisation enthält merkwürdige Sätze. „Wer das Schreckensbild moderner Kriege kennen gelernt hat, wird sich nicht mehr dem Traum vom Militarismus hingeben. Frankreichs Gewissen, Empfinden und Wollen ersehnt gerechten Frieden. Nicht herrschen will Frankreich; doch lieber untergehen als Fremdherrschaft dulden. Militärische Sicherungen genügen niemals. Napoleons Friedensschlüsse waren ohne Dauerkraft; und der Besitz von Elsaß-Lothringen hat Deutschland nicht vor der Niederlage bewahrt, gegen die er es sichern sollte. Die Solidarität aller Völker ist offenbar.“ Daraus wäre zu schließen, daß der Fechter, der im September



Achtzig wurde, die Nutzlosigkeit militärischen Zwanges nach dem Kriegsende und die Nothwendigkeit würdiger Verständigung erkannt habe. Stets aber hat er das Gesetz der Logik bockig weggestoßen und in das der Wirthschaft nie sich einzufühlen vermocht. Die Kopfzahl der Gemeinde, die noch an ihn glaubt, ist viel kleiner, als selbst aus der ihm unfreundlichen Presse zu errechnen ist. Mindestens sieben Zehntel aller Franzosen denken wie Herr Noblesse; nur scheuen die Meisten noch rückhaltlosen Ausdruck des Gedankens... Genug für heute. Höret nun, was Herr Reboux, ein muthiger Literatus, Euch zu sagen wünscht.

### Vorbemerkung

Wo keine Schützengräben mehr zwei feindliche Länder trennen, beginnt man, einzusehen, daß jenseits einer Grenze mindestens physiologisch ähnliche Wesen wohnen. Man beginnt, sich Rechenschaft zu geben, was „drüben“ im Vergleich zu „hüben“ während sechsjähriger Klausur gedacht und gefühlt worden ist. Die Kaufleute haben durch das Loch im Westen den Anfang gemacht; langsam folgen die Geistigen.

Wenn man von den Annäherungsmöglichkeiten spricht, unterscheide man zwischen der Annäherung von Einzelnen und der von Staaten. Für die erstgenannten, so weit sie wirklich Intellektuelle sind, hat es ein Problem hierin überhaupt nicht gegeben, da ihre Stellung zu einander nicht durch Kriegsgesinnung verändert werden konnte. Viel schwieriger ist die Frage, ob die Völker einander verstehen können und wollen. Dieses Problem tritt erst nach einem offiziösen Notenwechsel auf, der, so weit er überhaupt bekannt gegeben wird, unverständlich und deshalb wesenlos bleibt, bis er plötzlich durch Einberufungsbefehle kommentirt wird. Von diesem Tag an gibt es diesseits ein Vaterland und jenseits Feinde. Feinde sind schlechte Menschen, die man töten muß oder wie Verbrecher gefangen nimmt.

Die Poilus marschiren aus Fontainebleau und die Muschkoten aus Potsdam zur selben Stunde mit dem selben dunklen Empfinden, nämlich: daß zur selben Stunde drüben die Feinde losmarschiren. Diese Tatsache wissen sie aus den Zeitungen; und aus den Zeitungen spricht jetzt das Vaterland, das poly-



theistisch die Republik oder monotheistisch der Kaiser ist. Bei religiösen Bedenken sind die Priester befugt, den Kaiser als sterblichen Propheten Gottes zu erklären. (Man lese die während des Krieges auf Kanzeln gehaltenen Reden jetzt nach.) Und Jeder, der in den Krieg geht, glaubt und will glauben an den Buchstaben der Zeitungverkündungen; denn sonst müßte er die Waffen hinwerfen oder wahnsinnig werden. Der Vergleich mit der Religion ist kein willkürlicher. Vaterland und Religion bedeuteten die Kraft kleiner Gemeinden Gleichgeborener und Gleichgesinnter. Ihre Expansion bedingte Gewalttat.

Deutschland greift Frankreich an oder Frankreich Deutschland. Einer hat Unrecht. Und daß es der Andere ist, dafür läßt man sich morden, verstümmeln, massakriren. Täglich liest man nur die Scheusäligkeiten der Feinde. Woher sie die Journalisten, die Unschuldknaben, an der Quelle erfahren, weiß der liebe Gott. Aber das Wichtigste: einen Privathaß gibt es nicht; er ist obligatorisch für Alle.

Dieses Wahnsinnsbild ist noch schöner als die Wirklichkeit. Da sitzen Generale um eine Landkarte und bestimmen, ob zehntausend Poilus und zehntausend Muschkoten am Chemin des Dames eingesetzt werden, um nach der Anzahl Derer, die einen Gasangriff, ein Granaten- und Maschinengewehrfeuer überlebt haben, abzustimmen, welches Vaterland Recht hat. Die Generale dort und hier könnten auch am selben Tisch, um die selbe Karte sitzen. Das ist eine Formfrage. In Wirklichkeit spricht ein Kaiser 1918 in Aachen vom lieben Gott; und: „Die Sache im Westen wird gemacht; auch im Osten geht es vorwärts.“ Und 1919 nach Kriegsschluß ist Aix-la-Chapelle von den „Feinden“ besetzt; aber man schießt nicht mehr auf einander, sondern lebt zusammen und macht selbst Geschäfte. Und ginge Das durch drei Generationen, so wüßte kein Mensch mehr, was Feind oder Landsmann ist. Auch, wie sich Sprachunterschiede verwischen, wie schnell völlig unähnliche Sprachen in einander aufgehen können, erlebe man in Aachen (Aix-la-Chapelle) an Deutsch, Französisch und Holländisch.

... In Frankreich lebt ein Mensch und denkt so, wie ich, ein Mensch, hier denke. Zwei vaterlandlose Gesellen. In Paris waren wir zusammen und haben so gesprochen. Wie denkt das



Volk? In Wahrheit denkt nicht das Volk, sondern es gibt nur, was der Einzelne zum Einzelnen empfindet: Haß, Liebe oder Verachtung. Oder auch, was Gruppen zu Gruppen empfinden. Aber daraus ein Dogma der Massen zu machen, ist verbrecherisch wie, scheint mir, jedes Dogma. Wir stehen in Komplikationen, die künstlich geschaffen worden sind. Als gerechteste Lösung erscheint der Abbau der Phrase, das freiwillige oder erzwungene Geständnis: Wir haben gelogen!

Was ein Franzose darüber denkt, ersehe man aus dem Aufsatz, den der pariser Schriftsteller und Kriegsteilnehmer Paul Reboux auf meine Bitte für Deutsche geschrieben hat. Reboux ist der Verfasser des jetzt in Paris viel genannten Buches: „Les drapeaux“, das hinter den Coulissen der französischen Stimmungsregie spielt. Dieser Roman erschien in deutscher Sprache unter dem Titel: „Der einzige Weg!“ Kein „lehrreiches Buch“ für deutsche Chauvinisten. Nicht: So sind die Franzosen! Sondern: Unser aller Schuld!

Walter Mehring.

Ich sprach über Henri Barbusse mit einem meiner Kollegen, der journalistischen Kreisen angehört. Ein gemäßigter, redlich denkender Mensch, leidenschaftlos, dessen Anschauung das durchschnittliche Bild der französischen Geistesverfassung darstellt:

Wir saßen auf der Terrasse eines großen Boulevardcafés. Es ist sehr angenehm, sich dort so ganz bewußt dem Gefühl hinzugeben, unbeweglich mitten im Gewühl zu sein, die Gesichtszüge und Typen der Vorübergehenden zu beobachten, mit dem selben Interesse, mit dem man am Meere manche Wogen verfolgt, wie sie aus dem Unendlichen zum Strand heranrollen: Oft, wenn die Autobusse zwischen den Droschken schlingern wie die Panzerschiffe zwischen kleinen Barkassen, glaubt man, deutlich durch Staubwirbel ein Unwetter zu sehen in dem Auf und Ab des dröhnenden Verkehrs, in dem die Ausrufer und Zeitungverkäufer die Möwen sein könnten.

Barbusse, sagte mein Kollege zu mir, ist ein großzügiger Geist. Aber der große Zug seines Wesens führt ihn manchmal auf Abwege. Es geht nicht, daß ein französischer Schriftsteller, so, wie er es auf dem Internationalen Kongreß der Kriegsteilnehmer in Genf tat, sagen darf: „Meine österreichischen



Brüder, meine russischen, meine deutschen Brüder, ich umarme Euch!“

Ich steckte mir eine Cigarette an und fragte ihn: 'Du gibst also nicht zu, daß eine Annäherung zwischen den französischen Intellektuellen und denen jenseits des Rheins möglich sei? Er machte eine verneinende Bewegung und erklärte: „Dazu ist es noch zu früh, mein Lieber! Ich bitte Dich! Noch kann man die Verluste nicht vergessen. Noch sind gewisse Äußerungen in Aller Gedächtnis. Erwinnere Dich des Manifestes der Dreiundneunzig!“ Ja, erwiderte ich; dieses herrliche Manifest, von dem bei uns noch so viel die Rede ist und an dessen Wortlaut sich im Grunde so Wenige erinnern. Er entgegnete: „Denke daran, daß fast jeder Mensch von Bedeutung in Deutschland freiwillig sich in Reihe und Glied stellte, um die Alliierten des Betruges anzuklagen.“ Worauf ich entgegenhielt: Aber denkst Du auch an die französischen Gelehrten und Schriftsteller, die in ihrem patriotischen Furor sich hartnäckig geweigert haben, der Wahrheit auf den Grund zu gehen, und sich den Lehren der Diplomaten fügten? Die dreiundneunzig Intellektuellen dort wie hier sind nur der Kriegspsychose erlegen, dieser Abart verblendeter Mittäterschaft im offiziellen Lügen, im Aufstellen vorgeschriebener Thesen. Ich versichere Dich, diese Angelegenheit beruht auf Gegenseitigkeit: die Dreiundneunzig haben uns der Lüge angeklagt, weil wir sie des Barbarentums beschuldigt haben.

Mein Kollege warf ein: „Wenn es sich noch um die Intellektuellen handelte, wie wir sie von 1913 her kennen, würde eine Wiedervereinigung möglich sein. Aber jetzt wissen wir in Frankreich sehr wohl, daß die Universitätsprofessoren und Studenten von einem irrsinnigen Nationalismus beseelt sind, daß sie uns verabscheuen.... Also welche Hoffnung auf eine Annäherung kannst Du im Augenblick noch haben?“

In diesem Einwand war etwas Wahres. Und während vor uns der Strom geschäftiger Menschen, eleganter Frauen vorbeiflutete, die Menge Armer und Reicher in buntem Durcheinander die Rue Druot zur Oper durchstürmte, mußte ich nachsinnen. Wirklich: die Intellektuellen, die Gelehrten, die Künstler und Studenten Deutschlands sind heute solidarisch mit verkrachten Offizieren, mit den Militäranwärttern der Konservativen Partei.



Alle sehnen sich nach dem alten Vaterland zurück, seiner einstigen Größe, den herrlichen Zuständen, denen sie von dem alten Regime entgegengeführt worden waren, nach den Entwicklungsmöglichkeiten, die ihnen der Aufschwung der Künste und Wissenschaften bot. Und heute beweinen sie bitterlich den Zustand Deutschlands. Sie denken in wildem Zorn daran, die Fäuste geballt, und immer steht vor ihren Augen das Bild des kaiserlichen Adlers, der seinen Flug so hoch genommen, wie eines großen Raubvogels, den man erniedrigt, ins Mark getroffen, über ein Scheunentor genagelt hat.

Ich setzte meine stumme Überlegung fort.

Aber ist die Seelenfreundschaft dieser Geister nicht nur Zufall? Kann man behaupten, daß ein Homerkommentator und ein Kavallerieoffizier Naturen sind, die einander immer verstehen werden? Wird nicht bald der Tag kommen, da der militärische Ehrgeiz der Einen auf ein totes Gleis gerät, auf das ihm der Ehrgeiz der Intellektuellen und Forscher nicht mehr folgen will? Ist die Stunde nicht nah, wo die Geistigen Deutschlands, wenn sie sich nur nicht mehr beleidigt und verachtet fühlen, an dem Wiederaufleben Europas mitarbeiten wollen, statt auf seinen Zerfall und endgiltigen Ruin hinzusteuern? Und wird es nicht gerade der Tag sein, an dem Frankreich davon abläßt, Deutschland zu schwächen, zu schädigen? Warum soll die Rückkehr in Vernunft nicht zur selben Zeit erfolgen?

Mein Kollege strich sich den Bierschaum aus dem Bart und sagte dann: „Ich weiß, woran Du denkst! Man kennt Deine Marotte. Du willst nochmal von der Annäherung sprechen!“

Ja, warum nicht?

Darauf zählte er mir die Argumente auf, die in den Köpfen all Derer spuken, deren Nahrung die täglichen Phrasen der großen Zeitungen sind.

Wenn wir wieder anfangen, von Freundschaft zu sprechen, mein Lieber, werden wir, wie immer, die Dummen sein!

Ich sagte: So? Warum?

Donnerwetter! Die deutsche Heuchelei...

Es fiel mir nicht schwer, ihn zu dem Eingeständnis zu bringen, daß jedes Volk stets sich als Unschuldengel gibt, der in den Klauen eines Ungeheuers von Scheusäligkeit ist, und daß,



wenn die Deutschen unangenehme Gegner sind, sie ausgezeichnete Verbündete sein können.

Darauf sagte er: „In Frankreich wie in Deutschland ist die Zahl der Kriegsoffer zu groß. Man kann sie nicht vergessen, man kann die Idee nicht aufkommen lassen, daß ihr Opfer vergeblich bleiben solle.“

Vergeblich? Aber, Du armer Junge, gerade dieses Verharren in Haß, im Kriegsgeist macht ja die Opfer vergeblich! Den Soldaten Poincarés wie den Soldaten Wilhelms hat man immer die selbe Phrase wiederholt: Ihr geht in den Krieg gegen den Krieg! Ihr sterbt, damit Eure Kinder nicht sterben! Die Einen wie die Andern kamen an die Front mit der Ueberzeugung, daß ihre Selbstverleugnung der Welt einen neuen Konflikt ersparen werde. Heute nicht an der Verbrüderung mitarbeiten, heißt: sie betrügen. Heißt: betrügen die armen Jungen, die unter dem Holzkreuz schlummern, an dessen Armen langsam eine himmelblaue Kappe oder eine rotumrandete Soldatenmütze fault. Heißt: betrügen alle die Unschuldigen, die kämpften, ohne zu hassen, und brüderlich vereint ins Jenseits gingen.

Ein Wenig verwirrt, suchte er seine Sicherheit wiederzugewinnen, indem er das Gespräch auf die deutschen Grausamkeiten lenkte. Aber auch hier war es leicht, ihn, einen Menschen von guter Gesinnung, zu überzeugen, daß es typisch für alle Kriege ist, immer den Gegner aller Grausamkeit und Schändlichkeit anzuklagen und sich selbst für den Angegriffenen zu halten, der die Pflicht zur Verteidigung hat. Wenn die Heerführer nicht immer diese Anschuldigungen ihren Leuten wiederholten, wenn die Regierungen und Diplomaten sie nicht immer wieder bestätigten, würden die Völker nicht zögern, sich zu verständigen und der Wahrheit auf den Grund zu gehen. Und von dem Tag an würde ein Krieg nicht mehr möglich sein.

Da er sich dem Prinzip der Sache beugte, versuchte er auf dem festen Grund von Tatsachen seine Stellung zu behaupten. Eine Verbrüderung würde also möglich sein, sagte er, aber dazu ist erst nötig, daß die Deutschen ihre Pflicht gegen uns erfüllt haben.

Er schien sehr erstaunt, als ich ihn versicherte, daß gerade darauf die Hauptsorge des deutschen Volkes gerichtet sei.



Das muß ja wünschen, seine Schulden zu zahlen. Denn was sollte es in Zukunft für sich erwarten, wenn es vor der Welt als bankroter Kaufmann, als ungetreuer Gläubiger dasteht?

Dieser Gedankengang schien ihn sichtlich zu schlagen; auch war ihm klar, welche Sorgen Frankreich noch durchmachen müsse, wenn es die übertrieben hohe Summe nicht einforderte. „Du hast Recht,“ sagte er; „es wäre besser, so schnell wie möglich sowohl mit den übertriebenen Forderungen als mit den Widerständen ein Ende zu machen, denn sie sind bei den Deutschen und bei uns nur das politische Sprungbrett für Wahlredner und ein Gegenstand der Spekulation für die großen Finanzleute und Schwerindustriellen. Man muß schleunig zu einem Vergleich kommen, und zwar zu einem sofort realisierbaren Vergleich, und dann die Waffen niederlegen und nach dem Handwerkzeug greifen.“

Ich zeigte eine sichtbare Genugtuung, bei meinem Freunde wieder Zeichen seines logischen Empfindens zu bemerken, das als Wesen des französischen Denkens gilt. Und ich war überzeugt, daß die Deutschen in einem solchen Falle eben so denken würden. Sicher gibt es Unterschiede zwischen ihrem und unserem Fühlen. Aber werden ihre Schlußfolgerungen nicht durch den Wirklichkeitsinn dahin geführt, wohin uns die Dialektik leitet? Könnten nicht wir und sie an das selbe Ziel kommen, wenn das Zeichen zum Start uns zur selben Zeit gegeben wird?

Alles in Allem, sagte ich zu meinem Freunde, stelle ich fest, daß Du nicht sehr weit von dem Wunsch nach einer französisch-deutschen Verbrüderung entfernt bist.

Er beugte sich über den Tisch zu mir und sagte vertraulich: „Allerdings muß man dahin kommen, je schneller, um so besser. Ich persönlich bin vollkommen davon überzeugt. Aber bei uns wagt noch Niemand, es auszusprechen, aus Furcht, abfällig beurteilt zu werden; aus Furcht, auch allzu vergeßlich zu erscheinen. Ja, dieses ewige Mißverstehen! Eine große Zahl von Intellektuellen verharret, um nicht als Antipatrioten behandelt zu werden, in dieser Geste des Starrsinns und der Feindschaft!“

Ich entgegnete: Wir und sie, wie Du siehst, haben den verbrecherischen Irrsinn des Krieges kennen gelernt. Wir wissen, daß, wenn eine Niederlage erniedrigend, der Sieg verderblich



ist. Wir wissen, daß zu beiden Seiten der Grenze die schrecklichste Verarmung herrscht und daß, wenn im Norden Frankreichs die kleinen Kinder noch ohne Obdach, in Deutschland viele Kinder ohne genügende Nahrung sind. Warum also fahren wir in all diesem Elend fort, einander zu beleidigen und zu beschimpfen? Warum bleiben die Deutschen als militaristische Rasse abgestempelt, obwohl sie jetzt doch nur Frieden brauchen? Warum bleiben die Franzosen dabei, zu glauben, daß der Militarismus einem Volk noch am Herzen liege, das die traurigsten Erfahrungen damit gemacht hat?

Er seufzte. „Aber ich versichere Dich, in Deutschland gibt es noch ungeheuer viele Menschen, die uns verabscheuen!“

Das gebe ich zu. In Deutschland wie in Frankreich gibt es noch alte Leute, Untaugliche und Heimatersatz, die den Krieg unter allen Vorsichtsmaßregeln mitgemacht haben. Die halten noch die Traditionen eines gehässigen, protzigen Patriotismus hoch. Die werden auch noch ihren Kindern erzählen, daß das schönste Los sei, fürs Vaterland zu sterben. Aber sie haben den wirklichen Krieg nicht erlebt.

Mein Freund trug im Knopfloch das rotgrüne Bändchen. Und ich dachte, als ich es sah, an Alle, die jenseits vom Rhein das schwarzweiße tragen. Werden sie sich nicht endlich Gedanken machen über die Fruchtlosigkeit ihres Opfers? Kommt ihnen nicht endlich zum Bewußtsein, daß ihre vornehmste Aufgabe sein wird, von Ruhe, Frieden und Aufbau zu sprechen?

Ich wandte mich wieder an meinen Freund und fragte: Offen heraus, gehörst Du etwa zu Denen, die Annexionen für vorteilhaft halten?

Er versicherte: „Eine blödsinnige Politik! Alle ehrlichen Franzosen sollten sie einmütig zurückweisen!“

Ist bei uns noch Kriegswille fühlbar? Er hob nur die Achseln; solchen Abscheu flößte ihm die bloße Idee ein. Glaubst Du, daß das französische Volk das deutsche Volk haßt? „Unsinn“, erwiderte er. „Seit die Schützengräben verschwunden sind, seit die Menschen mit einander sprechen und einander kennen lernen, schwindet jede Erbitterung.“

Also, mein Lieber, wenn so Deine Ueberzeugung ist, warum schreibst Du sie nicht sofort nieder, Du, ein Schriftsteller, der



die Möglichkeit hat, die Oeffentliche Meinung zu leiten und aufzuklären? An uns, den französischen und den deutschen Intellektuellen, liegt es, das erste Wort für eine ernsthafte Verständigung zu sprechen, Jeden, der guten Willens ist, zu unterstützen, sich auf sich selbst zu besinnen, die Vereinigten Staaten Europas als ein Unterpfand des baldigen Weltfriedens vorzubereiten, selbst auf die Gefahr hin, den Eitelkeiten der Kabinete, dem Ehrgeiz der Herren Staatslenker und den Interessen der Finanzkonsortien ins Gehege zu kommen.

Er antwortete, sichtlich niedergeschlagen: „Wir könnten uns nichts Besseres wünschen, als von drüben eine kleine Ermutigung zu hören. Wenn wir nur gewiß wären, daß dieser Versuch so ernsthaft, wie er sich uns darstellt, auch dort aufgenommen würde! Wir fordern nicht von den Deutschen, zuerst zu sprechen; wir wollen nur, daß sie zur selben Zeit sprechen und daß die ausgestreckte Hand nicht mit einer steifen Geberde, mit einem boshaft verächtlichen Blick begrüßt wird.

Das waren die Gedanken, die wir im Herzen von Paris austauschten. Und ich fragte mich, in Angst, aber nicht ohne Hoffnung, ob ähnliche Gespräche nicht auch in Berlin oder München unter ernsthaften Menschen zu erhörten wären. Und ob nicht bald die Menschen, trotz dem Einfluß der Presse, die dort wie hier aus Geschäftssinn, Protzerei, Leichtsinn und Bornirtheit weiter die Kriegspsychose begünstigt, im Grund ihres Herzens das allgewaltige Verlangen nach Frieden fühlen, ohne das es einen aufrichtigen Frieden in der Welt nicht geben wird.

Paris.

Paul Reboux.



## Goethes politische Wandlung

**G**oethe hatte mit dem jugendlich revolutionären Unwillen des Bürgersohnes gegen Adel und Fürsten begonnen. In seiner eigenen Person aber schwang er sich über die damals in Deutschland so kleinliche Kaste des Bürgerstandes empor. Er hatte Auskommen, Wirkungskreis, Entwicklungsmöglichkeiten



gefunden bei einem Fürsten, der, wenn auch klein, doch souverain war, hatte erfahren, wie viel Gutes und Fruchtbringendes sich leisten läßt, wenn der Tüchtigste und Klügste die Hand am Ruder hat. Zudem hatte sein Schriftstellerleben ihn bald gelehrt, was das Urteil der Menge wert ist.

Er war vierzig Jahre alt geworden; und wie La Rochefoucauld sagt: wer vierzig Jahre alt geworden ist und die Menschen nicht verabscheut, der hat sie nie geliebt. Goethe hatte sie geliebt. Und wenn er auch keineswegs Menschenfeind genannt werden kann, so hatte er doch die Unwissenheit, Mißgunst und in Vorurteilen befangene Beschränktheit der Menschenhorde gründlich kennen gelernt, hatte erfahren, daß die Ansicht der Mehrzahl in der Regel eine Dummheit oder eine Roheit ist, und hegte nun die feste Überzeugung, daß das Begehren einer Menschenmenge niemals auf etwas Anderes ausgehen könne als auf Essen und Trinken und Wohlergehen. Er hatte kein Verständnis für die berechtigte Forderung des Armen, sein Brot zu erwerben, ohne dafür zum Sklaven zu werden. Das Wort Freiheit hatte seinen Zauberklang für ihn verloren. Die Zeit war fern, da er und seine jungen Kameraden in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen sich als Menschen bezeichneten, denen der Name politische Freiheit „so süß schallt“.

Wie allen strebenden und genialen Geistern wohnte Goethe anfänglich ein unbändiger Freiheitsdrang inne; so wird die Handlung im Götz beständig von den jugendlichsten Hochrufen auf die Freiheit unterbrochen. Aber sein Leben hatte ihm gezeigt, was für grundverschiedene Dinge moderne Menschen unter Freiheit verstehen. Er hatte erkannt, daß man sie persönlich, religiös, sozial, künstlerisch und politisch anstreben kann. Was stand nicht irgendwie im Verhältnis zur Freiheitidee! Unbändigkeit, Freidenkerei, Trotz gegen die Gesellschaft, Radikalismus! Es gab Menschen, die die Freiheit in politischer und religiöser Beziehung herbeisehnten, sie aber in der Kunst bekämpften; es gab andere, die sie in der Kunst erstrebten, politisch und religiös aber verwarfen. Schließlich glich die Freiheit einem chemischen Element, das mit anderen Elementen wie Nationalität und Demokratie Verbindungen eingehen oder nicht eingehen kann. Sie war das Gegenteil von Zwang, aber nicht das Gegenteil



einer freiwilligen Unterwerfung unter einen Zwang, wie den Zwang der moralischen Disziplin oder der Versform oder der gesellschaftlichen Formen oder vernünftiger Gesetze. Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

In früher Jugend war die Freiheit auch ihm gleichbedeutend gewesen mit persönlicher Unbändigkeit; aber dann war es ihm beschieden, den Herzog von Weimar zu erziehen und hierdurch auch sich selbst.

Die französische Revolution war ausgebrochen. Die Einnahme der Bastille, die als sinnbildliche Handlung überall in ganz Europa den Jubel der freiheitliebenden Menschen weckte und tatsächlich die große Umwälzung einleitete, war ja, in der Nähe besehen, — eine jämmerliche und verächtliche Tat. Längst hatte die Bastille aufgehört, eine Festung der Despotie zu sein. Die paar Gefangenen, die sie beherbergte, waren gewöhnliche Verbrecher. Die hundertundzwanzig Invaliden, die sie bewachten, waren tapfere, edelmütige Soldaten, ihr Kommandant war ein humaner, hochstehender Ehrenmann; die Menge, die wie rasend in das Gebäude eindrang, als die Invaliden gutmütig die Tore öffneten, war blutdürstiges Gesindel. War dieses praktische Signal zur Revolution unheilverkündend, so verhiess die Theorie Sieyès', das anmaßende Wort über den Dritten Stand: „Er ist nichts, soll aber Alles sein“, nichts Besseres. Goethe ahnte augenscheinlich, was man von dem Bürgerstand zu erwarten habe.

Zugleich machte sein Zeitalter ihm den Eindruck, für Jedermann feik zu sein, der ruhig und frech auf den Aberglauben des Pöbels spekulierte, ihn bei der Nase nahm; und unter dem Begriff Pöbel verstand er durchaus nicht die niedrigsten Volksschichten. Die Geistlichkeit hatte die Gemüter daran gewöhnt, Alles zu glauben, das Unsinnigste mit der heftigsten Leidenschaft, den Anbetern und Fürsprechern des Vernunftwidrigen demütigsten Respekt zu bezeigen. Goethe folgt nicht nur dem Leben Cagliostros, sondern sucht sogar in Palermo die Familie Balsamo auf, weil er wittert, daß der Sohn Guiseppe Balsamo, der nach mannichfachen tollen Streichen spurlos verschwand, und der später so berühmte Graf Cagliostro die selbe Person seien. Er studirt die Verhältnisse der Familie Balsamo, sogar ihre Briefschaften mit der selben Gründlichkeit, mit der er eine Pflanzenfamilie in der Botanik zu studiren



gewohnt ist. Er beobachtet mit lebhaftem Interesse die Triumphe dieses kühnsten Abenteurers und Schwindlers der neueren Zeit über die Leichtgläubigkeit der Menschen; er untersucht, wie Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen verehren und jedem gesunden Menschenverstand Hohn sprechen. Es fesselt ihn, Balsamos Metamorphosen zum Marchese Pellegrini, Conte Cagliostro und noch weiter zu verfolgen. Er befriedigt auch seinen eingewurzelten Hang zur Mystifikation, indem er sich dadurch bei der Familie Balsamo Zutritt verschafft, daß er sich für einen Engländer ausgibt, der ihnen Nachrichten von dem in London weilenden Cagliostro überbringen solle.

Als der Halsbandprozeß den Argwohn des Haufens weckte, den Thron zum Wanken brachte und die verbrecherische Leichtfertigkeit der Gesellschaft am französischen Hof erwies, verflocht Goethe seine Eindrücke aus diesem Prozeß mit seinen Eindrücken von Cagliostro und schrieb sein Schauspiel „Der Großkophta“, das zwar schwach und unbefriedigend, aber weder dünn noch leer ist.

Aus den bereits erwähnten Gründen freute ihn der Ausbruch der Revolution nicht. Er faßte sie so falsch und eng auf wie nach ihm Taine und Nietzsche. Ihm war sie nur ein Ausbruch von Neid und Habsucht. Das Erdbeben vernahm er nicht. Der große welthistorische Hauch ging an ihm vorüber. Lange bevor die Revolution ausbrach, wußte der französische Bürgerstand, was er an die Stelle des feudalen Königtums setzen würde. Er wollte den Absolutismus und die raubgierige Herrschaft des Adels abschaffen. Er war in seiner Gefühlsart republikanisch; wollte aber, daß die besitzenden Klassen befehlen sollten. Wenn er die Katholische Kirche verabscheute, so that ers, weil die Kirche mit den Machthabern in der Aussaugung des Volkes gemeinsame Sache machte. Lange vor Ausbruch der Revolution wußte auch der französische Bauernstand, was er erstrebte: die Erde, den Boden, den er in ewiger Hungersnot bebaute, bis zur Verzweiflung gemartert von den Steuern, die an den Staat, den Abgaben, die an den Gutsherrn, den Zehenten, die an die Geistlichkeit zu entrichten waren, und von der Fron, die alle diese drei Mächte ihm gemeinsam auferlegten. Das stets wachsende Elend der Massen erzeugte den Geist des Aufruhrs mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes.



Es ist allzu kleinlich, wenn in dem ersten, mißlungenen Stück, das Goethe gegen den Geist der Revolution schreibt, Der Bürgergeneral, der Angelpunkt der Handlung darin liegt, daß der Eine sich Zutritt zu dem Speiseschrank des Anderen verschaffen, dessen Sahne trinken und dessen Zucker draufstreuen will. Dann ist nämlich „der Freiheit und der Gleichheit saure und süß Sahne fertig“. Hier wie in dem unvollkommenen und unvollendeten, aber interessanten Stück „Die Aufgeregten“ erstreben die Auf-rührer nichts Berechtigtes.

Wie wir wissen, hat Goethe all seine Stoffe, die nicht der Antike und der Renaissance angehören, seiner eigenen Zeit entnommen; besonders der Zeit zwischen 1789 und 1799, zwischen seinem vierzigsten und seinem fünfzigsten Jahre, also dem Zeitalter der Revolution. Der Großkophta, Die Aufgeregten, Das Mädchen von Oberkirch, Der Bürgergeneral, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter behandeln direkt die Voraussetzungen oder Wirkungen der Revolution. Die „Natürliche Tochter“ stellt die alte Staatsordnung unmittelbar vor der Revolution dar, Begebenheiten, die stattfanden, als Goethe ungefähr vierundzwanzig Jahre alt war. Zu dieser Gruppe gehört endlich auch „Hermann und Dorothea“, worin die Revolution den Hintergrund bildet und die Handelnden in Bewegung setzt. Unter den wertvollsten Arbeiten des Dichters über die Revolution und aus ihrer Zeit muß noch seine ausgezeichnete Schrift „Die Campagne in Frankreich“ 1792 genannt werden.

Wir finden Äußerungen in Goethes Briefen, die zeigen, daß er in der vorrevolutionären Zeit mit den Leiden des Volkes fühlte. Am dritten April 1782 schreibt er: „Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen . . .“; und am zwanzigsten Juli 1784: „Das arme Volk muß immer den Sack tragen und es ist ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder linken Seite zu schwer wird.“ In den Venezianischen Epigrammen finden wir den folgenden Ausfall gegen die Konservativen in Deutschland:

Jene Menschen sind toll, so sagt Ihr von heftigen Sprechern,  
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt;  
Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit  
Weise Sprache, wenn ach! Weisheit in Sklaven verstummt.



Während ihn die Nachahmer der französischen Revolutionäre auf deutschem Boden anekelten, trauerte er über die Reaktion, die das französische Jakobinertum in Deutschland hervorrief.

Aber so sehr der Minister des kleinen Herzogtums Sachsen-Weimar sich für die Lage des Volkes interessirte und sie nach Kräften zu bessern bestrebt war, eine so wenig lebhafte Vorstellung besaß er von der Summe von Unrecht, unter der das arme Volk in einem großen Reiche wie Frankreich schmachtete, und deshalb auch keine von dem Recht, mit dem die elementaren Mächte in Frankreich sich erhoben.

Für das Elementare in der Geschichte hatte Goethe kein Herz. Er hatte für das menschlich Große nur Sinn, wenn es ihm in persönlicher Form begegnete. Wie er die Renaissance in den wirklichen Persönlichkeiten, in Raffael, Cellini, Reuchlin und in seinen eigenen Helden Götz und Egmont schätzte, so empfand er die Gewalt der Revolution erst, als sie ihm in Gestalt ihres Vollziehers, Bonaparte, entgegentrat.

Die den revolutionären Kräften innewohnende Größe ließ ihn ungerührt. Ihm war die Revolution das Unorganische, die Unordnung, der Bruch mit der Evolution; und er war nahezu der erste Entdecker der allgemeinen Evolution-Theorie. Als im Jahre 1789 die Revolution ausbrach, war er mehr Entwicklung- und Ordnunganhänger denn je. Ordnung war ihm Das, was wir Komposition nennen, aber Komposition in der Entwicklung. Er hatte in der Pflanzenwelt die Wurzel sich zum Stengel entwickeln, den Stengel sich zum Blatte umbilden, das Blatt sich zur Blüte formen sehen. Er hatte in der Tier- und Menschenwelt die Wirbel sich zu Knochen des Schädels umwandeln sehen. Es gab keinen Sprung, es gab nur Übergänge. Er war in der Geologie der langsamen Veränderung durch Jahrtausende gefolgt und hatte mit Leidenschaft die Lehre von plötzlichen vulkanischen Umwälzungen bekämpft.

Als solch eine plötzliche vulkanische Umwälzung war die Revolution ihm ein Gräuel.

Kopenhagen.

Georg Brandes.





## Karl Liebknecht<sup>\*)</sup>

**K**arl Liebknecht: Das ist das symbolische Beispiel für den Sieg einer großen Idee über alle individuellen Neigungen, Wünsche und Interessen.

Der weichste, rücksichtvollste, bescheidenste Mensch wird zum stahlharten, sachlich-schroffen, von persönlichen Gefühlen unbewegten kühnsten Waffenschwinger in dem furchtbarsten, unbarmherzigsten, dem schwersten Krieg, den diese Erde je ertrug: im Klassenkrieg der ausgebeuteten Menschheit.

„Das Mögliche ist nur erreichbar durch Erstreben des Unmöglichen!“, in diesem Satz gibt Karl Liebknecht das Leitgesetz seines revolutionären Wirkens. In diesem Satz ist jedem Halben, jedem Schwanken, jedem Opportunismus Absage erteilt, ist das Nieverzagen, das Vorwärtsdrängen, der ewigjunge Optimismus das Revolutionäre des furchtlosen Kämpfers begründet. „Keine Anstrengung ist zu groß, ist groß genug. Mag das Blut unter den Nägeln herausspritzen, mögen Opfer fallen, so schwer, wie nie fielen. Es gilt unser Größtes und Heiligstes. Lieber Schill denn Krähwinkel! Andere mögen ihr: ‚Nur nicht zu viel! Nur nicht zu früh!‘ plärren. Wir werden bei unserem: ‚Nur nicht zu wenig! Nur nicht zu spät!‘ beharren.“ Das ist Karl Liebknecht. Eine geistige Energie ohnegleichen, die motorische Kraft des um seine Befreiung kämpfenden Proletariates.

Das Unmögliche erstreben! Vom ersten Augenblick an, da er sich in den Dienst des Sozialismus begibt, ist es Liebknechts Forderung. Wer heute die vergilbten Protokole von sozialdemokratischen Kongressen nachblättert, an denen Liebknecht teilnahm, wer dabei beachtet, wie gradlinig der mit der Last eines historischen Namens Beschwerte den (damals bereits hoffnungslosen) Kampf gegen eine kompakte Mehrheit von Reformisten, Kleinbürgern und Karriererevolteuren führte, wie er zäh und unbeugsam blieb, mochte auch das „Gelächter“ der Führerbourgeoisie sein Wort übertönen, Der erkennt schon in

---

<sup>\*)</sup> Vorwort zu dem Buch „Karl Liebknecht; Politische Aufzeichnungen aus dem Nachlaß. Geschrieben in den Jahren 1917 und 18 im Zuchthaus Luckau. Unter Mitarbeit von Sophie Liebknecht herausgegeben (im Verlag der ‚Aktion‘) von Franz Pfemfert“.



jenem Karl Liebknecht der Vorkriegszeit den Unerbittlichen, dem jedes Hindernis nur Antrieb zu größerer Kraftentfaltung bedeutete, den wachsende Widerstände nicht mutlos machten, sondern im Wollen emporsteigerten, über ihn selbst hinaustrieben, bis zum letzten Tag seines Lebens.

1914. Wer mochte als Einzelner daran denken, die Nacht des Kriegswahnsinns, die über die Vernunft eines Millionenvolkes gebreitet war, zu durchbrechen? Lebt noch heute in uns das grauenhafte Bild jener Tage? Menschenmord war das heilige Gebot der Zeit. Nächstenliebe war Verbrechen des Hochverrats. Lüge wurde als sittliche Pflicht ausgerufen. Die „Kosmopoliten“ schämten sich, jemals eine fremde Sprache gesprochen, einem nichtdeutschen Menschen die Hand gedrückt zu haben. Der Reichstag war ein Institut zur moralischen Rechtfertigung des Großen Hauptquartiers. Die Wortführer der internationalen, völkerverbindenden Sozialdemokratie . . . Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, so umstanden sie geschäftig den Thron Wilhelms, gewillt, jede Handlung des Militarismus zu decken, den Burgfrieden zu schützen und jede Kritik zu verhindern. Aus tausend Kanälen, aus Zeitungen, Broschüren, Plakaten, Versammlungen, Schulen, Kasernen und Kirchen rauschte die Flut nationalistischer Verhetzung über das ganze Land, die unbefangenen Köpfe verwüstend, die kühnsten Geister verwirrend.

In diese dunkle Nacht ein Lichtsignal zu schleudern, das von den Proletariern Deutschlands und von den Arbeitern der übrigen Welt gesehen werden konnte: diese Aufgabe wurde Karl Liebknecht gestellt. Man muß sich zurückversetzen in jene Zeit, man muß sich heute vergegenwärtigen, wie trostlos das Volk in seiner geschlossenen Masse vom patriotischen Taumel erfaßt war, um völlig zu begreifen, welches unerhörten Mut jenes trotziges „Nein!“ voraussetzte, das, bei der Abstimmung über die Kriegskredite, ein Einziger in die Welt rief. Jenes einsame Nein war die erste offene Kriegshandlung gegen den Krieg, es war das Zerreißen des Burgfriedens, war der erste wuchtige Schlag, der gegen den deutschen Militarismus gewagt wurde. Der zweite Dezember 1914 verdient, für alle Zukunft in der Geschichte der revolutionären Bewegung als



der Tag gefeiert zu werden, an dem ein Unerschrockener in Deutschland das Banner der Internationale aus dem Staub hob.

Mit Karl Liebknecht sein, Das hieß für jeden Arbeiter nun: Bruch mit der Partei, Bruch mit der „Disziplin“, Bruch mit der Mehrheit der Genossen, die in der „Verteidigung des Vaterlandes“ ihre „heilige“ sozialdemokratische Pflicht erblickten. Mit Karl Liebknecht, Das war Heldentod im Schützengraben oder war Gefängnis. Das war: die Feuerprobe als revolutionärer Sozialist bestehen. Und wie Unzählige schwenkten da ab!

Doch Liebknecht resignierte nie. „Keine Anstrengung ist zu groß, ist groß genug!“ Mochte das Parlament noch so raffinierte Methoden ersinnen, ihn mundtot zu machen: er wußte oft mit einem einzigen Zwischenruf das patriotische Idyll zu zerstören. Mochte eine Armee von Spitzeln ihm auf den Fersen sein: die Versammlungen fanden Statt und die Flugblätter wurden gedruckt und verbreitet. Mochten die Führer der Sozialdemokratie Alles unternehmen, ihn und seine hämmernde Kritik von den Arbeitern fernzuhalten: Liebknecht durchbrach die Schranken, die von der Parteibureaucratie überall errichtet waren. Die (während der Kriegszeit illegal erschienene) Schrift „Klassenkampf gegen den Krieg“ möge dem Leser eine Vorstellung geben von den aufreibenden, hartnäckigen Kämpfen, die Karl Liebknecht innerhalb der Partei zu führen gezwungen war.

1916. Der erste Mai.

In der zerlumpten Uniform des Armierungssoldaten demonstriert Karl Liebknecht auf dem Potsdamer Platz in Berlin gegen das militaristische Deutschland. Schon sind Tausende mit ihm. Schon stimmen Tausende öffentlich ein in seinen Ruf: „Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung!“ Schon Tausende; doch auf der anderen Seite noch immer die kriegs- und siegestrunkenen Millionen!

Karl Liebknecht wird verhaftet und ins Militärgefängnis gebracht. In seiner Wohnung werden Exemplare von dem Flugblatt beschlagnahmt, das zur Rebellion gegen den Krieg aufruft. Jetzt glaubten die Gewaltherrscher, die gefährlichste Stimme ersticken zu können. Die Presse erhält einen Wink; einige kurze Hetznotizen gegen den Störer, die Mitteilung von seiner Verhaftung: damit ist die Angelegenheit abgetan. Und der be-



währte Reichstag entledigt sich in der Sitzung vom elften Mai 1916 Karl Liebknechts prompt durch Preisgabe der Immunität, nachdem der offizielle Sprecher der Sozialdemokratie Deutschlands, Herr Dr. Landsberg (später Minister), diese Leistung vollbracht hat: „Meine Herren, Sie haben es in Liebknecht mit einem Manne zu tun, der durch Appell an die Massen die Regierung zum Frieden zu zwingen suchte, eine Regierung, die bereits wiederholt ihre Friedensbereitschaft vor aller Welt ausgesprochen hat . . . Wie wir zu diesem Kriege stehen, meine Herren, Das wissen Sie. Er ist für uns ein Kampf um die Heimat . . . Das, meine Herren, ist die Stimmung des deutschen Volkes. Und diese Stimmung kann durch ein Blatt Papier (Herr Landsberg meint das Flugblatt) nicht erschüttert werden. Wie grotesk ist diese ganze Unternehmung! Wie kann sich Jemand einbilden, durch eine Demonstration auf dem Potsdamer Platz, durch ein Flugblatt hohe Politik zu machen, in die Geschehnisse der Welt eingreifen zu können? Wenn wir der krankhaften Nervosität, von der dieses ganze Vorgehen, von der jede Zeile des Flugblattes Zeugnis ablegt, unsere klare, nüchterne Ruhe entgegenstellen, dann dienen wir dem Reich am Allerbesten . . .“

Diese „sozialdemokratische“ Rede fand, noch im Mai des Jahres 1916, zustimmende Aufnahme bei den meisten deutschen Arbeitern. Der Wall schien noch immer unerstürmbar. Und nach der Verhaftung Liebknechts zweifelten selbst manche Freunde, ob es richtig gewesen war, daß der Führer einer Bewegung, die ohnehin durch die „Schutzhaft“ wertvoller Mitarbeiter beraubt war, sich so deckungslos gefährdete. Karl Liebknecht ließ Erwägungen dieser Art nicht zu. Er fühlte sich nur als einfachen Soldaten der Revolution. Solidarität und Pflichtgefühl wiesen ihm den Platz in der ersten Reihe. Als „absurd“ verwarf er die Zumutung, die Genossen zur Demonstration aufzurufen und selber ihr fernzubleiben. Gewiß wußte er im Voraus, daß die Militärdiktatur Alles aufbieten würde, den verhaßten Gegner unschädlich zu machen. Er rechnete weder mit der Gnade der Justiz noch mit seiner Immunität als Abgeordneter. Und er, dem es ein Leichtes gewesen wäre, sich nun, als Gefangener, auf die Defensive zu beschränken (eine Taktik, die ihm kein Mensch verübelt hätte), er wird bewußt



„unklug“, er gibt jede „Chance der Verteidigung“ preis, um von seiner Zelle aus den Kampf gegen den deutschen Militarismus und Imperialismus in verschärfter Form fortzusetzen.

Anklagen wollte man ihn? Er wurde der unerbittlichste Ankläger! Aburteilen? Unbarmherzigere, härtere Urteile, als der gefangene Armierungssoldat Liebknecht sie fällte, sind nie über die Weltseuche Militarismus gesprochen worden! Des „vollendeten Landesverrats“ wollte man ihn überführen? Er zog die Volksverräter, die Weltbrandstifter, die Urheber des Massenmordes vor den Richterstuhl der Geschichte. Strengster Ausschluß der Öffentlichkeit sollte verhindern, daß Liebknecht zum Proletariat sprechen könne. Auf dem „legalsten“ Wege wußte der gefürchtete Ankläger diese Absicht zu durchkreuzen: die Eingaben zu den Akten wandten sich an die revolutionäre Avantgarde der Welt, das Aktenbündel, das mit dem Zuchthausurteil über Liebknecht für die Militärjustiz abgeschlossen schien, enthält das Todesurteil über den deutschen Militarismus\*).

„... Mögen Opfer fallen! ...“

Karl Liebknecht hätte nicht nötig gehabt, der Militärjustiz gegenüber irgendwie Prinzipielles preiszugeben; ein Wenig „Vorsicht“, ein Sichbeschränken auf die Abwehr der Anklage: „ehrenvolle Festungshaft“ wäre das Prozeßergebnis geworden. Die vier Jahre Zuchthaus sind nicht die Strafe für das der Anklage zu Grunde liegende Delikt: sie sind die Rache für die furchtbaren Wunden, die Liebknecht dem Feinde zugefügt.

Die vier Jahre sollten Schrecken auslösen, sollten die Bewegung im Lauf aufhalten. Und was bewirkten sie tatsächlich? Am ersten Mai 1916 demonstrierten auf dem Potsdamer Platz ein paar Tausend. Der Tag aber, der das Zuchthausurteil den Massen verkündete, sah den ersten politischen Strike des deutschen Proletariates, „Ein Blatt Papier“, von den sich allzu sicher Fühlenden verspottet, ein waches, rüttelndes Gewissen hinter Eisengittern —: und die stolze Zwingburg, von der herab die Geschicke der Welt geleitet werden sollten, erbebt in ihren Grundfesten.

---

\*) Das Buch „Zuchthausurteil“ ist die wörtliche Wiedergabe der Prozeßakten, Urteile und Eingaben Liebknechts.



Freilich wissen die Gewalthaber auch diese Niederlage so raffiniert zu vertuschen, wie sie die an der Marne verheimlicht hatten. Der Strike wird totgeschwiegen oder zu einer Nichtigkeit zurechtgelogen. Und in wilder Hast schlagen die finsternen Tore des Zuchthauses zu Luckau hinter Karl Lieb knecht ins Schloß. Burgfriede und Durchhalterei scheinen wieder zu triumphieren.

Was bleibt dem zu harter, geist- und willenzermürender Zwangsarbeit (Schuhe fabrizierend und, später, Düten klebend) gepreßten Sträfling nun Anderes, als zu resigniren und allenfalls zu hoffen, die Genossen draußen würden an seiner Statt die revolutionären Pflichten erfüllen? Fast völlig von der Außenwelt abgeschlossen und nur durch eine einzige, natürlich „einwandfreie“ Zeitung, die er Sonntags nachlesen darf, kümmerlich unterrichtet über die Geschehnisse der Zeit: ist es nicht schon viel, gehört nicht eine unerhörte geistige Elastizität allein dazu, nicht abzustumpfen, nicht seelisch zusammenzubrechen? Jedes Vierteljahr eine flüchtige Besuchsstunde unter Aufsicht, jedes Vierteljahr einmal die Möglichkeit, eine schriftliche (censurpflichtige) Lebensäußerung an die Familie zu senden: durfte unter solchen Umständen die herrschende Macht nicht wähnen, ihres gefürchteten Widersachers ledig zu sein?

In dem Buch, das Lieb knechts Briefe aus dem Zuchthause enthält, ist angedeutet worden und die Dokumente selbst verraten es beinahe auf jeder Seite, wie wenig die Zuchthausmauern den Eingekerkerten am Weiterkämpfen zu hindern vermochten. Schon in diesen censirten Briefen, die in ihrer äußeren Form den Charakter rein privater Mittheilungen haben mußten, ist ein beharrliches Pochen, eine ununterbrochene Reveille, die Schlafenden zu wecken, die Säumigen zu mahnen; ein ungeduldiges Drängen und Stoßen: Vorwärts! Zwischen jeder Zeile klingt der metallharte Ruf: „Nur nicht zu wenig! Nur nicht zu spät!“ Und das düstere Verließ zu Luckau, das sonst der Sarg jeder Zuversicht ist, wird die frische Quelle neuer Hoffnung für die Verzagenden und Entmutigten draußen.

Daß das Zuchthaus aber noch mehr gewesen ist, daß es das heilige Centrum der allmählich wachsenden deutschen Revolution war: das vorliegende Buch beweist es.



Mochte die strenge Haftordnung dem gefangenen Kämpfer jährlich vier schwächliche „unpolitische“ Brieflein zubilligen: Liebknecht hatte sich nie durch die Zwirnsfäden bürgerlicher Gesetzlichkeit gefesselt gefühlt. Er schrieb auch in Luckau Das, wozu sein revolutionäres Herz und sein von Tatbereitschaft glühender Kopf ihn zwangen. Kurze Zettelchen, gelesene Zeitungblätter, harmlose Bücher, leere Packethüllen wurden zu Manuskripten. So entstanden sämtliche in diesem Buch vereinten Aufsätze, Abhandlungen, Glossen, Notizen und Aufrufe in den Jahren 1917 und 1918 in der Zuchthauszelle. Sophie Liebknecht nahm sie in Verwahrung. Doch sind nicht alle Arbeiten aus jenen Tagen hier gedruckt. Es schien uns nicht angängig, wahllos jede Zeile aufzunehmen. Ausgeschaltet wurden Entwürfe, Skizzen und Glossen, die ohnehin nur die Bestimmung hatten, den Genossen Material zu sein für die Agitation eines Tages. Ausgeschaltet wurden einzelne Manuskripte, die, von kleinen Abweichungen abgesehen, nur Duplikate sind zu hier aufgenommenen Arbeiten und die als Ersatz gedacht waren für den Fall, daß etwa die erste Niederschrift „verloren“ gegangen wäre.

Das Werk kommt in einer Stunde, wo die verwirrte, entmutigte Arbeiterschaft Deutschlands seiner besonders bedarf. Es gibt den vorwärtsstürmenden Agitator, dem das revolutionäre Proletariat begeistert folgte; es gibt den unversöhnlichen Feind des Militarismus; es gibt den unerschrockenen Rufer zur sozialen Revolution. Und es gibt zugleich einen anderen, nicht minder bedeutenden, doch den breiten Massen noch unbekannten Karl Liebknecht. Immer im Wachsen, mit immer schwereren Forderungen an sich selber herantretend, erschöpft der Zuchthaussträfling sich nicht damit, dem Proletariat Helfer zu sein im aktiven Kampf des Augenblicks; er ist nicht nur besorgt, das Kämpferheer zu formiren; er prüft die bisher benutzten Waffen, er verwirft schartige und schmiedet neue, er sondirt die Bastionen des Gegners und zeigt deren morsche Punkte; er stellt an gefährlichen Abhängen und Wegen Warnungstafeln auf; er beleuchtet grell Irrgänge, die in Moräste führen. In tiefschürfenden Untersuchungen (die dennoch jeder denkende Arbeiter verstehen kann) deckt Liebknecht die verschiedenen Strömungen inner-



halb der deutschen Arbeiterbewegung auf; die Ursachen der Zersplitterung und Versumpfung der Sozialdemokratie werden sichtbar gemacht. Klar ist (Jahre vor Beginn der Revolution) die Weiterentwicklung der alten Partei aufgezeichnet. Eindeutig sind die revolutionären Aufgaben der deutschen Arbeiter für die Zukunft formuliert. Mit einer sachlichen und doch von Leidenschaftlichkeit diktierten Gründlichkeit sind die Probleme des Krieges, ist die Frage nach der Kriegsschuld behandelt worden. Die Verhältnisse, unter denen die Gedanken geprägt werden mußten, zwangen zur heftigsten Konzentration der Form. Oft mußte in einer kurzen Glosse zusammengeballt sein, was unter normalen Umständen Stoff für Broschüren gewesen wäre. Einmal verrät ein kurzer Stoßseufzer: „Vieles wieder unter den Tisch gefallen!“ die Qual des Denkers: seine Gedankenfracht unbenutzt ausschütten zu müssen. Da und dort sind die Gedankenstriche ein gewaltsames Niederhalten von Gedankenfolgen, damit neu andrängende Gedanken fixiert werden können. Vulkanisch wühlt es im Gehirn, und während die Hände Düten formen, schlägt der Geist kommende Schlachten . . .

Aus dem legalen Vierteljahrsbrief vom achten September 1918 kommt der Schrei: „Ich möchte helfen unter Opferung von tausend eigenen Leben, mithelfen an dem Einzigen“, an der deutschen proletarischen Revolution. Dann, hinterher, jauchzt ein illegaler Zettel: „Der Bann ist gebrochen!“ Ein zweiter: „Die entscheidende Stunde schlägt zur sozialen Revolution!“ Und dann dröhnen Manifest auf Manifest gegen die Kerkergritter und in die Freiheit: „Deutsche Soldaten! Deutsche Arbeiter!“ . . . Karl Liebknecht läutet Sturm gegen den Militarismus, den Krieg, die kapitalistische Welt . . .

Das ist dieses Buch: Karl Liebknecht! Ein Einsamer am zweiten Dezember 1914. Mit einem kleinen Häuflein am ersten Mai 1916. Ein „Verurteilter“: das Signal zum ersten revolutionären Strike. Nach zwei Jahren muß die Regierung dem Verhaßten und Verachteten die Zuchthausstore öffnen . . . Der erste Satz, der von den Lippen Liebknechts tönt, als das Proletariat Berlins ihn auf dem Anhalter Bahnhof empfängt, ist der Ruf vom ersten Mai 1916: „Nieder mit der Regierung! Nieder mit dem Krieg!“ Und dann: „Es lebe die Revolution!“ . . .



Und dann kamen die Tage, wo Karl Liebknecht in jeder Stunde bewies, wie bitter ernst es ihm war mit dem Verlangen, tausend eigene Leben zu opfern für den Sieg. „Nur nicht zu wenig! Nur nicht zu spät! . . .

Keine Anstrengung ist zu groß, ist groß genug! Es gilt unser Heiligstes!“

Man mag die Geschichte aller Revolutionen, auch der russischen, zum Vergleich nehmen: nie hat es einen Kämpfer gegeben, der so ungeheure Energiemengen, so viel Tatkraft, so viel Hingabe, so viel Selbstaufopferung in sich vereinte wie Karl Liebknecht von dem Tage an, da er Luckau verließ, bis zu dem Augenblick, da gedungene Klauen ihn ermordeten. Er war die Begeisterung, er war der Atem, er war die Fülle, er war das Gewissen. Mit jeder Stunde steigerte der Kampf ihn höher empor. Fürwahr, er lebte in jenen Wochen tausend Leben. Und gab sie hin.

Karl Liebknecht: Das ist das große Symbol! . . .

Franz Pfemfert.



## Epilog

**G**eboren 1886 als Sohn eines evangelischen Pfarrers und einer Französin aus der Gegend von Yverdon in einem Dorf von dreihundert Einwohnern etwa in der Mitte zwischen Berlin und Hamburg, aufgewachsen in einem Dorf der selben Größe in der Mark. Kam aufs Gymnasium, dann auf die Universität, studierte zwei Jahre Philosophie und Theologie, dann Medizin auf der Kaiser Wilhelms-Akademie, war aktiver Militärarzt in Provinzregimentern, bekam bald den Abschied, da nach einem sechsstündigen Galop bei einer Übung eine Niere sich lockerte, bildete mich ärztlich weiter aus, fuhr nach Amerika, impfte das Zwischendeck, zog in den Krieg, erstürmte Antwerpen, lebte in der Etape einen guten Tag, war lange in Brüssel, wo Sternheim, Flake, Einstein, Hausenstein ihre Tage verbrachten, wohne jetzt in Berlin als Spezialarzt für Geschlechtskrankheiten; Sprechstunde abends Fünf bis Sieben.



Ich approbirte, promovirte, doktorirte, schrieb über Zuckerkrankheit im Heer, Impfungen bei Tripper, Bauchfellücken, Krebsstatistiken, erhielt die Goldene Medaille der Universität Berlin für eine Arbeit über Epilepsie; was ich an Literatur verfaßte, schrieb ich, mit Ausnahme der „Morgue“, die 1912 erschien, im Frühjahr 1916 in Brüssel. Da war ich Arzt an einem Prostituirtenkrankenhaus, ein ganz isolirter Posten, lebte in einem konfiszierten Haus, elf Zimmer, allein mit meinem Burschen, hatte wenig Dienst, durfte in Civil gehen, war mit nichts behaftet, hing an Keinem, verstand die Sprache kaum, strich durch die Straßen. Fremdes Volk. Eigentümlicher Frühling; drei Monate ganz ohne Vergleich. Was war die Kanonade von der Yser, ohne die kein Tag verging? Das Leben schwang in einer Atmosphäre von Schweigen und Verlorenheit, ich lebte am Rande, wo das Dasein fällt und das Ich beginnt. Ich denke oft an diese Wochen zurück; sie waren das Leben, sie werden nicht wiederkommen, alles Andere war Bruch.

So weit ich die viertausend Jahre Menschheit übersehe, gibt es zwei Typen neurologischer Reaktion. Gespalten an der Empfindlichkeit gegen das Verhältniß des Ganzen und der Teile, repräsentirt durch die Irritabilität gegen den Begriff der Totalität. Primat des Ganzen, τὸ ἐν καὶ πᾶν, zufälliges Spiel der Formen, schmerzlich und centripetal, Inder, Spekulative, Introvertirte: Expressionisten und rühriges Absolut des Individuellen mit dem Begriff als Registratur: Kasuistiker, Aktivisten, ethisch und muskelbepackt; ich halte zu der Reihe der Totalen, der Chaolisten in einem Maße, daß ich Darwin für eine Hebamme halte und den Affen für Kunstgewerbe: wir erfanden den Raum, um die Zeit totzuschlagen, und die Zeit für unsere Langeweile; es wird nichts und es entwickelt sich nichts, die Kategorie, in der der Kosmos offenbar wird, ist die Kategorie der Stagnation.

Ich stamme aus dem naturwissenschaftlichen Jahrhundert; ich kenne meinen Zustand ganz genau. Bacchanal durch die Singularitäten, Konkretismus triumphal, gebrochen dann wie keins unter das Gesetz der Stilisirung und der synthetischen Funktion, abgewandelt in meinen Centren, eine groteske Persiflage; und ich muß bei dieser Gelegenheit anführen, daß ich nicht immer mein jetziges Gewerbe, die Hautleiden, betrieb.



Ich war ursprünglich Psychiater gewesen, bis sich das merkwürdige Phänomen einstellte, das immer kritischer wurde und darauf hinauslief, daß ich mich nicht mehr für einen Einzelfall interessiren konnte.

Es war mir körperlich nicht mehr möglich, meine Aufmerksamkeit, mein Interesse auf einen neu eingelieferten Fall zu sammeln oder die alten Kranken fortlaufend individualisirend zu beobachten. Die Fragen nach der Vorgeschichte ihres Leidens, die Feststellungen über ihre Herkunft und Lebensweise, die Prüfungen, die sich auf des Einzelnen Intelligenz und moralisches Quivive bezogen, schufen mir Qualen, die nicht beschreiblich sind. Mein Mund trocknete aus, meine Lider entzündeten sich, ich wäre zu Gewaltakten geschritten, wenn mich nicht vorher schon mein Chef zu sich gerufen, über vollkommen unzureichende Führung der Krankengeschichten zur Rede gestellt und entlassen hätte.

Ich versuchte, mir darüber klar zu werden, woran ich litt. Von psychiatrischen Lehrbüchern aus, in denen ich suchte, kam ich zu modernen psychologischen Arbeiten, zum Teil sehr merkwürdigen, namentlich der französischen Schule, ich vertiefte mich in die Schilderungen des Zustandes, der als Depersonalisation oder als Entfremdung der Wahrnehmungswelt bezeichnet wird, ich begann, das Ich zu erkennen als ein Gebilde, das mit einer Gewalt, gegen die die Schwerkraft der Hauch einer Schneeflocke war, zu einem Zustande strebte, in dem nichts mehr von Dem, was die moderne Kultur als Geistesgabe bezeichnete, eine Rolle spielte, sondern in dem Alles, was die Civilisation unter Führung der Schulmedizin anrühig gemacht hatte als Nervenschwäche, Ermüdbarkeit, Psychasthenie die tiefe, schrankenlose, mythenalte Fremdheit zugab zwischen dem Menschen und der Welt.

Unmöglich, noch in einer Gemeinschaft zu existiren, unmöglich, sich auf sie zu beziehen in Leben oder Beruf; zu durchsichtig die Wrackigkeit ihrer antithetischen Struktur, zu verächtlich dieser ewig koitale Kompromiß embonpointaler Antinomien... Ich hatte bei Montesquieu gelesen, Caligula, da er eben so von Antonius wie Augustus abstammte, sagte, er würde die Konsuln strafen, wenn sie den zum Andenken an den Sieg



bei Actium eingesetzten Freudentag feierten, würde sie aber auch strafen, wenn sie nicht feierten; und als Drusilla, der er göttliche Ehren zu Teil werden ließ, gestorben war, galt es als Verbrechen, sie zu beweinen, weil sie eine Göttin war, und sie nicht zu beweinen, weil sie seine Schwester war. Dies schwebte mir vor. Hieran mußte ich denken, wenn der Zeitgenosse mir entgegentrat. In dieser Form sah ich ihn, wo immer er sich mir stellte; in dieser Linie offenbarte sich mir seine Figur; es war die „Einerseits“- und „Andererseits“-Struktur, in der er sich bewegte, das Professional-Diagonale zur Prophylaxe des Geschlechtes. Einerseits und andererseits die verbissenste Individualität bis in den Dreck der Fingernägel und zu sozialen Kompromissen gezwungen vom Fressen bis zum Koitus, ewig diese mediokre Balance und diese generell ewig positive Latenz. Lemuren, Schemen, kreischende Mahre, um die Galoschen schlickernd das Nichts: Worte, Horatio, Blähungen der Lippe, Samen blasend ins Geschwätzige; immer wieder machte ich die Tore eng und die Türen des Geschäftes zu und ging auf Reisen, immer wieder mußte ich zurück, da ich in Europa keine Wüste fand. Ein Herr sitzt vor mir in meinem Sprechzimmer, er wendet mir seine Rede zu, die Summe von Erfahrungen eines achtbaren Lebens spielt um seine Lippe, er will bei mir Genesungsubstantive kaufen; nur Mut, mein Freund, es geht schon aufwärts, Beruhigung, Bekömmlichkeit. Ich blicke über die Straße, ein Herr stäubt sich den Rock ab, es stäuben sich aber in diesem Augenblick viele Herren den Rock ab, wohin man blickt, immer dies Simultane, hin und her zwischen der Stabilisation und dem Fraglos-Weiten, zwischen Begriff und Absolutem hin und her . . .

Wie soll man da leben? Man soll ja auch nicht. Vasomotorisch labil, neurotisch inkontinent, ecce am Kadaver und ecce an der Apokalypse, Schizothymien statt der Affekte, statt Fruchtbarkeit Aborte in alle Himmelsstriche, autopsychisch solitär, faulig monokol, polyphemhaft an den Hammelstücken, die ihre Beute unten tragen: am Bauch, nicht an den absoluten Graten; fünfunddreißig Jahre und total erledigt. Ich schreibe nichts mehr (man müßte mit Spulwürmern schreiben und Koprolalien); ich lese nichts mehr (Wen denn? Die alten



ehrlichen Titaniden mit dem Ikaridenflügel im Stullenpapier?); ich denke keinen Gedanken mehr zu Ende. Rührend das Bild des Abendländers, der immer noch und immer wieder, und bis der Occident in Schatten sinkt, dem Chaos gegenübertritt mit seiner einzigen Waffe, dem Begriff, der Schleuder, davidisch, mit der er um sein Leben kämpft. Aber Dämmerung über die formalen Methoden; ich streife die Vorstellung einer Funktion außerhalb der Psychologie ewig latenter Antithesen syndikalistisch-metaphysisch.

Nun erscheinen meine gesammelten Werke, ein Band, zweihundert Seiten, sehr dürftig; man müßte sich schämen, wenn man noch am Leben wäre. Kein nennenswertes Dokument; ich wäre erstaunt, wenn sie Jemand läse; mir selber stehen sie schon sehr fern, ich werfe sie hinter mich wie Deukalion die Steine; vielleicht werden aus den Fratzen Menschen; aber wie sie auch werden mögen: ich liebe sie nicht.

Gottfried Benn.







Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probesendung. Postfach 2, Hamburg 31.



**Bad Kissingen. Hotel Büdel**  
gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten von den Quellen. Bekannt gutes Haus. Auskunft wegen Verpflegung u. Wohnung durch den Besitzer **A. Büdel.**

# LOUIS MICHELS

Bankgeschäft / Berlin W 56, Französischestr. 29  
**Spezialzweige des Effektengeschäfts**  
Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

# BAD NEUENAUH

**Bonns Kronenhotel**

Haus 1. Ranges, 110 Betten  
Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet

# Otto Marfiewicz

**Bankgeschäft**

**Berlin NW 7 / Amsterdam / Hamburg**

Unter den Linden 77

Gänsemarkt 60

**Anleihen u. Renten / Erstfl. mündels. Anlagen**

**Devisen · Akkreditive · Kreditbriefe**

**Umwechslung fremder Geldsorten zu kulantem Bedingungen**

**Ausführung aller Bank-  
und Börsentransaktionen**

**Bereitwillige Auskunft = Erteilung über Industrie = Papiere**

**Finanzierungen**

Telegr.: Siegmarius Berlin - Markitto Hamburg / Zentrum 9153, 9154, 5088, 925, 8026



# MAXIMILIAN HARDEN

## KRIEG UND FRIEDE

Zwei Bände

Zehnte Auflage

Geheftet M. 20.—, in Halbleinen M. 40.—

### I N H A L T:

Erstes Kapitel: Österreich u. Serbien	Elftes Kapitel: Nikolaj Nikolajewitsch
Zweites „ Fata Morgana	
Drittes „ Kriegserklärung	Zwölftes „ Zu Haus
Viertes „ Hochzeitstimmung	Dreizehntes „ Kriegsziele
Fünftes „ Politik im Kriege	Vierzehntes „ Inselkrankheit
Sechstes „ Die Meerengen	Fünfzehntes „ Revolution
Siebentes „ Patriotismus	Sechzehntes „ Habsburgische
Achtes „ An Herrn Poincaré	Demokratie
Neuntes „ Hirn und Schwert	Siebzehntes „ Neue Welt
Zehntes „ Moral im Kriege	Achtzehntes „ Morgen

Neunzehntes Kapitel: Apokalypse.

ERICH REISS VERLAG / BERLIN W 62

# KASIMIR EDSCHMID KEAN

Drama in 5 Akten nach Dumas. Zweite Auflage

Geheftet M. 15.—

Gebunden M. 22.—

*Angenommen bzw. aufgeführt von den meisten  
großen Theatern Deutschlands*

Im übrigen ist das Stück von Grund auf neu geschaffen, ganz Edschmid — und seine beste Leistung geworden. Zur Feststellung der Werte zieht es natürlich an, Vergleiche mit Dumas zu stellen. Die Hauptfigur Kean ist dort ein grundlos angeschwärmter, liederlicher Theaterheld. Edschmids Kean ist ein Kerl, ein Meisterer des Lebens, ein Genüßling wohl, aber einer, der sich Befriedigung mit vollstem Einsatz erringt. Die Schießbudenfiguren Dumas' sind — wie stets bei Edschmid — zu vieles wagenden, aber auch Letztes gebenden Echtmenschen geworden. Dort bei Dumas, um noch eins zu sagen, konventionelles Gerede, oberflächlich verlogene Gesellschaftskonversation, wie man sie damals gesprochen und heute spricht, die aber absaust und beckenhohl wird, wenn es sich um lebensgefährliche — oder entscheidende Situationen dreht, die vielleicht im Leben mit Floskeln und Metaphern, aber in der Kunst nicht so (weil sonst nichts mehr bleibt) zu bestreiten sind. Hier vor allem setzt Edschmids geschulte Kunst ein. Daß geistreiche Situationen aus geistvollen Wortblitzen Elementarisches erhalten, ist klar, noch wichtiger, daß die bestimmenden Springpunkte der Geschehnisse vergeistigt, wie notwendig, eindeutig dastehen.

Hannoverscher Kurier.

ERICH REISS VERLAG / BERLIN W 62



**Regina-Palast am Zoo** Inhaber: Reeg & Arnold  
 (Kaiser - Wilhelm - Gedächtnis - Kirche) Telephon: Steinplatz 9955  
**Kurfürstendamm 10 und Kantstraße 167-169**  
 Täglich nachmittags **Erstes Intern. Kammer-Orchester**  
 und abends:  
 Dirigent: Otto Hartmann. Konzertmeister: C. Bartholdy.  
 Am Flügel: W. Lautenschläger

**Schiffahrts-Aktien** / Kolonialwerte  
 Städte- und Staatsanleihen / ausländische Kupons  
**E. CALMANN · HAMBURG**

**Tragen Sie Mayser-Hüte!**

## Das große Bilderbuch des Films

200 Seiten Illustrationen / Preis M. 10.— / ist das in Kupfertiefdruck hergestellte  
 an Inhalt und Ausstattung reiche Prachtwerk für jeden Filmfreund. Zu beziehen vom

**VERLAG FILM-KURIER / BERLIN W 8**

**Bankhaus**  
**Fritz Emil Schüler**  
**DÜSSELDORF**  
 == Königsallee 21 ==

Für Stadtgespräche: 5403, 5979, 8665, 16386,  
 16295, 16453 / für Ferngespräche: F 101, F 102,  
 F 103, F 104, F 105, F 106, F 107, F 108, F 109

Telegramm-Adresse: „Effektenschüler“

**Kohlen-, Kali-, Erzkuxe / Unnotierte Aktien**  
**und Obligationen / Ausländ. Zahlungsmittel**  
**Akkreditive / Ausführliche Kursberichte**

Mitglied der Düsseldorfer, Essener u. Kölner Börse

Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und  
 ausländ. Börsen sowie sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.

Go - gle



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrgang

15. X. 21

Nr. 3

---

## Nach fernen Meeren

Panorama

Die Wahl des Blickpunktes lichtet (also: formt) dem Betrachter das Antlitz des Bildes. Pflanzte vor den herrlichsten Van Gogh sich Einer so dicht, daß sein Auge der Pinselspur nachtasten kann: das Wunder höchst persönlich frommer Naturvision wirkt nicht in ihn; er sieht, vielleicht, manche „Valeurs“, Werthe des Malerkönnens, doch nicht den Bau des Bildes, nicht die warmem Erdschoß entsprossenen, steil oder matt in Sonnenbrut reifenden Goldähren; und seine Seele befährt nicht das Meer der stillen, nur vom Gluthkuß der Himmelsflammen leis bebenden Luft. Träte er weit zurück: er sähe nur Goldgelb mannichfacher Tönung, Blau, Weiß, andere Tupfen und Tüpfchen; und müßte sich in die Freude an der Symphonie dieser Farben bescheiden. Fühlt Einer sich Ruinen so kindhaft zugehörig, daß er jeden aus den Fugen gelösten Stein, als dröhnte draus die Stimme empörter Gottheit, mit seinen Thränen netzt, dann wird Nothwendigkeit und Segen der Zerstörung, die doch zu Neubau erst Raum schuf, ihm niemals bewußt. Und bohrt ein Volk sich tief in den Wahn, der Nabel der Erde zu sein (der es als Zehe oder Finger, Streckmuskel oder Darmstück dienen mag), dann merkt es zu spät die Wandlungen im Leib dieser Erde, Schwangerschaft, Wehen, Geburt, und reiht nicht vorn, nicht zu rechter Stunde sich in



den Gang solchen Werdens. Trachtet, Regirer, Schreiber, Redner, daß nicht länger noch falsche Wahl des Blickpunktes dem deutschen Volk das Antlitz des Weltbildes verneble oder verzerre. Dieses Unheil währt fort, wenn Ihr Hirn und Ohr des Volkes mit Alltagsschwatz über die Fruchtverheißung neuer Parteienkoalition und den Frevel unausrodbarer Valutaschieberei, gar mit neuem Gezeter über die im Bezirk anderer Völker nistende mißtrauische Feindschaft vollstopfet. Der Edelsinn eines Menschen, also spricht Chinas weisester Geist, offenbart sich darin, daß er über Verkennung nicht murret; und die Vernunft eines Volkes darin, daß es durch unermüdliche Versittlichung seines Wollens und Handelns, nicht nur des sichtbaren, und durch nie selbstgefällige Verfeinerung seiner Lebensart die Feindschaft entwaffnet. Die Anderen, saget Ihr (weils aus allen Winkeln Euch zugeflüstert oder zugebrüllt wurde), die Sieger sollen anfangen? Ausredeträger Herzen. Daß anderswo üble Kerle hausen, entbindet uns nicht der Pflicht zu Selbstveredelung. Daß dem Schwein in Speck und Dreck wohlig ist, darf den Menschen nicht hindern, sich in die ihm verheißene Krone der Schöpfung aufzurecken. Wie weit sich, jenseits von unseren Grenzen, das Reich rückständiger Dummheit und gewissenloser Niedertracht dehne, hörten wir vor dem Krieg alltäglich; in den Kriegsjahren, wie nah ringsum allen feindlichen Ländern die Nacht des Niederbruches sei. Und schon hat vor Unmündigen das alte Trugspiel wieder begonnen. Schnell muß es enden; ehe neues Unheil in unsere Welt gesät ist. Nicht dem deutschen Volk, nur den ihm feindlichen Mächten, zinst der Versuch, seinen Willen in Zornesgluth aufzuschüren. Der Verlust deutschen oder in zäher Arbeit dem Deutschthum eroberten Landes schneidet ins Herz und kein Gerechter kann fordern, kein seine Erde Liebender darf wünschen, daß diese Wunde rasch verharsche. Doch die Grenzverrückung ist nicht, was sie Jahrhunderte lang und gestern noch war: ein dem Besiegten eingebranntes Schmachzeichen; ist unserem Hoffen der Anfang von Entstaatlichung, Internationalisirung, ist ein Mittel zu Verschmelzung von Völkern, die, weil sie einander nicht kennen und hart in engem Raum stießen, Haß geschieden hat und die einander



doch heute nützlich ergänzen können und morgen müssen. Ist ein Meilenmerkstein auf dem in hohem Bogen über das Wildenvorurtheil gegen Fremdglauen, Fremdblut steilan bis in das Empyreum der Menschenbrüderschaft führenden Weg. Senkte er vom Grat sich in schweflig dampfende Finsterniß und schlängelte in langer Windung dann sich durch die neun Höllenkreise, über die sieben Büsserterrassen der dantischen Unterwelt: erhobenen Hauptes, mit hellem Blick, schritte ihn Deutschlands Volk, das sein Schicksal lieben lernte. Schreit, Deutsche, geduldig, in Qualm und Lohe tapfer aufrecht, in das Dritte Reich, den lichten Tempel reiner Menschlichkeit, dessen Thor nur den von Hofart und Praßlust, Neid und Geiz, Lüge und Haß Unheilbaren nie sich entriegelt. Weh aber dem bis ins Mark der Seele Besudelten, den selbst des Fegfeuers sengender Besen nicht zu säubern vermag.

Wie sieht die Welt aus? Europas Ost ganz anders als noch im Sommer. Hungersnoth, die furchtbarste, von der uns Geschichte erzählt, und Rückzug in Theorie und Praxis der Wirthschaft hat den Nimbus Moskaus gebleicht. Polens neuer Finanzminister, Herr Michalski, ein Fachmann, wagte gestern, in Warschau dem Reichstag, dem berüchtigten Sejm, zu sagen, die polnische Mark (ein Fünfzigtel der deutschen, die selbst kaum ein Dreißigtel ihres Goldwerthes bewahrt hat) habe nur noch „lokale Kaufkraft“, werde hinter der Grenze nicht viel höher als der Sowjetrubel geschätzt; und forderte, als letztes Nothmittel zu Rettung der in drei kurzen Jahren völlig zerrütteten Staatsfinanzen, Opferbereitschaft, die das Antlitz der warschauer Slachta, der ost- und westpolnischen Bourgeoisie seltsamer als alles auf ihrer Erde in fünf Jahrhundertvierteln Erlebte verändern müßte. Durch das Gedröhn glühender Julisonne schmetterte die Fanfare von nahem Griechensieg, der Angora der Macht Mustapha Kemals entreißen, wieder, endlich, einen Konstantin nach Konstantinopel führen, das alte Byzantion, als Hellenenerbe, aus bunt schillernder Verwesung erlösen werde. In den ersten Herbstnebel zerrann das Luftschloß. Angora ist nicht erobert, Stambul niemals bedroht worden, das Glück, das Venizelos den Griechen brachte, von Tinos Fahnen geflohen. Wendet sich wieder? Auf



anatolischer, nicht vom Athem träger und feiler Effendis verpesteter Erde war Kemal, für den der Bauer focht und der Senussi-Orden warb, bisher unüberwindlich. Schon heischt er die Räumung Kleinasiens und Thrakiens, weigert dem Vertrag von Sèvres die Anerkennung, hat mit Italien Sonderfrieden geschlossen, verhandelt über franko-türkischen mit dem Abgeordneten Franklin-Bouillon und kann, wenn ihm Glücksgunst winkt, morgen vor Konstantinopel stehen. Würde Griechenland den Unheilsbringer, der ihm den Einsatz langen Mühens leichtfertig verspielte, zum dritten Mal wegjagen? Wichtiger ist die Frage, ob England versuchen wird, den Griechen, die es ein Jahr lang leis unterstützte, wenigstens das Land um Smyrna zu sichern. Suez, Gibraltar, Bosporus: die an diesen drei Stellen gebietende Macht kann mit der Löwenpranke das Mittelmeer schließen und öffnen. Verzicht auf die von Curzons kühnstem Traum nicht erhoffte Herrschaft über Südosteuropas Meerengen würde den Briten schwer. Aber sie dürfen in dem unruhigen, von Bolschewikensendlingen bis in dunkle Tiefe aufgewühlten Indien die Mohammedaner, den festesten Deich gegen die Hindufluth, nicht verletzen, haben den neuen Khalifat, den sie, zu unheilbarer Entmachtung des Türkensultans, ersehnen, weder in Mekka noch in Bagdad einzuwurzeln vermocht; und über allen Küsten ihres Riesenreiches lagert das Gewölk schwarzer Sorge. Nationalistenfieber in Egypten, dem kein zweiter Cromer erstanden ist. Schwellender Britenhaß in Frankreich (auch der Kampf um Angora, Sèvres und Kattowitz ist im Grund ja franko-britischer Krieg). Dreihundert Millionen Pfund, hundertzwanzig Milliarden Papiermark, seit dem Waffenstillstand fast nutzlos in Abenteuern verthan. Schnelle Lösung des Irenproblems nicht ganz sicher. Und die englische Politik wird nicht mehr in London gemacht. Kein beträchtlicher Schritt ohne Zustimmung der Dominions: Das ist seit der letzten Reichskonferenz im Empire Gesetz. Auch dieser Pegel meldet das Ebben des Europäereinflusses. Die großen, in Selbstbewußtsein gereiften Dominions, Südafrika, Kanada, Neuseeland, Australien (an Landbesitz größer als die Vereinigten Staaten von Amerika:



und an Volkszahl nicht reicher als Groß-Paris, durch das Tropenklima ungeheurer Landstrecken auf farbige Bauer angewiesen: und aus ethnischem Trieb doch wider deren Einwanderung heftig aufgebäumt), alle sträuben sich gegen die unveränderte Dauer des anglo-japanischen Bündnisses, alle drängen zu Verständigung mit Washington. Mit dem selben Eifer zu der dort gewünschten Abrüstung auf den Meeren? Ihre Unabhängigkeit wäre fester verbürgt, wenn England die Polypenarme seiner Flotte nicht so weit strecken könnte; und erst nach dem Entschluß, ohne übermächtige Seegewalt sich in friedliche Völkergemeinschaft zu fügen, wäre mit dem Kabinet des Präsidenten Harding über die Streichung der Kriegsschulden zu reden. London und Tokio möchten die Konferenz, die den Fragen des Pacific, der Flottenrüstung und Weltfinanzirung die Antwort finden soll, vertagen, weil beide Regirungen fühlen, welche Gefahr entstünde, wenn die Fragen öffentlich gestellt und die Antworten nicht gefunden würden. Gelingt der Gigantentrust British Empire-United States, der (fürs Erste) Japan auf den Platz eines Junior-Partners klettern ließe und dessen Hauptmärkte China, Rußland, Südamerika und alle aufnahmefähigen Mandatbezirke Afrikas wären, dann muß Europa sich in Einheit sputen; als ein Knirps, der nur ein Bündel geflickter Vaterländer und den mageren Ertrag sonnenloser, zerklüfteter Wirthschaft mitbrächte, würde es in Armuth und Ohnmacht verdammt. Was ist sonst? Austro-ungarischer Zwist um das ödenburger Komitat. In Budapest, Wien, Salzburg, Innsbruck, München allerlei plumpe und feines Gemächel für Restauration eines Königthumes, ein süddeutsch-magyarisches Danubien; hie Habsburg, hie Wittelsbach (das höheren Kurs hat). Italien und Jugoslawien blühen auf und trachten, die Reibungsfläche zu kleinern, die sie trennt. Herr Take Jonescu, Rumäniens Außenminister, ist in geschäftiger Bewegung; stets auf der Tour als commis voyageur der Kleinen Entente. Deren Schöpfer (als Schüler, Schwiegersohn, tauglichstes Werkzeug des Präsidenten Masaryk), Herr Benesch, hat das Ministerpräsidium in der Czecho-slowakei übernommen. Ein meist behutsam Kluger, der im



Westen sich früh Achtung erwarb, Versöhnung der in Böhmen angesiedelten, der Wirthschaft unentbehrlichen Deutschen erstrebt und der, trotz seinem stolzen Slawismus, uns willkommen sein kann, weil er die Machtsphäre des fast immer weisen Staatsmannes Masaryk weitet, dessen Willensweg überall zuletzt in Vernunft mündete. Dieser Allerhellerin bahnt in Frankreich der Groll gegen England mählich nun eine Gasse. Langsam. Noch darf Herr Briand nur schüchtern sich in leise Andeutung der Wirklichkeit vorwagen, deren Erkenntniß ihm dämmert. Noch ist auch vorn, an der Rampe des politischen Betriebes, die Zahl Derer groß, die Deutschland nicht anders sehen wollen, als vor bald neun Jahrzehnten Heinrich Heine es ihren Großvätern zeigte. „Nehmet Euch in Acht, Franzosen. Ich meine es gut mit Euch und deshalb sage ich Euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutschland mehr zu fürchten als von der ganzen Heiligen Alliance sammt allen Kroaten und Kosaken. Einst, im Bierkeller zu Göttingen, äußerte ein junger Altdeutscher, daß man Rache nehmen müsse an den Franzosen für Konradin von Staufen, den sie in Neapel köpften. Ihr habt Das gewiß vergessen. Wir aber vergessen nichts. Daher rathe ich, auf Eurer Hut zu sein. In Deutschland mag vorgehen, was da wolle, mag der Kronprinz von Preußen oder der Doktor Wirth zur Herrschaft gelangen: haltet Euch immer gerüstet, bleibt ruhig auf Eurem Posten stehen, das Gewehr im Arm. Ich meine es gut mit Euch und es hat mich schier erschreckt, als ich jüngst vernahm, Eure Minister beabsichtigten, Frankreich zu entwaffnen. Da Ihr geborene Klassiker seid, so kennt Ihr den Olymp. Unter den nackten Göttern und Göttinnen, die sich dort bei Nektar und Ambrosia erlustigen, seht Ihr eine Göttin, die, obgleich umgeben von solcher Freude und Kurzweil, dennoch immer einen Panzer trägt und den Helm auf dem Kopf und den Speer in der Hand behält. Es ist die Göttin der Weisheit.“ Das steht in Heines Buch „Ueber Deutschland“. Der Doktor Wirth, vor dem der Spötter die Franzosen warnte, war ein bayerischer Rechtsanwalt und Publizist, den die Sehnsucht nach einem in Freiheit geeinten Deutsch-



land in Rebellenzorn hitzte, ins Gefängniß, dann unter Polizeiaufsicht brachte, der den Peinigern nach Frankreich entlief, zwölf Jahre danach in die erste Deutsche Nationalversammlung abgeordnet wurde und im Juli 48 in Frankfurt starb. Wäre die Deutsche Republik, wie Kindsköpfe jetzt ausschreien, internationalen Vertrauens nur würdig, wenn der neue Doktor Wirth, auch ein wackerer Demokrat, fest auf dem Kanzlerstuhl sitzt, dann dürfte Heines Warnung unverjährt fortwirken. Daß über uns stärkere Mächte walten, ist Trost. Würde dem rastlos beredten Kanzler das Stimmband unheilbar gelähmt: Deutschland müßte selbst dieses Leid (das der Himmel verhüte) überleben. Könnte. Nicht im Dunkel oberschlesischer Schachte wächst, nicht am Pappstiel des wiesbadener Vertrages hängt sein Schicksal. Schauet in die Welt. Die Wahl des Blickpunktes lichtet ihr Antlitz.

### Ewige Wiederkunft

In der schottischen Stadt Inverneß, wo einst Macbeth den König Duncan getötet haben soll, hat der vor Schatten nicht furchtsame Herr Lloyd George an die Aehnlichkeit des Zustandes von heute mit dem der nachbonapartistischen Zeit erinnert. Auch er dachte, wie Alle, die sich seit drei Jahren in diesen Vergleich schanzten, zunächst nur an Verarmung, Verschuldung, Wirrwarr der Europäerwirthschaft. Tief aber streckt die Aehnlichkeit sich in Bezirke der Politik und des Geistes. Höret! „Das Weltreich war gefallen; über seinen Trümmern erhob sich wieder eine friedliche Staatengesellschaft. Aber jenes alte System der europäischen Politik, das durch Bündnisse und Gegenbündnisse die fünf Großmächte im Gleichgewicht zu erhalten suchte, kehrte vorerst nicht wieder. Monarchen und leitende Staatsmänner hatten sich an einen vertrauten persönlichen Verkehr gewöhnt und beschlossen, auch in Zukunft alle großen Fragen in persönlichen Zusammenkünften zu besprechen. Der Bund der vier Mächte betrachtete sich als den Obersten Gerichtshof Europas; er hielt für seine nächste Pflicht, die neue Ordnung der Staatengesellschaft vor einem Friedensbruch zu bewahren und darum das unberechenbare Frankreich, den Herd der Revo-



lutionen und der Kriege, gemeinsam zu überwachen. Während das europäische Besatzungsheer unter Wellingtons Oberbefehl die Ruhe in Frankreich aufrecht zu erhalten hatte, sollten die vier Gesandten zu Paris in regelmäßigen Konferenzen die laufenden Geschäfte der großen Alliance erledigen; in einzelnen Fällen luden die Vier auch den Herzog von Richelieu (den Minister des achtzehnten Louis von Frankreich) selbst zur Berathung ein. Alle Streitfragen, die sich aus den Friedensverträgen ergaben, wurden dieser Gesandtenkonferenz zugewiesen. Das Protektorat der vier Mächte beherrschte den Welttheil minder gewaltsam, aber eben so unbeschränkt wie einst der Wille Napoleons. Die Staaten zweiten Ranges (*les Sous-Alliés* nannte man sie spöttisch in den diplomatischen Kreisen des Vierbundes) sahen sich von allen Geschäften der großen Politik völlig ausgeschlossen; als der hochmüthige spanische Hof, der die Zeiten Philipps des Zweiten nicht vergessen konnte, Zutritt zu der pariser Gesandtenkonferenz verlangte, ward er scharf zurückgewiesen, am Schärfsten von Preußen. Die Franzosen ahnten dunkel, daß ihre Regierung durch das Ausland beaufsichtigt werde, und verfolgten mit überströmendem Haß den *„Lord Prokonsul“* Wellington. Die Herrschaft des alten Königthums konnte schon darum nicht wieder feste Wurzeln schlagen, weil sie dem Volk als eine Fremdherrschaft erschien. Nur zu bald bewährte sich die Warnung, die Humboldt dem pariser Friedenskongreß zugerufen hatte: Die Revolution werde niemals enden, wenn Europa die Franzosen unter seine Vormundschaft nehme. Der wilde Kampf der französischen Parteien erregte in der Gesandtenkonferenz um so schwerere Besorgniß, da das reiche Land sich von seinen wirthschaftlichen Leiden wunderbar schnell erholte und bald wieder zu einem neuen Krieg fähig schien. Das ganze Land war von einem Netz geheimer Gesellschaften überspannt; jeder Veteran der Großen Armee, der in sein heimathliches Dorf zurückkehrte, predigte die napoleonische Legende. Gefährlicher als die Opposition erschien jedoch vorerst die fanatische Verblendung der royalistischen Ultras, der Heißsporne, die blutige Rache an den Königsmördern und den



Gottesmördern verlangten. Metternich schrieb warnend: „Die Rückkehr zu einer vergangenen Ordnung der Dinge bildet eine der größten Gefahren für einen Staat, der aus einer Revolution hervorgeht“; nachher entfuhr ihm sogar der schmerzliche Ausruf: „Die Legitimisten legitimiren die Revolution!“ Erst im Februar 1817 eröffneten die Vier dem Herzog von Richelieu: seine oft wiederholte Bitte um Verminderung der Besatzungslast sei nun erhört, das Heer Wellingtons solle um ein Fünftel, dreißigtausend Mann, vermindert werden; doch versäumten sie nicht, hinzuzufügen, daß die löblichen Grundsätze des Herzogs und seiner Amtsgenossen viel zu diesem Entschluß beigetragen hätten. So tief war das stolze Frankreich gedemüthigt: sein Erster Minister mußte eine förmliche Belobung von dem Hohen Rath Europas hinnehmen. Indessen zeigte sich bald, daß die Selbständigkeit der modernen Staaten eine so innige Gemeinschaft, wie sie der Vierbund begründet hatte, auf die Dauer nicht ertragen konnte. Der englische Vorschlag, über eine gleichzeitige Abrüstung aller Mächte zu berathen und jedem Staat die Stärke seines Friedensheeres vorzuschreiben, blieb liegen; unverkennbar richtete dieser friedfertige Antrag seine Spitze gegen die russischen Rüstungen. Während der ersten Jahre nach dem Friedensschluß quälte alle Höfe des Vierbundes beständig die Sorge, Preußen könne durch sein fanatisirtes Heer zu revolutionären Abenteuern fortgerissen werden. Wellington sagte, dieser Staat sei schlimmer dran als Frankreich; hier bestehe gar keine Autorität mehr. Die Massen des deutschen Volkes, denen die Ideale der teutonischen Jugend immer fremd blieben, verhielten sich gleichgiltig. In den gebildeten Kreisen aber, die sich als die Träger der Oeffentlichen Meinung fühlten, herrschte eine Unsicherheit des sittlichen Urtheils, die zu den traurigsten Verirrungen unserer neuen Geschichte zählt. Nicht nur die akademische Jugend begrüßte die Ermordung Kotzebues als ein „Zeichen Dessen, was kommen wird und kommen muß“. Selbst reife Männer verglichen den Mörder mit Tell, Brutus, mit Scaevola. Der stralsunder Konrektor hielt in der Schule einen Vortrag über die großen Tyrannenmörder



der Hellenen. In Nasses Medizinischer Zeitschrift sagte der Irrenarzt Grohmann: ‚Sands That hatte nur die äußere, scheinbare Form des Meuchelmordes; es war offen ausgemachte Fehde, es war die That eines bis zum höchsten Grade der Moralität, der religiösen Weihe erhöhten und verlebendigten Bewußtseins.‘ Eine solche Verwirrung aller sittlicher Begriffe in einem ernsten Volk würde unbegreiflich sein, wenn sie sich nicht aus der politischen Verstimmung erklärte. Der allgemeine Mißmuth über Deutschlands Ohnmacht hatte sich, endlich, in einem gräßlichen Aufschrei Luft gemacht; den Patrioten war, als ob der Mörder nur ausgedrückt habe, was in unzähligen Herzen lebte. Je länger die Untersuchung gegen Karl Sand währte, um so lauter äußerte sich die Theilnahme für den frommen Dulder, der, unbeugsam in seinem Wahn, alle Qualen mit stoischer Ruhe ertrug. Selbst der Scharfrichter verehrte ihn als einen Helden der nationalen Idee, bat ihn im Voraus um Verzeihung, empfing seine letzten Aufträge und schenkte dann den Stuhl, der zur Hinrichtung gedient, einem heidelberger Gesinnungsgenossen ins Haus, wo das Heiligthum als ein theures Vermächtniß von Kindern und Kindeskindern bewahrt wurde. Zur Hinrichtung waren die Burschen aus Heidelberg in Schaaren nach Mannheim gekommen und ließen abends in ihrer Musenstadt manch kräftiges Pereat auf König Friedrich Wilhelm erschallen. Die mit dem Blute des heiligen Sand bespritzten Späne wurden eifrig gekauft und die Stätte seines Todes hieß im Volk ‚Sands Himmelfahrtwiese‘. Auch der alte Rassenhaß wider die Juden und der Groll über die Wuchersünden der jüngsten Jahre brachen furchtbar aus. Da und dort haben sich wohl einige teutonische Burschen an dem Unfug betheiligt und der Spottruf ‚Hephep‘, der damals zuerst erklang, scheint in gelehrten Kreisen entstanden zu sein (er sollte bedeuten: Hierosolyma est perdita). Gleichwohl ist ein Zusammenhang zwischen den christlich-germanischen Träumen der Burschenschaft und jenen wüsten Ausbrüchen einer lange verhaltenen Volksleidenschaft weder nachweisbar noch wahrscheinlich. Es giebt finstere Zeiten, in denen selbst edle Völker wie von



einer epidemischen Geisteskrankheit ergriffen scheinen. Wer die ansteckende Kraft des politischen Verbrechens kennt, wird nicht bestreiten, daß die Kronen, nach Allem, was geschehen, so berechtigt wie verpflichtet waren, durch eine strenge Untersuchung die letzten Gründe der Gewaltthaten zu erforschen und gegen einige Schriftsteller, welche den Meuchelmord offen vertheidigten, scharf einzuschreiten. Unerbittlich, schrieb Metternich, müsse jede deutsche Regierung gegen die Professoren vorgehen, die ihre revolutionären Grundsätze der Jugend ‚in jeder Art und Form täglich bis zur Trunkenheit einprägen‘. Und die badische Regierung (auf deren Gebiet die vom lautesten Widerhall umtoste Mordthat geschehen war) erklärte dem petersburger Cabinet: ‚Wir wollen den Despotismus unterdrücken, den die Herren Professoren unter der Aegide einer unerfahrenen und allzu leicht erregbaren Jugend über die politischen Meinungen Deutschlands auszuüben suchen.‘“ Im Mai 1819. Aus dem zweiten Band von Treitschkes „Deutscher Geschichte“ habe ich diese Bruchstückchen gelöst. Staunend sähe sie Herr Lloyd George, der diesen Historiker wohl immer nur einen tobsüchtigen Eisenfresser nennen hörte. Spuren der Ähnlichkeit, die er sucht, fände er aber auch in ihm näherem Literaturland. „Die Verbündeten behandelten Frankreich, als wärs am Werk Napoleons mitschuldig. Oesterreich, mit noch heftigerem Eifer Preußen wollte es zerstückten; erst durch den Einspruch des Zars und Englands wurde der Ehrgeiz der Zwei in feste Schranken gezwungen. Aber Frankreich verlor Philippeville, Marienburg, Sarrelouis, Bouillon, Landau, Savoyen. Die Entschädigung von den Kriegskosten sollte siebenhundert Millionen betragen; durch Einzelforderungen wurde sie aber noch um die Hälfte erhöht. Frankreich mußte mehr als eine Milliarde (nach dem Geldwerth von 1815 Ungeheures) zahlen und außerdem in seinen Ostdepartements, wo fast eine Million Soldaten fünf Monate lang gehaust hatte, ein Besatzungsheer von hundertfünfzigtausend Mann fünf Jahre herbergen und nähren. Nach dem Wortlaut des zweiten Pariser Friedens konnte die Besatzungsfrist um zwei Jahre gekürzt werden, wenn Frankreichs polititche Lage den Verbündeten keinen



Grund zu fortwährender Unruhe gab. Im Herbst 1818 fühlte die Königliche Regierung sich stark genug, um die Räumung des französischen Bodens zu fordern. Die in Aachen versammelten Monarchen und Minister erfüllten den Wunsch, beschlossen den Rückmarsch ihrer Truppen; und seitdem wurde der Herzog von Richelieu, Frankreichs Bevollmächtigter, dem bis dahin die Zulassung in einen Kongreß der Verbündeten nicht gewährt worden war, zu allen Sitzungen eingeladen. Erst die Sonderverträge, die Frankreich im Oktober 1818 mit jeder einzelnen der verbündeten Mächte schloß, sicherten ihm die Wiederaufnahme in das Europäische Konzert.“ Das steht in der Grande Encyclopédie, die Berthelot, Dérenbourg und Dreyfus herausgaben. Ists nicht heute noch lehrreich? Ein paar Worte nur brauchst Du zu ändern: und Chronik klingt wie Erlebnis. Alles, spricht Nietzsche, „ist wiedergekommen: der Sirius und die Spinne und Dein Gedanke in dieser Stunde und dieser Dein Gedanke, daß Alles wiederkommt.“

### Totenorakel

Aus des selben Hirnes Gluth blitzt der Zornruf: „Die Deutschen haben, als eine force majeure von Genie und Wille sichtbar wurde, stark genug, aus Europa eine Einheit, eine politische und wirtschaftliche Einheit, zum Zweck der Erdregierung zu schaffen, mit ihren ‚Freiheitkriegen‘ Europa um den Sinn, um das Wunder von Sinn in der Existenz Napoleons gebracht; sie haben damit Alles, was heute da ist, auf dem Gewissen, diese kulturwidrigste Krankheit und Unvernunft, die es giebt, den Nationalismus, diese Verewigung der Kleinstaaterei Europas, der kleinen Politik: sie haben Europa selbst um seinen Sinn, um seine Vernunft, sie haben es in eine Sackgasse gebracht.“ Einem, der Flamme sein wollte, hob die flackernde Brunst des Erkenntnißwillens das Ziel Europas aus finsterner Ferne; die Länge des hinführenden Weges ermaß er nicht. Von Deutschen forderte er, was Tüchtige niemals gewähren können: Selbstopferung im Dienst eines leis erst keimenden Gedankens, noch nicht der Krippe entwachsener, nur von weiser Einfalt geahnter Gottheit. Graut ihnen nicht jetzt noch vor der Mahnung, den Gefühlsdrang



ins Internationale zu weiten? Die nächsten Male mehr davon. Der schwache, kaum hörbare Widerhall, der Bismarcks drittem Band, einem Keulenschlag, nachächzt, lehrt des Grauens Gründe erwittern. Allzu menschlich riechts hier; vorbei . . . An die Gemüthsstimmung, die des Blickpunktes Wahl entschied und damit zugleich des Buches Urform gestaltete, und an die Grimassen der Höfe sei hier, ohne Feierlichkeit, erinnert.

1892. In Preußen hatte der Schulgesetzentwurf der Grafen Caprivi und Zedlitz die Geister erregt. In Oesterreich wütheten die Jungczechen wider die Punktationen; und ihre schon schwächeren Konkurrenten, Riegers zusammenschrumpfende Gefolgschaft und der konservative Großgrundbesitz, fanden eine taktische Schwenkung nöthig und forderten die Vertagung der Ausgleichsaktion „auf ruhigere Zeit“. Durch die Presse beider Reiche schwirrte der Lärm und weckte ein Echo in der Seele des einsamen Zeitungslesers, der, entamtet, seit zwei Jahren ein machtloser Mann, im Sachsenwald saß. Wie wehrfähige Tagvögel, denen in später Dämmerung eine Eule naht, flatterten in diesem heißen Greisenhaupt allerlei streitbare Gedanken auf und Erinnerung rief helle und dunkle Stunden der Stammesgeschichte, deutsches Werden und deutsches Irren ins Gedächtniß zurück. Ein Name, den der Zufall vors Auge führte, weckt assoziative Kräfte zu rascher Arbeit. „Schwarzenberg . . . Auf schwarzenbergischem Boden sah ich 1863 in Gastein, wie jungen Meisen die Nahrung ins Nest getragen wurde. Raupen und anderes Ungeziefer. Unglaublich, wie oft der Vogel in einer Minute den Weg hinab und hinauf machen konnte; und ‚niemals kehrt‘ er heim, er bracht‘ Euch Etwas‘. Daran erinnert mich der Eifer mancher Regirungen, die schließlich ja aber zu den Parteien nicht im Verhältniß von Eltern zu Kindern stehen. Hier ein Bissen, da ein Bissen. In dem Bestreben, jeden Mund zu stopfen und drohenden Gefechten auf dem heißen Sandweg der Versöhnungen auszuweichen, wird die Warnung des *trop de zèle* leicht vergessen. An Ungeziefer läßt nun die Natur im Sommer nie fehlen; der Vorrath an Konzessionen aber ist überall bald erschöpft, und wenn dann der Winter des Mißvergnügens anbricht,



ist die verwöhnte Haut doppelt empfindlich. Als in Dobran noch gespielt wurde, setzte eines Tages der Großherzog immer auf die selben Roulettenumern wie sein Nachbar, der als Töpfermeister wohlhabend geworden war, also vielleicht auch am Spieltisch Glück haben würde. Doch damit wars diesmal nichts; und als Beide die mitgebrachte Barschaft an die Bank verloren hatten, fragte der Großherzog: „Na, Pötter (Töpfer), wat makt wi nu?“ Der war um die Antwort nicht verlegen: „Hoheit schriewen Stüern ut un ik mak Pött!“ Ganz so bequem gehts in der Politik heutzutage doch nicht mehr; und darum empfiehlt sich, nicht Alles, was man in der Tasche hat, zu verspielen. Der Mund, den man gestopft zu haben glaubt, ist schnell wieder offen; und am Ende sucht man vergebens dann nach neuem Futter. Das caprivische Schulgesetz würde das Centrum nicht auf lange satt machen; und es ist mir sehr zweifelhaft, ob die österreichische Staatskrankheit mit Konzessionen zu heilen ist. Der Appetit kommt beim Essen.“ Die „Germania“, das berliner Organ der Katholikenpartei, hatte das Schulgesetz mit der Behauptung empfohlen, die deutschen Siege von 1870 und 1871 seien zum nicht geringsten Theil auch dem konfessionellen Unterricht und der geistlichen Schulinspektion zu danken. Das ging dem Fürsten Bismarck über den Späß. Nein, sagte er: „wer deutsche Waffengänge mit konfessionellen Wirren in Verbindung bringen will, muß schon bis in den Dreißigjährigen Krieg zurückdenken; und schlimmere Tage hat unser Vaterland nie gesehen.“ Gerade diese dunkelste Epoche heimischer Geschichte beschäftigte den Fürsten damals oft. Als Professor Schweninger einmal sehr lange nach Mitternacht ins Schlafzimmer schlich, um nach seinem Patienten zu sehen, fand er ihn wach. „Ich konnte nicht einschlafen und trieb das alter Leute eigentlich unwürdige Geschäft, Luftschlösser zu bauen. Sehen Sie: ohne die Schlacht am Weißen Berge wäre Alles anders gekommen.“ Und nun folgte eine Darstellung, wie die Dinge sich entwickelt hätten, wenn Friedrich der Fünfte, das Oberhaupt der .Protestantischen Union, weniger schwächlich und vergnügungsüchtig gewesen und



in Böhmen nicht nur ein Winterkönig geblieben wäre. Was hätte ein Habsburger wohl zu dieser Nachtvision eines entlassenen Ministers gesagt? Ungefähr das Selbe wahrscheinlich, was die jungen Spree-Literaten sagten, als Heine ihnen erzählte, er habe beim Schreiben über seinem Haupt ein Rauschen, wie vom Flügelschlag eines Fabelvogels, gehört: Dergleichen sei ihnen nie geschehen, meinten sie; und schüttelten mitleidig die Dichterköpfe. Bismarck hatte immer den Muth, seine Gedanken bis ans Ende zu denken. Er lächelte, freilich, selbst, als er mir später einmal von dem Luftschloß sprach, das er auf den Sand des Weißen Berges gebaut hatte. „Notturmo, Divertimento; Trional ist weniger schädlich.“ Dann aber ging es doch weiter, durchs Dickicht der Geschichte und durch eigenes Erleben bis zu der Stunde, wo er in Frankfurt die Depesche des Fürsten Schwarzenberg (vom siebenten Dezember 1850) las und der Einblick in das Programm „Avenir, puis démolir“ ihn erkennen ließ, „der gordische Knoten deutscher Zustände sei nicht in Liebe dualistisch zu lösen, sondern nur militärisch zu zerhauen.“ In zwei kurzen Nachtstunden durchflog sein Genius den am Eingang nur spärlich erhellten Riesenraum dreier Jahrhunderte. Ein witziges Wort des klugen Li-Hung-Tschang fällt mir ein. Der klagte in Friedrichsruh über Schlaflosigkeit und fragte, wie es damit denn beim Fürsten stehe. „Schlecht,“ hieß es; „wenn ich mich hinlege, setzt sich politische Sorge ans Bett und hält mich vor dem Bild naher Gefahr wach.“ Der schlaue Chinese, der in Berlin eben den dritten Kanzler gesehen hatte, schwieg eine Minute und sagte dann schmunzelnd: „Fürst Hohenlohe schläft gewiß besser.“

Achtzehnter Juni 1892. Zum ersten Male seit der Entlassung ist Bismarck wieder in Berlin. Er betritt den Boden der Hauptstadt nicht. Ein paar hundert Menschen, die sich den Zugang erharret, erlistet, erkämpft haben, sehen ihn auf dem Anhalter Bahnhof am offenen Fenster seines Salonwagens. Keine Ehrenwache, wie am neunundzwanzigsten März 1890, beim Abschied; kein kriegerischer Klang von Trommeln und Pfeifen; weder Präsentirmarsch noch Frontrapport. Wie der Auszug einer vom fremden Eroberer ge-



stürzten Dynastie war es damals gewesen; viel Liebe weinte, viel Haß knirschte den drei Landkutschen nach, die aus der Wilhelmstraße in die preußische *via triumphalis* bogen. Jetzt schwieg der Haß für ein Weilchen und nur die Liebe drängte an das enge Fenster, das einer Sehnsucht aufgethan war. Da stand er. Nicht der schwefelgelbe Kürassier. Schwarzer Tuchrock, weiße unmodische Halsbinde, Reiseumütze: so hatten die Berliner ihn selten gesehen. Ein Jauchzen, als kehrte Jedem der Vater heim. Zum Gruß entblößt er den mächtigen Schädel. „Er sieht jünger aus!“ „Das Auge!“ „Die zarte Haut!“ Hundert Hände erbetteln zugleich den Druck dieser einen Hand. Hundert Blumensträuße winken und werben um Einlaß. Schon sind die schmalen, soignirten Finger von derb zupackender Zärtlichkeit geröthet: und noch ist die Schaar der Getreuen nicht zufrieden. „Er wird reden!“ „Er muß reden!“ „Silentium für Bismarck!“ Er lehnt sich auf den rechten Arm und legt den linken Zeigefinger auf die lächelnden Lippen. „Schweigen ist jetzt meine Bürgerpflicht.“ „Dann werden die Steine reden“, ruft Einer; und ein Anderer: „Noch ist Dankbarkeit auf dieser Erde nicht ausgestorben; wenn Alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!“ Wieder schüttelt der Massenkrieg die arme, wehrlos höfliche Hand. Offiziere, Bahnschaffner, Schutzleute: alle Bande der Disziplin reißen; wie sonst um Beute nur und um Frauenliebe, so rauft man hier um das Sekunden Glück, die Tatze des Löwen zu drücken; und ahnt nicht, wie leicht jede Schmerzempfindung sie lähmt, seit Kullmanns Kugel den rechten Daumen gestreift hat. Ein Stöhnen der Lokomotive mahnt zur Abfahrt. Von hinten her heult: „Hier bleiben!“ Ganz vorn kreischts im Diskant: „Wieder kommen!“ Ein Lächeln, das viel sagt und wenig verspricht, eine leis in die Höhe weisende Armbewegung, ein Aufzucken der Achseln. „Bitte, zurückzutreten! Zurück!“ Manchen Zögernden zerzt die Faust eines Beamten aus gefahrvoller Nähe... Der Zug rollt aus der Halle. Nach Röderau, wohin die Offiziere aus Riesa auf ihren Jagdwagen geeilt waren und wo die Begrüßung schon „amtlicher“ wurde als im Preussischen. Nach Dresden, wo Magistrat und Stadtverordnete auf dem



Bahnhof vertreten sind und vierzehntausend Fackeln zu der Estrade des Hotel Bellevue hinaufgrüßen. Pirna, Schandau, Tetschen, Iglau, Znaim, Wien. Eine andere Strecke als im September 1879, auf der Fahrt zum Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses. Noch lauter als damals aber der Jubel. Auch hinter, namentlich hinter den schwarzgelben Grenzpfählen. Der Reichskanzler hatte die Friedensbürgschaft der stärksten europäischen Militärmacht mit auf den Weg genommen. Jetzt brachte Bismarck nichts, kam mit leeren Händen, nicht als Kanzler des Nachbarreiches, nur als in Ungnade gefallener Privatmann, um den ältesten Sohn vor den Traualtar zu geleiten. Und er schreitet durch dichte Ehrenspaliere und bis in die stillsten Stuben des Palais Palffy dröhnt der Dankruf leidenschaftlicher Liebe ihm nach.

Kam er wirklich nur als zärtlicher Vater und Schwiegervater nach Wien? In Berlin und noch weiter westlich gab es Furchtsame, die längst daran zweifelten. In Fürstenschlössern und Ministerial-Bureaux; ehrenwerthe Leute, die ihn bis in die Nieren zu kennen behaupteten, wackere, die nach seinem jähen Fall durch Schlamm und Geröll auf Hügelchen geklettert waren. Figaro kannte sie, als er rief: „Médiocre et rampant, et l'on arrive à tout!“ Die spintisirten und kalkulierten. Noch war das fürstlich dummdreiste Wort nicht gesprochen: „Der Mann gehört nach Spandau!“ Manche reizbare Schwäche aber fühlte noch die Spur rauher Berührung. Einem Großherzog hatte der erste Kanzler, mit höflicher, doch nervöser Stimme, vorgehalten, er habe ihn zwanzig Minuten über die vereinbarte Besuchszeit hinaus warten lassen. Ein Bundesfürst, der dem eben Entlassenen das Bedauern eines durch die Ereignisse völlig Ueberaschten aussprach, mußte den Satz hinnehmen: „Ich glaubte bisher, gerade Euer Hoheit hätten zu dem Personenwechsel wesentlich mitgewirkt!“ Alte Wunden brannten noch. Und die Geschichtenträger waren seit den finsternen Märztagen des Jahres 1890 nicht müßig gewesen. Er hat den Kaiser brüskirt, sich das Magisterrecht angemaßt, mit der Faust auf den Schreibtisch geschlagen, das Tintenfaß gegen die Wand geschleudert . . . Du lieber Himmel: ein Morphinist! Dem ist



Alles zuzutrauen. Und beinahe alles ihn Schwärzende wurde geglaubt. Selbst den freundlichen Beurtheilern fehlte der Schlüssel zu dieser Persönlichkeit, die Einsicht in das Wesen des Genies, das immer naiv ist und niemals aus komplizirender Berechnung heraus seine Pläne spinnt. Eine ungeheure Intelligenz, ein Mann, der Alles weiß, Alles schlaue wägt und vor der Wahl der Mittel nie sittsam zaudert: so sieht der einseitig nach der Verstandesschärfe Gebildete den genialen Menschen, der Kammerdiener den Helden. Der strapazirt sich nicht wegen einer Hochzeit, hieß es. Der hat, wenn er sich in Bewegung setzt, ganz andere Ziele, höhere, die Euer blödes Auge noch gar nicht sieht. Wartets nur ab! Vielleicht ists nur ein letzter Versuch, das Volk aufzuwiegeln. Oder noch mehr? In die amtlichen Sphären sickerte die Nachricht, der greise Fürst habe von dem Kaiser Franz Joseph eine Audienz erbeten. Da seht Ihrs! Erst macht er gegen den Handelsvertrag mobil und empfiehlt eine an Vasallendemuth grenzende Ehrfurcht vor der Moskowiterknute; und nun will er in der wiener Hofburg die alte Diplomatenkunst leuchten lassen. Wahrscheinlich wird er sich auch in Dresden und München den Monarchen aufdrängen. Die hohen Herren sollen sich für ihn verwenden, ihm am Ende ins Amt zurückhelfen. Die aberwitzigsten Gerüchte wurden herumgetragen und von gläubiger Einfalt für Wahrheit genommen. „Wenn alle Stricke reißen, schlägt er seinen Herbert in Wien für die Nachfolge Kalnokys vor; und ein zweiter Beust wäre eine noch viel ärgere Gefahr als vor 1866 der Sachse.“ Schnell einen Riegel vorschieben; einen doppelten, wenns geht. Mit dem Geräusch der Reise wuchs auch die Angst der interessirten Lauscher. Als den Questenberg, der mit seiner Aktenweisheit im Lager des Friedländers herrschen möchte, hatte man ihn in den nikolsburger Tagen verhöhnt. Jetzt wisperte man von einem neuen Wallenstein. „Der geht aufs Ganze. Wie in Schillers drittem Akt: Laßt sehn, ob sie das Antlitz nicht mehr kennen . . .“ Was folgte, schien schlimme Verwirklichung düstersten Ahnens. Die dem Herausgeber der Neuen Freien Presse gewährte Interview, der Aufenthalt in München, Kissingen, Jena (mit der götzi-



schen Einladung), die Reden des Fürsten, die unverkennbar von ihm inspirierten Artikel: Alles schien zu bestätigen, daß hier auf die deutsche Reichspolitik ein Sturmangriff gewagt werden sollte, den ein kluger Stratege lange besonnen hatte.

Welch Schauspiel! Aber, ach! ein Schauspiel nur!

Zweimal sah ich Bismarck in Stunden, wo die Presse des ganzen Erdrundes ihm geheimnißvoll furchtbares Planen zuschrieb; zweimal erkannte ich, wie unzugänglich die Gefühlswelt eines Goethe dem spekulativen Verstande der Börnes bleiben muß. Im Januar 1894 hatte Wilhelm dem genesenden Fürsten den Steinberger Wein geschickt und den General-Oberst dringend ins Schloß geladen. Tausend Hoffnungen, abertausend Aengste regten sich unruhvoll. Jetzt, raunte die Angst, hat ers endlich erreicht und der arme Caprivi kann seine Koffer packen. Jetzt, jauchzte die Hoffnung, kehrt uns die alte Sonne wieder. Weh uns! Heil uns! Den Nächsten sogar stiegen Zweifel auf, was nun werden solle, werden könne. Mit neunundsiebenzig Jahren ins Staatsjoch zurück? Noch einmal das alte Leid, infandum, imperator, dolorem? Nur Einer blieb nüchtern. Als die Frage besprochen wurde, ob er der Einladung folgen, sich unvermeidlichen Erregungen und wahrscheinlichen Enttäuschungen aussetzen solle, schnitt er mit kurzer Geberde den Faden der Erörterung ab, wies auf die Weinflasche, die noch unentkorkt auf dem Tische stand, und sagte: „Le bouchon est tiré, il faut boire!“ Der Kork ist aus der Flasche; jetzt heißts trinken. Mannenpflicht gebot, zu gehen; Menschenkunde verbot, als Gepäck Illusionen mitzunehmen. „Ich will nichts, bin vollkommen saturirt und möchte wetten, daß der Herr unter Ausschluß aller Politik mit mir konversiren wird.“ So kam es denn auch. Furcht und Hoffnung wurden enttäuscht. In ungewandelter Gemüthsstimmung kehrte der Fürst in der Nacht nach dem Abfahrtmorgen heim. Und: „Ottochen“, sagte die treue Frau Johanna, „ist nun doch einmal noch durchs Brandenburger Thor gefahren.“

Daß es 1892 anders kam, war nicht die Folge eines vorausbedachten Planes. An einem Frühsommertag war ich nach Friedrichsruh geladen und zuvor mehrmals von Wien aus gebeten worden, der Ankunft des Riesen zu präludiren;



über Bismarcks Stimmung, Absicht, Sentiments für Oesterreich „Etwas zu schreiben“. Da ich nie genug (oder immer zu viel?) Ehrgeiz besaß, um nach der Rolle eines Bismarck-Choragen zu streben, hatte ich die Anträge dankend abgelehnt. Auch hätte ich nichts zu schreiben gewußt. Wie der große Preuße zu Oesterreich stand; wußte die Welt; und ein gütig in die Intimität Aufgenommener hatte nicht Schleier zu lüften, die der Hausherr noch nöthig fand. Im Lauf eines Waldgespräches erzählte ich dem Fürsten von den unerfüllten Wünschen der ihm freundlich gestimmten wiener Zeitungen. Lebhaft, mit der feinen, alle Unterschiede des Lebensalters und der Lebensleistung behutsam wegwischenden Höflichkeit, die ihn nie verließ, ging er darauf ein: „Ich glaube, mir bei Ihnen den wohlanständigen Ruf eines Privatmannes erworben zu haben, der sich jeder Ingerenz auf das Handeln seiner Freunde enthält. Chacun à son goût. Auch in diesem Fall hätte ich Ihre Entschlüsse nicht prägravirt. Jetzt aber kann ich offen sagen, daß die Entscheidung, die Sie wählten, mir sehr angenehm ist. Sehr. Ich möchte mich in Oesterreich ganz geräuschlos halten und Alles meiden, was zu politischen, sogar zu nationalen Demonstrationen irgendwie Anlaß geben könnte. Deshalb fahre ich auch nicht über Prag. Da ist immer ein Bischen Gewitterneigung und das Stammesgefühl könnte sich lauter äußern, als rebus sic stantibus wünschenswerth ist. Schließlich werden die streitenden Theile sich doch von Volk zu Volk verständigen müssen (ich erwarte Einiges dafür von Dem, was man heutzutage Soziale Frage nennt; Wirthschaft, Horatio! Auch von gemeinsam fühlbarem ungarischen Druck. Wenig von gouvernementalen Eingriffen; die Haut ist zu wund und die nervöse Ueberreiztheit zu weit gediehen). Ein Fremder hat in innere österreichische Fragen erst recht nicht dreinzureden; weder in die böhmische noch in die ungarische, die, wenn ich richtig sehe, mehr und mehr zur cisleithanischen Existenzfrage werden wird. Ich reise nicht in Geschäften und bin schon Frau und Kindern schuldig, mich wie ein ordentlicher Hausvater aufzuführen. Außerdem werde ich den Kaiser Franz Joseph sehen, der mir unter den bekannten erschwerenden Umständen immer ein



gnädiger Herr war und auch jetzt die erbetene Audienz gern gewährt hat, sogar mit dem beneficium, im Ueberrock erscheinen zu dürfen. Dafür muß ich um so dankbarer sein, als es an Verdächtigungen nicht gefehlt haben wird, weil ich Szögyenyis Anregung, einen Handelsvertrag, ungefähr auf der späteren rohnstocker Basis, abzuschließen, artig, aber entschieden von mir wies; und wohl auch aus anderen Gründen. Ich verdenke keinem Menschen, daß er seinen Vorthail wahrnimmt, kann mir aber nicht auf meine alten Tage abgewöhnen, als Bürger des Deutschen Reiches zu fühlen, den unsere Sonne wärmt und unser Regen naß macht. Wir haben das kürzere Ende gezogen und müssen uns bis auf Weiteres damit abfinden. Item, ich möchte in Oesterreich nicht lästig werden (ich glaube, man schiebt lästige Ausländer drüben noch schneller ab als bei uns); und introduzirende Artikel, auch gut gemeinte, könnten schon ans Aergerniß streifen. Ich will Hochzeit feiern und, damit Schweninger endlich wieder zufrieden ist, für ein paar Wochen alles politische Elend vergessen. Meine magyarschen Freunde werden mir ja wohl nicht gerade das Lied vom deutschen Hundsfott aufspielen lassen; und da unter ihnen immer Einzelne sind, die (anders ists nicht zu erklären, denn sie trinken ihren eigenen Wein nicht) betrunken auf die Welt kamen, rechne ich auf lustige Zeit.“

So war die Stimmung unmittelbar vor der Abreise. Bismarck kannte damals noch nicht Caprivis Depesche vom neunten Juni, die das Personal der Deutschen Botschaft anwies, der Hochzeitfeier fern zu bleiben, und dem Prinzen Reuß befahl, von der unvermindert auf dem Fürsten lastenden Ungnade dem Außenminister Kalnoky Mittheilung zu machen; er ahnte nichts von den zähen Bemühungen, ihn um die erbetene und bewilligte Audienz zu bringen. Am zwanzigsten Juni sah er Abends den Grafen Kalnoky bei sich. Am zweiundzwanzigsten Juni konnte er sich mit der tapferen Prinzessin Reuß über die leidigen Vorgänge aussprechen. Nun war er in Klarheit. Am dritten April 1890 das ganz ungewöhnlich lange Handschreiben, das der Flügeladjutant Graf Wedel dem Kaiser Franz Joseph überbringt; Aufzählung der Gründe, die „zur Entlassung Bismarcks



zwangen“. Am neunten Juni 1892 Caprivis Urias-Brief. Als die Wirkung sich nicht im erwarteten Umfang einstellt und man in Wien wenig Lust zeigt, d'épouser les haines d'autrui: neue „dringende Vorstellungen“. Endergebnis: Bismarck sieht den Kaiser nicht, die Kronprinzessin Stephanie, die der Trauung zuschauen wollte, reist plötzlich ab, kein der Botschaft Angehöriger kommt zur Hochzeitfeier. Am vierundzwanzigsten Juni bringt die Neue Freie Presse den Bericht über die Interview. Der Sturm bricht los.

Bismarck hatte sich auf die Audienz beim Kaiser Franz Joseph, mit dem er vor genau vierzig Jahren in dienstlichen Verkehr getreten war, gefreut. Denn ihn dünkte wichtig, Mißverständnisse aufzuklären, die vom Persönlichen ins Politische hinüberwirkten; und ich habe Grund, zu glauben, daß er über den Rückversicherung-Vertrag sprechen wollte, die „doppelte Assekuranz“, zu deren nicht unbeträchtlichsten Zwecken auch der gehört hatte, einem bestimmten petersburger Hofklüngel die via Prag-Krakau genährte Furcht vor einem österreichischen Offensivstoß von den Nerven zu nehmen. Bismarcks Nachfolger hatte die russische Assekuranz, die dem Deutschen Reich jede erlangbare Friedenssicherung gewährte und deren Erneuerung der Zar anbieten ließ, als „zu kompliziert“ abgelehnt; und es klang glaublich, daß der erste Kanzler in Wien der Treulosigkeit beschuldigt worden sei. Einerlei: er hat Schlimmeres verschmerzt. Daß er aber, der zum ersten Male wieder in die Öffentlichkeit trat, wie ein Bemakelter gemieden wurde, als Hochzeitvater, von alten und neuen Freunden, und daß die Bannbulle aus dem Hause kam, in das, wäre er nicht gewesen, nie ein Kanzler der Deutschen den Fuß gesetzt hätte: dieses Erlebnis mußte in Greisesbrust noch pelidischen Zorn entfesseln. Wer wagt, dem roh Gekränkten mit Steinwurf zu drohen?

Auch das Wesen des Größten trägt die Spur seiner Entstehenszeit. Otto Bismarck war 1815 geboren, der Sohn eines märkischen Junkers. Er sah manche Möglichkeit nicht, die dem schwächeren Auge der Nachgeborenen heute gar nicht entgehen kann. Er rechnete, zum Beispiel, in seiner Gewöhnung in europäocentrisches Denken nicht damit, daß ein Russenreich, das sich auf die Hauptaufgabe der asia-



tischen Vormacht besinnt, über das Bischen Balkan sich mit Oesterreich leicht verständigen kann. Ihm blieb der Gegensatz russischer und österreichischer Balkan-Interessen immer die sicherste Gewähr deutsch-österreichischer Freundschaft. Er war eben das Kind seines Jahrhunderts; wollte auch nicht mehr sein. Mit der heftigsten Entschiedenheit aber hat er stets sich gegen die Schwärmertendenzen gestemmt, die Oesterreichs deutsche Länder schon unter der Hohenzollern-Herrschaft sahen. Allbekannt ist sein Wort: „Wenn Oesterreich nicht existirte, müßten wirs schaffen.“ Nicht so bekannt der Ausspruch: „Unser heutiges Wirthschaften auf Prestige und äußeren Glanz hat unter Anderem auch den Nachtheil, daß die Deutschen in Oesterreich glauben müssen, wir hätten wirklich bis an die Sterne weit gebracht und sie allein säßen im Dunkel. Das ist gefährlich, weil es auf die Dauer die habsburgische Politik von uns abdrängen muß und einen Nachfolger des Kaisers Franz Joseph auf den Gedanken bringen könnte, es mal auf der anderen Seite zu versuchen. Die Anziehungskraft eines geschwächten Deutschland wäre jedenfalls ja geringer. Schon darum bin ich gegen die Unbescheidenheit dekorativer Effekte.“ Nicht alle Worte veralten in drei Jahrzehnten.

Dieser Mann schrieb das Buch, das den dritten Kaiser verurtheilt und mit der Frucht den Acker, die Erbmonarchie, verdammt. Vor drei Jahrzehnten schrieb ers, das Volk zu wecken, das Reich zu retten. Neun Zehntel aller Mäuler Oeffentlicher Meinung schäumten vor Wuth gegen den greisen Neidhart, der „nörgelnd und polternd hinter dem Reichswagen laufe“, und kündeten Wilhelms Ruhm. In lautestem Sang die der namhaft Ragenden, die jetzt, da Erlebniß die Prophetie so schlimm bestätigt hat, dem einst Geschmähten als „Deutschlands größtem Sohn“ auf ihres Herzens Knien huldigen. Wieder schäumt, nach wie vor kaltem Leichenjubiläum, ihre Lippe; wird wieder Verhängniß? Kein Blinkfeuer winkt aus vernebelter Meeresferne. „Zu Vollendung aus Hüllen der Nacht hinüber in der Erkenntnisse Land“, führt den Deutschen nur der Pfad, den sein wacher, an Dornen gewöhnter Wille durch Dickicht gerodet hat.





## Fromme Stunde

(Aus dem bei Erich Reiß erscheinenden Bändchen „Die Hohe Ebene“)

Dein Herz schlägt silberner Glocke Ton.  
Deine Füße sind Rehe, die im Walde fliehn.  
Zwei Sterne tropfen aus Deinem Gesicht,  
Dein Athem ist wie das Mondeslicht.  
Nun muß die dunkelste Straße blühn.

Mein Haar liegt stumm in Deinem Schoß.  
Wir wachsen uns von der Erde los.  
Dein Lächeln ist ein Heiligenschein:  
Laß unsere Seelen in uns sein.

Kurt Heynicke.



## Aktienfasching

**W**ährend Alles, was ein paar Groschen erspart hat, sich auf den Aktienmarkt drängt und Papiere, von denen gestern Niemand wusste, den Anbietern aus den Händen gerissen werden, beweist einer unserer klügsten Wirtschaftsköpfe mit „einwandfreiem, vermehrtem und modernisirtem Zahlenmaterial“, dass die Aktionäre doch nur arme, bedauernswerte Schächer seien. Geheimrat Felix Deutsch, der dem Direktorium der AEG vorsitzt, zeigt in einer kleinen Schrift, dass von den Erträgen 152 kontrolirter Aktiengesellschaften die Angestellten und Arbeiter den Löwentheil und die Aktionäre nur eine geringe und immer geringer werdende Quote erhalten. In der Periode von 1908 bis 1917 (also vor dem Zusammenbruch) erhielten danach von jeder ausgegebenen Mark Angestellte und Arbeiter 76,7, der Staat 11,7 und das Kapital 11,6 Pfennige; in den Jahren 1919/20 war der Teil der Angestellten und Arbeiter auf 84,9 Prozent der Mark gestiegen, der des Staates mit 11,7 Prozent stabil geblieben und die Quote des Kapitals auf 3,4 Pfennige gesunken. Muss der zur dritten Klasse Gehörige, auch Geheimrat Deutsch selbst, sich nun nicht Infelix nennen?

Wer Bilanzen und Kurse der Aktiengesellschaften verfolgt und selbst einmal das im weitesten Umkreis der Börsen üppig blühende Wohlleben erblickt hat, Der begreift weder den Zweck noch Methode und Ergebniß dieser „statistischen“ Arbeit, die der Handelskammer Großberlins offenbar eine starke Waffe im sozialen Kampf zu sein scheint.



Wärs wirklich so, wie Herr Deutsch „nachweist“, dann bliebe ungreiflich, warum so viele Leute sich so gierig um diese elenden Aktienpapiere bemühen, deren kärglicher Ertrag, im Gegensatz zu dem „üppig anschwellenden“ Lohn der Arbeiter, immer mehr zusammenschrumpft. Aber es ist nicht ganz so. Herr Deutsch rechnet in seiner Weise sorgsam; und dennoch falsch. Warum geht er bei seiner Statistik von den Ausgaben, nicht von den Einnahmen der Aktiengesellschaften aus? Auf die Einnahmen kommt es an; und auf dieser Basis ergäbe die Statistik schnell, dass der Anteil der Arbeiter an den Einnahmen der Gesellschaften beträchtlich hinter dem von Deutsch errechneten Prozentverhältnis zurückbliebe, der Anteil des Kapitals aber beträchtlich stiege. Denn, wie jeder halbwegs des Aktienwesens Kundige weiss, nur ein relativ kleiner Teil der Gewinne wird in die für die Öffentlichkeit angefertigten Bilanzen eingestellt und wieder nur ein Bruchteil dieser eingestellten Beträge an die Aktionäre verteilt. Zuvor werden fast überall sehr grosse Beträge zur Stärkung der Reserven, zu Abschreibungen auf Anlagen und Vorräte verwendet; Beträge, die über den durch die normale Abnutzung und das wirkliche Risiko gebotenen Umfang oft um Millionen hinausgehen. Diese aufgespeicherten Beträge und die offen aus dem Reingewinn vorgenommenen Rückstellungen werden zwar an die Aktionäre nicht ausgeschüttet, aber sie vermehren die Substanz der Gesellschaften, also den Wert des Besitzes der Aktionäre, als der Gesellschafterpartner. Die nicht ausgeschütteten Teile der Gesellschaftereinnahmen gewähren den Aktionären, denen sie gehören und verbleiben, nicht nur die Chance zukünftiger Einkommensvermehrung, sondern sind für sie ein sofort greifbarer, stets in bare Einkünfte umsetzbarer Vermögenszuwachs.

Je mehr die Reserven einer Gesellschaft, also die nicht ausgeschütteten und im Nominalkapital nicht zum Ausdruck kommenden Teile des Kapitals steigen, desto höher steigt auch der Kurs der Aktien: und diesen Kursgewinn kann sich der Aktionär durch Verkauf der Papiere, oft aber auch ohne Verkauf sichern. Die Gesellschaften, die aus steuerlichen und sozialpolitischen Gründen für nützlich halten, ihre Dividenden nicht allzu sehr zu erhöhen (und auf dieser zurückhaltenden Dividendenpolitik beruht eben die falsche Rechnung des Herrn Deutsch), haben seit einigen Jahren einen anderen Weg gewählt, um den Aktionären den Zufluss eines Teils der zurückgehaltenen Gewinne zu ermöglichen. Sie geben Junge Aktien zu sehr niedrigen Kursen an die Aktionäre und gewähren ihnen hohe Bezugsrechte, die der Aktionär an der Börse verkaufen kann, ohne



sich von seinem alten Aktienbesitz zu trennen. Sehr hohe Gewinne sind auf diese Weise in den letzten Jahren in die Hände der Aktionäre gelangt. In der Rechnung des Herrn Deutsch fehlen sie ganz. Wenn aber manche Aktionäre diese Bezugsrechte nicht verkauft, sondern die neuen Aktien (meist zum Kurs von 100 Prozent) bezogen haben, so hat sich für sie jede einzelne Aktie, die sie früher besaßen und die damals etwa auf 200 stand, im Lauf der Jahre in 4 oder 5 Aktien mit einem Kursstand von je 600 bis 1000 Prozent verwandelt, wobei die Gegenleistung der Aktionäre nur in Bareinzahlungen von ungefähr 300 bis 400 Prozent bestand.

Herr Deutsch rechnet mit diesem hohen Kursstand der Aktien in dem viel mehr als in den Dividenden heute der Anreiz zum Erwerb von Aktien und der Nutzen solches Besitzes liegt, nur in einer (kaum ganz zulässigen) Hinsicht. Er stellt die Nettoverzinsung der Aktien auf den Kursstand von heute ab und kommt dabei zu dem in seine Betrachtungart passenden Ergebnis, dass die Dividende, auf den hohen Kurswert berechnet, bei den 152 von ihm nachgeprüften Gesellschaften nur 2,7 Prozent betrage, also ganz ungemein niedrig sei. Diese Methode, die Dividende auf den durch mühelose Konjunkturgewinne hochgetriebenen Kurswert der Aktien abzustellen, ist falsch. Will man die Rentabilität der Aktien berechnen, so muss man die Dividende auf die wirklich von den Aktionären eingezahlten Beträge berechnen: und dann wird sich eine viel höhere Verzinsung der Aktienanlagen ergeben und das Mitleid wird weichen.

Jede Aera wilder Spekulation ist eine Zeit entarteter wirtschaftlicher Phantasie. An die Stelle der Konstruktion tritt dann Illusion; und die geschäftliche Berechnung, die gewiss nicht ohne Wagemut betrieben werden darf, aber ihrer ganzen Natur nach doch auf Realitäten gegründet sein muss, wird durch die ökonomische Vision verdrängt, die gefährlichste, die es gibt, weil ihr nicht nur die Suchenden, sondern auch die Angekommenen, nicht nur die Abenteurer, sondern fast noch öfter die Bürger erliegen. Und wo die Bürger bezaubert sind, da gedeihen Betrüger, Glücksritter, Schieber und Macher, die selbst nüchtern bleiben oder sich nur halb entflammen und gerade dadurch die Fähigkeit erlangen, aus der Blendung und Verblendung der Anderen Nutzen zu ziehen. Psychologie und Psychose ist allen Zeiten wüster Spekulation gemeinsam; jede hat daneben aber noch ihr besonderes Gesetz oder, wie der die Dinge leicht Nehmende sagen darf, ihre besondere Mode. Jede Zeit spekulativer Raserei baut sich die Illusion aus, die dem Reife- und Entwicklungsgrad ihrer eigenen wirtschaftlichen Verfassung nah ist



oder zu sein scheint und die sie (darin beruht meist ihr Irrtum) für die logisch nothwendige Fortsetzung der von ihr durchmessenen Wegesstrecke, für eine unentbehrliche Etape hält.

Die Gründerära der siebenziger Jahre, die nach einem gewonnenen Kriege „ausbrach“, lebte von Dem, was man nachher, als man es erkannt hatte, Agiotage nannte. Werte, die es gar nicht oder nur in embryonalem Zustand gab, wurden durch ungeheure Kurssteigerungen hoch über ihren substantiellen Inhalt hinaus aufgeblasen, weil man die Wirtschaftsentwicklung Deutschlands damals so sah, als müsse unter dem befruchtenden Regen der französischen Milliarden in ganz kurzer Zeit aus kräftigen Wurzeln ein grosser Wald starker Bäume emporspriessen. Was diese verschrienen „Gründer“ voraussahen, wurde ein paar Jahrzehnte später von der Wirklichkeit übertroffen. Die Börsenhelden von 1872 hatten also nur im Tempo geirrt; aber auch solcher Irrthum kann in Lebensgefahr reissen. Damals wurden Gesellschaften gegründet, die nichts oder nur Zukunftshoffnungen besaßen; waren dann die Kurse dieser in Aktien umgewandelten Hoffnungen auf Gipfelhöhen getrieben, so nutzte man die spekulativen „Erfolge“ dieser Papiere geschwind zur Ausgabe Junger Aktien, in deren Einführungskursen das Agio der Alten Aktien zu möglichst vortheilhaftem Ausdruck kam. Aus dem Ertrag dieser Neuemissionen und dieses Agios zahlte man (eine Weile) die versprochenen hohen Dividenden: handelte also genau, wie in unseren gesegneten Tagen die Klante-Concerns unter verschiedenen Firmen getan haben. Der durch die Erfahrung der Gründerjahre belehrte Aktiengesetzgeber versuchte, die schlimmsten Auswüchse des Agiotage-Systems dadurch zu beseitigen, dass er die Gesellschaften zwang, die aus Kapitalserhöhungen gewonnenen Aufgelder in den Reservefonds zu legen und nicht zu verteilen.

Heute, in der neuen, aus der Finanzzerrüttung eines verlorenen Krieges entstandenen Ära wilder Spekulation gehört die Agiotage durchaus nicht zu den überwundenen Formen. Nicht nur in den helldunklen Niederungen der Wettconcerns hat sich etwas der Agiotage wirtschaftlich Aehnliche auszubreiten versucht, sondern auch im Aktienwesen selbst spielt es eine Rolle; immerhin nur eine Nebenrolle. Die Jagd nach den „Sachwerten“, die das Kapital aus dem Reich der Papiermark in die Aktienanlagen drängt, hat viele Neugründungen bewirkt, die nicht besser sind als die Schöpfungen der Gründerperiode. Ueber Sachwerte, gar Goldwerte (also Sachwerte, die noch mit alter Friedensgoldmark niedrig zu Buche stehen) verfügen diese neuen Gesellschaften meist gar nicht. Wo Anlagen



geschaffen wurden (was ja nicht überall nötig schien), zahlte man dafür hohe Papiermarkpreise oder liess nach der Gründung die neuen Werte auf diese Höhe seilen. Gefestigte Rentabilität oder Rentabilitätmöglichkeit ist da fast nirgends zu finden. All Das läuft unter dem Schlagwort „Sachwerte“ in dem grossen Herbstrennen der Spekulation mit; aber diese Art der Agiotage wird diesmal wohl nur kurze Beine haben. Wenn auch, zum Beispiel, die Aktien einer Spritfabrik in Memel, die mit dem Riesenkapital von 6 Millionen Mark den Verkauf eines Ramschlagers bezweckt, auf dem berliner Markt der unnotirten Werte bis auf 400 steigen konnten, so ist heute doch der Apparat unserer Oeffentlichkeit zu fein, als dass er so plumpe Zutreiberei auf die Dauer dulden könnte.

Die unserer Zeit eigenthümliche Vision ist im Börsenbezirk nicht die Agiotage, sondern, so zu sagen, das Gegentheil davon. Gesellschaften, deren Aktien um den Kurs von 1000 Prozent pendeln, geben Junge Aktien zum Parikurs von 100 aus und werfen ihren Aktionären zur Ergänzung der oft nur schmalen Dividende saftige Bezugsrechte in den Schoss. Klein, nicht mehr, wie in der Gründerzeit, gross, möchte man scheinen. Die produzierende Wirtschaft hat sich nach Krieg und Umsturz auf Kosten des finanziell immer mehr zerfallenden Staates und der Konsumenten gesund gemacht oder erhalten. Das soll verborgen werden: deshalb wird manches Aktienkapital verwässert und so vom Gold- auf den Papiermarkstand entwertet. Ganz gelingt dieser Täuschungsversuch aber nur selten. Plusmacherische Preis- und Reservenpolitik, von der nur wenige Gesellschaften loskommen, und die fortwährende Geldentwertung bewirken, dass dem Kapital immer wieder, immer mehr Fett zuwächst. Je mehr Bezugsrechte vom Kurs abgehen, desto höher steigt er; je mehr verwässerte Aktien von der Dividende Nutzen haben, desto schwerer wirds, diese Dividende herabzudrücken. Nicht überall ist die Anwendung von Mitteln möglich, wie Sarottis Choccoladefabrik sie gewählt hat. Die vermochte das wuchernde Reservenfett nur noch dadurch zu bändigen, dass sie auf je eine Alte Aktie zu 3500 vier Junge Aktien zu 100 Prozent ausgab. Der Gipfel? Cheiron.





# Dujardin

*Der wundervolle Weinbrand  
Delikatess-Brand*

A black and white illustration of a woman with curly hair, wearing a dark dress with a white collar and a white sash. She is holding a bottle of Dujardin Cognac in her right hand and a glass in her left. The bottle has a label that reads "DUJARDIN LAROC COGNAC". She is standing next to a large, round barrel with a label that reads "DUJARDIN". The barrel is decorated with a wreath of leaves and flowers. The background is a simple, light-colored surface.

**Dujardin & Co G.m.b.H.**  
UERDINGEN AM RHEIN UND LAROCHELLE  
COGNAC CHARENTE-MARITIME

*Rein deutsches Unternehmen!*

*vormals Gebr. Melcher-Uerdingen a. Rh.*

*gegründet 1810*

Go gle



**Regina-Palast am Zoo** Inhaber: **Reeg & Arnold**  
(Kaiser - Wilhelm - Gedächtnis - Kirche) Telephon: Steinplatz 9955  
**Kurfürstendamm 10 und Kantstraße 167-169**  
Täglich nachmittags und abends: **Erstes Intern. Kammer-Orchester**  
Dirigent: Otto Hartmann. Konzertmeister: C. Bartholdy.  
Am Flügel: W. Lautenschläger

**Tragen Sie Mayser-Hüte!**

## **Sachsenwerk, Licht- und Kraft-Aktiengesellschaft**

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen Prospektes sind

**nom. M. 35 000 000.— neue Aktien**

**zu je M. 1000.—, Serie I Nr. 20001—55000**

der

**Sachsenwerk, Licht- und Kraft-Aktiengesellschaft in Dresden**  
zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen.

Berlin, im September 1921

**Gebr. Arnhold.**

**Arons & Walter.**

**Berliner Bankinstitut Joseph Goldschmidt & Co.**

## **LOUIS MICHELS**

Bankgeschäft / Berlin W 56, Französischestr. 29

**Spezialzweige des Effektengeschäfts**

Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

## **BAD NEUENAUH**

**Bonns Kronenhotel**

Haus 1. Ranges, 110 Betten

Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet

## **Das große Bilderbuch des Films**

200 Seiten Illustrationen / Preis M. 10.—

ist das in Kupfertiefdruck hergestellte, an Inhalt und Ausstattung reiche Prachtwerk für jeden Filmfreund. Zu beziehen vom

**VERLAG FILM-KURIER / BERLIN W 8**



# MAXIMILIAN HARDEN

## KRIEG UND FRIEDE

Zwei Bände

Zehnte Auflage

Geheftet M. 20.—, in Halbleinen M. 40.—

### I N H A L T:

Erstes Kapitel: Österreich u. Serbien	Elftes Kapitel: Nikolaj Nikolajewitsch
Zweites „ Fata Morgana	
Drittes „ Kriegserklärung	Zwölftes „ Zu Haus
Viertes „ Hochzeitstimmung	Dreizehntes „ Kriegsziele
Fünftes „ Politik im Kriege	Vierzehntes „ Inselkrankheit
Sechstes „ Die Meerengen	Fünfzehntes „ Revolution
Siebentes „ Patriotismus	Sechzehntes „ Habsburgische
Achtes „ An Herrn Poincaré	Demokratie
Neuntes „ Hirn und Schwert	Siebzehntes „ Neue Welt
Zehntes „ Moral im Kriege	Achtzehntes „ Morgen

Neunzehntes Kapitel: Apokalypse.

ERICH REISS VERLAG / BERLIN W 62

# KASIMIR EDSCHMID KEAN

Drama in 5 Akten nach Dumas. Zweite Auflage

Geheftet M. 15.—

Gebunden M. 22.—

*Angenommen bzw. aufgeführt von den meisten  
großen Theatern Deutschlands*

Im übrigen ist das Stück von Grund auf neu geschaffen, ganz Edschmid — und seine beste Leistung geworden. Zur Feststellung der Werte zieht es natürlich an, Vergleiche mit Dumas zu stellen. Die Hauptfigur Kean ist dort ein grundlos angeschwärmter, liederlicher Theaterheld. Edschmids Kean ist ein Kerl, ein Meisterer des Lebens, ein Genüßling wohl, aber einer, der sich Befriedigung mit volstem Einsatz erringt. Die Schießbudenfiguren Dumas' sind — wie stets bei Edschmid — zu vieles wagenden, aber auch Letztes gebenden Echtmenschen geworden. Dort bei Dumas, um noch eins zu sagen, konventionelles Gerede, oberflächlich verlogene Gesellschaftskonversation, wie man sie damals gesprochen und heute spricht, die aber absaust und beckenhohl wird, wenn es sich um lebensgefährliche — oder entscheidende Situationen dreht, die vielleicht im Leben mit Floskeln und Metaphern, aber in der Kunst nicht so (weil sonst nichts mehr bleibt) zu bestreiten sind. Hier vor allem setzt Edschmids geschulte Kunst ein. Daß geistreiche Situationen aus geistvollen Wortblitzen Elementarisches erhalten, ist klar, noch wichtiger, daß die bestimmenden Springpunkte der Geschehnisse vergeistigt, wie notwendig, eindeutig dastehen.

Hannoverscher Kurier.

ERICH REISS VERLAG / BERLIN W 62



## Gesucht

# Moderne Meister

ACHENBACH	LENBACH
BAISCH	MENZEL
BOCHMANN	MUNKACSY
BOECKLIN	MUNTHE
BRAITH	PETTENKOFEN
CORINTH	PICASSO
DEFREGGER	RICHTER
DEIKER	SCHLEICH
DIEZ	SCHÖNLEBER
FEUERBACH	SCHREYER
GEBHARDT	SCHUCH
GRUETZNER	SCHWIND
HODLER	SLEVOGT
JSRAELS	SPERL
JUTZ	SPITZWEG
KAUFFMANN	STUCK
KELLER	THOMA
KNAUS	TRUEBNER
KOKOSCHKA	UHDE
KROENER	VAUTIER
LEIBL	VERBOECKHOVEN
LEISTIKOW	VOLTZ
LIEBERMANN	WENGLEIN
LIER	ZUEGEL

## Franz. Impressionisten

Angebote mit Motiv, Größe  
und Preisforderung erbeten an

**A. Blumenreich**

Berlin W35, Blumeshof 9



Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probesendung. Postfach 2. Hamburg 31.

## **Bad Kissingen. Hotel Büdel**

gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten von den Quellen. Bekannt gutes Haus. Auskunft wegen Verpflegung u. Wohnung durch den Besitzer **A. Büdel.**



# Nassauer Hof

**Wiesbaden**

Weltbekanntes Hotel und  
Badehaus allerersten Ranges.  
gegenüber Kurhaus u. Staatstheater

Alte Direktion: **Fritz Bieger.**

Für die  
**Bank- und Handelswelt**

ist

**„Die Zukunft“**

das

**Insertions-Organ**

Preis-Offerten und Entwürfe  
unverbindlich durch die

**Anzeigenverwaltung  
der „Zukunft“**

**VERLAG ALFRED WEINER**  
Berlin W8, Leipziger Straße 39



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrgang

22. X. 21

Nr. 4

---

## Das letzte Opfer

In der Stunde schmerzender Scheidung muß dem Schutz deutschen Lebens und Besitzes in Oberschlesien die Hauptsorge aller Regirerpolitik zugewandt sein; muß auch die öffentliche Rede Unbeamteter jedes giftig kränkende Wort über den Leidenssitz meiden. Gräßlich, noch viel schlimmer, als die Noth des Besatzungheeres je befahl, sind in der Kriegszeit große Stücke polnischen Landes mißhandelt, geplündert worden. Dann kam die klägliche Flucht aus Warschau. Kam, aus dem Geheimbericht des Ministers Czernin an Kaiser Karl (vom Sommer 1917), bündige Bestätigung des Ahnens, daß die Berliner nicht „durch deutsches Blut Polen befreien“, sondern, wie Kurland, Litauen und (loser) Finland, es in das siegreiche Gossudarstwo Deutschland einknechten wollten. Die dem Leib und der Seele Polens geschlagenen Wunden sind nicht vernarbt und die seit dem Kriegsende verstrichenen drei Jahre des Schimpfstreites und Waffenkampfes um Oberschlesien haben, nicht nur durch abscheulichen Frevel polnischer Wuth, die Feindschaft der zwei Nachbarvölker in hohe Fiebergrade gehitzt. Nun werden deutsche Oberschlesier der Rechtshoheit Polens, polnische der Deutschlands unterstellt. Soll Rachsucht und Gemetzel weiter wüthen? Zu Ruhestiftung genügt nicht die Vorschrift des Friedensvertrages, die alles irgendwo dem Gebiet der Politik entsprossene Handeln aus den Jahren der Fremdbesatzung für immer der Strafverfolgung entzieht. Pflicht befiehlt Sänftigung der Geister. Habt Ihr in dumpfem Empörungsausdruck, in geller



Verkündung von Rechts- und Wortbruch, Scham- und Ehrlosigkeit noch nicht genug seit 1919 gethan und soll dieses schwächlich rohe Gezeter fortan in Deutschland Dauerzustand werden? „Schwindler, Erdballbelämmerer, Lügenschüppel, Hauptlump“: so wurde in einem unserer beliebtesten Bilderblätter gestern wieder Herr Lloyd George geschimpft. Da wir Tag vor Tag auf Papier jeder Sorte Aehnliches finden, muß es wohl ein großes Publikum haben. Ob der Deutschen Republik solche Rüpelei Zins trägt, wird nicht errechnet. Jetzt aber, liebe Leute, sei nicht Abonnentenfang, nicht Köderung gemeinen Schmähtriebes das Ziel Eures Dranges. Jetzt soll und muß, zunächst in willkürlich vom Gegner abgegrenztem Bezirk, Gemeinwirthschaft Deutscher mit Polen (und Franzosenkapital) werden. Gelingt der von den besten Köpfen des Völkerbundes redlich empfohlene Versuch, dann ist für Deutschland noch fast Alles zu retten. Doch Unwiederbringliches verloren, wenn er mißlingt oder abgelehnt wird. Wärs nicht klug, in so schwergewichtiger Stunde die Zunge zu zäumen? Wahrheit, die Polen hören muß, wollen wir ihm nicht verschweigen. Die Rechnung für Schimpf und Bedrohung mit Boykott wird, leider, nicht den eitlen Schreibern, sondern den Deutschen Oberschlesiens zu Bezahlung vorgelegt. Denket an die lange Qual dieser Menschen und bequemet Euch, endlich, wieder in die Würde reiner Vernunft.

---

Was wurde über den Zwist um Oberschlesien, die letzte Grenzfrage des Friedensvertrages, bisher hier gesagt?

1. „In der Rummelplatztonart gehts nicht länger. Die sollte man ‚bis zum nächsten Kriech‘ ruhen lassen. Steht erst wieder in der Zeitung, daß ‚Franzosennester gesäubert und farbige Engländer zusammengeschossen wurden‘, dann wird auch die Mär von dem, seit achthundert Jahren kerndeutschen Land Oberschlesien‘ geschluckt. Kattowitz, Bytom (Beuthen), Schwientochlowitz, Ratibor, Myslowitz, Lublinitz, Rybnik, Kuchelna, Ujest, Slawentzitz, Zabrze: kerndeutsche Namen? Oberschlesien war anno 1000 ein polnisches Land ohne wirtschaftliche Bedeutung; wurde dann Durchgangsland für Polens und Böhmens Handel mit Deutschland (Oderthal-



weg). Im vierzehnten Jahrhundert unterstellen seine Piasten sich der Krone Böhmens und kommen mit ihr zur habsburgischen Hausmacht. Deren Versuch, die schlesische Wirtschaft nach der Adria abzulenken, weckt in Schlesiens Fürsten den Wunsch nach Trennung. Dadurch werden die schlesischen Kriege des achtzehnten Jahrhunderts vorbereitet, die Oberschlesien an Preußen bringen und die seine Wirtschaft hemmenden Schranken zerbrechen. Jetzt soll es von Preußen gelöst, soll selbständiger Bundesstaat (ohne deutsche Mehrheit) werden. Dieser nothwendige Beschluß hätte noch im Sommer 19 der polnischen Agitation, vielleicht, den breitesten Nährboden abgegraben. Der Irrthum der Minister Landsberg, Hirsch, Heine hat ihn verzaudert; der Import des ostpreußischen Wütherichs Hörsing und das Walten der Brigade Löwenfeld haben dem klugen, in der Kriegszeit von preußischen Behörden tief verbitterten Polen Korfanty die Propaganda über alles Hoffen erleichtert. Jedes menschlich anständige Mittel, das den Abfall von Preußen hindert, mußte und muß noch angewendet werden. Kindische Uebertreibung ist kein Mittel dieser Art. ‚Oberschlesiens Verlust wäre Deutschlands Tod‘: aus so dünn gewalztem Blech wird nicht einmal Theaterdonner. Im Anhang zu dem versailer Pakt steht: ‚Damit Deutschland nicht von Willkür der seinem Industrieleben unentbehrlichen Stoffe beraubt werden könne, bestimmt ein neuer Artikel des Friedensvertrages, daß in allen abgetretenen Theilen Oberschlesiens alle Mineralien, besonders Kohlen, den Deutschen unter den selben Bedingungen erlangbar sein müssen wie den Polen. Eine Vertragsklausel verbürgt den zu Polen kommenden Deutschen Glaubensfreiheit und das Recht, ihre Sprache zu sprechen, in ihrer Muttersprache die Kinder zu erziehen. Verfolgung, wie Polen sie in Preußen zu erdulden hatten, wird den Deutschen in Polen erspart bleiben.‘ Dafür müßte und würde der Völkerbund sorgen. Auch dieser Anhang trägt, in deutscher Ausgabe, eine papierne Bauchbinde mit der Aufschrift: ‚Das endgiltige Todesurtheil über Deutschland.‘ Wie oft ists seit dem Juni 19 gestorben? Nichts Anderes hat uns mehr geschadet als das ewige Amtsgeflenn über Todesurtheil und Hinrichtung. Jedesmal zuerst: ‚Unmöglich, unerfüllbar, unerträglich!‘ Dann,



wenn sie drüben darauf bestanden, wurde Alles erfüllt, war Alles erträglich und ohne Lebensgefahr möglich. Säubert die Rummelplätze! Deutschland würde nicht sterben, erfrieren, verhungern, wenn Oberschlesien, bis zu Neugliederung und Vereinigung der europäischen Wirthschaftstaaten, an Polen fiele. Was aber zu Hinderung dieser schmerzhaften und gefährlichen Episode geschehen kann, muß geschehen.

Wird von den Polen gelogen, verleumdet: nur aus unbeugsamer Wahrhaftigkeit kommt wirksame ‚Widerlegung‘; alles Andere ist vertönender Schall, verqualmender Rauch. Die Zerreißung des Landes wäre, selbst wenn sie uns die Korn- und Waldkreise Ratibor, Leobschütz, Gleiwitz, Cosel, Lublinitz ließe, das ärgste der Uebel; noch schwerer, weil die Kreise wirthschaftlich auf einander angewiesen sind, zu ertragen als die Bildung eines zwischen Deutschland und Polen neutralisirten Pufferstaates, den eine (vom Artikel 88 nicht klar verbotene) Ergänzungsfrage begünstigen könnte. Auch ohne solche Frage hätten die Westmächte, die „auf Grund der Volksabstimmung (as the result of the plebiscite), unter Berücksichtigung der Willenskundgebung der Einwohner, der geographischen und wirthschaftlichen Lage der Ortschaften (en tenant compte du vœu exprimé par les habitants ainsi que de la situation géographique et économique des localités)“ frei entscheiden dürfen, die formale Möglichkeit, nach dem Ergebniß schwacher Stimmenmehrheit zu künden, die Diagonale des Wollens weise sie auf die Pflicht, aus Oberschlesien einen selbständigen Freistaat (wie Czecho-Slowakien und Danzig) gemischter Nationalität zu machen. Diesem Ausweg, fürchte ich, werden sie um so leichter zuneigen, je gewichtiger für das Gesamtergebniß die Stimmenzahl der Zugereisten, durch die Zusage materiellen Vorthelles an die Urne Geköderten wird. Polen hat drei starke Streiter: Sprache, Religion, Klassenbewußtsein. Die Mehrheit spricht Polnisch, ist katholisch, ballt sich aus Bauern, Land- und Bergarbeitern; sieht in dem evangelischen oder laurömischen Preußen, dem Grundherrs, Oberinspektor, Domänenpächter, Industriedirektor den Feind. Ihr täglich ins Ohr zu tuten, Polen sei eine Räuberhöhle und Herr Korfanty (der noch im Krieg, ohne großen Mühensaufwand,



den gleiwitzer Reichstagswahlkreis erobert hat) schwärzer als Beelzebub, ist nutzlose Kraftvergeudung.

Die für Deutschland kämpfenden Oberschlesier müßten öffentlich, im Ton ruhiger Würde, an Polen das Gesuch richten: ‚Erlaubet von uns Abgeordneten, selbst zu prüfen, was unter Eurer Herrschaft aus den Provinzen Posen und Pomerellen geworden ist, über Land- und Stadtwirthschaft, nach Stichproben in Gnesen, Graudenz, Bromberg, uns ein Urtheil zu bilden, die Aussage der ins Internirungslager bei unserem Neißer Abgewanderten zu hören und den Gesamteindruck den Landsleuten zu zeigen. Wir legen den selben Erkundungswunsch der deutschen Behörde vor. Nur, wer Etwas zu verbergen hat, wird die Erfüllung weigern. Ehe wir, eine, trotz verschiedener Sprache, völkisch feste Einheit, aussprechen, ob wir einem (und welchem) der zwei Reiche zugehören wollen, muß uns, nicht aus fremdem Bericht, offenbar sein, was rechts und links geworden ist.‘ Sagt Warschau Nein: dann hat die deutsche Partei ein Werbemittel von unwiderstehlicher Gewalt. Wagt es die Probe: dann wird der Anblick unrentabel versiechender Landwirthschaft, verfallender Städte, sterbenden Handels, wird das Klagelied der vielen Polen, die den Winkel im Internirungslager der zermürenden Pein des Stadtlebens in Pomerellen vorzogen, jeden Unbefangenen erkennen lehren, was Oberschlesien als ein Theil des Polenstaates von der Zukunft, von naher schon, zu erwarten hätte. Wege, Gleise, Wasserstraßen, Arbeiter- und Waldschutzgesetze, Sanirung der Menschen und des Bodens, modernste Technik in Land- und Bergbau: Alles, den ganzen Reichthum, hat es deutscher Arbeit zu danken. All Dies bleibt Euch; auch der von der Natur gebahnte Handelsweg, durch das Oderthal, auf den deutschen Markt, der Euch noch immer sechzehn Millionen Tonnen Kohle, anderswo nicht anbringbare, im Jahr abkauft. Ihr seid nicht mehr in die warme, doch kratzende preußische Wolljacke gezwängt; könnt Euren Bundesstaat möbliren, wie Euch gefällt. Niemals wieder werden Eure Söhne genöthigt sein, den Soldatenrock anzuziehen. In Polen ist politisch Wirrwarr, von dem man den Schleier nicht zu heben wagt, ist Wirthschaftszerrüttung, herrscht Wehrpflicht-



zwang, wurzelt keine andere Gewißheit so fest wie die des Dauerkrieges gegen Rußland. Prüfet genau, wie es in den seit zwei Jahren dem Polenstaat eingefügten Wojwodschaften aussieht: und entscheidet danach in verantwortlicher Spruchfreiheit. So müßte zu den Oberschlesiern gesprochen, jedes Gefäß der ‚bewährten Propaganda‘ in Scherben geschlagen, nicht die winzigste Lüge noch über die Lippe, die Feder gelassen, jeder Tag mit gewissenhaftem Ernst ausgenutzt werden: dann dürfte das Vaterland ruhig sein.

Duldet Deutschlands Volk, daß alle Gewalten, statt durch verständigen Vorschlag Verständigung mit der Welt zu erstreben, in Zeugung und Züchtung von Haß und Bereitschaft zu Krieg beharren, dann müssen die von solcher Drachensaat Bedrohten, wider den drängenden Rath ihrer eigenen Wirthschaft, trachten, den reulos-trotzigen Nachbar so lange wie möglich in Ohnmacht zu halten.“ (11. XII. 20.)

2. Aus dem Brief eines deutschen Lehrers, der seit vielen Jahren in Oberschlesien lebt: „Man hat es den Polen wahrhaftig leicht gemacht; und Herr Korfanty brauchte kein diabolisch kluger Demagoge zu sein, um die Situation gehörig auszunutzen. Nun, freilich, ist die Karre gründlich verfahren. Wie sie flott machen? Das ‚untheilbare, zu Deutschland gehörige Oberschlesien‘, von dem Regierungsmänner und Presse in nicht zu verantwortendem Leichtsinne immer noch sprechen, ist ausgeschlossen, nicht nur nach dem Friedensvertrag, den der Durchschnittsdeutsche ja nicht kennt, sondern auch aus psychologischen Gründen. Eine große, sehr große Zahl Oberschlesier geht einfach nicht mehr ins preußische ‚Vaterhaus‘ zurück, das man ihnen viel zu spät durch ein verklausulirtes Autonomieversprechen wohnlich zu machen versucht hat. Die rein deutsche Lösung ist, leider, jetzt ausgeschlossen. Eben so die rein polnische; die Polen ja übrigens nicht verlangt. Die Zerreißung des Landes würde sehr große Wirthschaftswerthe vernichten und ist, aus den angedeuteten psychologischen Gründen, auch unmöglich. Schon, weil die glatte Trennung in deutsches und polnisches Gebiet und Volksthum eben undurchführbar ist; immer blieben starke Minderheiten einer anderen Rasse unter Fremdherrschaft. Bei der Siedehitze, die heute der Haß erreicht



hat, bedeutet Das den Bürgerkrieg in Permanenz, bedeutet Blut und Thränen und Verelendung. Nur der Weg, den Sie vorschlagen, ist gangbar; nur er kann aus der Wirrniß herausführen. Tausende Oberschlesier sehen Das heute ein und möchten diesen Weg beschreiten; dagegen sind eigentlich nur die unverbesserlich chauvinistischen Schreier aus beiden Lagern, die aber in dem Augenblick abgewirthschaftet haben, wo die Neutralisirung des Landes Thatsache wird. Die würde in ganz kurzer Zeit vermögen, was keine andere Lösung vermag: den Haß zu sänftigen, die Wunden zu heilen, vor Allem aber Jedem die Gewißheit zu bringen, daß die eine Rasse weder Knechtung noch Hintansetzung von der anderen zu fürchten habe.“

„Diesem Brief brauche ich nichts anzufügen als die Mahnung, nicht wieder, nach übelstem Kriegsbrauch, auf ein Wunder zu hoffen, das eine noch bessere Lösung beschere werde. Die kommt nicht. Keine, die das wunde Land vor gefährlicher Zerstückung bewahrt oder gar morgen dem Deutschen Reich als ungetheilten, ungefährdeten Besitz zurückgibt. Mein Vorschlag will befristetes Provisorium. Endgiltige Ordnung ist in Nordosteuropa nicht möglich, ehe erkennbar ist, was aus Rußlands Leib und Seele wird und ob in dem auferstandenen Polen die Kraft zu Erhaltung eines Staatswesens lebt. Wem taugt ein Definitivum, das aus Unsinn sprießt und nur Unheilsfrucht reift? Vernunft warnt, just heute, vor hastiger Bindung. Denn Weltwende naht.“ (16. VII. 21.)

3. „Herr Wirth, der Mann höchst löblicher Anfänge, hält, leider, für ‚taktisch klug‘, in jeder Rede die Flagge des ‚ungetheilt deutschen Oberschlesiens‘ zu hissen. Das aber sperrt schon der Wortlaut des Friedensvertrages. Ein Rückblick lehrt.

„In dem vom Vertrag umgrenzten Theil Oberschlesiens werden die Bewohner aufgerufen, durch ihren Stimmzettel anzuzeigen, ob sie zu Deutschland oder zu Polen gehören wollen. Schon jetzt erklärt Deutschland, daß es, zu Gunst Polens, allen Rechten und Ansprüchen auf den Theil Oberschlesiens entsagt, der jenseits von der auf Grund des Stimmresultates von den Verbündeten und Verbundenen Hauptmächten gezogenen Grenzlinie liegt. Nach der Abstimmung wird die Zahl der in jeder Gemeinde verzeichneten Stimmen



vom Verbündetenausschuß den Hauptmächten gemeldet; der Anzeige beizufügen ist ein ausführlicher Bericht über die Einzelheiten des Wahlganges und ein Vorschlag, der sagt, wo, nach Erwägung des von den Einwohnern ausgedrückten Willens, nach eben solcher der geographischen und wirthschaftlichen Lage der einzelnen Orte, Deutschlands Grenze in Oberschlesien zu ziehen sei. Die Entscheidung steht den Hauptmächten zu. Polen ist verpflichtet, in allen nach diesen Vertrag ihm zufallenden Theilen Oberschlesiens fünfzehn Jahre lang die von allen Abgaben, Hemmnissen, Gebühren freie Ausfuhr aller Bergwerksprodukte nach Deutschland zu gestatten. Ferner verpflichtet sich Polen, alles ihm Mögliche zu thun, um deutschen Käufern den Bezug dieser Produkte unter eben so günstigen Bedingungen wie, unter gleichen Verhältnissen, polnischen und anderen Käufern zu sichern.' Das sind die wichtigsten Vorschriften des Artikels 88 im Friedensvertrag. Er will nicht, daß Gesamtmehrheit entscheide und Hunderttausende Deutscher oder Polen unter Fremdregirung bringe. Er will, daß nach lokaler Mehrheit (*majorité des votes dans chaque commune*), aber auch nach Abwägung der geographischen und wirthschaftlichen Verhältnisse jeder Gemeinde, entschieden werde. Er bindet den Obersten Rath, die Hauptmächte (*Puissances Principales*), Amerika, England, Frankreich, Italien, Japan, nicht an das Stimmenergebniß. Er will, daß Deutschlands Grenze ,in Oberschlesien' gezogen werde; scheidet also das ,ungetheilte Oberschlesien' aus dem Bereich des von seinem Wortlaut Umschlossenen. Diesen Vertrag hat Deutschland vor zwei Jahren unterschrieben. Die drei Häupter des in Oppeln residirenden Verbündetenausschusses sind darüber einig, daß Oberschlesiens West und Nord den Deutschen, der südliche Theil den Polen gehören solle; sie sind uneinig über den Lauf der Grenzlinie, über die Vertheilung der Kreise im Industriegebiet. Nun hat England vorgeschlagen, 1. die zehn Kreise mit starker Deutschenmehrheit (Kreuzburg, Oppeln, Stadt und Land, Rosenberg, Lublinitz, Oberglogau, Cosel, Leobschütz, Ratibor, Stadt und Land) sofort an Deutschland, 2. Pleß und Rybnik an Polen zu geben und 3. die übrigen zehn Industriekreise einstweilen, bis nach



dem Abschluß gründlichster Untersuchung des Verkehrs- und Wirthschaftstatus (Flußläufe, Eisenbahnen, Elektro- kraftvertheilung, Kohle, Eisen, Zink) unter der Aufsicht des Verbündetenausschusses zu lassen. Gegen diesen Vorschlag ist Frankreich; zunächst schon, weil er, durch die Abtrennung von Pleß und Rybnik, der Kreise mit erdrückender Polenmehrheit, ein Industriegebiet schafft, das eine Deutschen- mehrheit von 35 000 Stimmen vortäusche.

Frankreich möchte die Kontinentalübermacht in Erz und Kohle erlangen, ist aber viel eifriger noch darauf erpicht, uns die östliche Waffenschmiede zu nehmen oder sie in dem Treffbereich seiner (polnischen) Kanonen zu haben. England wollte den Polen nur die fast noch ungeritzten Felder von Rybnik, Pleß und einen Randstreifen von Tarnob- oder Katto- witz geben. Doch weil der in den Aberglauben an Gesamt- entscheidung durch Stimmenmehrheit eingelullte Deutsche auch dieser Absicht erste Andeutung mit Zeter und Mordio empfang, hieß es zwei Wochen lang in London: „Giebts in jedem Fall Zorngeheul, dann können wir daraus auch ein Asiatengeschäft mit Frankreich machen, dessen industrieller Wettbewerb lange nicht so gefährlich wie Deutschlands ist.“ Zu Taktikergemächel ist nicht mehr Zeit. Dringende Noth- wendigkeit befiehlt Dreierlei. Unzweideutige Sicherung Frankreichs gegen Angriffsgefahr. Bereitschaft, das zu Er- nährung von drei Viertelmillionen (vierzig Prozent) ober- schlesischen Volkes unentbehrliche Land, Pleß-Rybnik mit breitem Oststreifen, an Polen abzutreten. Drittens: schnelle und endgiltige Befreiung der von Raub und Mord, Miß- handlung und Schändung alltäglich, allnächtlich, alla turca bedrohten Deutschen. Das einzig wirksame Mittel zu Rettung des Landes bleibt noch immer: befristete Staatsautonomie unter internationaler, also auch deutscher Aufsicht. Noch ist Polen nicht verloren? Morgen aber das oberschlesische Industrieland, in dem Polen gebietet.“ (16. VI. 21.)

---

Ungenutzt verhallt Rath und Warnung. Die von Eifer keuchende Propaganda, deren Kostenaufwand den Haus- halt von Staat und Reich mit Riesensummen belastet, ruhte



auf den Säulen zweier Sätze: „Kerndeutsches Land“; und „Mehrheit entscheidet“. Auf morschen, in Irrthumsmoorgrund gerammten Säulen. Nicht ur-, nicht reindeutsch ist das Land zwischen Pleß und Oppeln. Wahr ist, daß es seit siebenhundert Jahren nicht mehr dem (mählich sich verengenden) Polenstaat zugehört; unwahr die tausendmal wiederholte Angabe, seit der Lösung von Polens Krone sei es deutsch geworden. Auf ihm front Mischvolk. Wäre die Behauptung erweislich, daß die Piasten, die bis an das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in Schlesien herrschten, von Normannen abstammten, so würde auch dadurch nichts für das Deutschthum des Landes gesagt. Ist Rußland Germanenerde, weil die ersten Fürsten, Rurik und seine Brüder, Wikinger waren? Schwanden die Slawenkeime aus Preußens Boden, seit ihn die fränkischen Hohenzollern als Herren betraten? Die Piasten haben sich der Abkunft von kujawischen Bauern gerühmt und in Weite und Enge sich, in mannichfacher Gestalt, als echte Polen bewährt. Auf sarmatischer Erde; über allzu polnischen Menschen. „Nachdem ich Oberschlesien betreten hatte, glaubte ich, fern von aller menschlichen Kultur zu sein. Alles erschien mir neu, denn Alles war schmutzig, unflätig, barbarisch. In den Zimmern Qualm und Stank, Mensch und Vieh zusammengepfercht, Speise und Trank schlecht, die Umgangsform rauh, in Dorf und Stadt der Hausbau abscheulich, auf allen Straßen hohe Höcker und im Schmutz tiefe Löcher. Jetzt erst begreife ich, warum die Polen auf eisernen Sohlen gehen: um nicht überall in dem unergründlichen Koth ihrer Wege und Plätze stecken zu bleiben.“ Das schrieb ein über Mähren in die stinkigen Piastenherzogthümer gelangter Legat des Papstes noch 1630. Urdeutsches Land? Das ist es nicht unter Czechen und Oesterreichern noch durch den spät erst sich breitenden Strom deutscher Einwanderer geworden. Ist Indien etwa islamisches Land, weil in sein Völkergewimmel nach und nach fast siebenzig Millionen Mohamedaner eindringen? Wirksame Verdeutschung begann nach Fritzens schlesischen Siegen. Aus den Endsilben „wice“ und „slaw“ wurden die deutsch klingenden „witz“ und „slau“, aus Bytom Beuthen; Beamte, Kriegsvolk, Kaufleute,



Handwerker, Techniker sickerten zuerst, strömten dann aus Alt- und Neupreußen in den Oderthalweg und wandelten, seit Großindustrie auch in diesem Ost die allgestaltende Kulturform wurde, die Städte in deutsche Hochburgen um. Die aber blieben Fremdriffe in der Fluth der Wasserpolen. Wer Einlaß ins Ohr der Volksmasse erstrebt, muß (die Zeitung des Oberschlesierbundes zeigt noch heute) Polnisch reden.

Diese Säule konnte also das Gewicht kräftiger Propaganda nicht tragen. Die zweite? Ueberfülle des in sieben Jahren Erlebten hat die Riegel des Gedächtnisses gesprengt. Kaum Einer von Zehntausend weiß noch, daß der Friedensvertrag in seiner ersten öffentlich sichtbaren Gestalt (die dem Deutschen Reich nicht geringere Entschädigerlast auferlegte) dem jungen Polenstaat das ganze Oberschlesien als Mitgift bot. Die Ostflanke des Kreises Falkenberg sollte Deutschland von Polen scheiden; Mittelschlesien Preußens Grenzprovinz werden. Die schlaue Beredsamkeit der Herren Paderewski, Dmowski & Co. hatte die vier Erdrichter in Paris auf glatter Schlittenbahn in den Glauben verleitet, neun Zehntel der Provinzbewohner ersehnten den Tag, der das lähmende Preußenjoch von ihnen nehme und weit das Thor des „polnischen Vaterhauses“ öffne. Unter diesem Gerede war der Grund beinah eben so sumpfig wie unter der Fabel vom reindeutschen Land. Das ober-schlesische Mischvolk will im Hause seiner Heimath nicht länger Knecht sein. Oberschlesier, nicht gestern eingewanderte oder morgen aus West zu rufende Preußen, sollen das Land verwalten, den Behörden, Gemeinden, Bergämtern, Gerichten vorsitzen und beide Sprachen überall in gleichem Recht wohnen. (Die Verschiedenheit der Sprache bezeichnet hier viel öfter einen politisch-sozialen als einen nationalen Gegensatz.) Der Deutschen Delegation und ihren Gehilfen, die alle Hauptstücke des Vertrages in gleichem Schrillton als „unerfüllbar und unannehmbar“ verschrien, wäre die Änderung der „verrückten“ Ostgrenze nicht gelungen. Das ungemeine Mühen Privater, deren Unabhängigkeit und muthiger Wille zu Wahrhaftigkeit im Machtbezirk des Obersten Rathes Vertrauen erworben hatte, vermochte, durch Artikel, Briefe, Gespräche, das Bedürfniß Oberschlesiens fernem Auge zu lichten und das Recht auf freie Volksabstimmung zu erwirken. Vergesst



nicht, daß es der Rath der Vier als eine „große Konzession“ gewährte und daß der geänderte Artikel 88 des Versailler Vertrages nebst den sechs Anhangsparagraphen keinen Zweifel über die Nothwendigkeit der Landestheilung läßt. „In“ Oberschlesien, nicht vor noch hinter der Stimmzone, soll die deutsch-polnische Grenze gezogen werden; und schon am Tag der Unterschrift mußte Deutschland „zu Gunst Polens allen Rechten und Ansprüchen auf den Theil Oberschlesiens entsagen, den die Hauptmächte nach der Abstimmung dem Polenstaat zusprechen würden“. Bis zu Ueberdruß manches Lesers wurde hier an die Mahnung Fichtes und Lassalles erinnert, stets auszusprechen, was ist. Verzicht auf die Theilung wäre rechtwidriger Bruch des Vertrages gewesen, der weder ein ganz polnisches noch ein ganz deutsches Oberschlesien zuläßt. Und hätten für eins der zwei Völker neun-, für das andere nur zweihunderttausend Stimmen gesprochen: Theilung mußte werden (wenn sie nicht etwa durch völlige Verstäubung dieser Stimmen, die sich nirgends zu greifbarem Rechtstitel ballen ließen, gehindert wurde). Hier war die Wurzel verderblichen Irrwahns. Der Vertrag will nicht Absolutismus der Mehrheit, sondern Proportionalvertretung. Nicht Mehrheitentscheid der Frage, welche Staatsgewalt Oberschlesien beherrschen solle, sondern Feststellurg, welcher Volkstheil nach Deutschland, welcher nach Polen hinstrebe. Das „ungetheilte Oberschlesien“, das alle berliner und einzelne warschauer Regirer in unnützlichem Eifern gläubigen Herzen als Ziel zeigten, war den Republiken der Genossen Ebert und Pilsudski niemals erreichbar. Das ist Schuld des Vertrages, nicht der Ausführung. An ihr haftet kein schändender Makel.

Auf Zorngekreisch und das Stöhnen beklemmten Odems kam aus West immer die Antwort: „Ihr habt, nach langem Zaudern, den Friedensvertrag unterschrieben, der starke Minoritäten vor Fremdherrschaft bewahren, die deutsch-polnische Grenze ‚in‘ Oberschlesien ziehen, überall, wo Lage und Wirthschaft nicht dawider sind, die Nationalität nach der Mehrheit der Gemeindestimmen richten will, mit einem ‚ungetheilten‘ Oberschlesien, deutschen oder polnischen, also nicht vereinbar ist. Das Stimmergebniß schuf Euch das Recht auf drei Fünftel des Landes, des Volkes.



Niemand bestreitet sie Euch. Und Ihr dürft der Glücksgunst danken, die Euch zum Nebenbuhler einen nach der Wiedergeburt früh zerrütteten, tiefverschuldeten, mit seinem Kriegsgetümmel die Land- und Stadtarbeiter, aber auch manchen Bürger schreckenden Staat gab. Trotzdem haben nun zwei Fünftel des Volkes, an der Urne zuerst, dann mit der Waffe, bekundet, daß sie Polen, nicht Deutsche, sein wollen. Diesen Willen zu schirmen, ist der Zweck des Vertragsartikels. Nach seinem Wortlaut und Sinn, ebenso nach den Plebiszitziffern, hat Polen zwei Fünftel des Bodens, des Volkes zu fordern.“ Diese Antwort wurde, wie frühere Warnung, im lieben Deutschland stets überhört, überschrien. Behörden und Presse hämmerten, vornan der sonst klügere Kanzler, der Nation den Irrglauben ein, die Abstimmung (die das Wollensverhältniß ermitteln, nicht Mehrheitsherrschaft erwirken sollte) habe ihr das Recht auf die ganze Preußenprovinz gegeben und jede Theilung sei deshalb „Eidbruch und fluchwürdiges Verbrechen“. Viel Lärm um nichts. Unfruchtbares, mit Milliardenaufwand in Treibhausgluth geheiztes Propagandamühen verthat die Zeit, die zu vernünftiger Auswahl der abzutrennenden zwei Landfünftel genutzt werden mußte. Die europäische Lösung, selbständiger Wirthschaftstaat unter internationaler Aufsicht, ist, so weit ich sehen und hören kann, nur hier öffentlich gefordert worden. Von den Oberschlesiern selbst zu spät. Auch sie hatten gehofft, ihre Heimath werde, wie auch der Stimmspruch laute, ungetheilt bleiben. Sie ließen sich durch den Terror einschüchtern, der alles Streben nach dem Nothausgang in befristete Staatsautonomie als Landesverrath ächtete oder mit Meuchelrache bedrohte, und wagten verständliche Andeutung dieses Strebens erst, als die ihm günstige Stunde schon verstrichen war. Ins Wesen des Dutzenddeutschen hat der Kriegsgraus keine Furche gezogen. Wunderglaube überlebt die Enttäuschung von 18. Noch immer hakt Hoffen sich in die Oese des Fluches. „Gaunerbande! Aber wir schaffens. Die Strolche können einander nicht riechen. Und weil der Puddingfresser dem Monsieur Parlezvous keinen Happen schieren Fleisches gönnt, bleibt der ganze Braten auf unserem Teller.“



Zusatz von gestern: „Nur den Schnabel weit aufthun! Je lauter wir schreien, desto sicherer sind wir gesegneter Mahlzeit.“ An Pflichtgefühl und gewissenhafte Vertragswahrung glaubt Niemand. Darf Ungarn nicht den Vertrag brechen, der sein westliches Burgenland dem armen Oesterreich zusprach, und handelt, statt einer Strafe, noch das Recht auf Abstimmung in Oedenburg ein? „Stellen wir Jeden, der muckt oder gar ein Waffenversteck anzeigt, in dunkler Nacht an die Wand, schmeißen in der Entscheidungsstunde ein strammes Heer an die Polakengrenze: fertig ist die Laube und kein gallischer Hahn kräht sie an. Da wir, leider, keinen Horthy oder Friedrich haben, müssen wirs einstweilen mit Maulkrieg machen.“ Schon weht aus ihm Siegesverheißung. Ingrim über den Friedensvertrag, dessen Tributforderung dem Gewerbe und Handel Englands die Märkte sperrt und drei Millionen Arbeitlose schaaft, spült unerweisbare, Deutschen aber mailich duftende Behauptung über die Lippe des Herrn Lloyd George. Nun muß Alles sich wenden. Weil Frankreich störrig bleibt, soll der Völkerbund entscheiden. „Der, jeder Quintaner weiß es, ist Wachs in Englands Hand: also ist der Pole geliefert.“

Schwören auch die Gewaltigen der Wilhelmstraße darauf? Der falschen Losung vom ungetheilten Oberschlesien reihen sie neue Fehler an. Längst mußte Deutschland den Völkerbund vor die Frage stellen, ob ers einlassen oder abweisen wolle. Weil Minister Rosen diesem „Feindbund“ nur Arglist zutraut, Minister Rathenau ihn öffentlich geschmäht, verhöhnt und gerathen hat, uns seinen Gegnern (im Ernst) zu verbünden, wurde der Antrag nicht gestellt, dessen (unwahrscheinliche) Ablehnung noch uns genützt hätte. In dem Weltparlament, das aus drei Erdtheilen Schiedsrichter abordnete, war Polen vertreten; Deutschland nicht einmal im genfer Dunstkreis irgendwie zulänglich. Dritter Fehler: Abschluß des wiesbadener Lieferungsvertrages vor Verkündung des Spruches über Oberschlesien. Der sollte nach Englands Willen uns freundlicher als nach Frankreichs lauten: und just in dieser Stunde zeigten unsere Regirer, daß sie Sonderverständigung mit Frankreich noch von dem höchsten Preis und der Gewähr des Zahlungsvorrechtes nicht zu theuer



erkauft dünke. Das thaten sie, ohne zu wissen, welches Schicksal dem Ostland der Steinkohlenschachte, Eisen-, Blei- und Zinkhütten erbrütet werde. England verstimmt, Frankreich dem Bedenken des nächsten Eigennutzens enthoben: thörichtere Strategie war nicht erdenkbar. Nur die Excellenz Rathenaus darob zu tadeln, ist Unbill. Der ist ein Herr von vielen Graden und Gaben, Physiker, Maler, Bankier, Verkörperung des Göttlichen auf Erden, Industriekapitän, Verschmied, Ingenieur, Vernichter des Marxismus, Baumeister, Rechts- und Moralphilosoph, Redner, der Theologie beflissen, zu jedem Trachten talentvoll, in alle Sättel gerecht; doch ohne einen Blutstropfen des Politikers. Zu egoistisch, viel zu tief in fromme Selbstschau versenkt, um politisch Nothwendiges und Nützliches klar zu erkennen. So heftig war in ihm der Drang, als Minister schnell „Etwas zu machen“, aus dem Schwarm blasser Gefährten vorzuglänzen, daß er die Wirkung ins Allgemeine gar nicht bedachte, mit allen Sinnen für die den Franzosen behaglichste Möblirung des Vertrages vorsorgte und, nach der Unterzeichnung, als Kluger unklug, zu den herbeigetrommelten Journalisten sprach: „Hier ist ein Wunder, glaubet nur.“ Verantwortlich ist, wer den Geistreichen, vielfach Verwendbaren über die Grenze des Könnens greifen ließ. Noch ist die neue Regirerschicht von drolligen und gefährlichen Dilettantismen nicht frei. Das wurde, nach dem ersten Gerücht aus Genf, durch die wirre Hast des Betriebes wieder enthüllt. Zwecklose Bittgänge der Botschafter, Aufschleußung aller Wuthströme, Rücktrittsankündigung, Vergleich Oberschlesiens mit einem Leichnam, der zwischen Deutschland und Polen die Luft verpeste: noch in der Noth durfte Deutschland würdigeres Spektakel heischen. Aergste, jähste Enttäuschung fremdem Blick zu verbergen, ist Staatsmannspflicht. Wir konnten, wir mußten gelassen warten, bis der Beschluß der Westmächte dem Kanzler amtlich angezeigt war.

Die vier aus dem Völkerbundesrath Abgeordneten haben sich gewiß redlich um Gerechtigkeit bemüht. Der Friedensvertrag schrieb ihnen Theilung vor, in ihren Akten stand, das Industriegebiet (dem dort die Kreise Pleß und Rybnik zugezählt sind) habe den Polen 381 100, den Deutschen nur



361 400 Stimmen eingebracht; und sie wußten doch, daß Theilung hier Adern und Nervenstränge durchschneiden, daß die plumpen Herrschmethoden des Polens von heute den fein gezüchteten Organismus der unserem Kontinent unentbehrlichen Industrieprovinz rasch töten müssen. Auf der Suche nach einem Ausweg heftete ihr Auge sich wohl auf zwei Vertragsartikel (92 und 93), die den Verbündeten Hauptmächten das Recht geben, nach der Gebietsabgrenzung allen noch offenen Fragen (Minderheitschutz, Handel, Durchfuhr, Sicherung von Religion, Volksthum, Sprache, Wirthschaft) in Nachtragspakten bindende Antwort zu finden. Der Wortlaut, hieß es, ist nicht ganz klar; da beide Völker aber Eigenbedürfniß in Verständigung zwingen wird, ist auch auf schwankem Grund wohl ein Bauversuch zu wagen. Dessen Gerüst sehen wir. Die Grenze der Staaten begrenzt nicht die Wirthschaft. Der giebt das Bedürfniß der Völker Raum und Gesetz. Hauptstücke des Industriebezirkes müssen das Zeichen polnischer Staatshoheit tragen. In der Wirthschaft aber, der ersten europäischen, über Grenzsteine und Zollschraken hinfluthenden Gemeinwirthschaft, darf fünfzehn Jahre lang nichts ihr Wesentliches geändert werden. Nur aus Gemeinwirthschaft wächst Deutschland, wächst Europa wieder in Wohlstand. Für diesen Zellgedanken zu leiden, muß, noch unter härtestem Druck fremder Staatsgewalt, deutschen Menschen Trost und Ehre sein. In fünfzehn Jahren ist Polen an der Oder, Warthe, Weichsel deutscher Schöpferkraft fest verbündet oder, nach kurzem Traum von Auferstehung, als Staat gestorben. Begreift der Kanzler, sogar der flinkere Industriekopf des Herrn Rathenau noch nicht den balzakisch tiefen Humor des Werdens, das aus dem dürrsten Holz Hoffnungsglück grünen, den grausamen Vertrag uns mehr verheißen läßt, als das papierene Werkzeug der Loucheurs je gewähren kann? Hier ist ein Anfang. Der dunkle Drang des Börsenvolkes hat ihn erschnuppert. Dicht hinter Fluchgeschraub und Ankündigung des Reichstodes kichert der Satz: „Große Kurssprünge der oberschlesischen Werthe.“





## Hyperethische Politik<sup>\*)</sup>

**D**er Mensch erstrebt das Nützliche; begeistert sich aber doch nur am Schönen. Das gilt von Individuen wie von Völkern. Neben wirtschaftlichen Verhältnissen waren die bewegenden Kräfte der Weltgeschichte hyperethische Ideale: Freiheit, Macht, Ehre, Würde, Wahrheit, Ordnung, Sieg, Ruhm, Gleichheit, Welt-erneuerung. Die materialistische Geschichtsauffassung ist einseitig und muß durch die hyperethische ergänzt werden.

Mit einer Handvoll Freiwilliger und einem Ideal im Herzen landete Garibaldi in Sizilien und einigte in wenigen Monaten Italien. Mit einer kleinen Freundeschaar und einer Idee im Kopfe kam Lenin in Petersburg an und eroberte in wenigen Monaten Rußland.

Auch die treibenden Kräfte des Weltkrieges waren hyperethische Tendenzen: der Wille zur Macht aufstrebender, der Wille zur Freiheit unterdrückter Nationen. Die imperialistische Idee ist ästhetisch-heroisch; es ist allgemein bekannt, daß die Bewohner kleiner Staaten in keiner Weise schlechter daran sind als die Angehörigen von Großmächten: und doch sehnt sich ein Großteil der Menschen nach Größe, Macht und Kraft seines Vaterlandes. Eben so verdankt der Militarismus zu Wasser und zu Lande seine Schätzung den ihm zu Grunde liegenden ästhetischen Elementen: der Kraftentfaltung, der Ordnung und Schönheit (Uniform, Militärmusik, Paraden usw.). In ihren Armeen und Flotten huldigen Herrscher und Völker den Symbolen ihrer eigenen Macht und Größe.

Diese hyperethischen Ideale können nie durch Nützlichkeit-argumente niedergekämpft werden: Ideale lassen sich einzig durch Gegenideale besiegen. Es handelt sich für die Pazifisten darum, solche zu schaffen. Krieglosigkeit ist noch kein Ideal, das Begeisterungskraft besitzt: der negative Pazifismus muß durch das positive Ideal weltumspannender Brüderlichkeit, durch die Hoffnung auf ein neues, paradiesisches Zeitalter verklärt werden.

---

<sup>\*)</sup> Ein Kapitel aus dem Buch „Ethik und Hyperethik“, das in dem leipziger Verlag Der Neue Geist nächstens erscheinen wird.



Völker für revolutionäre Ideen zu interessiren, genügt nicht: man muß es verstehen, sie für diese Ideen zu begeistern. Immer waren Freiheitdichter Vorläufer der Freiheitshelden; und jede nationale Bewegung nahm in einer Kulturbewegung ihren Ausgang. Heute beginnt das internationale Ideal an die Stelle des nationalen zu treten, Internationalhelden an die Stelle der Nationalhelden: neue Ideale leiten ein neues Zeitalter ein.

In allem Volke lebt unausrodbar ein Sehnen nach Glanz und Prunk, nach Machtentfaltung und Romantik, nach verehrungswürdigen Persönlichkeiten. Diesem Drange der Volksseele kommt die Monarchie entgegen, die einen Menschen zum Symbol höheren Menschentums erhebt.

Künftige Größe und erhoffter Reichtum hilft vielen Menschen über vorübergehendes Elend hinweg. Diese zeitliche Erscheinung gilt auch im Räumlichen: für Jene, die sich neidlos nach persönlich unerreichbarem Glanz höheren Menschentums sehnen, ist die bloße Existenz großer, mächtiger, freier und reicher Menschen ein Trost. Deshalb sind die Herrscher am populärsten, die sich nicht nur als oberste Staatsbeamte fühlen, sondern auch als Hüter der hyperethischen Ideale; nur so läßt sich die große Popularität von Halbnarren wie Nero und Ludwig dem Zweiten von Bayern erklären, deren verschwenderisches, excentrisches Dasein dem Volk die Illusion romantischen Märchenkönigtums schenkte. Auch lehrt die Geschichte, daß sich Revolutionen seltener gegen Despoten richten, die durch Krieg und Verschwendung ihre Völker bedrücken, als gegen feige und schwächliche Epigonen, gegen Karikaturen und Verräter ihres eigenen Königtums. Denn sobald eine Dynastie die hyperethische Illusion ihres Volkes nicht mehr befriedigen kann, verliert sie ihre ästhetische Existenzberechtigung und bricht zusammen.

Es ist eine der wichtigsten Aufgaben neugeschaffener Republiken, zur Verhinderung von Plänen zu monarchistischer Restauration die ästhetische Lücke, die der Ausfall höfischen Glanzes hinterlassen hat, durch neue Formen von Schönheit auszufüllen und neue ästhetisch-hyperethische Ideale an die Stelle der gestürzten zu setzen. Das können nur die Künstler, kann nur die Kunst: in dieser Erkenntnis wurde Lenin Maecen. An die Stelle der Scheinpersönlichkeit des gekrönten Monarchen



muß für die Persönlichkeitsehnung des Volkes die wahre Persönlichkeit genialer Staatsmänner und Künstler treten.

Griechenland konnte seine republikanische Staatsform erhalten: denn seine unerreichte Kunst konnte sein hyperethisches Sehnen befriedigen und machte so den äußeren Glanz asiatischen Königtums entbehrlich. Rom besaß nicht die Gestaltungskraft, sein ästhetisches Sehnen durch Kunst zu befriedigen: so schuf es sich Cirkusspiele und kaiserliche Götzen; denn auch sein Volk war mit Brot allein nicht zu befriedigen.

Freiheit ist der einzige Boden, auf dem Persönlichkeit gedeiht: das moderne Persönlichkeitideal des Gentleman verdankt seine Entstehung der englischen Freiheit. Unterdrückte Völker und Klassen bleiben auf lange Zeit mit hyperethischen Mängeln behaftet. Überall sind die freisten Kasten und Völker die hyperethisch wertvollsten: darin lag der hyperethische Wert des Adels; denn Jahrhunderte lang hatte er allein die Möglichkeit zu freier Persönlichkeitentfaltung. Stets waren die ritterlich-aristokratischen Ideale hyperethisch, die bürgerlich-demokratischen Ideale ethisch.

Heutzutage ist Freiheit praktisch nur ein Vorrecht der Besitzenden. Wer, um leben zu können, den größten Teil des Tages unfreiwillige Arbeit leisten muß, ist im höchsten Grade unfrei: denn ohne Muße, in der sie sich auswirken kann, ist alle Freiheit illusorisch; Muße ist das zeitliche Korrelat der Freiheit. Daher liegt das Hauptproblem der Sozialen Frage in der Einschränkung der Zwangsarbeit auf ein Minimum. Die Politik ist außer Stande, dieses Problem und damit die Soziale Frage restlos zu lösen: Das kann nur die Technik, durch die Erschließung neuer, verborgener Energiequellen, die der Menschheit den größten Teil ihrer bisherigen Arbeitlast abnehmen und so ein Zeitalter allgemeiner Muße und Freiheit herbeiführen wird.

Das zweite Haupthindernis allgemeiner Freiheit ist die Staatsgewalt. Sie wurde notwendig, als die Übervölkerung den Individuen den Raum zur Persönlichkeitentfaltung nahm und Macht Vorbedingung der Freiheit wurde. Sie wird überflüssig werden, sobald der menschliche Machtwille sich in Liebe sublimiert und die Entfaltung des Einen so die Freiheit des Anderen nicht mehr bedroht. Dieses zweite Hauptproblem der Sozialen Frage kann die Politik ebenfalls nicht lösen, sondern nur die Ethik durch



langsame Umgestaltung der boshaften Menschen in gutmütige, der bösen in gütige, durch Erziehung des Menschen zu Selbstbeherrschung und Selbstlosigkeit. Erst, wenn durch Technik und Ethik Arbeit und Staat entbehrlich werden, kann die Menschheit zu wahrer Freiheit gelangen; die Entfaltungsmöglichkeit wäre nicht mehr, wie heute, auf eine geringe Zahl privilegierter Menschen beschränkt. Diese Erlösung vorzubereiten und zu beschleunigen, ist die wichtigste Aufgabe der Gesellschaft.

Nicht nur die individuelle Persönlichkeit kann sich zum Kunstwerk entfalten, sondern auch menschliche Gemeinschaften, wie Ehe und Staat. Jede Überpersönlichkeit dieser Art gründet sich auf Harmonie ihrer Teile unter einander. Der Staat ist ein künstliches Produkt und als Kind der gleichen Autoritäten ein Bruder der Ethik. Seine Hauptaufgabe besteht im Ausgleich von Freiheit und Ordnung, den politischen Erscheinungsformen der hyperethischen Grundwerte Vitalität und Harmonie.

Individualismus ist die subjektive Staatsform.

Sozialismus ist die objektive Staatsform.

Individualismus: Sozialismus = Unsittlichkeit: Sittlichkeit.

Der Sozialismus ist das ethische Staatsideal. Hyperethisch birgt er die Gefahr in sich, die Persönlichkeitentfaltung durch die Allmacht der Gesellschaft zu unterbinden und seine Harmonie auf Kosten individueller Vitalität auszubauen. Deshalb wird der Sozialismus nur in seiner Synthese mit dem Individualismus hyperethisches Ziel. Der einzige ernst zu nehmende Gegner des ethischen Sozialismus ist der hyperethische Nietzscheanismus. Gelingt es dem Sozialismus nicht, sich mit dem Nietzscheanismus zu verbünden, so wird er schließlich durch ihn überwunden werden. Hyperethische Ideale sind stärker als ethische: ein anti-persönlicher grauer Sozialismus könnte sich nicht dauernd gegen einen persönlichen, bunten Individualismus halten. Es ist für den Sozialismus eine Lebensfrage, seine Theorie mit Schönheit zu erfüllen, seine wissenschaftlichen Grundlagen durch künstlerische zu stützen. Denn nur ein hyperethischer Sozialismus hat Zukunft, weil nur er Schönheit hat.

Der hyperethische Sozialismus ist liberal, weil ihm Gleichheit nicht Selbstzweck ist, sondern nur wertvoll als Mittel zur Freiheit und Höherentwicklung; er ist evolutionistisch, weil



sein Ziel nicht allgemeines Glück, sondern allgemeine Entwicklung ist: sein Kampf richtet sich gegen Hunger und Elend, gegen Arbeit und Zwang, gegen Krankheit und Unfreiheit nicht um der Glücksalität willen, sondern, weil Dies die stärksten Hemmungen menschlicher Entwicklung, Entfaltung und Schönheit sind. Pädagogik und Hygienik sind seine wichtigsten Ressorts; Vorbedingung allgemeiner Gesundheit und Bildung aber ist Beseitigung der Not: so wird eudämonistische Politik Funktion der evolutionistischen. Der hyperethische Sozialismus ist heroisch: unbekümmert um eigenes und fremdes Glück kämpft er um seine Ideale. Die heutige Form des heroischen Sozialismus repräsentirt der Bolschewismus, der, unbekümmert um Lust und Leid der Menschen, nach der Harmonie einer gerechteren Gesellschaftordnung strebt. Diesem heroisch-hyperethischen Element verdankt er seine Werbekraft gegenüber der utilistischen Interessenpolitik der bürgerlichen Welt. Schließlich ist der hyperethische Sozialismus idealistisch, weil er an die Kraft und den Wert der hyperethischen Ideale glaubt; weil ihm die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse als Mittel, nicht als Zweck, erscheint: Ziel ist ihm eine große, starke, freie und harmonische Menschheit. Durch seinen Idealismus unterscheidet er sich vom Marxismus, der die unglückselige Ehe mit dem Materialismus schloß, statt diese dem Untergang geweihte Weltanschauung dem kapitalistisch-hedonistisch orientirten Bürgertum zu überlassen und sich durch die Welle eines neuen Idealismus tragen zu lassen. Ein solcher idealistischer Sozialismus der Liebe statt des Neides, des Gebens statt des Nehmens wäre eben so unwiderstehlich wie vor zwei Jahrtausenden das Christentum. Die äußeren Revolutionen bedürfen der Ergänzung durch eine innere, eine seelische Revolution: erst die Revolution der Brüderlichkeit würde die französische Revolution der Freiheit und die russische Revolution der Gleichheit ergänzen und krönen; ihr Ziel wäre nicht Zwangsgemeinschaft arbeitender Proletarier, sondern ein freies und schönes Zusammenleben einer adeligen Menschheit.

Ethische Politik will Civilisation;

Hyperethische Politik will Kultur.

Civilisation und Kultur bilden keinen Widerspruch, sondern ergänzen einander wie Erziehung und Bildung. Civilisation will



eine zahme Menschheit in einem geordnetem Staat; Kultur will eine schöne Menschheit in einem schönen Staat. Kultur steht zur Natur in keinem Widerspruch: sie ist vergeistigte Natur; auch sie gründet sich auf die Prinzipien der Hyperethik, auf Größe, Freiheit, Kraft und Harmonie.

Das hyperethische Weltprinzip ist das allgemeinste, das uns erkennbar ist. Alles unterliegt der hyperethischen Wertung: Räumliches und Zeitliches, Konkretes und Abstraktes, Äußeres und Inneres, Kunst und Natur, Taten, Gefühle, Gedanken. Die ästhetischen und ethischen, die erotischen und hygienischen Werte, Lust und Entwicklung, Weisheit und Wahrheit verdanken ihren Nimbus der Schönheit, die ihnen zu Grunde liegt.

Die hyperethischen Gesetze sind die Gesetze der Natur und Kunst, der Erotik und des menschlichen Wollens. Alle irdischen Wesen, alle Menschen sind bewußt und unbewußt Hyperethiker; nur fehlt ihnen meist die Klarheit, es zu erkennen, und der Mut, es zuzugeben. Denn die Natur in uns und um uns strebt nach hyperethischen Zielen.

Wien.

Dr. Richard N. Coudenhove-Kalergi.



## Psychopathologie

Psychopathologische Dokumente. Selbstbekenntnisse und Fremdzeugnisse aus seelischem Grenzland. Verlag Julius Springer.

**D**er Verfasser dieses Buches sieht sich in einer wenig beneidenswerthen Lage. Er weiß zur Empfehlung seines Werkes nichts Besseres zu sagen (und will zu seiner Empfehlung nichts Besseres sagen), als daß es in allen Hauptsachen nicht von ihm stammt. Was es bringt, sind Produkte fremden Geistes, geistige Kundgebungen Anderer, wie sie in Briefen und Tagebuchblättern, in Lebenserinnerungen, Selbstbiographien und Berichten niedergelegt sind. Von allen Seiten herbeigeholt, den verschiedensten Epochen entstammend und wechselnden Lebens- und Kulturgebieten entnommen, scheinen sie in ihrer Mannichfaltigkeit und Vielgestaltigkeit zusammenhanglos auseinander-



zustreben. Doch schließt sie alle, wenn auch nicht immer aufdringlich hervortretend, ein einheitliches geistiges Band zusammen. Das gemeinsame Bindeglied ist die Beziehung zum Pathologischen. Wer dahinter nur ganz grob allerlei Irrenwesen vermuthet, Der erfaßt weder Art noch Umfang des Psychisch-Abnormen in dem Sinn, wie es hier gemeint und zur Grundlage genommen ist. Mag auch das praktische Leben überall auf eine strenge Abgrenzung des Krankhaften vom Normalen ausgehen, mag die Wissenschaft sie im Interesse einer reinlichen Scheidung ihrer Theilgebiete fordern, mag auch sonst wer immer auf eine solche Trennung Werth legen in der (fälschlichen) Ueberzeugung, damit zugleich eine bequeme Entscheidung über den Werth oder Unwerth an die Hand zu bekommen: hier, wo es sich im Wesentlichen nur darum handelt, gewisse aus der Alltäglichkeit herausfallende seelische Erscheinungen geschlossen auf einer Linie aneinanderzureihen, hier ist es ohne tieferen Belang, wo schließlich der Grenzstrich gezogen wird. Wer gewöhnt ist, geistige Dinge von Kulturwerth nur vom Standpunkt der Aesthetik, der Ethik usw. zu betrachten, Der wird freilich nicht mitgehen können. Und so bin ich denn auf den üblichen Vorwurf sehr wohl gefaßt: hier habe wieder einmal ein plumper medizinischer Materialismus (noch dazu womöglich auf unzulängliches Beweismaterial: mißgedeutete Zufallsäußerungen, willkürlich aus dem Zusammenhang gerissene literarische Bruchstücke sich stützend) sich unfähig erwiesen, den Besonderheiten gerecht zu werden, die aus abweichenden Zeit- und Kulturverhältnissen, aus ungewöhnlichen Lebensumständen und vor Allem aus dem besonderen Eigenwuchs einer nicht mit der Alltagselle zu messenden Individualität, einer überragenden Persönlichkeit sich ergeben. Und habe es so fertig gebracht, in seelischen Ausnahmeerscheinungen nur Irrsein, in ungewöhnlichen Persönlichkeiten nur Geisteskrankheit, in befremdlichen seelischen Umwälzungen nur psychotisches Geschehen und in originellen Geistesschöpfungen nur Krankheits Symptome zu sehen.

Ich nehme diesen Vorwurf ruhig hin als Ausdruck des einfachen Sachverhaltes: daß verschieden eingestellte Wissenschaften, die Naturwissenschaften auf der einen Seite, die



Geistes- und vor Allem die Normenwissenschaften auf der anderen, zu gleichen Erscheinungen durchaus verschiedenartige Stellung nehmen und bei doktrinärer Handhabung es nicht über sich bringen, zugleich auch dem (an sich eben so berechtigten) Standpunkt der anderen gerecht zu werden. Die That-sachen aber bleiben davon unberührt. Und so wird auch durch solche vorweggenommene Ablehnung noch nicht aus der Welt geschafft: daß durchaus nicht selten bedeutsame psychische Erlebnis-, Entwicklung- und Produktionsformen sich auf einem (wenn auch mehr oder weniger verdeckten) pathologischen Untergrund erheben; daß sie mannichfache pathologische Bestandtheile aufweisen; daß pathologische Triebkräfte im wesentlichen Maße an ihnen (bald ursächlich, bald inhaltlich, bald formend und gestaltend) betheiligt sind. Eben so wenig soll freilich damit auch die andere Thatsache verdunkelt werden, die zum Theil wenigstens die allgemeine schroffe Ablehnung der hier herangezogenen Betrachtungsweise erklärt: daß der Versuch, Lebenserscheinungen aufzudecken, von psychiatrischer Seite nicht immer mit genügend taktvoller Zurückhaltung, mit genügend freiem Blick und geistig vertiefter Bildung gemacht worden ist. Gewiß hat solche Betrachtung vom Pathologischen her ihre Grenzen, ihre sehr eng gezogenen Grenzen. Und wer ihr vorhält, daß sie sich unfähig erweise zur vollen Erfassung und Bewerthung wirklicher seelischer Güter und wahrhafter geistiger Größen, Der fordert von ihr mehr und Anderes, als sie ihrer Natur nach geben soll und kann. Wer menschliche und sonstige Werthe und Größen in ihrer ganzen Bedeutsamkeit und inneren Tiefe dargeboten haben will, darf nicht in den pathologischen Dokumenten suchen. Wer vollends aus tiefstinnerlichem Gefühl es ablehnt, bedeutsame Lebenswerthe und -inhalte mit dem Krankhaften in Verbindung gebracht zu sehen, wer die dunklen Stellen eines werthvollen Bildes lieber überdeckt als ins helle Licht gerückt sieht, für Den giebt es natürlich nur Eins: die Hände weg von dem Buch! Ueber solchen Standpunkt läßt sich nicht weiter diskutieren. Man hat ihn oder man hat ihn nicht. Aber ich gebe die Hoffnung noch nicht auf: vielleicht wird doch Mancher, der es trotz dem ominösen Titel und der berüchtigten psychopathologischen



Sezirsucht über sich bringt, das Buch vorzunehmen, und dazu auch die nöthige geistige Umstellung gewinnt, zur eigenen Ueberraschung sich in der Lage sehen, ein gut Stück Weges mit dem psychiatrischen Barbaren gemeinsam zu gehen. Und er wird dann vielleicht auch finden, daß psychiatrische Sachlichkeit durchaus noch nicht völlige Verständnißlosigkeit in allen sonstigen Beziehungen gegenüber Persönlichkeit und Werk zur Voraussetzung hat. Ja, ich wage sogar, noch mehr zu erhoffen: vielleicht werden gerade diese Belegstücke ihn zur weiteren eigenen Ueberraschung dahin bringen, daß er fortan nicht mehr ein unanfechtbares Dogma in der bisher allgemein anerkannten Anschauung sieht, die Friedrich Jodl in die Worte gefaßt hat: „Vom Pathologischen aus gelangt man nie zum Großen, sondern immer nur zum Kleinen, nie zum Unsterblichen, sondern immer nur zum Vergänglichen.“

Sind und bleiben somit die hier dargebotenen Dokumente im Wesentlichen im Rahmen des Pathologischen, so treten sie doch mit der erweiterten Fassung des Begriffes aus dem engen Kreis des irrenärztlich Begrenzten hinaus. Sie sind keine Krankengeschichten, sollen keine sein, wie dieses Buch überhaupt weder psychiatrische Klinik noch gar irrenärztliche Gutachterthätigkeit treiben will. Worauf es ihm ankommt, ist vielmehr: das psychopathologische Geschehen und Erleben, in eigenem oder fremdem Seelenleben ausdrucksvoll widergespiegelt, mit der Hilfe dokumentarischer Nachweise und authentischer Belegstücke zu entrollen. Und zwar so, daß zunächst der ganze Formenreichthum seiner Erscheinungen, die ganze Mannichfaltigkeit seiner Gestaltungen, die reiche Ausdrucksfülle seiner Aeüßerungsweisen voll zu Tage tritt; und dann weiter so, daß die ganze Vielfaltigkeit seiner Beziehungen zum Leben, der volle Fluß seines Spiels in allen Lebenserscheinungen, die reiche Vielgestaltigkeit seiner Ausstrahlungen in allem äußeren wie inneren Geschehen, also seine umfassende Bedeutung als Formkraft für individuelle wie allgemeine, für historische wie kulturelle und sonstige Lebensgestaltungen sich offenbart.

Berlin-Herzberge.

Dr. Karl Birnbaum.





## Das Auditorium der Hochschulen

Um die Gesinnung, die geistige Haltung, den kulturellen Zustand der Studentenschaft kennen zu lernen, muß man am Eingang in die Universität die Gesichter studieren. Die dürftigen Angaben der Statistiken über Geburt und Herkunft versagen bei keinem Publikum, keiner Menschenmenge, die central doch von einer Sache erfaßt ist, in einem Haus vereint, so ganz, nirgends überkreuzen sich die Varianten aller nur denkbaren menschlichen Erscheinungsformen, spielen die Differenzierungen zwischen weiten Polen so toll wie hier. Gibt es nichts von Homogenität? In den Hörsälen sitzt der Einzelne fremd hart am Nachbar, auch für den Professor im Ganzen ein Anonymus. Zwischen den Fakultäten liegen Welten. Ein Student der Medizin und einer der Theologie sind, an äußerem Habitus, Gebaren, Interessenlage, zweierlei Wesen. Dem Medizinalpraktikanten vom Sendlingertorviertel erscheint der Kandidat der Volkswirtschaft aus der Ludwigstraße als „von der bolschewistischen Fakultät“. Sich zu orientiren, ein Wenig mit den Schultern sich gegen den Horizont zu stemmen, daß er weiche, sieht Keiner Veranlassung. In den Seminaren, wo man sich eher hören könnte, spricht aus den Debattirenden nicht die Person, sondern da werden die Dominosteine der Wissenschaft mit mehr oder wenig Geschick und Sachkenntnis hin und her geschoben. Sachkenntnis: darauf kommt es an. Was die Schule nicht tat (an Erziehung), die Universität tut es erst recht nicht: zur Eigenwilligkeit zu zwingen; sie hat sich der Verantwortung entledigt, sie jedem Einzelnen aufgebürdet. Theo- und Philologen, Mediziner und Juristen: alle wollen nur ihr Handwerk lernen und Wissen einheimsen. Wo bleibt da ihr persönliches, ihr eigenes Gesicht, ihr menschlich spezifisches Gewicht? In Allem, was über das Fach, die kleine Passion, in der man Kennerschaft hat, hinausgeht, ist Jeder nur Typ, der Student, der wilhelminische Deutsche. Ausgerüstet mit spielfertigen „Walzen“, die er andreht, wenns nicht mehr anders geht. Ein Sortiment bestimmter, überkommener, „erprobter“ und erstarrter Urteile in Sachen Gesellschaft, Moral, Sozialwohl, Religion, Politik und höhere Geistessphären. Das wird nicht denkerisch kontrollirt, sondern



bar übernommen. Von solcher Schablone, Cliché, abgestempelt, ist das Rüstzeug der geistigen Führer der Nation. In allem Streit, der vielleicht herausfordert, Farbe zu bekennen und offen zu reden, tritt Das hervor, zuverlässig und dargebracht ohne Skepsis, ohne Gedanken: dies Alles könne nicht so glatt gefügt, so wenig problematisch sein. Falsch wäre, zu schließen, Beschäftigung mit Geistigem (Kritik als Aggregatzustand) müsse Das unmöglich machen. Nein: gerade auf der Universität kommt dieser Typ zu hoher Blüte; er wird gehegt, weil er mit der Sache, der Wissenschaft, nicht rauh zusammenstößt. Er beherrscht das Auditorium der Hochschulen. Hier liegt der Grund der „Brutstätten der Reaktion“, weil der so geartete, kritiklose wilhelminische Deutsche leben kann, ohne von der Wissenschaft in Gefahr gedrängt zu werden. So lange die Gesellschaft im früheren Deutschland nicht erschüttert war, gab es zwischen ihr und diesem Typ als Vertreter keine Kluft. Die entstand erst nach der Verschiebung. Pfl egten früher die Korporationen den Grundsatz politischer Neutralität, so geschah es ehrlich; man operirte ja auf der nationalen Basis. Heute hat das Nationale einen Accent bekommen, ist Partei, Losung, aggressiv und damit unduldsam geworden. Ein automatischer Prozeß, den die davon Ergriffenen meist selbst nicht ahnen.

Die Erhaltung des wilhelminischen Deutschen ist gesichert, trotzdem die Kasinos sich schlossen. Die Aufgabe, den Ton zu bewahren, übernahm die Korporation. Das ganz junge Semester, das von Freischaar sicher noch nicht erfaßt wurde, zeigt in Haltung, Lebensart und Geste durchaus den Fahnenjunker; den preußischen Offizier (mit allen Reserveforcirungen) die ältere Jahresklasse. Wenn erst die Kriegsteilnahme ausgemerzt ist, was keine zwei Semester mehr braucht, wird das Bild endgiltig uniform sein. Das soziale Erlebnis aus Krieg und Zusammenbruch hatte sich in ihm tief ausgeprägt und scharfe Kontraste herausgespalten. Das gab der geistigen Bildfläche einige bewegte Nuancen. Künftig wird von den Schulbänken ein gleichförmiger, seelisch von keiner Problematik mehr getrübler Nachwuchs in die Hörsäle strömen. Für ihn besteht kein Anlaß mehr, Sozialist zu sein oder radikal Deutscher. An und für sich hätte er keinen Grund, dem Einen das Andere vorzuziehen, wenn nicht ein Fak-



tor hier einsetzte: „der Alte Herr“ der Verbindung. Der hat jetzt die Initiative; er treibt an, leitet, wirft sein Urteil bei der Entscheidung auf die Wage. Die Neigung, die den Junioren fehlt, paukt das Vorbild ein. Der Alte Herr begreift den Wert des Brauches, der sich da bildete, und sorgt für Stiftungsfeste, Tradition und bunte Auffahrt.

Aber wie hält der Student Das wirtschaftlich aus? Sichtbar hat der Nachschub aus den Kreisen der Rentner, Beamten, Lehrer nicht nachgelassen. Wird mit Entschlossenheit „durchgehalten“? Die wirtschaftlichen Statistiken, die Angaben über den hungernden Studenten muß man mit Vorsicht bewerten. Noch immer haben die an Feststellung ihrer Notlage Interessirten die Meldebogen peinlich und genau ausgefüllt, eher die Daten etwas verelendet. Drei- und dreißig bis vierzig Prozent mögen wirklich kämpfen; die Anderen haben sich über ihre Lage ausgeschwiegen, da für sie nichts zu gewinnen war. In diesem Betracht wird klar, daß von solcher Stimmenabgabe aus auf Durchschnittsmonatwechsel und Mindestverbrauch prozentual zur Gesamtstudentenschaft nur trügerisch geschlossen werden kann. Dennoch: wie halten die Söhne dieser Stände bei so viel Anforderungen von Bierabenden und couleurhaftem Auftreten, was nicht selten zu Deutschlands Erniedrigung gar nicht paßt, dennoch „durch“? Die Lösung ist nicht schwer. Erst der Student mit der Mütze ist wahrhaft „Student“ für die Bourgeoisie und die Ladnerinnen. An diesem Glanz teilzuhaben, dünkt nie zu teuer erkaufte. Der Bursch hält aus. So fängt es an, in diesem Bezirk in absonderlicher Weise korrupt zu werden. Ich weiß von den Stenotypistinnen einer großen Chemischen Fabrik, die ihre guten Einkünfte gern zur Erhaltung der „Couleurs“ verwenden. Und sehr gesucht sind. Non olet; obwohl es aus Proletarierhänden kommt. Der Vorwurf des Mangels an Sittlichkeit trifft nicht die Mädchen, bei denen die Jünglinge schlafen. Die, auf Korrektheit, Satisfaktion und Ehrenstandpunkt geschniegelt, bourgeois bis ins Mark, sehen nicht die Scheinheiligkeit und das Unmögliche, unentwegt trotzdem stramm in Verachtung und Befehdung des Proletariats zu machen. So tief aber geht der Respekt vor dem Moralgesez der „höheren, besseren“ Klasse, daß die Mädchen, die ja makellos bleiben, ohne Autlehnung sich darein fügen, daß „ihm“, wenn er Couleur trägt, verboten



ist, sie auf der Straße zu sprechen, zu grüßen, auch nur zu sehen.

Bei Alledem ist ohne Belang, daß auf ein paar Universitäten in diese Studentenschaft gewisse Elemente besonderer, mehr versprechender Art eingesprengt sind. Sie sind nicht als Norm zu nehmen; sind das Gegenteil des wilhelminischen Deutschen oder mit aller Anstrengung bemüht, ihn abzuwerfen; gemeinhin der Freideutsche, durch seine Versuche, elastisch zu bleiben, aufnahmefähig. Unbedingt die sozialistisch-kommunistischen Gruppen, die in jeder Form in ihrer Opposition durch angestrenktes Denken und Willensarbeit motorisch sehr stark wirken. In Heidelberg stößt dazu noch der Typ Stefan George, der aber wegen seiner apolitischen, auf Heroenkult eingestellten Art ebenso wenig hier interessiren kann wie der da und dort vorhandene wissenschaftlich produktive Student, der den Gegenwartfragen aus Unsicherheit ausweicht. Auch eine Abart im Nationalen kommt zuweilen vor, die sich beweglich zu erhalten oder frei zu machen sucht, die aber die Aristokratie beschickt, während die große Front vom wüthenden Schlagwort besessen bleibt. Nur ist in ihnen der Drang nach politischer, staatsmännischer Tätigkeit herrschend. Das aber sind Minoritäten, gegen die Masse ein lächerlich kleiner Schwarm. Der Ausblick ist trostlos. Mit der Universität mag, an Aufbau, Reform, Studienplan, getan werden, was will: sie wird immer dieses Auditorium haben und damit zur Wirkungslosigkeit als Kulturfaktor verdammt bleiben, weil es ihr immer wieder aus der Klasse zuwächst, aus der es sich bisher rekrutirte. Carlo Mierendorff.





**Bankhaus**  
**Fritz Emil Schüler**  
**DÜSSELDORF**

== Königsallee 21 ==

Für Stadtgespräche: 5403, 5979, 8665, 16386,  
16295, 16453 / für Ferngespräche: F 101, F 102,  
F 103, F 104, F 105, F 106, F 107, F 108, F 109

Telegramm-Adresse: „Effektenschüler“

**Kohlen-, Kali-, Erzkuxe / Unnotierte Aktien  
und Obligationen / Ausländ. Zahlungsmittel  
Akkreditive / Ausführliche Kursberichte**

Mitglied der Düsseldorfer, Essener u. Kölner Börse

**Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und  
ausländ. Börsen sowie sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.**

**Otto Marfiewicz**

**Bankgeschäft**

**Berlin NW 7 / Amsterdam / Hamburg**  
Unter den Linden 77 Gänsemarkt 60

**Anleihen u. Renten / Erstkl. mündels. Anlagen**

**Devisen · Akkreditive · Kreditbriefe**

**Umwechslung fremder Geldsorten zu fulanten Bedingungen**

**Ausführung aller Bank-  
und Börsentransaktionen**

**Bereitwillige Auskunft = Erteilung über Industrie = Papiere**

**Finanzierungen**

Telegr.: Siegmarius Berlin - Markitto Hamburg / Zentrum 9153, 9154, 5088, 925, 8026



# MAXIMILIAN HARDEN

## KRIEG UND FRIEDE

Zwei Bände

Zehnte Auflage

Geheftet M. 20.—, in Halbleinen M. 40.—

### I N H A L T:

Erstes Kapitel: Österreich u. Serbien	Elftes Kapitel: Nikolaj Nikolajewitsch
Zweites „ Fata Morgana	
Drittes „ Kriegserklärung	Zwölftes „ Zu Haus
Viertes „ Hochzeitstimmung	Dreizehntes „ Kriegsziele
Fünftes „ Politik im Kriege	Vierzehntes „ Inselkrankheit
Sechstes „ Die Meerengen	Fünfzehntes „ Revolution
Siebentes „ Patriotismus	Sechzehntes „ Habsburgische
Achtes „ An Herrn Poincaré	Demokratie
Neuntes „ Hirn und Schwert	Siebzehntes „ Neue Welt
Zehntes „ Moral im Kriege	Achtzehntes „ Morgen

Neunzehntes Kapitel: Apokalypse.

ERICH REISS VERLAG / BERLIN W 62

# MAX REINHARDT

von

## SIEGFRIED JACOBSON

Lexikon 8<sup>o</sup>

Geheftet M. 30.—

Gebunden M. 40.—

*Vierte völlig umgearbeitete Auflage*

Jacobsohns Buch über den größten Theatermann des neunzehnten Jahrhunderts ist das einzige, das sich nicht in theoretischen Erörterungen ergeht, sondern das das Bild des Künstlers aus seinem Werke heraus formt. Jacobsohn gibt ein erschöpfendes Bild der 32 besten Schöpfungen, die Max Reinhardt während seiner Direktionstätigkeit hervorgebracht hat. Das Buch schließt mit einer genauen Statistik sämtlicher Stücke, die während der Reinhardtschen Direktionszeit gespielt wurden.

ERICH REISS VERLAG / BERLIN W 62





Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probesendung. Postfach 2, Hamburg 31.



**Bad Kissingen. Hotel Büdel** gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten von den Quellen. Bekannt gutes Haus. Auskunft wegen Verpflegung u. Wohnung durch den Besitzer **A. Büdel**.

**Schiffahrts-Aktien** / Kolonialwerte  
Städte- und Staatsanleihen / ausländische Kupons  
**E. CALMANN · HAMBURG**

**LOUIS MICHELS**

Bankgeschäft / Berlin W 56, Französischestr. 29

**Spezialzweige des Effektengeschäfts**

Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

Für die Bank- und Handelswelt

ist

**„Die Zukunft“**

das

**Insertions-Organ**

Preis-Offerten und Entwürfe unverbindlich durch die

**Anzeigen-Verwaltung  
der „Zukunft“**

Verlag Alfred Weiner, Berlin W 8, Leipziger Str. 39



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrgang

29. X. 21

Nr. 5

---

## Kinder . . .

Noch ein Halbjahr, nur drei Monate noch so weiter: und Brechreiz leert jedes Zimmer, in das ein Zufallswörtchen, wärs aus zuvor ehrfürchtig behorchtem Mund, über Politik fiel. Die Höflichsten hören heute noch zu, die Eifrigsten reden sogar noch mit. „Das Unrecht hat alle Scham verloren.“ „Natürlich, da wir uns Alles gefallen lassen.“ „Stimmt. Daß Schlappheit nichts einkauft, ist doch wohl erwiesen. Die Stacheln rauskehren: dann kommt uns Keiner mehr zu nah.“ „Schön gesagt. Wenn wir nur Stacheln hätten. Die sind ja aber mitverschrotet.“ „Wer noch immer nicht sieht, daß die herrliche Demokratie, der berühmte Parlamentarismus und ähnlicher Klimbim für uns nicht taugt, nur von dem Vernichtungswillen der üblen Bande uns aufgeschwatzt wurde, Der müßte verurtheilt werden, bis an sein Lebensende für jeden Schweizerfranc einunddreißig Reichsmark zu zahlen.“ „Nur von der Schuldfrage aus ist das Uebel zu heilen. Das schlimmste Verbrechen der Parvenus, die jetzt für Deutschland reden, war, daß sie mit dem Friedensvertrag und dem londoner Ultimatum auch die lügnerische Behauptung anerkannten, wir seien allein schuldig an dem Ausbruch des Krieges, der seit Jahren in Berlin heimlich vorbereitet worden sei. Ehe diese infame Lüge . . .“ „An den beiden Stellen, auf die Sie, Herr Professor, weisen, steht davon nichts. Im Ultimatum kein Wort von Schuld, im Friedensvertrag nur der Satz, für den die Thatsache der doppelten Kriegserklärung ausreichenden Wahrheitbeweis liefert. Nach der oberschlesischen Sache muß aber auch ich zugeben . . .“



Wie lange noch? Fast genau so wars in den Tagen von Versailles, von Spa, von London zu hören. Hat Einer Lust, seine alten Artikel abzudrucken, so kommt er mit winzigen Korrekturen aus; und mehr Leser angelt er auch mit neuen nicht. Der Zeitungverleger kennt seine Kundschaft. Sport und Börse, Börse und Sport: Das lockt. Von dem Sporttheil summen die Seligen Knaben der Innen- und Außen-Politik: „Er überwächst uns schon an mächtigen Gliedern, wird treuer Pflege Lohn reichlich erwidern.“ Deshalb die „große Aufmachung“ für die zweite Fahrt Karls von Habsburg in Horthys Hunnenland. Sport. Deutsches Flugzeug. Diesmal mit Majestät Zita, der geistig stärkeren Ehehälfte, und mit passender Uniform (Ostern, in Stein am Anger, mußte sie einem Dickeren abgepumpt werden). Höchst fesch von der Frau. Beinah Panne oder Absturz. Aber sie schafftens. Auch militärisch? Treugefühl der Truppen für den angestammten Kriegsherrn war einmal. Wenn eine Sache, worin der alte Andrassy sein Händchen hat, gelänge, wärs ein Wunder. Aus dem verriegelten Schließchen Totis schluchzt Carlinos Stimme: „Hör auf den Klang der Zita und öffne mir das Gitta . . .“ Das war nie Politik. Immer Sport. Eindeckerflug um die Stephanskronen. Das zieht. Drum ganze Seiten mit Sperrdruck und Fettköpfen. Trotz Kabinetskrisis, Schanddiktat, siedendem Nationalzorn, dem Mutterschoß Germaniens räuberisch entrissenen Kindern. Horchet: kaum irgendwo spricht Jemand davon. „Finden Sie nicht, daß Kattowitzer eigentlich noch billig sind?“ „Indisches Grabmal? Nee. Aber der gekurbelte Boxkampf Dempsey-Carpentier ist sehenswerth.“ Regt sogar zu nützlichem Nachdenken an. Der Franzos, der zuvor in jedem Ring siegte, klagt nach der Niederlage nicht über tückische Frontzermürbung, Todesstoß vom Dolch flau zweifelnder Landsleute, leugnet den Sieg der Uebermacht nicht, wähnt sich nicht von ihm entehrt. Er freut sich der Kraft und Gewandtheit, die ihn wider den Kolossus so lange aufrecht hielt, zieht unter die Fehltrechnung einen Strich und fängt was Neues an. Daraus ließe sich lernen. Was Neues; schenket, endlich, der Welt einen vorwärts weisenden Schöpfergedanken. Oder die Republik sinkt unter den Werth eines geflickten Kehrichtfasses.

\*



Vor drei Wochen stand in der Zeitung, der Reichskanzler habe Führer der vier Fraktionen, die sich zu Regierung Deutschlands (und Preußens) berufen glauben, „zu einem Abendimbiß geladen, an den sich eine Aussprache über das Thema der Kabinetsumbildung schloß“. Außer dem Wirth waren noch vier Herren anwesend, denen einmal der Titel „Reichskanzler“ gebührte und die ihn noch immer, wohl bis an ihr seliges Ende, gern, vor und nach „Imbissen“, ihrem Namen vorsetzen lassen. (Fünf: just so viele wurden von 1867 bis 1917 verbraucht.) „Wie wir hören, nahm die Besprechung einen recht gedeihlichen Verlauf.“ Zweifelte Einer? Ehe noch das Kaffeegeschirr abgewaschen war, ging schon Gerücht von naher Knüpfung des ersehnten Vierbundes. Koalition, hatte Herr Scheidemann, Reichskanzler a. D., auf dem görlitzer Parteitag gesagt, „bedeutet Arbeitsgemeinschaft, nicht Gesinnungsgemeinschaft“. Ein Kabinet kann, nach diesem Spruch der Weisheit, also aus Leuten bestehen, deren Urtheile über politisch Nothwendiges und Mögliches durch tiefe Gräben getrennt sind. Urworte; orphisch. Oder parvisch? Einerlei. Schon hörten wir, der neue Bund habe zunächst die Wiederwahl des Reichspräsidenten gesichert. Der war „in eine Lohnbewegung eingetreten“; in eine berechnete: bei den Preisen von heute kann er mit dem Gehalt vom Frühjahr 19 den Kram nicht weiterführen. „Zuzug fernzuhalten“; sonst meldet sich Einer, der gern draufzahlt, also den Ruch des fluchwürdigsten Kapitalismus in den Kleidern hat, aus allen Poren schwitzt. Dagegen, hieß es, ist vorgesorgt. Fest und treu sitzt der Dickstämmige auf dem Polster der „breiten Koalition“. Auch die große nannte man sie; noch lieber „Koalition der Mitte“. Woraus sich ergab, daß die „revolutionäre“ Sozialdemokratie in aller Stille Mittelpartei geworden ist. Begreiflich. Von dem Fabrikvolk, der Menschheit aus Schacht und Hütte blieb ihr nicht viel. Sie hat, bis in Vorderstübchen hoher Behörden, die Beamten der Staaten, Privatbetriebe, Gewerk- und Genossenschaften, den Schwarm ihrer Parteifunktionäre, die nicht nur von Judenhaß gestimmten Kleinbürger und drüber Manchen, der bedenkt, daß sie drei Jahre lang mitregirt hat und allerlei Wünsche erfüllen kann. Das Recht auf Gesandtenposten, Reichs-, Staats- und



Gemeindeämter verleiht Rang und Charakter der Mittelpartei. In zwei Stunden muß klar zu ermitteln sein, ob sie mit der Deutschen Volkspartei, die ihr gestern das abscheulichste Kapitalistengebild schien, sich über die nächsten Steuerfragen verständigen könne. Muß? Dem Imbiß folgen Sitzungserien. Heute wird Doktor Hinz, morgen Direktor Kunz zugezogen. Die Fraktionen tagen einzeln, zusammen, werden zum Reichspräsidenten geladen, mit der Wissenschaft „führender Kabinettsmitglieder“ gespickt. Wird die Koalition? Sicher. Ausgeschlossen! Noch ist Alles in Fluß. Die berliner Gemeindevahl lehrt, daß die Fluth des Nationalismus schwillt und die Ebbe der bürgerlichen Demokratie fortwährt. In Berlin, der Jahrzehnte lang von ihnen beherrschten Gemeinde, erringen diese Demokraten nicht ein Zwölftel der Sitze, weniger als die Kommunisten, kaum mehr als eine in schwankender Erscheinung schwebende Wirthschaftspartei. Hauptgewinner sind die Deutsch-Nationalen. Weil nur sie seit 18 nicht mitregirt haben und, wie zuvor mit gleichem Nutzen die allverneinenden Sozialdemokraten, emsig die Fehler und Sünden schlechter Regirung blößen. Nun wäre doch wohl bündige Antwort auf die Frage möglich, ob breite, ob schmale Koalition werden solle. Nein. Neue Sitzungen der Fraktionen, des Kabinetts; ein Dutzend, ein Schock. Bis Oberschlesiens Schicksal entschieden ist. Länger noch. Kinder . . .

\*

In dem Brief, der den Rücktritt des Kabinetts anzeigte, hat Herr Wirth gesagt, durch die Bestimmung der deutsch-polnischen Grenze sei „für die Politik des Reiches eine neue Lage geschaffen worden“. Das war der Seufzer eines Enttäuschten, der auf eine Prämie für die Bewährung guten Willens gerechnet hatte. Schonungslose Ausführung harter Vertragsbedinge, die einmal unterschrieben und oft verdammt wurden, schafft keine neue Lage. Die konnte der Kanzler seiner Regirung an dem Tag bereiten, da der Abgeordnete Hergt ihm Reichsschutzgemeinschaft anbot. Geschwind einschlagen, im Reichstag die Deutsch-Nationalen zu Entschleierung ihrer Abwehrpläne zwingen: dann drang der Vorwurf nachgiebiger Schlawheit nicht mehr durch die Wände des Kabinetts. Im Bund mit den Nationalen wäre die Neutralisirung Ober-



schlesiens, die immerhin erträglichste Lösung (weil sie das Land nicht zerriß und vor Bandenkrieg schützte), zu erlangen gewesen. Verpaßte Gelegenheit. Zweite: als Preis für den unzeitgemäßen wiesbadener Lieferungsvertrag, der in England das Wetter verdarb, aus Paris die Zusage zu sichern, daß Zeit gelassen werde, die Oeffentliche Meinung auf den Verlust deutschen Hoheitsrechtes über das oberschlesische Industriegebiet vorzubereiten. Enttäuschung darf, wie Liebe und Haß, Zorn und Rachsucht, niemals ins Staatsgeschäft dreinreden. Die Fraktionen tagten weiter. Soll man protestiren? Mit ganz besonderer Wucht? Wird das „Diktat“ nicht schon dadurch anerkannt, daß Deutschland der Aufforderung folgt, zu Wirthschaftsverhandlung mit Polen einen Kommissar zu schicken? Ist nicht sonnenklar, daß die Entente diese Verhandlung gar nicht erzwingen kann? An solche Kinderei werden Tage vergeudet. Große, breite oder kleine, schmale Koalition? Wird die Verantwortlichkeit für die Hingabe oberschlesischen Landes nicht die Wahlaussicht schwarz umwölken? Alles wie in dem Gepfauch und Geflenn um Versailles und London. Wieder in der letzten Stunde hastig ein Kabinet hergerichtet, eine „Erklärung“ zurechtgemacht; und wieder lasen wir: „Durch den Reichstag ging ein Aufathmen, als bekannt wurde, daß Herr Wirth sich entschlossen habe, die neue Regierung zu bilden.“ Daß es so kommen werde, kommen müsse, konnten nur Kinder bezweifeln. Politik wird aus bewußtem Handeln Erwachsener.

Herr Wirth mußte bleiben; und ist geblieben. Doch nicht stattlicher umgeben als zuvor und ein Bischen dadurch persönlich beschädigt, daß auch er nun Enttäuschung, Schmerz, Zorn plakatiren mußte; im Grund also zugab, Ethos und Vernunft des Gegners überschätzt zu haben. Sollte er, fragt Patriotengrimm, für den Schandspruch etwa mit einem Kratzfuß danken? Wuthausbruch und andere Gefühlswallung ist dem Einzelnen, im Bezirk seiner Haftbarkeit, unverwehrt. Einer Nation wird geschadet, wenn ihre Wortführer sich zwar hartem Gebot fügen müssen, durch laute Verfluchung der Gebietenden aber ihr Herz erleichtern oder den Beifall Empörer erbuhlen. Daß Deutschland nur durch Verständigung und Arbeitsgemeinschaft mit den Feinden von gestern ge-



nesen kann, hat der stolze Herr Stinnes neulich einem Ausländer gesagt. Einem Franzosen General Ludendorff, daß wir wehrlos seien, an Rachekrieg nicht denken können, gern aber mit dem „Feindbund“ gegen Lenins Schaar marschiren würden. (Was wäre mir geschehen, wenn ich je so gesprochen hätte! Handgranaten oder nur noch ein paar Kübel voll Jauche? Schon vor achtzehn Jahren schrieb Strindberg: „Wird Harden je zum Giftbecher verurtheilt, so gewiß für das Verbrechen des Sokrates: „Ich bin nicht Athener, ich bin Weltbürger!““) Ist Auflehnung also nicht möglich, Verständigung Nothwendigkeit, dann wird die Lust, dem Diktator der Stunde ins Gesicht oder auf die Rockschoße zu speien, dem deutschen Volk allzu theuer. An Protesten hats, seit die noch, hoffe ich, unverdorrt Hand des Ministers Müller in Versailles nach dem Füllfederhalter griff, an den wuchtigsten nicht gefehlt. Auf unserem Planeten lebt Niemand, der nicht weiß, daß den Deutschen die Friedensbedinge so ungerecht, so unsinnig scheinen wie je Siegerswillkür einem Besiegten. Dieses Gefühlsurtheil wird nur abgeschwächt, wenn wir nach jeder Entscheidung über Vertragsbruch zetern. Stünde all Das nicht in dem Pakt: warum ward sein Inhalt als Höllensud verschrien? Niemals wird Mitleid mit Deutschlands Pein ihn lindern; nur die Erkenntniß, daß er den Siegerreichen Schaden bringt. Wie hoch das Himmelslicht dieser Erkenntniß gestiegen ist, lehrten die letzten Reden der Herren Churchill und Lloyd George, Noblemaire und Briand (in Saint-Nazaire und in Paris), englischer Kaufleute und amerikanischer Senatoren. Ein in Eis gekühlter Satz über die Thorheit, am Tag tiefster Europäernoth ein von behutsamer Meisterschaft gepflegtes Industrieland zu verkrüppeln. Danach die Kundigsten zu Verhandlung mit Polen. Vier Westvölker, die aus Oberschlesien Millionenzins hoffen, sind hier an unsere Seite gezwungen. Die Unvernunftlangwieriger Fremdbesatzung und thurmhoher Tributziffern erweist sich von selbst. Würde sich nur in Ruhe. Hat der Sieger den Banden alten Wahnes sich nicht zu entreißen vermocht, so stehe er beschämt vor dem neuen Geist des Besiegten. Nur nie wieder solche Kabinetskrisen, Kinder...





# Deutscher Geist und deutscher Staat

Und wenn Du ganz Dich zu verlieren scheinst,  
Vergleiche Dich, erkenne wer Du bist.

Goethes Tasso.

**H**och schwebt ein Freiballon, von den Winden gehoben, gaukelnd vor dem ewigen Licht, mit Männern in der Gondel, die Mut und Phantasie ins Abenteuer des Kosmos leiten, führerlos, ohne Motor und doch befähigt, durch einen Handgriff das Gas zu entlassen, das sie zu Gästen des Luftraumes macht, um allmählich oder rascher in die begrenzte Wirklichkeit zu sinken. Langsam folgt ihm ein Fesselballon, der mühsam von einer Klippe zur anderen Anker setzt, beschwert mit dem Leitseil, gefahrlos, mäßig hoch, gebunden an diese Erde.

Geist und Staat, vorfliegend und folgend.

Immer, wenn dem vorfliegenden Geist der an die Feste gebundene Staat folgte, entwirkte er rascher Form um Form; und wurde Athen aus einem kleinen Wandervolk auf enger Insel fast zum Beherrscher der damals gekannten Welt, so schufen Dies Blick und Glaube, die die Lenker des Staates auf die Geister unbeirrbar richteten. In weitem Abstand folgt heute ein anderes Inselvolk.

Wenn es wahr ist, daß sich in Krisen Menschen und Völker mit ihren Nachbarn vergleichen sollen, so hat kein Volk durch kritische Propheten stärkere Förderung erfahren als das deutsche, keins hat unerbittlichere Warner gehabt, die mit kalten Schlüssen das Falsche erwiesen; keins hat schlechter zugehört. Aus dem Zwiespalte der deutschen Seele, die denken kann und handeln möchte, haben sie Alle, von Herder über Hölderlin und Goethe bis zu Nietzsche, die wunderliche Problematik von Menschen hergeleitet, die sich so lange vergraben, bis das Licht des Tages nicht mehr in den Stollen ihres Denkwerkes dringt; die immer proben, dem Vordermann nie glauben, und so, bei unbestechlich grübelndem Individualismus, aus einer Zahl kostbarer Persönlichkeiten niemals ein kostbares Ganzes formten.

„Weil nun aber (schrieb Goethe während der Niederlage



Preußens) jeder bedeutende Einzelne Not hat, bis er sich selbst ausbildet, so entspringt, da der Deutsche nichts Positives anerkennt und in steter Verwandlung begriffen ist, ohne jedoch zum Schmetterling zu werden, eine solche Reihe von Stufen, daß der treueste Geschichtschreiber nicht nachkommen könnte. Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel; und doch bilden sie sich gerade das Umgekehrte ein. Verpflanzt und zerstreut, wie die Juden, in alle Welt müßten die Deutschen werden, um die Masse des Guten, ganz und zum Heil aller Nationen, zu entwickeln, die in ihnen liegt.“ Aus diesem schicksalvollen Widerpiel scheint sich eine gesetzhafte Folge des deutschen Geistes zu entwickeln: dann aufzublühen, wenn sein Staat, machtlos nach außen, verworren im Innern, mit sich und den anderen kämpft; aber zu welken, wenn der Staat, der ihn zur Blüte treiben sollte, mächtig und einig atmet. Auch anderswo wachsen nicht dauernd Staat und Geist an einander, doch sie nähern sich zuweilen und machen aus dem Zweikampf einen Wettkampf: hohe Zeiten der Nation.

In der einzigen Revolution, die die Deutschen wagten, doch etwas verschämt Reformation benennen, steht zum ersten Mal großen Stiles der deutsche Geist auf gegen den Staat. Schon seine Vorläufer zeigen sich international: am Liebsten und Längsten haben Reuchlin und Erasmus in Paris, Italien und der jungen Schweiz gelebt.

Da steigt an einem Ende des Horizontes der quadratische Kopf Luthers empor, des deutschen Politikers, aus dem Binnenlande, eines sächsischen Handwerkers trotziger Wuchs. Aber zugleich hebt sich am anderen Ende das zart gezüchtete Profil des jungen Kaisers vom Horizont ab, und wie er eintritt, mächtig wie Keiner, jung, hochbegabt, frühreif: scheint er nicht geschaffen, dem neuen Geiste den Arm der Welt zu bieten? Beschwörend treten vor ihn die Rufer im Streit; den Geist der neuen Zeit zu erkennen, ruft Hutten ihn an, und hätte Karl der Fünfte das Stichwort seiner Zeit erlauscht, anderthalb Jahrhunderte Krieg und Zerstörung, Ohnmacht und Spaltung hätte er seinem Reich gespart. Was tut er nun! Den Geist der Zeitwende



citirt er vor seinen Reichstag zur Verantwortung, möchte ihn verbrennen, erklärt ihn in die Reichsacht, der Deutsche Kaiser den deutschen Geist: Symbol der Reichsgeschichte.

Und wie zur selben Zeit kommunistische Bauern Dörfer und Ebene durchrauschen, Fahnen schwenken, rote Fahnen, die Käse und Brot im Wappen führen, freilich tut Luther, was meist das Los der ersten Revolutionäre wurde: er flucht auf „diese Mörder und Räuber“, weil sie sein Programm bis zum Ende führen. Der Kaiser aber schickt einen General aus mit gut gerüsteten Truppen; die Reichswehr schlägt die Revolte nieder. Es glückt; doch Niemand hat Etwas dabei gelernt.

Ist Dies nur Stil der Zeit? Drüben, ein paar Schritte von Kaiser Karls Landen, auch da treten dem Vetter Luthers die Urkantone entgegen; aber bei Kappel kämpft nicht Volk gegen Söldner, kämpfen Bergbauer wider einander; und in diesem fürstenlosen Staate erkennt man rasch, daß sich Probleme des Gewissens nicht lösen lassen. Man läßt die Frage auf den Schlachtfeld liegen, nimmt und gewährt Toleranz und lebt kampfflos vier Jahrhunderte neben einander.

Deutschland braucht ein Jahrhundert und mehr, um am Ende doch auch nur Toleranz zu erklären. Nicht um zwei Konfessionen, um Riten und Symbole allein: es geht um alten und neuen Geist, da nun Fürsten und Städte, Bauer und Bürger gegen einander rennen, das Deutsche Reich in Brüche fällt, Mietlinge fremder Eroberer in Europas Mitte sich bekriegen und versöhnen, auf Kosten des Reiches.

Genau zu dieser Kampfzeit blüht, wie nie zuvor, der deutsche Geist.

Das ist nicht blos der Luther-Kreis, es sind auch Deutschlands größte Maler und Bildner, die aus der Revolution erstehen: Cranach malt Luther, Hans Sachs singt ihm Lieder, Städte und Kaufleute, der neuen Bewegung folgend, machen Dürers, Vischers, Kraffts Entwicklung durch ihre Aufträge erst möglich, sie alle sind des Reiches innerer Feind, und während sich der Deutsche Kaiser von dem Ausländer Tiziano Vicellio malen läßt, muß der Deutsche Holbein nach England auswandern, um den fremden König



Heinrich mit zwanzig Kavalieren durch seinen Pinsel unsterblich zu machen.

Unter den dröhnenden Gedanken neu befreiter Denker erzittert die Erde selbst, aber der Domherr von Thorn, der krakauer Hofrat, vom Staate, nicht von der Kirche allein verfolgt, hüten sich, ihre Weltgeheimnisse zu enthüllen: Keppler flüchtet von Ort zu Ort, Kopernikus aber sagt es Keinem, nur dem Weisen, und läßt sich erst im höchsten Alter bestimmen, seine Lehre überhaupt aufzuschreiben.

So verliert das musische und platonische Volk der Deutschen alle Schlachten der Politik: deutscher Geist steigt von allen Seiten zu Europas Höhen empor, indessen deutsche Macht unter dem Hammer Europas schwindet.

Ringsum trägt sichs anders zu. Überall wuchert der Geist aufs Neue aus altem Gemäuer, doch er sprengt nicht die Fugen, sondern verbindet die Stücke. Überall steigert der Geist den Staat zur Macht und kräftigt sich selbst zugleich am Staat. Durchhallt von Kämpfen Aller gegen Alle, centrirt nur vom Gedanken einer Italia Unita, zeigt sich Italien zu gleicher Zeit durch Kultur (Das heißt: durch Macht des Geistes) so gefestigt, daß es Kritik verträgt von Ariost bis Aretino, und während die deutsche Kirche, nur durch des Kaisers Reaktion gestützt, mit voller Wucht den neuen Geist bekämpfen kann, duldet die römische lächelnd die Stürmer alter Bilder und setzt für immer Buonarottis heidnische Genien neben den reisigen Julius, Raphaels eklektische Heiterkeit neben den reifen Leo, Pinturicchios antikische Venus-Madonnen neben den Stier des Borgia. Und so ist es in Holland, wo die Namen Rubens und Rembrandt eben zu jener Zeit aufsteigen, in der sich die Niederlande zur kolonialen Großmacht entwickeln, in England, wo die selbe Seite der Geschichte Elisabeths Bildnis neben das des Dichters rückt, ähnlich in Spanien, wo noch Philipps des Zweiten Ende und des Dritten noch immer gewaltige Herrschaft von Cervantes über Lope bis zu Calderon begleitet wird.

Vollkommen wie nirgends verschmelzen die Linien des Geistes und der Macht in Frankreich, wo in die Kurve vom Dreizehnten zum Vierzehnten Ludwig die andere von Rabe-



lais über Corneille bis zu Pascal und Molière mündet. Hier vermag nicht einmal mehr der allmächtige Kardinal die Aufführung des unbequemen „Cid“ auf der Hofbühne zu hindern und der Sonnenkönig selber fühlt sich frei genug, um in seinem Schloß dem Hofdichter Ironien zu gestatten, mit denen er die Pretiösen seines Hofes behängt. Dann ist es kein Wunder, daß zu entscheidender Zeit, wenn die Macht verfällt, die Kraft von Pascal und Montaigne den Kritikern ihres Volkes zum natürlichen Kampfmittel emporwächst, um eine Umgestaltung des Staates zu erzwingen: elastisch führt jene Linie weiter zu Voltaire und Rousseau, die dann mit einem halben Dutzend Büchern die große Revolution gemacht haben.

In Deutschland vermag kein aufgeklärtes Genie den Staat zu ändern. Je freier die Geister werden, um so starrer wird er; und dennoch bleibt er der Stärkere. Hier kann das Jahrhundert der Aufklärung nur Reaktion erwirken. Neuer Aufschwung des deutschen Geistes zur Zeit neuen staatlichen Niederganges, und wie der Geist bei kleinen Fürsten unterschlüpft, bleibt er, ein Schmuckstück, praktisch ohne Macht. Weimar selbst, das legendäre Beispiel, bleibt unfruchtbar im politischen Sinn; und die zehn Jahre, in denen Goethe das Übermenschliche leisten, in deutschen Landen Geist in Macht verwandeln will, qualvolle Versuche an untauglichem Objekte, enden in Resignation. Hell strahlt der Widerspruch aus den Spalten der Geschichte, die genau zwischen 1720 und 1830, während das Deutsche Reich in dumpfen Träumen stöhnt, Heraufkunft, Blüte und Ende aller der Genien verzeichnet: von Klopstock und Lessing, über Wieland, Herder und Schiller zu Goethe, von Gluck und Händel über Haydn zu Mozart, Beethoven und Schubert, von Kant über Schelling zu Hegel.

Alle beinah sind Freigeister, applaudiren der Wendung in Frankreich, sogar platonische Einsiedler wie Kant und Herder. Doch Deutschland schläft und stöhnt. Gluck und Händel müssen nach Paris und London, Kant und Schelling werden vom Staat gerüffelt. Indessen sich in der klaren Luft eines neuen Morgens die Geister verbrüdern, zwingen die Fürsten ihre Söldner zum Kampf. Karl August, auf



Keinen seiner Dichter so stolz wie auf Amt und Titel eines preußischen Generals, zieht mit dem Preußenkönig gegen Volk und Geist von Voltaire und Diderot, um Frankreichs Könige von gestern wieder einzusetzen.

Da ist es denn in einer Welt, die am Ende doch von Ideen dauernder bestimmt wird als von Mitrailleusen, nur logisch, daß das erste Volksheer der Geschichte diese verschlafenen Fürsten schlägt. Valmy. Und Goethe, der einzige Civilist im Lager, tut am Abend der Niederlage den Ausspruch: „Von hier und heute beginnt eine neuer Abschnitt der Geschichte; und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen!“ (Zum Vergleich: ein Rudolf Herzog in Moltkes Lager in Luxemburg, am zehnten September 14, nach der Schlacht an der Marne zu befragen ...)

Mit dem Beginn des nationalen Aufschwunges verstummen die Stimmen der führenden Geister, ein paar Dichter dritten Ranges treten auf, ohne Epoche zu machen, Fichte wird um seines vergänglichsten Werkes willen berühmt, Hegel, der seine Phänomologie (symbolisch) in Jena während der Schlacht beendet hatte, verflacht, als er sich verstaatlicht.

Einer wäre geschaffen gewesen, die Brücke zu schlagen, doch auch er verzagte rasch an der Möglichkeit zur Tat in deutschen Landen. In Schiller hatte Cotta auch das große politisch-journalistische Talent erkannt, zur Leitung einer großen Staatenzeitung wollte er den Mann berufen, den Ehrgeiz, Zeitsinn, Pathos dahin zogen. Doch Schiller zog sich lieber in die Lorberwaldung seiner Dramen zurück.

Neben einander wirken um jene Zeit die beiden stärksten Exponenten der Staat- und Geistesmacht in Deutschland, ohne einander je doch zu finden: Friedrich und Goethe. Aufklärer Beide, Beide Platoniker und Praktiker, der Staatsmann auch Dichter, der Dichter auch Staatsmann. Der König viel länger als Goethe verworren, ehrgeizig, unbequem, eitel, und doch im Grunde erst nach dem furchtbaren Sieg über die große Koalition, die seine jugendliche Ruhmsucht verschuldet hatte, erst im Alter zum Großen Friedrich heranwachsend. Jetzt, als er endlich seinen Dämon am Zügel führt, durch Selbstbeherrschung Goethen angenähert, jetzt



soll er ihn treffen. Schicksal, daß sie in Potsdam einander nicht begegnen! Doch wars wohl auch zu spät: Friedrich sechsundsechzig, Goethe achtundzwanzig. Seinen Angriff zu Gunsten verblichener Gellerts hatte Goethes Respekt vor dem Genius unbeantwortet gelassen, nachdem er schon eine Abwehr entworfen; als aber der König seine Werber nach dem Weimarischen schickt, da erhebt sich der Kriegsminister Goethe und stellt dem Friedrich ein Bein. Gleichnis-hafte Augenblicke, wo Geist und Staat in Deutschland durch ihre höchsten Vertreter sich berühren. Gleichnis des alten Mißtrauens, Schicksal des Vorübergehens.

Stein war der Nächste und Letzte, der geschaffen schien, die Mächte zu versöhnen; doch weil er dem Staate die Rüstung machte, setzte der König ihn ab, vertrieb und ächtete ihn. Hochkultivirt, obwohl preußischer Staatsmann, doch aus dem Nassauischen, verzeiht er dem Dichter seinen Internationalismus, und wie sie sich im kölner Dome sehen und Arndt hinter Goethes Rücken eine böse Glosse gegen diesen Vaterlandlosen anregt, winkt Stein ihm ab: „Im Politischen können wir ihn freilich nicht loben. Laßt ihn aber nur, er ist zu groß.“

Als der Aufschwung vorüber ist, an dem die stärksten Geister der Nation keinen Teil genommen, nun erst, als Reaktion, Verfall, Zerklüftung wiederkehren, öffnet vorsichtig der deutsche Geist von Neuem seine still geschlossenen Blüten und wieder wird die Zeit staatlicher Wirrniß und Schwäche, 1820 bis 70, gekrönt von den Namen Hebbel und Heine, Weber und Schumann, von Schopenhauer und von jenen Naturforschern, deren Wirken den Aufriß einer neuen Zeit ermöglicht.

Warum erzählen, was wir Alle schaudernd miterlebten? Warum in ein System zwängen, was sich an Niedergang des deutschen Geistes seit der Einigung des Reiches zugetragen? Dies ist gewiß: seit wieder eine Macht da ist, ihn zu schützen, verschwindet nach seinem Schicksalsgesetze der deutsche Geist an die Peripherien der Städte, in die Studirzimmer und Ateliers der Unkaiserlichen; die Besten ziehen sich vom staatlichen Leben zurück; wieder kommen, seit wir hier nach außen Macht, nach innen Einigung vorstellen, die



Maler aus Frankreich, die Dichter aus Nordland, Erzieher, Ethiker aus England. Wir aber machen nur noch die besten Maschinen, die billigsten Verfahren und freuen uns des Glanzes. Der einzige Geist von Jahrhundertgröße, den Deutschland in dieser Zeit ertrug, Nietzsche, trennt sich gleich in den ersten Jahren vom Reich und wird von ihm nur zu den bittersten Epigrammen verleitet.

Je ne suppose rien, j'expose. Vielleicht bewährt es sich aufs Neue, dies wunderliche Gesetz, und giebt uns morgen den Anfang einer neuen Bahn zu schauen, die, von einem machtlosen Staat unbeschwert, den Geist wieder fliegen lassen könnte. Vor hundertzwanzig Jahren wurde in Weimar das Distichon geschrieben:

„Deutschland? Aber wo liegt es, ich weiß das Land nicht zu finden:

Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.“

Emil Ludwig.



## Der Mensch im Lichtbild

Wenn allgemeine Gedankenrichtungen und Weltanschauungen, die das geistige Leben ganzer Geschlechter und Zeitabschnitte beherrscht haben und die die Grundstimmungen und Lebenswertungen dieser Geschlechter und Zeitspannen zu begrifflichem Ausdruck bringen, in den Zustand der Krisis oder des Absterbens eintreten, dann pflegen sie ihre Eigentümlichkeit und ihren Gehalt oft mit besonderer Wucht zu entwickeln. Als wollten sie, allen Einwänden zum Trotz, gerade durch die Gewalt und Eindringlichkeit ihrer Entladung ihr gutes Recht erweisen und durch die Stärke, mit der sie ihr Wesen veranschaulichen, ihrer Verabschiedung und Überwindung vorbeugen. Diese Erscheinung läßt sich durch zahlreiche Hinweise auf die Geistesgeschichte belegen und verdeutlichen. Die hellenistisch-römische Kultur glühte in bedeutsamen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, der Philosophie gerade dann auf, als sie ihre innere Morschheit nicht länger verdecken konnte und der vordringenden Weltmacht des Christentums den Platz räumen mußte. Das Zeitalter der Aufklärer fand in Gottsched einen seiner



charakteristischen Vertreter, als die Kennzeichen seiner Überlebtheit immer deutlicher wurden und seine Totengräber schon vor der Tür standen.

An dieses Verhältnis wird man unwillkürlich erinnert angesichts des lauten Gebarens der Kinos und der Menschen-darstellung im Lichtbild. Denn diese Darstellung erscheint wie ein letzter und höchster Triumph jener mechanistisch-rationalistischen Weltauffassung, die mit der Begründung der mathematischen Naturwissenschaft zu Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts erwuchs und seitdem, trotz mannichfachen Abwandlungen, Abschwächungen und Ergänzungen, das Denken weitester Kreise in Europa bestimmt. Diese Weltauffassung verliert allerdings, wie dem Unbefangenen täglich klarer wird, immer mehr an Boden. Die Wissenschaft und Philosophie der Gegenwart arbeiten unter vielfältigen Begründungen, mit angelegentlichem Bemühen und sichtbarem Erfolg, an der Entwicklung eines neuen Weltbildes. Die Kunst und Literatur, in denen das Ringen um einen neuen metaphysischen Wurzelboden besonders fühlbar ist, liefern für diesen tiefen und folgereichen Umschwung höchst wichtige Beiträge.

Da sieht es nun so aus, als ob sich die alte mechanistische Art der Lebensauffassung und Lebensdarstellung noch einmal in aller ihrer Stärke emporrecken wolle, um ihr Wesen und ihre Eigenart in kräftigen Leistungen auszusprechen und ihr Daseinsrecht zu erweisen. Wir wissen, daß auch die Entstehung und der Aufschwung des Lichtspieltheaters in innerem und notwendigem Zusammenhang mit allgemeinen Geistesrichtungen steht. Und diese Beziehung des Kinos zu der allgemeinen, noch heute weitverbreiteten Form einer rationalistisch-mechanistischen Metaphysik prägt sich in der Wiedergabe des Menschen, seiner Geberden, seiner Haltung, der seelischen wie der körperlichen, seiner Schicksale, seiner Handlungen mit unverkennbarer Deutlichkeit aus. Sind es denn Menschen, deren Bild da auf der Leinwand erscheint? Fehlt nicht Alles, was den Menschen macht? Entzieht sich das Seelisch-Menschliche nicht der Darstellung durch das Lichtbild? Ist nicht Das, was uns da als menschliches Sein und Leben vorgeführt wird, ein einziger grober Verstoß



gegen das Wesen und den Sinn dieses Lebens? Zunächst bedingt das Fehlen der Sprache eine beklemmende Mißachtung und Verschiebung des menschlichen Wesens. Denn die Sprache ist das natürliche Organ der Übermittlung seelischen Seins an die Außenwelt. Der Brief, der, wie in so vielen kitschigen Theaterstücken, auch im Kino seine fatale und jeden feiner empfindenden Menschen ärgerlich stimmende Rolle spielt, ist ein Zeichen der Unfähigkeit, Seelisches im Lichtbild zur Darstellung zu bringen.

Aber die Pantomime? Die Tänze? Da sind die Menschen doch stumm. Wirklich? Wird nicht aus Bewegungen, Geberden, Mienen ein sehr beredtes Leben? Haucht hier nicht eine zwar leise, doch sehr verständliche Sprache? Und ferner: bewegen sich denn die Menschen im Lichtbild nicht auch? Man muß sehr stumpf, für seelische und künstlerische Wertunterschiede blind sein, um die tiefe Verschiedenheit nicht zu gewahren. Erstens stehen alle seelischen und körperlichen Bewegungen bei Tanz und Pantomime in innerem und maßvollem Verhältnis, in einer nachlebbarer Harmonie zu dem Sinn und der Bedeutung des Ganzen. Alles rundet sich hier zu einer in sich ruhenden, organischen Einheit. Die Kraft einer Geberde übersteigt nicht zerstörend das Maß an Geltung und geistigem Werte, das dem Ganzen eigen ist, sobald und sofern es sich um eine Pantomime oder um Tänze handelt, denen ein künstlerischer Rang zukommt. Aber dieses Maß fehlt gerade dem Lichtbild. Das lebt von Übertreibungen, Verzerrungen, Überhöhungen, Gewaltsamkeiten: es ist in künstlerischem und seelischem Sinn eine gigantische Mißgestalt. Und die Bedingungen seines Entstehens verlangen eben so wie die Forderungen, die das Auge des Zuschauers und die ganze Raumgestaltung erheben, solche Durchbrechung der ästhetischen Gehaltenheit. Da das Ohr ausgeschaltet bleibt und der Eindruck nur dem Auge zugemutet wird, müssen ihm ungewöhnlich starke Reize zugeführt, muß es mit allen Mitteln angelockt, festgehalten, zur Arbeit ermuntert werden.

Doch ist nicht das Auge, das zu Betrachtung von Gemälden oder Statuen aufgerufen wird. Was die Malerei bietet, ist als Kunst bewußte Entfernung von der alltäglichen



Wirklichkeit, Befreiung von dem Leben, auch dem ungewöhnlichsten. Und deshalb vertieft und durchseelt sich für den Zweck ihrer Erfassung unser Auge; das künstlerische Sehen erschaut ein Reich, das nicht von dieser Welt ist. Das Auge des Kinopublikums dagegen ist von jenem Akt der Beseelung frei. Denn was es sieht, soll angeblich menschliches Leben sein, Wirklichkeit, Existenz in Zeit und Raum, empirische Realität, Gegebenheit, die bestimmt ist durch das Gesetz der Natur. Keinem Kinobild, auch denen nicht, die Gespenster- oder Detektivgeschichten behandeln oder Fabeln, Märchen, Phantasmagorien irgendwelcher Art zu versinnlichen suchen, ist innere Lösung von der Empirie, ist die Erhebung in eine höhere Welt möglich. Das verbietet schnurstracks ein Umstand: der photographische Apparat, also ein technisches, mechanisches Hilfsmittel. Man kann ihn sehr hoch schätzen und braucht darum doch nicht die Bindungen zu vergessen, denen er, als Erzeugnis der Technik selbst, untersteht und denen er Alles, aber auch Alles unterwirft, was vor seine Linse gebracht wird. Er entgeistigt, entorganisiert, entgöttlicht unbarmherzig. Die Entleerung von aller Innerlichkeit, aller Seelenhaftigkeit, aller Gehobenheit, die Armut an aller Spontaneität und Freiheit kommt uns oder Vielen von uns nur darum nicht zu vollem Bewußtsein, weil wir an die Mitwirkung des Mechanischen bei allen unseren Äußerungen und Verrichtungen schon allzu sehr gewöhnt sind, weil unser Ohr den Mißton, der aus dieser mechanistischen und mechanisierenden Schändung des Lebens hervorschrillt, gar nicht mehr hört.

Und damit im engen Zusammenhang steht der zweite Unterschied zwischen den menschlichen Bewegungen in Pantomime oder Tanz und denen, die angeblich auch von Menschen gemacht sein sollen und die das Lichtbild uns sehen läßt. Dort sind die Geberden und Mienen aus der Seele des Dargestellten hervorgewachsen, sie stehen in innigster, deutlich nachlebbarer und mitfühlbarer Beziehung zu dieser Seele: diese ist es, auf deren Willen und Wink hin die Glieder sich heben und senken, die Muskeln ihr Spiel treiben. Davon ist beim Kinobild keine Spur. Einfach darum nicht, weil in ihm oder hinter ihm keine Seele wohnt,



keine Seele wohnen kann. Denn ihm fehlt ja alle Innerlichkeit. Diese geht nicht erst auf dem Umweg über die photographische Platte verloren, was schon an sich denkbar wäre. Sondern sie fehlt ihm von vorn herein. Man müßte schon einen sehr derben, handfesten Begriff vom Wesen des seelischen Lebens besitzen, die Vorstellung von ihm dürfte das Wesen bäuerischer Primitivität nicht verleugnen, wollte man behaupten, es sei möglich, der ursprünglichen Stellung und Gestaltung des Kinobildes, in einem Atelier oder im Freien, sei irgendeine seelische Färbung zu verleihen. Entscheidend für die seelische Armut des Kinobildes ist jedoch nicht die äußere technische Veranstaltung, unter der es aufgenommen wird, sondern die unvermeidliche und unheilvolle Technisierung und Mechanisierung, der die Seele des Schauspielers rettungslos anheimfällt. Dieser Vorgang gehört nicht in eine Reihe mit dem der Routine, die so oft verschuldet, daß der Virtuose seinen Part in Wort, Haltung und Geberde einfach herunterleiert und daß alles Seelische zu äußerem Tun vergrößert wird. Der Kinoschauspieler unterliegt einem ihm selber fast immer unbewußten Akt und Zwang seelischer Verarmung, der schon durch das Gebot der Vergrößerung, der Überschärfung jeder Situation und jedes Ausdruckes unabweisbar bedingt ist. Jede schauspielerische Betätigung trägt im Lichtbild die Züge der Brutalität, sowohl die absichtlich brutal gehaltenen als die, in denen Regungen der Milde, der Sanftheit dargestellt werden sollen.

Denn der Schauspieler spielt doch eben vor dem photographischen Apparat. Mag er sich noch so sehr auf den Geist und Sinn seiner Rolle einstellen (und wir wollen hier einmal die für die Mehrzahl der Fälle ja überkühne Ausnahme zulassen, daß seiner Rolle ein Sinn innewohne): er kann sich ihm, selbst den besten Willen vorausgesetzt, nicht in Schlichtheit und künstlerischer Wahrhaftigkeit hingeben und sich um seine Verkörperung nicht in Reinheit bemühen, weil er den durch die Technik des Apparates gegebenen Gesetzen und Vorschriften untersteht, sich unterstellen muß. Er spielt vor einem seelenlosen Instrument. Und dessen



Seelenlosigkeit bewirkt nun in dem Darsteller noch eine über den Zwang der Technik, der vom Apparat ausgeht, weit hinausgreifende Verkümmern. Der Spieler kann ja in diesem Instrument keine Resonanz finden, er kann mit ihm in keine ihn bereichernde oder überhaupt anregende Schicksalsgemeinschaft treten. Er hat ja nicht unmittelbar und unmittelbares Leben, Miterleben, Mitfühlen, Miterleiden vor sich. Im Theater steht er doch in einem Lebens- und Wirkenszusammenhang mit dem Publikum. Wie von der Bühne her eine Einwirkung auf die Seele der Zuschauer, die auch Zuhörer sind, ausgeht, so strömt durch das in seiner erwärmenden Kraft nicht zu unterschätzende Medium inneren Kontaktes eine Rückwirkung auf die Bühne. Das ganze Haus ist eine innere Einheit.

Ja, nicht nur eine innere. Denn auch eine äußere wird hergestellt. Und sie äußert sich ganz sinnfällig. Das geschieht dadurch, daß der Vorhang aufgezogen wird. Wenn er in die Höhe geht, fällt die Schranke zwischen Bühne und Zuschauerraum. Der Vorhang ist (in irgendeiner Form) für das Theater notwendig; hebt er sich, so wird aus zwei von ihm geschiedenen Welten eine. Die Verdunkelung der Bühne zwischen zwei Bildern oder Szenen ist nur eine andere Form des Vorhanges, dessen Bedeutung wir hier nur in seelischer und ästhetischer Hinsicht, nicht als eines technischen Mittels, würdigen.

Daß auch das Lichtbildtheater einen Vorhang hat und mit ihm arbeitet, ist ein Mätzchen; die Leinwand, auf der die Lichtbilder erscheinen, wäre Vorhang genug. Und sein Aufgehen schafft oder begünstigt hier nicht eine Schicksalsgemeinschaft. Im Gegenteil: solche Gemeinschaft wird durch die mechanische und mechanistische Art der ganzen Vorführung von Anfang an erstickt. Durch sie weht von dem ersten Moment ihrer Schöpfung vor dem photographischen Apparat an und während der ganzen Dauer ihres mechanischen Abrollens eine jede tiefe Ergriffenheit ausschaltende Kälte. Und diese Kälte ist nicht aus dem in oft rohsten Gewalttätigkeiten erstrebten Effekt zu erklären, sondern aus den Mitteln, durch die der Erfolg herbeigezwungen werden soll.

Und wenn noch auf diese Mittel hingewiesen wird,



schließt sich der Ring unserer Betrachtung. Wir gingen davon aus, daß wir die Entstehung und die Stellung des Kinos in der Gegenwart in Zusammenhang brachten mit dem wenigstens bei den Massen der Menschen noch wirksamen Vorwalten einer mechanistischen Weltanschauung und Lebenshaltung, einer rationalistisch-mechanistischen Metaphysik in Theorie und Praxis. Grundbegriff und Maßstab dieser Metaphysik bildet der Gedanke der Quantität, der Menge, der Zahl. Die Masse muß es bringen. Eine Masse extensiver oder intensiver Art. Das Wie und das Was sind unbedeutend. Die Kilometerstunde ist das Idol der Zeit. Diesem Idol untersteht die Technik. Ihm sucht sie unbedingte, schrankenlose Anerkennung zu verschaffen. Ihre Erfolge auf dieser Linie bedingen und erklären, daß ihm sich Alles beugt. Die Geberde, das Mienenspiel, die Geste des Schauspielers: sie alle sind vom Prinzip der Masse, der Quantität gegängelt. Und damit man ja nicht vergißt oder übersieht, daß und wie die Augen rollen, die Lippenmuskeln sich auf einander pressen, welche Linien die Gestalt eines Kinosternes hat, wie ihres Leibes Maße sich dehnen, werden Einem die Köpfe der Darsteller in zehn-, in zwanzigfacher Vergrößerung vorgeführt. Und zu fünftausend Schauspielern und Statisten kommen noch fünftausend Schauer: Masse, Du siegst!

Wie lange noch? Ihre Herrschaft ist besiegelt, sobald der Typ der rationalistisch-quantitativ verfahrenen Weltanschauung durch eine andere Form der Metaphysik, der die Idee der Innerlichkeit, der Individualität, des Persönlichen Etwas gilt, aus Kopf und Herz der Menschheit verdrängt sein wird. Und er wird erst verdrängt werden, wenn ein neuer Geist und mit ihm eine neue Vorstellung vom Sinn des Lebens und eine Vertiefung der Wertbegriffe erwachsen, mit denen wir unser Handeln und Verhalten stützen. Auch aus der Protzigkeit, Aufdringlichkeit, schreierischen Heftigkeit, mit denen sich das Kino giebt, dürfen wir auf eine Wendung der Zeiten, die sich langsam, aber sicher und stetig anbahnt, zurückschließen.

Professor Dr. Arthur Liebert.





## Mumbo-Jumbo

**M**umbo-Jumbo ist in der Regirung der Menschen das Departement, das aus Totem, Falschem, aus Apparat zusammengestellt worden ist: es ist unvernünftig, dem Freien verächtlich, jedes Ansehens unwert: und doch ist Mumbo-Jumbo für jede Regirung das allernotwendigste Departement. Jede Regirung besteht nur durch Überredung. Es ist toll, daß so Viele Das noch nicht sehen. Vielleicht nach Allem doch nicht so toll; denn Worte spielen dem Geiste Possen und die Worte der Regirung sind nicht die Worte der Überredung.

Aber denket einen Augenblick über die Sache nach und Ihr werdet sehen, daß notwendiger Weise Regirungen auf Grund von Überredung bestehen. Ich fange hier die Stimmen zweier Menschen auf, eines Esels und seines leibhaftigen Bruders; eine Art Kentaur ist es mit Eselsgeschrei, halb rationales Wesen und halb Esel. Der Esel erzählt mir, daß Regiren nichts als Anwendung der Gewalt ist; der Kentaur, halb Mensch, halb Affe, sagt mir, daß sie auf Grund der Drohung mit der Gewalt bestehe.

Well, nehmen wir ein Beispiel. Ich komme in einen ordentlich regirten Staat. Ein Staat ist, wo Regiren als ausgemacht hingenommen wird und wo gehorcht wird; weshalb ist Das so? Weil diese Regirung zum Besten der Regirten wirkt. Aber ein individuelles Gelüst, ein Gebot zu übertreten, wird auch in solch einem Staate nur aus Furcht vor der Gewalt eingedämmt? Bei Gott, so ist es; aber wer übt jene Macht aus? Nicht die Person, von der der Befehl ausging, nicht ein einzelner Mensch, denn der einzelne ist nicht stark. Nein, was die Macht ausübt, ist eine Vielheit; und wie sind Viele dazu gebracht worden, dem Willen Eines zu gehorchen? Das geschah durch Suggestion, durch Doping; Das heißt: durch Überredung. So lange die Menschen von den Rechten des privaten Eigentums überzeugt waren, stand das Privateigentum sicher da.



Jetzt, im allgemeinen Übergang, ist es unsicher. Wenn die Menschen einmal davon überzeugt werden, daß Privateigentum eine Ungerechtigkeit ist, wird diese Einrichtung nicht länger mehr nur unsicher sein; sie wird untergehen; und kein Machtaufgebot wird sie retten. Sie wird als Allgemeininstitution untergehen und nur Großreichtum und eine Masse der von ihm Abhängigen wird bleiben.

Bei dieser Funktion der Überredung, der Überzeugung nun, die das Leben der Regirungen ist, achtet mir gut auf die gebieterische Macht des Mumbo-Jumbo und merket: es wirkt nicht nur in der politischen Regirung, sondern in all jenen Hilfsformen der Regirung (der Überredung), mit deren Hilfe ein Kopf einen anderen beeinflußt und ihn zu einem Ziel hinführt, das nicht von Anfang an das seine war. Als die Polizisten ihren letzten Strike hatten (ich vergaß, wann es war; ihre Strikes folgen einander und werden wohl auch weiter gehen), sagte eine bejahrte Frau mit Vermögen, als sie einen Trupp in Civilkleidern vorbeimarschiren sah: „Das können doch keine Polizisten sein!“ Durch solche Worte bewies das alte Schaf, wie machtvoll Mumbo-Jumbo auf ihren sogenannten Verstand gewirkt hatte. Für sie war der Helm, der Rock, das Koppel der Policeman.

Im Fall der Soldaten geht Das noch weiter. Menschen, die gewöhnt sind, in einer besonderen Ausrüstung herumzulaufen, können keinen anderen Aufzug als militärisch anerkennen. Das geht noch weiter. Nur mit Mühe (wenn es nicht ihr Amtsberuf ist, über Armeen zu urteilen) können sie in menschlichen Wesen, die ganz außerhalb ihrer „Fasson“ gekleidet sind, militärische Eigenschaften feststellen. Als ich im Jahre 1891 in Toul in Garnison stand, kam ein englischer Cirkus dorthin, mit dessen Leuten ich mich sofort anfreundete, denn ich hatte eine schlimme Zeit lang kein Englisch gehört. Einer von ihnen sagte zu mir ganz traurig: „Es gibt ja nun hier herum einen Haufen Militär, aber Das sind keine richtigen Soldaten.“ Es besteht für mich kein Zweifel, daß, wenn Ihr einen Mann aus dem vierzehnten Jahrhundert herbekämet und ihm plötzlich ein modernes Regiment in Friedensausrüstung zeigtet, ohne die Stahl-



helme, er glauben würde, Das seien Lakaien oder Pagen, doch sicher nicht Soldaten.

Wieder und wieder ist in der Geschichte der Menschheit der Ikonoklasmus, die Bilderstürmerei, aufgestanden, die nichts als ein Wutausbruch gegen Mumbo-Jumbo ist. Ein großes Bilderstürmen gab es fast im ganzen Westen gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Die Menschen waren allzu „klassisch“, um mit Hämmern die Statuen zu zertrümmern, aber sie waren sammt und sonders dafür, daß den Richtern die Perücken und den Königen die Kronen und den Lords und den Clowns die bunten Kleider heruntergerissen und sie der Titel ledig würden und so fort. Sie begründeten Das so: „Solche Dinge sind der Obrigkeit, ja selbst der Menschen unwürdig. Sie sind Lügen: sie degradiren uns drum!“ Und der Schaum stand ihnen vorm Munde.

Einfältige! Alle diese Dinge stehen in nächster, selbst logischer Beziehung zu der Führung der öffentlichen Ämter. Ihr könnt es leicht in zwei Syllogismen fassen. Erstens: ohne Mumbo-Jumbo keine permanente unterbewußte Einwirkung auf die Köpfe, aber ohne solche permanente unterbewußte Einwirkung auf die Köpfe kein permanentes Überzeugen; deshalb: ohne Mumbo-Jumbo keine Überredung. Nun gibt es, zweitens, ohne Überredung keine Regirung. Deshalb (kürzen wir ab) gibt es keine Regirung ohne Mumbo-Jumbo. Und Franzosen, Engländer, Iren und Amerikaner („Und was“, werdet Ihr fragen, „hat Das mit der Sache zu tun?“ Nichts.), die sich dem Mumbo-Jumbo mehr oder weniger entwöhnt hatten, weniger in England, etwas mehr in Frankreich und am Meisten in Amerika, sie machten sich unverzüglich daran, Mumbo-Jumbo wieder aufzubauen. Behutsam höhlten sie den Kürbis aus, behutsam zündeten sie drinnen die Kerze an, staffirten ihn behutsam mit Lumpen und Flitter aus und setzten ihn auf seine Stange: da steht Mumbo-Jumbo heute.

Besonders die Flaggen und Fahnen erlebten eine schöne Hausse seit dem Sturz der Könige. Das Theater und das Ceremoniell der öffentlichen Versammlungen, der gesetzgebenden vornehmlich, erfuhr gewaltig gesteigerte Bedeutung



seit der Ächtung der Lords; und nun, nach gut hundert Jahren, sind wir so weit, daß der Staat allmächtig ist, dank Mumbo-Jumbo, des menschlichen Herzens Gott und Meister.

Das Mumbo-Jumbo der Gelehrten dann ist das eigentliche Leben aller Gelehrsamkeit, aller akademischen Autorität. Nie lehrt ein Mensch so gut, als wenn er ein Lehrmode-Gewand trägt, und selbst Diejenigen, die sich törichter Weise noch weigern, ihn so auszustaffiren, heben ihn auf ein höheres Katheder; ich glaube auch, er fährt besser mit einer gewissen künstlichen Stimme. Die wirklich großen Lehrer erfinden auch einen gewissen künstlichen Ausdruck und einen gezierten unnatürlichen Accent, mit dem sie bei Beginn einer Vorlesung einsetzen und den sie am Schluß der Stunde wieder aufzugeben versuchen, aber nach Jahren setzt sich Solches fest und man kann es wohl auf hundert Meter noch feststellen. Denn Mumbo-Jumbo hält seine Leute an der Kandare.

Und so ist es auch um die Autorität der Religion geschehen, wenn sie sich nicht eine archaistische Sprache wahrt; und jede neue Religion beeilt sich, solch eine Sprache sich zuzulegen. Manche sagen, daß das mächtigste der Instrumente der Kirchen eine tote Sprache sei, Andere wieder, daß alte, verückte, verstaubte Formen einer lebenden Sprache das mächtige Instrument abgeben. Doch ist auf jeden Fall Mumbo-Jumbo das Wesentliche des Glaubensbündnisses.

Dann das Mumbo-Jumbo der Befehlsgebung. Thackeray pflegte es lächerlich zu machen. Aber Jeder, der einmal Rekruten zu Willen gehabt hat, wird zugeben, daß er sie niemals fertig ausgebildet hätte, wenn er, statt des hochinteressanten Mumbo-Jumbo sich zu bedienen, seine Kommandos in vernünftigen Ton, in Gesprächston, zögernd und verbindlich gegeben hätte.

Ferner Mumbo-Jumbo, das überall unter dem Ausdruck „amtlich“ klassifiziert ist. Eine schlichte Lüge übt nie solche Wirkung wie eine Lüge, über der in Klammern „amtliche Meldung“ steht. Doch vermag Keiner recht eigentlich zu sagen, was denn „amtlich“ bedeutet. Es deutet nur Dieses an: daß die Nachricht von einem „Beamten“ irgend-



einer Organisation stammt. Wenn Ihr darum etwa sagt, ein Mann sei für wahnsinnig erklärt, und zwar „amtlich“, so meint Ihr damit, daß zwei Mitglieder des Ärztstandes tätig gewesen sind; oder wenn Ihr amtlich erfahrt, ein Begräbnis finde nicht Statt, so meint Ihr damit, ein Angehöriger des geistlichen Standes, der damit zu tun hat, habe Euch die Information gegeben oder vielleicht gar ein Mitglied der Familie des Toten. In diese Kategorie müssen wir auch die zwei Phrasen „By order“ (die in England in Gebrauch ist) und „Zittert und gehorcht“ einreihen, die (so viel ich weiß) bis vor ganz Kurzem am Schluß aller chinesischen Erlasse stand.

„By order“ ist eine Mumbo-Jumbo-Perle. Wie oft auf einsamen Gängen durch die londoner Straßen habe ich mich gewundert und mir den Schädel über das „by order“ zerbrochen. Wenn ich lese: „Pfeifen nicht erlaubt (by order)“, so frage ich mich, wer den Befehl gegeben habe und wie dieser Befehlshaber zu solch einer neuen Macht gelangt sei. Wie ist er so stark geworden, daß er mich am Pfeifen oder an sonstigen Versuchen, London zu beleben, hindern kann? Und warum verbarg er seinen magischen Namen? Ich nehme an, er besaß keine gemeine legale Macht, sondern verfügte über etwas Zwingenderes und Geheimnisvolleres, etwas Priesterliches. Es gibt noch andere Macht. Leute, die mehr als zweitausend Acres ihr Eigen nennen, malen gern „By Order“ in schwarzen Lettern auf kleine weiße Schilder. Damit schmücken sie die Grenzen ihrer Besitzungen.

Mumbo - Jumbo hat einen schwachen Punkt; wenn nämlich das Zauberwort, weil es gar zu ungewohnt ist, versagt, wird Mumbo-Jumbo grotesk; deshalb ist es von wesentlicher Wichtigkeit für jede Regierung, daß sie jedes neue Mumbo-Jumbo sehr behutsam an seinen Platz lanciren.

Es muß einsetzen mit irgendeiner kleinen Gewohnheit, die kaum bemerkt wird, kaum feststellbar ist, und es darf nur allmählich ins allgemeine Ansehen hineinwachsen. Stelle Mumbo-Jumbo allzu unvermittelt heraus: und die Leute werden nur lachen. Und hier lasset mich Euch sagen, daß Farbe eine wichtige Versinnbildlichung des Mumbo-Jumbo ist, Farbe mit Lack, die vollkommene Form der Farbe.



Leute, die segeln, wissen Das am Allerbesten. Ich will Euch für ein paar Pfund ein ganz verfaultes altes Hulk kaufen, will die Lecks mit Cement abdichten, den Rumpf mit hellen Farben streichen, die Farbe überlackiren, das Deck firnissen und dann den alten Kasten mit enormem Verdienst verkaufen. Das geschieht ständig; Menschenleben gehen darüber verloren, natürlich; das Schiff bricht auf hoher See auseinander; aber der Schwindel schlägt niemals fehl. Leute, die sich auf die Kunst des Pferdehandels verstehen (was ich nicht tue), versichern, daß es dabei ähnlich zugehe. Es scheint demnach, daß es Gifte gibt, die man einem Gaul eintrichtert, so daß sein Fell glänzend wird, und andere, durch die selbst, wenn sie lange schon erloschen waren, die Augen wieder lebhaft werden. Das mag wohl so sein.

London. Hilarie Belloc (Deutsch von Alfred Vogts).



## Gehts noch höher?

**D**aß an der Börse die Kurse neue Sprossenleitern erkletterten, bewirkte nicht nur der Dollar und das Wehen des Windes, der mit der Papierflut auch die Bezugsrechte der Aktionäre schwellen ließ. Trügen nicht alle Zeichen, so steht die deutsche Aktienwelt vor einer Zeit neuer Fusionen. Da gibt es Bewegung auf dem Aktienmarkt, Wettrüsten der Concerns und Wettrennen der Kurse. Denn Angliederer wollen ihr Kaufagio, Anzugliedernde ihr Verkaufsgagio so hoch wie möglich sehen, Wissende tun, was man im Börsenjargon „vorkaufen“ nennt, und Mancher, der Etwas läuten hörte, drängt sich dazwischen. Das stärkste der Symptome aber ist: Der Herzfeld geht wieder um. Wer ist Herzfeld? Gerade vor einem Jahre beherrschte die Bankfirma Hugo J. Herzfeld alle Gespräche, Gedanken, Kurse der Börse, wenn sie sich einem Markt nahte. Durch kaltblütig kühne und erfolgreiche Spekulationen hatte sie sich langsam in den Vordergrund geschoben. Eines Tages merkte man in den Aktien des Bochumer Vereins, die zu den ältesten Ultimopapieren der berliner Börse gehören, heimliche Käufe; sie währten schon Monate lang und wurden offenbar von einer Hand geleitet. „Irgendwas geht vor“, wisperte die Börse; und



aus dem Wispern wurde allmählich ein Brausen. Die Verwaltung des Bochumer Vereins beteuerte immer wieder: „Wir wissen nicht, was vorgeht. Wir haben nichts Besonderes vor und verhandeln mit keiner Gruppe.“ Karl Fürstenberg, seit Jahrzehnten Bankier des Vereins und als Bankstratege mindestens eben so hoch im Ansehen wie die Bochumer Aktie als Börsenpapier, hob die Achseln und sagte, Neugier gehöre nicht zu seinen Lasten. Dann erfuhren wir plötzlich, die Firma Hugo J. Herzfeld habe die Mehrheit der Bochumer Aktien in der Tasche. Staunen in den Börsensälen, Unruhe in den Bank- und Industriebureaux, Lärm in der Presse. Ähnliches war noch nie erlebt worden. Ein Börsenspekulant, obendrein einer, der nie zu den großen gerechnet worden war, hatte selbstherrisch in die Vertrustungsbewegung eingegriffen, hatte auf eigenes Risiko Hunderte von Millionen in ein einziges Aktienengagement gesteckt und war Herr eines alten, berühmten Gemischtwerkes im Westen geworden. Aber er war nicht ehrgeizig und wollte nicht Herr bleiben. Nach der Würde des Aufsichtsratsvorsitzenden, die ihm auch schlecht zu Gesicht gestanden hätte, ging sein Sinn nicht. Er wollte ein Zwischengeschäft machen; und machte es. Dem gewaltigen Montan-Elektro-Concern, der großen Interessengemeinschaft Gelsenkirchen-Deutsch-Luxemburg-Siemens-Schuckert, die von Stinnes, Kirdorf und Siemens zusammengeschweißt war, trug er die Aktienmehrheit an: und die Drei mußten zugreifen, weil das Paket sonst ins Ausland gegangen wäre. Das war ein schmerzhaft interessanter Abschnitt aus dem Buch, das Alter und Jugend lehrt, wie man Aktiengesellschaften überfremdet oder durch die Gefahr der Überfremdung in den nationalen Bezirk zurückscheucht.

Dieser Herzfeld also geht heute wieder um. Er gehört zu den Geduldigen, die warten können und denen nervöse Hast nicht die Geschäfte verdirbt. Die Majorität, die er diesmal erworben hat, umfaßt wiederum Hunderte von Millionen und beherrscht wieder ein altes, angesehenes Unternehmen: die Kupferschiefer bauende Gewerkschaft Mansfeld, die, neben den einzigen beträchtlichen Kupferbergwerken Deutschlands, Kohlen- und Kaliwerke betreibt. Die meisten Aktiengesellschaften, gewitzigt durch mancherlei Vorgänge, nicht zuletzt durch den Minirangriff Herzfelds auf den Bochumer Verein, haben sich durch Vorzugsaktien mit mehrfachem Stimmrecht gegen Überfremdung geschützt; aber die großen Gewerkschaften glaubten sich bisher durch die „Schwere“ ihrer Kuxe gesichert. Wahn, Alles ist Wahn.



An dem Geschäft Herzfelds soll diesmal die große kölnische Eisenhändlerfirma Otto Wolff, soll auch die alte, dem mächtigen Merton-Concern zugehörige Frankfurter Metallbank beteiligt worden sein. Mansfeld, heißt es, wird ganz modern ausgebaut und dann das Mittelstück eines Metalltrusts von größtem Umfang. Herr Otto Wolff, dessen Firma seit Deutschlands Zusammenbruch aus Provinzengröße sich ins ganz große Handels- und Industriegeschäft geweitet hat, bewegt aber auch für sich selbst Berge. Rhein-Stahl und Phoenix, die nachbarlichen Hütten-gesellschaften, deren Schicksal Wolff mit seinen holländischen Konsorten lenkt, sollen vereint werden. Oft schon wurde die Nachricht dementiert; aber die Börse glaubt fest an das Werden dieser Fusion. Die Exporthandelsorganisationen der Gesellschaften sind schon in der Hand Wolffs vereinigt.

Oberschlesiens Zukunft wird von den Industriellen nicht so ungünstig wie von den Politikern beurteilt. Austausch zwischen Hüben und Drüben, neue Gruppierung, Zusammenfassung: die ober-schlesischen Industrieführer sind, nicht seit gestern erst, in Bereitschaft. Sie sahen weiter als das Kabinet Wirth. Das nannte sich selbst die Regierung der Erfüllung. sagte aber, daß ohne die Zuteilung des ganzen Oberschlesien an Deutschland nicht nur keine Erfüllung, sondern nicht einmal der Versuch der Erfüllung möglich sei. Die Herren hofften offenbar, durch die Drohung mit ihrem Rücktritt eine Deutschland günstige Entscheidung erwirken zu können, und bedachten nicht (was sie bedenken mußten), daß diese Entscheidung uns niemals das ganze Oberschlesien zurückgeben könne.

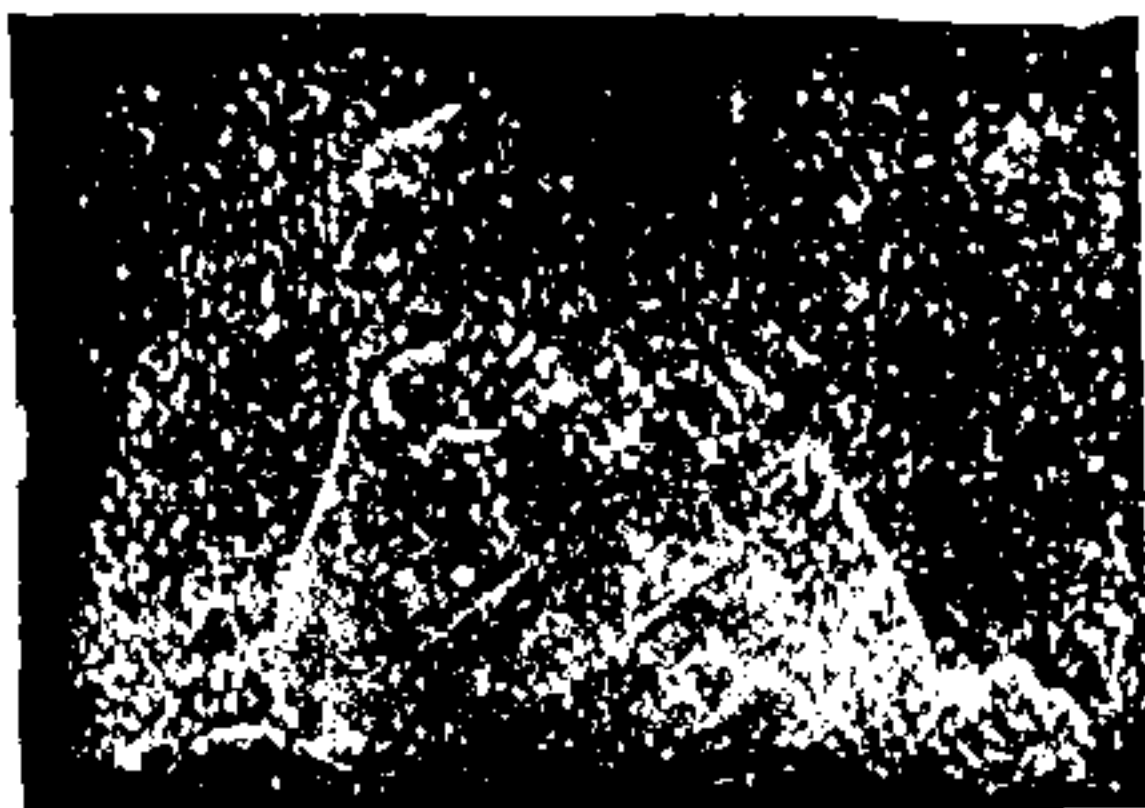
Warum wird hier ein politisch' Lied gesungen? Weil, nicht zum ersten Mal, die Wirkung einer falschen Politik mit voller Wucht auf die Wirtschaft zurückfällt. An einem Börsenmittag stieg der Dollar um 45 Prozent. Wer die Kurse dieses Tages las, nicht nur der Rentner, der Konsument, der Volkswirt und Beamte, nein, auch der Kaufmann, der bis dahin sein Glücksschifflein auf den Wellen der Valutakonjunktur lustig dahingetrieben hatte: Jeder bebte Minuten lang vor dem Gedanken, daß unsere Wirtschaft haltlos über dem Abgrund hänge. Nun ist gewiß falsch, die Zerreißung der ober-schlesischen Industrie-provinz, die mögliche Zerreißung eines hochentwickelten Wirtschaftorganismus für jene Kleinigkeit zu halten, für die sie merkwürdiger Weise gerade manche ober-schlesische Industriemagnaten zu halten geneigt sind. Aber die Furcht, daß Deutschland, Oberschlesiens wegen, in das Schicksal Österreichs hinab-



sinken könne, muß doch jedem Nüchternen übertrieben scheinen. Diese Furcht aber wurde von Regierung, Parteien und vielen Zeitungen ins Volk und sogar bis ins Ausland getragen. Vom Ausland kam dann auch der Sturm, der die Mark bis auf ein paar Pfennige entwertete; und dieser Sturm (auch Das ist zu beachten) brach erst los, als man draußen zu merken begann, wie die Entscheidung über Oberschlesien, die zuvor keinen tiefen Eindruck gemacht hatte, in Berlin aufgenommen wurde. Die Haltlosigkeit und Haltungslosigkeit der deutschen Politik hat das bis dahin ziemlich ruhig gebliebene Milliardenmeer des ausländischen Markbesitzes in Bewegung gebracht. Hier drohen unserer Valuta und Wirtschaft noch schlimmere Gefahren als von der Teilung Oberschlesiens.

Denn die oberschlesische Gefahr kann durch eine kluge, weitschauende Politik Deutschlands gebannt oder doch gemildert werden. Die Entscheidung des Obersten Rates will für fünfzehn Jahre ein wirtschaft- und finanzpolitisches Kondominium; einen Zustand, der auf den ersten Blick unlogisch, allzu erkünstelt scheint, der aber vielleicht doch mehr Zukunft hat, als Mancher bei uns, in Polen und in Frankreich heute glaubt. Der Widersinn dieser Entscheidung scheint darin zu liegen, daß Landstücke, die allmählich in verschiedene politische und wirtschaftliche Organismen hineinwachsen sollen, für fünfzehn Jahre fest zusammengehalten werden. Die Entwicklung kann sich nun auf zwei Wegen vollziehen. Werden die politisch getrennten Teile auch von den Tendenzen wirtschaftlicher Trennung beherrscht, dann hält das für fünfzehn Jahre geknüpfte Band nicht; bleiben aber die zwei Teile wirtschaftlich in dieser Übergangszeit bei einander, dann trennen sie sich auch danach nicht. Frankreich wünscht wohl, mit seinem Kapital durch Zusammenschweißung der alten und veralteten polnischen Industrie des Gebietes von Dombrowa und des oberschlesischen Bezirkes ein großes Berggewerbe im Osten aufzubauen. Die Durchführung solcher Versuche wird schon deshalb nicht leicht sein, weil das Absatz- und Transportproblem auf lange Zeit hinaus unlösbar scheint. Die zweite Möglichkeit, die den polnisch gewordenen Teil der Industrie, trotz der politischen Grenze, bei dem deutschen Wirtschaftsgebiet läßt, ist bequemer und bietet bessere Aussicht; auch den Polen, die beteiligt werden können. Warum also schon die Hoffnung begraben? Cheiron.





Keine Postkarten, sondern nur künst-  
lerische **Aktphotographie**. Man  
verlange Probesendung. Postfach 2.  
Hamburg 31.



**Bad Kissingen. Hotel Büdel**  
gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten  
von den Quellen. Bekannt gutes Haus.  
Auskunft wegen Verpflügung und Wohnung  
durch den Besitzer **A. Büdel**.

**Schiffahrts-Aktien**  
Kolonialwerte, Städte- und Staatsanleihen, ausländische Kupons  
**E. CALMANN, HAMBURG**

**LOUIS MICHEL**

Bankgeschäft / Berlin W 56, Französische Str. 29

Spezialzweige des Effektengeschäfts

Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

\*\*\*\*\*  
\* **BAD NEUENAUH** \*

**Bonns Kronenhotel**

Haus 1. Ranges, 110 Betten

Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet

**Das große Bilderbuch des Films**

200 Seiten Illustrationen / Preis M. 10.—

ist das in Kupfertiefdruck hergestellte, an  
Inhalt und Ausstattung reiche Prachtwerk  
für jeden Filmfreund. Zu beziehen vom

**VERLAG FILM-KURIER BERLIN W 8**

**Korpulenz**

Fettleibigkeit beseitigen **Dr. Hoffbauer's** ges. gesch.

**Entfettungstabletten**

Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel gegen Fettsucht und über-  
mäßige Korpulenz, auch ohne Einhalten einer bestimmten Diät. Keine Schilddrüse.

Leicht bekömmlich. — Gratis-Broschüre auf Wunsch.

Elefanten-Apotheke, Berlin SW 414, Leipziger Str. 74 (Dönhofspl.) Amt Zentr. 7192



# MAXIMILIAN HARDEN

---

## Zum sechzigsten Geburtstage

Mit Beiträgen von HERMANN BAHR, GRAF  
BERNSTORFF, ALFRED DÖBLIN, KASIMIR  
EDSCHMID, HERBERT EULENBERG, FELIX  
HOLLAENDER, ARTHUR HOLITSCHER, HARRY  
GRAF KESSLER, EMIL LUDWIG, HEINRICH  
MANN, MEIER-GRAEFE, FÖRSTER-NIETZSCHE,  
MAX REINHARDT, FELIX SALTEN, WILHELM  
SCHMIDT BONN, JACOB WASSERMANN,  
STEFAN ZWEIG u. a.

Das Heft, das nur in geringer Auflage gedruckt wurde, kostet steif geh. 5, — M.

---

ERICH REISS VERLAG, BERLIN W 62

---

# MAXIMILIAN HARDEN

## KRIEG UND FRIEDE

Zwei Bände

Zehnte Auflage

Geheftet M. 20.—, in Halbleinen M. 40.—

### I N H A L T:

Erstes Kapitel: Österreich u. Serbien	Elftes Kapitel: Nikolaj Niko-
Zweites „ Fata Morgana	lajewitsch
Drittes „ Kriegserklärung	Zwölftes „ Zu Haus
Viertes „ Hochzeitstimmung	Dreizehntes,, Kriegsziele
Fünftes „ Politik im Kriege	Vierzehntes,, Inselkrankheit
Sechstes „ Die Meerengen	Fünfzehntes,, Revolution
Siebentes,, Patriotismus	Sechzehntes,, Habsburgische
Achtes „ An Herrn Poincaré	Demokratie
Neuntes „ Hirn und Schwert	Siebzehntes,, Neue Welt
Zehntes „ Moral im Kriege	Achtzehntes,, Morgen
Neunzehntes Kapitel: Apokalypse.	

ERICH REISS VERLAG, BERLIN W 62



Bankhaus  
**Rosenbaum & Wolf**

Tel.: Hansa 1735  
1736 / 1737 / 1738

**Hamburg**

Tel.: Hansa 1735  
1736 / 1737 / 1738

An- und Verkauf von:

**Wertpapieren  
und Devisen**

auch per Termine

zu  
günstigsten  
Bedingungen

**Für die Bank- und Handelswelt**

ist

**„Die Zukunft“**

das

**Insertions-Organ**

Preis-Offerten und Entwürfe unverbindlich durch die

**Anzeigen-Verwaltung  
der „Zukunft“**

Verlag Alfred Weiner, Berlin W8, Leipziger Str. 39



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrg. 5. November 1921

Nr. 6

---

## Politische Erziehung in Deutschland

**D**er Deutsche hat Disziplin. Er glaubt an Disziplin. Disziplin ist das große Wort, vor dem die Kritik seines Verstandes und seines Herzens schweigt. Das Ausland sieht ihn auch unbedingt so, als den Menschen, dem diese Unterordnung, Einordnung, die Straffheit, das Exakte, das Schema über Alles geht. Hier läuft am Leichtesten wahrnehmbar der Kontur der deutschen Psyche, der sie aus dem gesammteuropäischen Seelenbilde herausschneidet. Hier liegen die hellsten Lichter neben den schärfsten Schatten. Es ist nicht blos Freude am Reglementiren, Polizei- und Kasernenhofgeist. Die Motive sind nicht unteroffiziermäßig. Eben so wenig wie sie in irgendeiner mystischen Gründlichkeit zu suchen sind, in dem Willen zur Gemeinschaft, zum System und was sonst bei uns an Requisiten zu einer „gotischen“ Verklärung des deutschen Menschen beliebt ist.

Vielmehr liegt die Sache so (weshalb diese Bemerkung wie zur Entschuldigung dem Aufsatz voransteht): Der Glaube an die Allmacht der Disziplin ist in Wirklichkeit ein Glaube an die Macht der Erziehung. Sicherlich auch dieser Glaube ein Symptom letzter Tendenz in der deutschen Psyche auf bewußte Gestaltung und Prägung, der Zug zur Aktivität nach vorher bedachtem Plan. Symptom der Freude, die Form vorwegzunehmen: und es klappt doch, die Wirklichkeit gehorcht der Form und in ihr haben wir sie überwunden, gebändigt, verstanden. Ueberall ist dieses Gesetz unserer Auffassungsweise zu spüren, im deutschen



Juristen (man denke zum Kontrast an englische Rechtsprechung), im deutschen Turner (der Engländer spielt), in der deutschen Begriffsphilosophie, im kontrapunktischen Stil etwa von Bachs Musik, im militärischen Drill, in der exakten Laboratoriumsarbeit und überhaupt in der: Organisation.

Irgendwie muß es immer so sein, daß man durch einen Plan, durch Uebung und straffe Zucht Höchstleistungen erzielt. Der Mensch muß sich organisiren lassen. Er muß erziehbar sein. Angenehm wirkt diese Argumentation nicht auf andere Menschentypen; und es ist wieder nützlich, sich zu sagen, welches Bild der Präzision-Enthusiasmus<sup>9</sup> des Deutschen bei leichter Vergröberung in fremden Seelen schafft. Es wird noch einige Zeit dauern, bis die naheliegenden Assoziationen zum Militarismus verwirkt sind, und auch die Republik, die wieder so verteufelt geölt arbeitet mit Parteidisziplin, Fraktiondisziplin, Gewerkschaftsdisziplin, auch die Republik, auch die schneidig vorgetragene Demokratie wird noch eine Weile, wo nicht gröbliche malveillance, das Lächeln des Widerstrebens hinzunehmen haben.

Ueber seinen Schatten springt aber Keiner, auch wenn er ihn kennt, und da der deutsche Staat als Wirtschaftsgröße erster Ordnung zum politischen Leben in Großformat entschlossen ist, muß er entsprechende Vorkehrungen treffen. Das ist ohne willkürliche Ironie gesagt. Er muß Vorkehrungen treffen. Wir müssen immer Vorkehrungen treffen. Zwar haben die Politiker, wenn sie an eine Sache nicht heranzuwollen, eine reizende Redewendung, indem sie empfehlen, die Dinge organisch wachsen zu lassen. Die Ausrede existierte wohl schon vor der Zeit, da Stefan George in den berliner Aemtern bekannt wurde, im Großen und Ganzen also nicht erst seit 1918, und seine Unterscheidung von gemachtem und gewachsenem Gebild in ihrer praktischen Bedeutung gewürdigt wird. Aber die Dinge, um die es sich hier handelt, nicht staatsbürgerliche Ertüchtigung und die im Umkreise dieses molluskenhaften Begriffs erklingenden Schlager einer sogenannten staatsbürgerlichen Erziehung, sondern die Erziehung zum Verständniß der Politik seines Landes im Innern und nach außen, zur Führung der Politik, zur Staatskunst,



diese Dinge sind etwas zu wichtig, als daß man zarte Abwehrbewegung in die Aufforderung kleidet, nichts machen, sondern organisch es sich entwickeln lassen zu sollen.

Wir können doch nicht immerzu auf den großen Mann warten. Vielleicht kommt er dann gar nicht. Außerdem verbietet es die Verfassung. Vieles kann eben der große Mann auch nicht machen, nämlich den Sinn fürs spezifisch Politische bilden. Das Genie macht nie Schule. Das Genie fährt im feurigen Wagen gen Himmel und die Hinterbliebenen stehen bloß dabei und verbrennen sich die Finger. Man denke an Bismarck.

Wie der Deutsche einmal ist, muß es sein ganzes Interesse sein, sich für den großen Mann in der Politik, sagen wir, vorzubereiten, stark, widerstandsfähig, charakterfest zu machen, so daß er, bricht der Tag des Ruhmes an, ihm als Mann entgegengeht, den ein Sonnenuntergang nicht außer Fassung bringt. Wie der Deutsche einmal ist, geht Das nur durch planmäßige Erziehung. Es wird bei uns gewiß viel zu viel erzogen, Alles atmet den Schulgeist, Alles atmet Disziplin, überall sieht man den Oberlehrer durch unser Leben schreiten, unbeirrbar, und doch wird der Nation kein anderes Mittel helfen, kein Mittel, das ihr im Grunde konformer ist. Die Bildung eines politischen Charakters in die Maße einer ganzen Nation übertragen: Das heißt: die Schöpfung einer Schicht, und wenn Das nicht, zumindest die Schöpfung einer Berufsklasse von Politikern, sagen wir genauer und doch milder: einer geistigen Tradition der Staatskunst aus deutschem Geist für einen deutschen Nationalstaat, einer Tradition, die fähig ist, Ebene für staatlich produktive Arbeit zu sein, diesseits, vor aller parteimäßigen, weltanschaulichen Zerklüftung, unabhängig von der Staatsform und ihrer Ideologie. Das heißt Herausarbeitung, mühselige Formung eines festen Fundamentes für deutsche Politik, das durch die großen Konstanten menschlicher Geschichte, durch die psychologischen Charaktere der Weltvölker, die geographischen Grundverhältnisse, die wirtschaftlichen Cirkulationmöglichkeiten für absehbare Zeit (wie Englands politische Tradition beweist, für Jahrhunderte)



verbürgt ist. Und Das heißt nicht: Kodifizierung alles Dessen, was gemacht werden kann, soll und nicht soll. Es heißt nicht: Systematisierung der Zukunft.

Bei uns soll nun einmal erzogen werden. Warum also sich dagegen stemmen? In anderen Ländern ist es auch nicht viel anders. Immerhin ist Formalismus, disziplinarer Technizismus die spezifische deutsche Note. Wir werden sie niemals verlieren. Denn beim Deutschen ist Alles ausdrücklich. Ihm gelingt nicht, was dem Engländer gelingt. Reserve zu wahren. Er muß aus sich herausgehen, er muß es sagen, er muß dozieren. Er kann nicht in eine Methode hineinwachsen, den Blick fest auf das Ziel gerichtet, ohne sich wieder und wieder der Methode zu erinnern. Das Technische als das Disziplinirbare steht im Vordergrund.

Überflüssig, zu sagen, daß eine politische Erziehung zu-  
unterst Sache der Charakterbildung ist. Verdirbt die Politik den Charakter, was noch die Frage ist, so fordert sie wenigstens Charakter eben so wie Phantasie, Härte, Bewußtheit, Elastizität. Das moralische Apriori der Politik ist eine unanfechtbare Notwendigkeit. Nur anlernen kann man es sich nicht. Moralische Dignität des Staatsmannes wurzelt in seinem Blut, seiner Familie; man muß sie mitbringen. Erst die Rasse, dann das Training. Rasse im Sinn von Klasse, nicht von völkischer Art. Der Jude Disraeli hatte Klasse wie nur irgendein feudaler Brite. Auf die moralisch-spirituelle Güte kommt es an, auf Rasse nach ethischen, nicht nach biologischen Maßstäben. Nicht das Blut, sondern die Anständigkeit entscheidet darüber, wie Einer zu seiner Nation, ihrem Erbgut, ihrer Bestimmung steht.

Hier liegt eine wesentliche Grenze aller Erziehung zur Politik. Die andere trennt von Diskussionen über das Wesen des Staates oder allgemeiner gesagt: von aller Weltanschauung, vom Religiösen im Geist. Es ist das Wesen des Prinzipiellen, jenseits jeder Einigungsmöglichkeit zu liegen. Und da keine Hoffnung auf Einigung besteht, jenseits jeder Diskutirbarkeit. Grundsätzliche Unterredungen sind darum aber nicht sinnlos. Aus dem wechselseitigen Widerstand der Meinungen resultirt sicher die schärfere Präzision der eigenen Ansicht, bisweilen die Entdeckung, daß der Kon-



trahent sich zum gleichen Prinzip bekennt. Erziehung zur Politik, als eine Nationalaufgabe betrachtet, kann nur dann die ewigen Gegensätze von Katholizismus und Protestantismus, Aufklärung und traditionaler Gebundenheitskultur, Kapitalindividualismus und Sozialismus meiden oder (wenn man will) überwinden, wenn philosophische, wissenschaftliche, religiöse Prinzipien Diskussionen durch die Natur der in Rede stehenden Sache ausgeschlossen sind.

Rechthaberei, Zanksucht, die Schatten eines fanatisch kultivierten Individualismus sind ausgeprägte Fehler des deutschen Volkscharakters. Der Deutsche ist, fast mehr noch als disziplinär-formalistisch, partikulär, zur Absonderung neigend und darauf bedacht, als ein Sonderling von der Welt geachtet zu werden. Es dreht sich, sehr zum Unterschied gegen die Völker einer von Alters her gepflegten geistigen Tradition, bei uns hauptsächlich darum, ob der Herr Soundso eine persönliche Note offenbart. Während die glücklicheren Völker der Alten Welt mehr darauf sehen, daß der Stil nationalen Geistes in Sprache und Bild gewahrt und zu erneuter Erscheinung gebracht sei. Der Hang zur Originalität, wo er Leidenschaft wird, im Geist Bedeutendes hervorzubringen, eine dem Menschen ehrwürdig eignende Kraft, stört jede Initiative der Gemeinschaft und ist der Politik abträglich. Stets wird er bestrebt sein, die Kunst der Staatsführung in die Scylla moralphilosophischer Zänkereien, methodischer Vorerwägungen oder in die Charybdis parteimäßiger Gesinnungskontraste zu stoßen und sie zur Diagonale aller dieser Kräfteparallelogramme zu degradieren.

Und warten wollen, bis eine Wissenschaft fertig ist, kann nur der Romantiker oder die vollkommene Naivetät. Während wir reden, geht die Geschichte weiter, neue Bildungen aufwerfend und wieder verschlingend. Der Eingriff ist Alles.

Mithin kann es sich, kommen bindende Beschlüsse philosophischer Kongresse, Anweisungen staatsphilosophischer Lehrbücher, Deduktionen staatsrechtlicher und überhaupt verstandes- und willenstheoretischer Art nicht in Betracht, nur darum drehen, eine Technik zu schaffen oder vielmehr eine aus den Erfahrungen der Jahrhunderte sich ergebende, in Uebung, bewußter oder halbbewußter, dem



Politiker und Diplomaten vertraut gewordene Kunst der Menschenbehandlung und des Staatenverkehrs zu erkennen, zu zergliedern, in ihr das Allgemeine und Typische von dem Ausnahmefall zu trennen und das ungeheuer verschlungene Gewebe soziologischer und psychologischer Bedingtheiten auf eine verlässliche Anatomie zu bringen.

Die Bemühungen des Historikers, Gesellschaftsforschers und Psychologen, des Staatsrechtlers nicht zu vergessen, wiewohl seiner nicht einseitig zu gedenken, haben sich mit denen der in praktischer Politik, innerer wie äußerer, Bewanderten zu vereinigen, eine Arbeit zu beginnen, welche nicht unschicklich allgemeine und differentielle Naturgeschichte der praktischen Politik heißen möchte, wobei zwar nicht an eine Aufzeichnung der natürlichen Entstehung und Ausbildung der Usancen des Staatenverkehrs, der gesellschaftlichen und speziell diplomatischen Umgangsformen, sofern sie politisch relevant sind, gedacht ist, sondern in dem Namen der Naturgeschichte angedeutet werden soll, wie ausschließlich der Gesichtspunkt der Beschreibung des wirklichen Tatbestandes und seiner im Wesen menschlicher Psyche und Gesellschaft liegenden Ursachen im Gegensatz zu einer moralischen Bewertung für diese Arbeit Geltung haben soll. Eine auf sorgfältigster Analyse der Memoirenliteratur, Biographien, überlieferten Gespräche beruhende, nicht oder nicht ausschließlich im Interesse historischer Bedeutsamkeit durchgeführte Untersuchung könnte unter Führung des Historikers vorzügliches Material bereitstellen. Der Psychologe, hierbei nicht als Experimentator oder Verfechter irgendwelcher Theorien von der Psyche, sondern als Menschenkenner aufgefaßt, dessen Ziel das Verständniß fremden Seelenlebens zugleich mit der Fähigkeit ist, die Typik des Objektes wie die Typik seines Verständnisses begrifflich zu präzisieren, ohne das Bild von der individuellen Geschlossenheit irgendeines persönlichen Charakter-, Begabung-Reaktionstypus darin zu verlieren, wird, um es zu wiederholen, als ein der Mittel seiner Kenntniß sich bewußter Menschenkenner das Ziel der Untersuchung bestimmen. Schließlich bedarf es der soziologischen Blickhaltung, mit der die formalen und strukturellen Seiten menschlicher Beziehungsgefüge sichtbar wer-



den. Sie verhütet es, in eigentümlichen Formen der Gegenseitigkeit, virtueller und aktueller Beeinflussung, als welche uns die Farbenpracht menschlichen Gemeinschaftlebens bei genauerer Mikroskopie erscheint, Wirkungen ausschließlich wirtschaftlicher Faktoren zu vermuten. Sie giebt der Untersuchung die Richtung aufs Universelle, auf Kollektivität, aufs Sozial-Syntagmatische, während die Psychologie stets zu isoliren, die Historie zu individualisiren bestrebt sein wird. Sie giebt ihr das Mittel des die Form menschlichen Zusammenseins in statischer und dynamischer Hinsicht bezeichnenden Begriffes, um in den Erregungen, welche die Anteilnahme an der Vergangenheit des Menschengeschlechts und besonders unseres Volkes in uns auslöst, einen Halt zu haben und die kühle Objektivität bewahren zu können.

Zugegeben, daß es es schwer ist, sich von dieser Arbeitsgemeinschaft dreier Wissenschaften eine deutliche Vorstellung zu machen, sollte man doch nicht das Projekt mit dem Einwand zu diskreditiren versuchen, daß eine Kooperation der Ergebnisse in Psychologie, Geschichtschreibung und Gesellschaftlehre wie überhaupt in der Wissenschaft nicht durch Kooperation der Untersuchung zu bewerkstelligen sei. Der Einwand hat ganz Recht, wo es sich um theoretische Ergebnisse handelt. Hier gilt der militärische Grundsatz: Getrennt marschiren, vereint schlagen. Unser Projekt hat aber lediglich eine Kooperation mehrerer Wissenschaften zu ausgesprochen praktischen Zwecken im Auge. Es handelt sich dabei gar nicht in erster Linie um neue Entdeckungen, um neue Einsichten, sondern um Zusammenfassung des Bekannten in den einzelnen Wissenschaften unter einem Gesichtspunkt, der ihnen an und für sich fremd ist. Ein Gesichtspunkt, den die Staatspraxis einzunehmen verlangt und unter dem sich wohl auch neue theoretische Einsichten in das Wesen von Mensch und Staat, in die Gesetze der internationalen Psychologie finden lassen, was aber für das Unternehmen nicht maßgebend sein darf. Den Ausschlag giebt das Bedürfniß des Abgeordneten, der seine Wähler überzeugen, seine Gegner aus dem Felde schlagen will, das Bedürfniß des Redners und Unterredners. Was uns fehlt, eine Schule der Staatskunst für das Innere wie für das



Außere, darf nicht bloß sein eine Akademie zur gründlichen oder abgekürzten Einweihung in die Geheimnisse der Gesetzbücher, der Staatsbürgerkunde, der Verwaltungstechnik, sondern muß werden eine Akademie des ausgesprochen politischen Verstandesgebrauches, für welchen die juristische Vorbildung nicht notwendiger ist als die Vorbildung in irgendeinem anderen Fach.

Die bekannte Tatsache, daß die Politik der Mächte der ganzen Welt heute von Rechtsanwälten gemacht wird, sollte nicht falsch ausgelegt werden. Der Rechtsanwalt ist der Politiker in der Jurisprudenz. Er ist nicht Jurist, wie der Richter oder der Verwaltungsbeamte. Er ist nicht Bürokrat. Er ist Taktiker, Diplomat, Redner, Agitator, er rechnet mit dem Recht, nicht, wie der Richter, nach dem Recht. Und eben, weil er trotz seiner Berührung mit Verwaltung und Rechtsprechung Strategie und Taktiker ist, ein Künstler der Situation, weil er alle wesentlichen Eigenschaften mitbringt, welche die praktische Politik braucht, weil er schlaue und elastisch sein muß, die Typik der menschlichen Natur bald beherrscht, den Unwert der Kodifikation durchschaut, die Biegsamkeit aller Bestimmungen, Gesetze, Verträge erprobt hat und sich zu decken weiß, wo ein Anderer sich verrät, weiß er, wie man zur Macht im Staat kommt, wie man sich und den Staat in der Macht hält. Diesen *sub specie politica* unleugbaren Vorzügen des Rechtsanwalts steht der bedeutende Nachteil seines in der Regel schlecht verhüllten Cynismus zur Seite. Große Staatsmänner sind aus der Rechtsanwaltspraxis nur herausgewachsen, wenn sie im Stande waren, ihren geschickten Manipulationen, ihren Verschwörungen und Triumphen das Air moralischer Größe und den Glanz von ihren Erfolgen als Sternenschein des Schicksals der Nation ins Gedächtnis zu geben. Zur Hoheit, in der eines ganzen Volkes Charakter verklärt erscheint, so daß es selbst nicht weniger als die auswärtigen Mächte im Mann, der sie ausstrahlt, den notwendigen und göttlich legitimierten Wortführer empfinden, bedarf es jenseits aller Virtuosität der Leistung fester Substanz und tiefer Bildung.

Trotzdem wird, kommt der Jurist in Frage, wegen seiner technischen Virtuosität der Rechtsanwalt im Allgemeinen



den anderen juristischen Kategorien vorzuziehen sein. Die formalistische Neigung des Deutschen, übertriebener Respekt vor kodifizierter Gelehrsamkeit, die Tendenz zur Begriffschinoiserie lassen es rätlich erscheinen, Staatsmänner nicht in den Reihen der Verwaltungsbeamten und Richter zu suchen. Gerechtigkeitsinn, Pünktlichkeit und Genauigkeit sind für die Politik nun einmal nicht das Erste und nicht das Letzte. Konform mit dem ausgesprochenen Willen vieler Berufsklassen und bisher ängstlich zurückgehaltener Schichten des Volkes, mit jener langsamen Ueberwindung des Assessorismus in der politischen Führung vollzieht sich eine Befreiung des politischen Verstandesgebrauchs von der Herrschaft des juristischen Denkens. Hat es die Deutschen bis zum Krieg feinfühlicher in ihrem Empfinden für das Rechte und Gerechte gemacht, daß sie von Juristen politisch geführt wurden? War es nicht ein Jurist, der mit seiner Erklärung über das Belgien zugefügte Unrecht die erste Bresche schlug in das Bewußtsein des deutschen Volkes, in diesem Kriege Recht zu haben? Haben es die Juristen, die seit dem Bestehen einer politischen Macht die Führung in Deutschland besaßen, verhindern können, daß Deutschland zum Protagonisten der Gewaltlehre, zum Urbild des Vertragsbrechers gemacht wurde? Man sieht, es ist nicht die Summe der Rechtsgelehrsamkeit, welche einem Staat neben der Unabhängigkeit die Würde und das rechtliche Ansehen erhält.

Kein Vorwurf gegen die Jurisprudenz, sondern gegen ein über Gebühr von ihrem politischem Bildungswert enthusiastisches Parterre. Der politische Erziehungswert der Advokatenpraxis soll nicht geleugnet werden; aber die Kenntniß des Jus ist dafür nicht verantwortlich zu machen. Im Unterschied zu anderen juristischen und nichtjuristischen Berufen ist der Advokat in erster Linie Redner und Agitator, Taktiker und Psychologe und dadurch (neben einem gewissen kaufmännischen Typus) der bisher einzige Repräsentant politischer Denkfähigkeit und diplomatischer Reagibilität. Die Entwicklung der sozialen Verhältnisse bringt aber in steigendem Maße andere Berufe und Stände in die politische Führung hinein, Gewerkschaft- und reine Parteifunktionäre, Kaufleute und Industrielle, Gelehrte und Journalisten. Das



hängt nicht etwa von der Herrschaft des Systems der formalen Demokratie ab, sondern ist Folge der zugespitzten Klassenkämpfe, Ständekämpfe und der in ihnen natürlich scharf werdenden Tendenzen auf genossenschaftlichen und gewerkschaftlichen Zusammenschluß, auf möglichste Selbstverwaltung und Machtfülle der Interessengemeinschaften im Staate, der, um die centrifugalen Kräfte zu bändigen, sie nach Möglichkeit an die Centrale zu fesseln sucht. (Die konservative geht mit der revolutionären Richtung konform, wenn sie die formal-juristisch funktionirende Bureaukratie berufsständischen Selbstverwaltungsseinheiten opfern will.)

Das Projekt einer Schule für politisches Denken darf man auch damit nicht abfertigen wollen, daß man sie als ein Institut auffaßt, welches machtpolitischen Interessen im Unterschiede zu Interessen einer aufrichtigen Verständigung- und Versöhnungspolitik unseres Landes dienen soll. Daß man in ihr ein Centrum wittert für gewiegte Köpfe, die den Jungen die Schliche und Kniffe beibringen werden, mit denen man seine Gegner auf rechtlich unantastbare Weise zu Fall bringen kann. Einen Mittelpunkt, der für ein entwaffnetes Deutschland die Funktion des Generalstabes, nur in der Sphäre civiler Mittel, zu übernehmen habe und an dem sich eine ähnliche Tradition von Mut, Kenntniß und technischer Vollendung in Staatskunst und Diplomatie ausbilden solle. Es ist leicht, mit agitatorischen Phrasen eine Sache, zu der man wegen ihres ungewöhnlichen Charakters nur schwer Vertrauen fassen, die man sich außerdem nur schlecht vorstellen kann, lächerlich und verächtlich zu machen. Der Gegensatz von Machtpolitik und Verständigungspolitik hat nur dann einen festen Sinn, wenn er den Unterschied zwischen einer Politik der reinen und der unreinen Mittel bezeichnet. Unreine Mittel sind diejenigen, die aus der Gewalt stammen und in Gewalt einmünden, Polizei und Militär. Sie charakterisiren eine Politik der Drohung. Kriegerischer Mittel beraubt, ist Deutschland ohnehin gezwungen, sich zu einer Politik des reinen Mittels zu bekennen, einer Politik des überzeugenden Arguments und der freiwilligen Uebereinkunft, welche auf den natürlichen Interessen der Länder und der genauen Selbsteinschätzung des eigenen



Landes beruht, deren oberster Grundsatz aber nicht mehr die Ausbildung des Geistes der Wehrhaftigkeit, sondern die Achtung des Friedens ist.

Die gesinnungsmäßigen Dinge einmal bei Seite gesetzt, welche sehr viele Leute vor den Kopf stoßen, ist die Arbeit einer solchen Schule für Politik und Diplomatie, auf wissenschaftliches Studium gegründet, absolut unabhängig von Pazifismus und Internationalismus, Parteilehre und Agitation. Ein für alle Mal sei es gesagt: das Ethos ihrer Rechtfertigung hat keinerlei Einfluß auf die Art und Weise ihres Betriebes. Dieser ist wissenschaftlich. Es handelt sich um Erkenntniß und Formulierung der wesentlichen Regeln, welche Staatskunst und Diplomatie beobachtet haben und beobachten müssen, wenn sie vorgesetzten Zwecken entsprechend dem Lande dienlich sein wollen. Wie die Sprache es andeutet, um Erkenntniß der politischen Kunstregeln oder, wie man es auch nennen kann, um die Präzisierung der gesamten Technik des Staatenverkehrs und der Regierung, also nicht weniger um die Herausarbeitung alles Dessen, was an sozialer, wirtschaftlicher, geistig-stimmungsmäßiger Gegebenheit die Entschlüsse bestimmt, wie der freien psychischen, soziologischen, historischen Konstanten, welche die Art der Durchführung der Entschlüsse herbeiführen.

Es lassen sich die mannichfaltigen Gegenstände einer derartig angefaßten Erziehung zur praktischen Politik unter mehrere Titel bringen. Im Bereich der inneren Politik: das Studium der Psychologie öffentlicher Versammlungen und des Parlaments, der agitatorischen Mittel in Rede, Diskussion, Presse, der Technik der Verwaltung und der Usancen des politischen Geschäftsverkehrs der Behörden mit der Centrale und dem Publikum. Studium auf Grund auch praktischer Teilnahme an solchen Geschäften. De facto wird gerade dieser Punkt die geringsten Schwierigkeiten haben, weil auf eine solche Akademie für Politik nur entsprechend gründlich Vorgebildete gelassen werden könnten. Genügende Kenntniß volkswirtschaftlicher und geschichtlicher Tatsachen muß von den Aspiranten der staatsmännischen Laufbahn verlangt werden, denen heute hierfür in der Akademie der Arbeit in Frankfurt, in der Hochschule für Politik in Berlin und in



dem schon sehr dichten Netz von Volkshochschulkursen über das ganze Reich hin bedeutende Hilfsmittel geboten werden. Im Bereiche der äußeren Politik wird das Studium, vielleicht in Anlehnung an das Regionalsystem des Auswärtigen Amtes, die sehr schwierige Synthese vieler und zerstreuter Tatsachen, Vorgänge, Berichte in Vergangenheit und Gegenwart unter psychologischem Aspekt versuchen müssen. Mit der Hilfe reichen historischen und zeitgeschichtlichen Stoffes (etwa Lesung und Analyse der Reden führender Staatsmänner unserer Zeit im Originaltext unter Berücksichtigung ihrer staatsmännischen Technik, der eigentümlichen Psychologie ihres Landes u. s. w.) muß versucht werden, nicht nur ein Bild der gegenwärtigen Lage in die Köpfe der politischen Seminaristen zu bringen, sondern ihren Sinn für die Gesetze der Taktik und Strategie des Friedens mit friedlichen Mitteln, für die den Reden, Verhandlungen, Verträgen und dem ganzen Gebahren eines Kabinetts, einer Presse immanente politische Technik zu wecken und zu schärfen. Größte Sorgfalt wird der Ausbildung der Diplomaten zu Teil werden müssen. Sprachenkenntnisse, historisches Wissen, spezielle Einsicht geographischer, wirtschaftlicher Art zu vermitteln, soll da nicht die Aufgabe des geplanten Institutes sein. Dem Diplomaten intime Kenntniß der Gesetze des Gesprächs, der Unterredung und der Unterhandlung zu vermitteln, erst dazu bedarf es neuer Lehrkräfte und Lehrmittel, welche unsere Hochschulen nicht aufzuweisen haben.

Nicht zu vergessen, daß Länder mit demokratisch-parlamentarisch oder auch anders gearteter Selbstregierung durch die Belebung der Parteitätigkeit für die politische Selbsterziehung sorgen. Wer politisch Carriere machen will, geht zur Partei und lernt durch Anschauung, wie man es machen muß. Genau so erzieht das Parlament, der Betriebsrat, der Vollzugsrat seine Leute. So kommt die Routine, so kommt auch tieferer Einblick und gesellschaftliche Gewandtheit. Man muß einen gewissen Fonds von technischem Wissen und Geschäftsroutine sich selbst sammeln lassen. Kunst der Menschenbehandlung und des civilen Verkehrs erwächst einem Jeden aus seiner Erziehung und Begabung. (Es wird immer Männer geben, die dazu neigen, eine Frau



wie eine öffentliche Versammlung zu behandeln. Solche Leute sind für die diplomatische Laufbahn ungeeignet.)

Die in Frage stehende politische Akademie kann nicht mit Unmöglichkeiten belastet werden, denn eine politische Pädagogik enthält nicht Regeln über den Umgang mit Damen oder über die Gründe der Inopportunität, Erbsen mit dem Messer zu essen. Ihr Arbeitsgebiet fällt aber auch nicht mit den Aeüßerlichkeiten des innen- und außenpolitischen Geschäftsganges zusammen. Die diplomatischen Gepflogenheiten, vom Agrément bis zum Abbruch der Beziehungen, sind gewiß eine umständliche Wissenschaft für sich. Doch sind sie nur das Skelet, nicht der Geist diplomatischen Lebens, notwendig wie dieses, den Leib zu stützen.

Das hauptsächliche Material politischen Studiums bilden die Entschließungen, Reden, Memoiren und sonstigen Manifestationen der großen Staatsmänner und Diplomaten aller Zeiten, die politischen Klassiker, ferner die Bewegungen der gesamten zeitgenössischen Politik. Methode und Gesichtspunkt folgen aus dem Zweck einer Schulung politischen Sinnes, einer Beherrschung der Prinzipien und Beachtung der natürlichen Gesetze staatsmännischen Vorgehens. Auch der Friede hat seine Schlachtfelder, auch der Friede braucht seine Wissenschaft. Die Aufrechterhaltung des friedlichen Verkehrs wird nicht nur in diesem Zeitalter souveräner Nationalstaaten, welche sich mit militärischen Machtmitteln nicht weniger als mit civilen in Schranken zu halten suchen, sondern für alle Zeiten, auch bei völlig anderer Organisation der Völker, eine eigentümliche und nur schwer zu erlernende Kunst bedeuten, deren Strategie und Taktik erst noch geschrieben und zu sorgfältiger Entwicklung gebracht werden muß. Wie überall, wo Parteien, Interessen, Macht- und Willenskomplexe, mögen es nun Armeen oder Völker oder Geschäftshäuser oder Vereine sein, einander gegenüberstehen und sich befehden, mit dem Zweck, günstige Abkommen zu treffen, bestehen Situationen, Chancen der komplizirtesten Art wie etwa beim Schach. Angriff und Verteidigung, Aufmarsch und Rückzug, Ablenkung und Irreführung, Ueberraschung und Bedrohung, Erregung und Hemmung: all Das sind Kategorien jeder kämpfenden Gegen-



seitigkeit auf welchem Schlachtfeld auch immer. Nur der bloße Phantast glaubt den Verkehr zwischen interessirten Personen, Instituten und Staaten regellos und nach den Eingebungen von Herz und Gewissen abwickeln zu können. Er unterliegt der gröblichsten Täuschung, denn nicht einmal uns selbst gegenüber, nicht einmal im engsten häuslichen Kreise, nicht in den Verhältnissen der Liebe und Freundschaft, geschweige denn in der unpersönlichen Sphäre der Oeffentlichkeit ist Ueberzeugung die einzige Macht oder gar der Maßstab menschlichen Zusammenschlusses, menschlicher Verträglichkeit. Woran Das liegt, sei hier nicht untersucht; Das gehört in die Philosophie der Gesellschaft. Das Eine ist sicher: Kein moderner Staat überträgt ungeschulten Offizieren die taktische und strategische Führung über seine Armee; nur Inkonsequenz kann dann Ungeschulten die politische Führung zutrauen, die in der Disposition der gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Machtmittel der Nation, als da sind Geld, Industrie, Wissenschaft, Presse, Oeffentliche Meinung, Sympathien und Antipathien, die kulturelle Produktivität als Kolonisation- und Werbekraft, eine der militärischen vergleichbare Führeraufgabe vor sich haben.

Will man Anknüpfungspunkte für diese fundamentalen Probleme der politischen Pädagogik, so wird man wohl am Ehesten an die alte, halb vergessene Universitätsdisziplin der Rhetorik zu denken haben, nicht im Sinn ihrer modernen Betriebe, der Stimmbildung, Sprechtechnik und Vortragskunst bezweckt, sondern im humanistischen Sinn einer Wissenschaft und Kunstlehre der Rede und Unterredung nach ihrer geistigen Möglichkeit, Grenze und Wirksamkeit betrachtet und psychologisch begründet. Arten und Formen der Gesprächsführung, Methoden der Unterhandlung (Feilschen ist ja nur eine von vielen), Führung einer Diskussion, Polemik und Verteidigung: Das sind Beispiele, die sich leicht vermehren und konkretisiren lassen, Beispiele aus taktischem Gebiet. Aus der Strategie: Begründung und Ausbau der Entente Cordiale unter französischem und englischem Gesichtspunkt, Vorbereitung von Bündnissen, moralische Propaganda, welche eine psychische Atmosphäre zum Abschluß von Verträgen bilden soll, Verhütung von Kriegen.



und so weiter. Ferner bietet uns die moderne Psychologie der Kulturkreise, Nationen und politischen Gruppen Ansätze zu einer speziell den auswärtigen Dienst im Einzelnen unterstützenden Psychologie. Die Gesetze der internationalen Psychologie, Massen- und Gruppenpsychologie harren nach wie vor genauerer Erforschung und Präzision.

Eine Arbeitstätte dieses Stils hat Deutschland bis jetzt nicht, obwohl sich alle dafür verantwortlichen Stellen über die Notwendigkeit sorgsamer politischer Erziehung klar sind. Wie soll man die Erziehung organisieren, ohne wieder in die alten Fehler zu verfallen und zu viel Zwang zu schaffen? Wenn den Wünschen nach einem besseren geographischen Unterricht in Volks- und Mittelschulen mehr entgegengekommen wird, kann man die Grundlegung der Erziehung zu politischem Denken ruhig von der Selbsterziehung in den politischen Parteien, Gewerkschaften, Genossenschaften, Vereinen und so weiter erwarten. Die Hochschulen geben zwar nur einem Teil des Volkes die historischen, juristischen und philosophischen Kenntnisse, welche der Stand der Regierenden nicht entbehren kann; aber die Wege der Akademie der Arbeit in Frankfurt werden weiter gangbar sein und dahin führen, daß geeignete Arbeiter und Angestellte die nötigen gründlichen historischen, volkswirtschaftlichen, sprachlichen Kenntnisse sich verschaffen. Als Abschluß wäre wohl für alle ein Lehrgang an der Hochschule für Politik in Berlin zu denken. Erst nach Vollendung dieses Bildungsganges ist die Zulassung zu dem von uns empfohlenen Institut für Politik und Diplomatie angängig, so daß dieses Institut die Krönung des Systems der politischen Erziehung bilden muß.

Ueber die genauere Organisation des Institutes Vorschläge zu machen, ehe man es mit dem Gegenstande versucht und aus der praktischen Forschungs- und Unterrichtserfahrung konkrete Vorstellungen über das Erreichbare gewonnen hat, ist zwecklos. Es sagt nichts über Wert und Unwert eines Projektes, dessen Notwendigkeit gefühlt wird, dessen Richtlinien deutlich angebbar sind, daß man nicht auch vom Inhalt, da er erst zu erarbeiten ist, umfassend berichten kann. Es gilt, Neues zu schaffen. Also entscheidet der Versuch.

Die Methode kann nur sein die des seminaristischen Be-



triebes, des Kolloquiums und der Arbeitsgemeinschaft, nicht nur zwischen Hörern und Dozent, sondern gerade auch zwischen den Dozenten. Geringe Anzahl der Teilnehmer bürgt allein für Intensivierung der Arbeit. Präzise Fassung des Themas, vielleicht im Anschluß an Vorlesungen der Hochschule für Politik (zum Beispiel „Die Politik Lloyd Georges in seinen Reden als Erster Minister“, „Hauptargumente und Methoden der französischen Agitation gegen Deutschland“, „Die amerikanische Mentalität auf Grund der Reden Wilsons während des Krieges“, „Die Wirkung von Bethmanns Erklärung über den Einmarsch in Belgien auf die europäischen Neutralen“), auf Grund vergleichenden Pressestudiums, unterstützt durch Interpretation von Fachleuten, den Psychologen nie zu vergessen, und Analyse solcher Themen unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten („Formen und Mittel der Parlamentsberedtsamkeit“, „Wahlrhetorik im Verhältniß zur Mentalität des Volkes, Berufes und Standes“, „Affektwerte der Ideen bei den verschiedenen Nationen“, „Charakterkonstanten in der Diplomatie“ und so weiter) können die Voraussetzung für ordentliche Arbeit und Stetigkeit schaffen.

Man sieht: ein Vorlesungswesen ist das Institut nicht, sondern ein Seminar, bei dem der Schwerpunkt in der praktischen Uebung liegt. Von wesentlicher Bedeutung ist die Auswahl der Mitarbeiter, welche zunächst von den berliner Hochschulen, aus den Aemtern, aus dem Parlament zu holen sein werden. Eben so wesentlich ist die Innehaltung eines ordentlichen Niveau bei den Hörern; und wenn man auch nicht daran denken kann, Partei- und Gewerkschaftbeamte, Generalsekretäre und Journalisten, Juristen und Volkswirtschaftler aus dem „politischen Garnisondienst“ an diese „Kriegsakademie der friedlichen Mittel“ zu kommandiren, muß man doch auf die Qualität der Seminaristen großes Gewicht legen. Auch eine parlamentarische Demokratie darf die Führerauslese nicht dem bloßen Kampf ums Abgeordnetendasein überlassen.

Es wird auf den Versuch ankommen. Mit einigen Kursen wird man zweckmäßig, billig und ohne Risiko den Anfang machen können. In kleinem Kreis, nicht in dem Format von Volkshochschulvorträgen oder -arbeitsgemeinschaften,



deren Niveau eben doch ein ganz anderes ist. Vielleicht arbeitet man auch schon in dieser Richtung (Diplomatenschule unter Professor Saenger im Auswärtigen Amt?) und es liegen Erfahrungen vor. Daß man nichts gehört hat, wäre nur dankbar anzuerkennen und als erster Erfolg politischer Erziehung zu betrachten. Große Worte, Einberufung eines Kongresses für politische Pädagogik wirken hier ruinös. (Es giebt auch eine volksfreundliche Exklusivität.)

Hellmut Plessner.



## Legenden aus der Schöpfung\*)

### I.

#### Das Weib

**B**is zu der Stunde, da der Mensch geschaffen wurde, waren die Werke des Herrn gleichmäßig, im Verborgenen, ohne Zeugen einander gefolgt. Aber der Mensch öffnete die Augen; und das Wunder, das geschah, war so groß, als sich die Welt, ganz aufgehell't und erleuchtet (denn bis zum letzten Horizont waren die Schatten verschwunden) in seinem liebend langsamen Blick erkannte, daß sich der Herr entdeckt fühlte. In diesem Augenblick mußte die Welt undankbar werden gegen Gott. Vorzeitig raubte sie ihm der Mensch, verbreitete Licht und Freude in jeden Winkel, als sei Alles schon geschaffen, ob auch der Herr meinte, so könne die Welt noch

---

\*) Ins dritte Jahr ihres Bestehens geht jetzt „La Ronda“, eine bedeutsame literarische Monatschrift in Rom, in der ein Kreis von Dichtern und Kritikern mit hohen Gaben und großem Ernst bemüht ist, gegen den Strom des Im- und Expressionismus, Italiens Sprache, Kultur und Stil im Geiste Leopardis und, in gewissem Sinn, Dantes selber weiterzuführen. Getrieben von allzu großer Skepsis gegen den modernen Vers, spüren die Männer dieser „Wache“ auch bei ihren Hausdichtern nur der Prosa nach und haben soeben in einem Doppelheft eine großartige Uebersicht über Leopardis Aesthetik gegeben, aphoristisch wie Nietzsches Nachlaßwerke geordnet, summiert aus Bänden, die Niemand liest. Diese einsam tapfere, kluge Schaar wird geführt von dem mephistophelischen Melancholiker Vincenzo Cardarelli, aus dessen Legenden hier ein Stück zum ersten Male deutschen Lesern zugeführt wird. Emil Ludwig.



nicht bleiben, und ob er auch, in zorniger Unzufriedenheit, sein Geschöpf in solcher Einsamkeit nicht lassen wollte.

Weil sich der Herr nun seiner Unvorsicht bewußt wurde, daß er ein Wesen mit unberechenbaren Folgen und überdies zu früh geschaffen hatte, weil er von Neuem Einsamkeit brauchte und doch die Welt nicht ins Chaos zurücksenden konnte, von dem, außer einem leuchtenden Fluten, sich keine Spur mehr zeigte: so entschloß er sich, die Dunkelheit und Unordnung wenigstens in die Vernunft des Menschen zu bringen. Er erfand den Schlaf. Einschlafen mußte jenes Wesen, es gab kein anderes Mittel; und so, während der Mensch seine entblößte Flanke darbot, entstand das Weib, wahrhaft die Frucht eines Verrats.

Den Herrn ergriff eine Art von Reue, daß er auf diese Art den Menschen hingestreckt hatte, und je mehr er ihn im Schlaf betrachtete, um so weniger verstand er, wie dieser junge, edle und starke Körper ihm hatte im Wege sein können. Über diesen Gedanken und ein Wenig auch durch den Verdacht beunruhigt, der Mensch könnte von einem zum andern Augenblick erwachen (denn er wandte sich von Zeit zu Zeit nach ihm um), hatte der Herr fiebernd seine Arbeit fortgesetzt. Seine Hände, obwohl sie die eines Gottes waren, zitterten, als er das Weib schuf; zögernd ruhten sie auf dem lieblichen Stoff und ließen mehr als ein Zeichen der Unsicherheit darin zurück. Doch Das nahm ihr nichts von der Anmut und Vollendung ihrer schönen Glieder. Nur mußte es, freilich, untilgbare Spuren in ihrer Seele hinterlassen.

Eine plötzliche Schwermut fühlte er in sich eindringen, die ihn zur größten Milde bestimmte, wenn der Herr diese seine letzte, späte Frucht betrachtete, vor der er sich zum ersten Mal im Zweifel fühlte und mit der er ganz deutlich von der Welt Abschied nehmen wollte: es war die Melancholie des Schöpfers vor seinem letzten Werk.

Gerade zu dieser Stunde ging die Sonne unter. Und er, dem es versagt blieb, indem er den Menschen schuf, ihn auch zu rühren, er, der gesehen hatte, wie Jener das Geschenk des Lebens empfang und kaum den Kopf wandte, jetzt in der Dämmerung des Abends hörte er überschwängliche Dankesworte und staunte über ein Wesen, das vor ihm kniete.



Darauf war er nicht vorbereitet, Dies nicht vorgesehen; seine strenge Gerechtigkeit ward unerwartet erschüttert. Und gerade darum ward er so gerührt und tief entzückt durch diese Geberde der Hingebung und Treue, die die Frau niemals wieder erreicht hat, durch diese Bitte um Gnade, weil sie in diesem Augenblick den Thron seiner Macht wieder festigte, auf dem er unsicher geworden war, und weil nun endlich Lohn und Trost für Das erstand, was er geschaffen hatte.

Was nun geschah, das Weib allein könnte es erzählen, doch bleibt es ihr Geheimnis. Gewiß ist, daß es zu einer Verhandlung kam, durch die das Weib unendliche Macht errungen hätte, wäre ihr noch der Vorzug der Erinnerung geworden und wäre nicht der Mann zu rechter Zeit erwacht.

Von diesem Tag an ergiebt sich der Mensch ungern dem Schlaf und das Erwachen fällt ihm schwer. Lieber hätte er eine so niederschmetternde Stunde nie erlebt, wie nun, als er die Augen einem Licht öffnete, das nicht mehr das alte war, einem Eden, das schon die Schlange bedrohte, die durchs Gras heranglitt und es für immer befleckte. Als er jetzt neben sich das überraschende und neue Wesen sah, das zarte und bereitwillige Geschöpf, in jeder Anmut erfahren, mit allen Feinheiten der Kunst aus einem schon geformten und müden Stoffe gebildet, das seinen Schlummer ausgenutzt und unmittelbar mit Gott verhandelt hatte: da fühlte er sich in dieser Gesellschaft unsicher und erniedrigt und einsamer als zuvor; während der Herr, der in seiner Weisheit die Welt nun endlich vollendet glaubte, es geraten fand, sich zu entfernen.

Dies war die letzte Episode der Schöpfung; und nicht ganz im Stande der Unschuld war sie vor sich gegangen.

## II.

### K a i n

Der Herr hatte dem Mann und dem Weibe alle Früchte des Gartens Eden überlassen mit Ausnahme einer einzigen. Die hatte das süßeste Fleisch, weil sie durchdrungen war vom Saft des Wissens: der ist der Anfang alles Lebens und aller Zeugung; und diesen hütete der Herr eifersüchtig. Daher geschah es, daß Adam und Eva, nachdem sie von der



Frucht gegessen, ohne es zu wissen, dem Herrn leid wurden; und ihre lüsterne Verbindung war nun dem Urteil eines furchtbaren Gegners unterworfen. Es schien dem Herrn in seiner tiefen Verstimmung, daß ihr Erstgeborener kaum der Mühen der Zeugung wert sei, noch viel weniger der großen Kränkung, die er seinetwegen erfahren hatte; und darum verfluchte er ihn. Aber schon hatte (die Wahrheit zu sagen) der Herr sich entschlossen, die Sache im Großen abzutun, indem er die ganze Erde verfluchte und auf ihr jeden einzelnen Grashalm; denn er wußte wohl, daß vor der Unreinheit des Weibes und des Mannes, ja, noch vor den Anzüglichkeiten des Teufels, des klügsten aller Tiere, schon die Sünde die Erde umklammert hielt, die in gleichgiltiger Fruchtbarkeit den Baum des Guten und Bösen hervorgebracht hatte. Wie Samen, der irgendwie hingeweht war, hatte sich die Sünde in erschreckender Weise ausgebreitet, so daß sie nun in jeder Pflanze wie in jedem natürlichen Ding verborgen war. Und schon lange vor der Schöpfung Adams und der Geburt Kains gab es verwilderte Plätze in Eden, wo die Reptilien und andere wilde und unreine Tiere wohnten, schon war die Erde voll böser Kräuter und giftiger Blumen, schon gab es Früchte, die den Wurm in sich bargen. So daß der Herr, als er der Schlange einen Ort der Strafe bestimmen wollte, nichts Abscheulicheres fand als den Staub der Erde: „Du wirst auf Deinem Bauch kriechen und alle Deine Tage wirst Du den Staub der Erde fressen.“ Und das gottlose Tier antwortete lüstern, daß das Fleisch des Menschen im Grunde auch nichts Anderes sei als Staub und daß der Herr in seinem Zorn ihm ein schönes Reich zuweise.

Wie konnte, nach Alledem, der Herr die Früchte, die Kain ihm opferte, freundlich ansehen? Dem unwillkommenen Sohn Adams konnte nichts Schlimmeres geschehen, als daß er Bauer wurde.

Kain hatte schon viele Jahrhunderte sein mühsames Bauerndasein gelebt, ohne zu wissen, daß der Boden, aus dem er das Beste zu ziehen bemüht war, verflucht worden sei. Daß die Erde, um Früchte herzugeben, aufgehackt und bearbeitet werden müsse, daß sie viel Mühe erfordere, schien ihm, der nach der Verfluchung gekommen war, Naturnot-



wendigkeit. Das rechnete er zur Ordnung der Dinge. Er ahnte nicht im Geringsten, daß der Zweck der Schöpfung ein anderer sein könne; darum konnte er Abel nicht verstehen. Er wußte nicht, daß es in der Absicht des Herrn gewesen war, den Menschen wehrlos und unzerstörbar zu machen, damit er die Gaben und das Glück der Erde in einer unschuldigen und beschaulichen Ruhe genießen möge. Darum hatte sich der Herr darein beschränkt, von dem ganzen Weltall nur einen kleinen Garten bis zur Vollendung auszuarbeiten, während er das Übrige unfruchtbar und unbrauchbar liegen ließ. Aber von diesem entzückenden Garten hatte Kain niemals reden hören, auch nicht in seiner Kindheit, denn nach ihrer Vertreibung hatten Adam und Eva ihn vergessen. Welchen Weg waren sie wohl an dem Tag ihres Auszuges gegangen, als sie nackt und zitternd sich an einander hielten, während hinter ihren Schultern furchtbar, flammend, die Schwerter der Erzengel durch die Luft kreisten? Sie wußten es nicht mehr, sie hätten es nicht sagen können; und vielleicht schämten sie sich auch, daran zu denken. Niemand hätte Kain eine Auskunft geben können über dieses Paradies, das einmal gewesen war, Niemand hätte ihm zeigen können, wo es lag. Der Herr selbst, der hartnäckig fern blieb, schien zu wünschen, daß er in der dunkelsten Unwissenheit aufwachse. Und Kain wurde in ihr groß und stark.

Niemals hätte er geglaubt, daß auf der Erde, vor seinem Erscheinen, so wichtige Dinge, so verwickelte Ereignisse geschehen waren. In seinem beschränkten Denken kam er zu der Meinung, daß die Welt mit ihm entstanden war, denn der Zustand, in dem er sie kennen gelernt hatte, schien ihm zu sagen, daß zuvor Niemand Hand oder Fuß darauf gelegt hatte. Die Täler waren überschwemmt, die Berge von schwarzen und dichten Wäldern bedeckt. Und er hatte sich überall Wege gemacht und mit seiner verherenden Kraft stemmte er sich gegen die Verwirrung der Elemente, die ihn umzingelten, und berauschte sich an eben diesen Widerständen und Mühen. Und als er das Feuer entdeckt hatte, war es im Sommer bei günstigem Südwinde sein größtes Vergnügen, die Wälder in Rauch und Flammen aufgehen zu sehen, wie das Herdfeuer einer ungeheueren Schmiede, während Abel



erschrocken mit seinen Heerden flüchtete und gezwungen war, sich immer mehr nach oben, auf die Gipfel der Berge, zurückzuziehen.

So hatte Kain, wie zu seiner Belustigung und fast ohne es zu merken, begonnen, die Gewässer mehr oder weniger regelmäßig in gewisse von ihm festgesetzte Grenzen einzufangen und die ersten großen abgebrannten und wüsten Ebenen mit Samen zu bestreuen. Nun begann der große und dunkle Sohn Adams ein neues Dasein. Aber schon in dieser Zeit hatte die Mühe des Lebens in ihm kosmische Maße und Melancholien erreicht. Wenn er in seiner Erinnerung die Welt, die er nun zurückließ, in all ihren Teilen sich vorstellte, so fühlte er von Weitem Trübsal wie einen eisigen Wind aus der Ferne über sich kommen. Seine Vergangenheit war die ungeheure Trostlosigkeit verlassener Erdteile. Angefüllt mit Taten, folgten seine Jahre einander, nur durch Zeiten der Vergessenheit und Entfernung wie in Epochen eingeteilt.

Auch war er nicht mehr der kecke und übermütige Jüngling von einst, dem Alles leicht gelang. Er mußte sich an einem Ort festsetzen und führte dort ein mühsames Leben, denn er fand die Erde viel ärmer, als er erwartet hatte. Am Abend kehrte er, von der Arbeit ermattet, aus den Feldern heim. Seine Gedanken, die immer auf einen Punkt gerichtet waren, beschäftigten sich mit dem Wetter und mit der kommenden Ernte. Er lauerte den Wolken in ihrem Flug auf und verfolgte mit abergläubigem und berechnendem Auge die Richtung der Winde. Und schon entstanden die Sprichwörter und die ruhige, schonungslose Sicherheit seiner rauhen und eindringlichen Sprache.

Die Seele Kains fand niemals Ruhe, denn er wußte zu genau, was es heißen wollte, das Land bebauen und auf die Erde Hoffnungen gründen, die jeder Enttäuschung ausgesetzt sind; er murrte gegen so viel unerwartetes Mühen und hätte, wie über Schnurren, gelacht, wenn ihm gesagt worden wäre, eine der schwersten Strafen Gottes sei es, das Brot im Schweiß seines Angesichts essen zu müssen. Denn er kannte eine noch viel schwerere, die nämlich, über-



haupt kein Brot zu haben, wenn das Wetter ihm feindlich gewesen war; und Das trat, in dieser oder jener Gestalt, fast alljährlich ein. Kain blieb am Abend länger auf, als seine Kräfte ertrugen, um die Rechnung des Tages zu machen, und vor der Dämmerung stand er wieder auf. Sein Schlaf, hart und traumlos, hatte, wie seine Art, zu essen, etwas Eiliges, wie überhaupt alle Funktionen seines Körpers unerfreulich zerstreut und reizbar waren; zum Teil von der heimlichen Aufmerksamkeit, die er diesen Phänomenen schenkte, zum Anderen von seinem immer ängstlichen Trieb zum Nützlichen und Nötigen. Er hätte immer auf und wach sein, niemals die Ermüdungen des Körpers, die Umwölkungen des Geschlechtes fühlen mögen, die ihn erschreckten. Nur eine Jahreszeit sollte es geben, die, in der Korn und Früchte reifen; und so auch immer das Licht des Tages. Mit ihm erlosch seine Stimmung, die schon immer auf dem Sprung war, sich zu verdunkeln. Über die Nacht hätte er Vielerlei zu sagen vermocht; aber da er glaubte, sie sei zum Schlafen und Lieben gemacht, hatte er sich damit zufrieden gegeben, daß mit ihr die bösen Gedanken und Vorurteile herabkamen, daß aus ihr nur die Diebe Nutzen zogen, dieses furchtbare und zudringliche Geschlecht in dem verfluchten Lande Nod, in das der Herr ihn verbannt hatte.

So geschah es, daß Kain, in unglückliche Betrachtungen versenkt, sich weigerte, nach den gesetzten Normen zu leben, und sich verlor; und er bemerkte nicht, daß jeder seiner Gedanken, daß jeder Spatenstich in die Erde das Werk, das der Herr geschaffen hatte, beleidigen mußte. Der Mensch, der auf die Welt gekommen war, als die Erde sich noch nicht ganz vom Meer gelöst hatte, der vor Urwäldern stand und Wege durch sie legte, der gegen Winde kämpfen mußte und gegen böse Jahreszeit, ihm war die Zeit versagt, ein Lied sich auszudenken, ein Gebet, das ihn über sein trauriges Menschendasein erhoben hätte. Alles sah er im Hinblick auf seine ungeduldigen Pflanzern Hoffnungen. Als ein Sohn der Jahreszeiten, ein unbeständiger Charakter, begrüßte er die himmlischen Ereignisse, die Erneuerung der Monate und Jahre nach ihrem Einfluß auf seine Felder und



nach dem Erfolg, den sie ihm versprochen. „Freue Dich, Kain,“ sagte er sich, wenn er bald nach Sonnenuntergang einen Lichtschein am Himmel sah, „jetzt kommt der Neumond. Diesmal macht der Mond gute Miene!“ Mit dem Herrn verkehrte er auf Du und Du und richtete drohende und freche Gebete an ihn. Er betete zu ihm, der Unglückliche, daß er arbeiten könne. „Herr, mache, daß ich in jeder Stunde weiß, was ich zu tun habe. Laß mich nicht vergessen, wenn ich einen Entschluß gefaßt habe. Laß mich keinen neuen fassen, bis ich den ersten ausgeführt habe. Herr, Du kennst mich. Du weißt, daß ich es nicht dulde, wenn Du mich vernachlässigst. Du weißt, daß ich nicht von Dir verlassen werde, ohne mich zu rächen. Du weißt, wenn Du mich warten lässest, kann ich Dich ersetzen. Du weißt, wenn mein Glaube an Deine Güte nachläßt, werde ich Dir feind. Herr, Herr, höre, verlaß mich nicht!“

So waren die Gebete Kains.

Und der Herr beobachtete ihn und konnte sein Dasein nicht ertragen, weil es ihm eine unvollkommene und hochmütige Nachahmung seines eigenen Lebens in der Zeit schien, da er die Welt mitten unter feindlichen Elementen geschaffen hatte. Doch erkannte er auch, daß Dies das wahre Dasein des Menschen sei. Abel dagegen, der von Eva und ihrer weiblich beschaulichen Seele seine Hirtenlieder hatte und das Blöken seiner lieblichen Lämmer, war nichts Anderes als eine unerträglich pathetische Erinnerung an das verlorene Eden. Und da der Herr sah, wie die Erde eine Hölle geworden war, glaubte er, daß es besser sei, ihn zu sich zu nehmen, und so ließ er ihn töten. Hiernach wurde der Brudermörder verdammt, auf der Erde umherzuirren, und sein Blut, über die Sintfluth erhalten, verfiel, bis es sich in dem des Judas wiederfand. Aber der Herr bedrohte mit harter Strafe Jeden, der ihn erschlüge: denn in Kain war das menschliche Geschlecht unterwegs. Und Das war gut; wenn es auch eine Reihe fabelhafter Verbrechen und Verwünschungen gekostet hat.

Rom.

V i n c e n z o C a r d a r e l l i.





# Kaiserliche Katastrophenpolitik

**Kaiserliche Katastrophenpolitik.** E. P. Tal & Co. in Wien.

Die Literatur über den Ursprung des Weltkrieges ist jetzt schon sieben Jahre alt, ist schon fast bis ins Unübersichtbare angewachsen und bewegt sich doch in einem öden Einerlei, dessen die Menschen nach und nach überdrüssig geworden sind. Der größere Teil der Schriftsteller, Redner und Journalisten verteidigt, rechtfertigt, verherrlicht die Regierung Wilhelms zur Zeit des Kriegsausbruchs, der kleinere Teil klagt sie an und verdammt sie. Man hat die Gegensätze, die sich zur Zeit des Krieges und der Kriegscensur zwischen den feindlichen Völkerlagern aus-  
tobten, nach dem Kriege auf den inneren Streit des einzelnen Volkes übertragen. Ich bin nicht von einer vorgefaßten Parteimeinung ausgegangen, um die dazu passenden Tatsachen aus dem vorhandenen Material zu suchen oder nicht ganz passende zurecht zu biegen; habe nur die erwiesenen, von Jedermann nachzuprüfenden nackten Tatsachen meinen Betrachtungen zu Grunde gelegt, sie mit dem Werkzeug der Logik und Psychologie bearbeitet, wie es das Grundgesetz jeder wissenschaftlichen Erforschung der Wahrheit fordert, und erst dann nachgesehen, wohin man auf diesem Wege kommt. Ich glaube, das Ergebnis ist der Beachtung wert. Ich bin dreißig Jahre weit zurückgegangen, habe gezeigt, wie die Balkanpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie, deren Fehler ich übrigens als Journalist während dieser Zeit schon von Fall zu Fall öffentlich aufgewiesen habe, und die ganze Regierungweise Franz Josephs zum Krieg führen mußte, habe gezeigt, daß nach den ersten Erfolgen Serbiens im ersten Balkankrieg (November 1912) der Krieg gegen Serbien (und Montenegro) fünfmal geplant, jedesmal aber durch äußere Umstände, insbesondere auch durch Wilhelms friedliche Absichten, vereitelt wurde. Noch bis zum Bukarester Friedensschluß (August 1913) dauerte diese Konstellation. Dann erkennt aber Wilhelm, daß die Balkankriege das militärisch-politische Gleichgewicht zwischen den beiden großen europäischen Mächtegruppen zu Gunsten der Entente verschoben haben. Er sucht es durch neue Rüstungen wenigstens militärisch wieder auszugleichen. Die Gegenrüstungen Frankreichs und Rußlands drohen in naher Zeit auch diesen Vorsprung wieder einzuholen. Daneben gehen die innerpolitischen Wirren der beiden Mittelmächte. In Österreich wird im März 1914 der Absolutismus mit dem § 14 wieder eingeführt, diesmal ohne irgendwelche Aussicht auf rasche



Wiederherstellung des Verfassungszustandes. In Ungarn kann Tisza nur mit Polizeigewalt einen Schein von Konstitutionalismus vorgaukeln. In Deutschland hat die Zabernaffaire und der wachsende Zorn über das preußische Wahlprivilegium der militärischen Autokratie das Ende ihrer Tage angekündet. Wilhelm sieht sich nun, wie sein Bundesgenosse Franz Joseph schon lange, vor einer zugleich inneren und äußeren Katastrophe; in diesem Drang entscheidet er sich für die „Diversion nach außen“, für den Krieg, und als ihn anfangs Juli 1914 Franz Joseph wieder einmal um die Erlaubnis zu dem lange ersehnten Krieg gegen Serbien bittet, erteilt er sie ihm, in dem vollen Bewußtsein, daß daraus der Weltkrieg entstehen kann. In diesem Licht betrachtet, ist der Krieg der beiden Kaiser nicht, wie ihre Ankläger behaupten, ein Eroberungskrieg, aber auch nicht, wie ihre Verteidiger beweisen wollen, ein Verteidigungskrieg, sondern ein Drittes: ein Katastrophenkrieg. Die beiden Kaiser nehmen das Risiko einer großen militärischen Katastrophe im Weltkriege, in der sie ihre Throne verlieren können, auf sich, um die kleinere, aber sicherere Katastrophe ihrer Selbstherrschaft zu vermeiden, die ihnen im friedlichen Lauf der Dinge bevorsteht. Um das Vertrauen des Lesers zu meinen ihn manchmal vielleicht überraschenden Folgerungen festzuhalten, stelle ich, so zu sagen, jedes Wort unter Beweis. So kommt es, daß das Buch viele Fußnoten mit Citaten aus historischen Quellenwerken und den amtlichen Kriegsdokumenten (ich benutzte nur die deutschen und die austro-ungarischen Kriegsakten) versehen ist und dadurch das Ansehen eines gelehrten Werkes erhält. Das ist es aber durchaus nicht. Es soll seiner Auffassung, seiner Darstellung und seinem Zweck nach ein Buch für das Volk, für die Völker sein. Es soll nicht anklagen, nicht verteidigen, sondern die Menschen aufklären über die Ursachen des namenlosen Unheils, das über sie hereingebrochen ist.

Wien.

Dr. Heinrich Kanner.



## Bankenhausse

**D**ie Spekulirwut, die immer neue Felder sucht, hat sich natürlich auch auf das Gebiet der Bankaktien gestürzt. An manchem Börsentag stürmten einzelne Großbankaktien um 100 bis 150 Prozent in die Höhe, obwohl in normalen Zeiten der Kurs einer mittleren Bankaktie kaum je über 150 Prozent herausging. Aber nachdem so viele Industriepapiere in die Nähe der 1000 Prozent



gelangt waren, mußte sich „denkenden“ Köpfen die Meinung aufdrängen, daß Bankwerte „doch eigentlich sehr zurückgeblieben seien“. Das Publikum strebt von der Mark weg in die „Sachwerte“, für die es Effekten nun einmal hält. Warum auch nicht? Im vorigen Jahr stiegen sogar festverzinsliche Staatsanleihen und Industrieobligationen, die zu 100 auslosbar waren und täglich ausgelost wurden, für ein (freilich kurzes) Weilchen hoch über diesen Kurs, weil ein Schlaukopf das Gerücht verbreitet hatte, Amerika kaufe diese Papiere auf, um damit Haussespekulationen in deutscher Mark zu beginnen. Daß Bankaktien halb und halb als Rentepapiere galten, war vor dem Kriege günstig, seit der Inflation aber die Ursache, sie geringer als die Industripapiere zu schätzen.

Die Bankleiter trieben eine vorsichtige Dividendenpolitik, bis die Industriedividenden der Geldentwertung, durch nominelle Erhöhung oder durch Verwässerung des Aktienkapitals, angepaßt wurden. Nach dem Glanzjahr 1920 gab die Deutsche Bank nicht mehr als 20 und keine andere Bank mehr als 15 Prozent. Daß diese Ziffern in nächster Zeit beträchtlich steigen werden, ist unwahrscheinlich. Wer also eine Bankaktie zu 500 oder 600 kauft, muß sich eigentlich selbst sagen, daß die Verzinsung des Papiers in argem Mißverhältnis zu der Höhe des Anlagekapitals stehen werde. So ists heute auch bei Industripapieren? Gewiß; aber da winken immerhin noch Hoffnungen auf Ausgleich des mageren Zinses. Die Substanz dieser Sachwerte bleibt; und wenn der Anteil der einzelnen Aktie auch durch Erhöhung und Verwässerung des Kapitals mehr und mehr zusammenschrumpft, so entschädigen den Aktionär doch die Bezugsrechte, die er verkaufen oder zu billigem Einkauf Junger Aktien benutzen kann. Bei Bankaktien ists nicht so. Als Sachwerte stehen dahinter nur die Bankgebäude und die darin als Bankbesitz aufbewahrten Industripapiere. Alles Andere, also der weitaus größte Teil, ist Papierwert. In dessen Schwellung, trotz wenig erhöhtem Anlagekapital, und in den hohen Gewinnen, die aus diesem verschobenen Verhältniß stammen, sieht die Spekulation den Anlaß zu Kurssteigerung. Die mag fürs Erste nicht nur erreichbar, sondern auch haltbar sein. Vernunft hat aber ein Wort darüber zu sagen.

Die Aufblähung der Bankaktiven ist mit einer kaum minder großen Aufblähung der Bankpassiven erkaufte; und wenn nach Deckung der gerade bei den Banken ins Ungeheure gewachsenen Unkosten auch in jedem Jahr ein Aktivaplust (Reingewinn) bleibt, so sind die Banken doch genötigt, den größten Teil dieser Gewinne als Reserven zurückzuhalten. Denn für sie lautet die



Reservenfrage ganz anders als für die Industrie, deren Reservepolitik manchmal nur Gewinne verschleiern, die Bilanz und die Steuererklärung erleichtern und die Kapitalsergänzung sichern soll. Die Banken brauchen die Reserven zum Ausgleich des furchtbar hohen Risikos, dem sie sich nicht entziehen können, und noch ihre größten Abschreibungen und Rückstellungen bleiben hinter dem Bedürfnis zurück. Die Banken sind zum großen Teil ja mit Dem angefüllt, was man als den Urstoff der Inflation bezeichnen kann: mit Schatzanweisungen, den Papierwerten der Schwebenden Reichsschuld. Zweierlei nun ist möglich. Entweder steigt die deutsche Valuta wieder: dann sind Reserven nötig, um die Verluste der Banken aus überkapitalisierten privatwirtschaftlichen Engagements auszugleichen. Oder die Geldentwertung führt in Staatsbankerot: dann wird das gewaltige Risiko der Reichsschatzanweisungsmilliarden, die fast überall mehr als die Hälfte der Aktiven binden, zu ernster Lebensgefahr. Luxusreserven gibt es in der Industrie, aber nicht in den Banken. Denn deren Reichtum steht nicht auf der Substanz, sondern auf Papier, auf der Inflation; und die Hoffnung, daß auch an diesem Leib der zusammenpressende Kapital- und Dividendengürtel einmal platzen und der angesammelte Reservesegen den Aktionären in den Schoß fließen müsse, beruht auf einem falschen Analogieschluß.

Wie hats denn die Börse bei den Industripapieren gemacht? Sie hat die Kurse in die Höhe getrieben und die Vorstände angeregt, der spekulativen Kurshöhe durch Ausgabe von „erleichternden“ Bezugsrechten, durch Fusionen und Ähnliches Rechnung zu tragen. Der Spekulant hofft wohl, daß auch die Bankleiter seinem Befehl gehorchen und sich schämen werden, bei Kursen von 500 bis 600 nur 15 bis 20 Prozent zu verteilen; am Ende, denkt er, beschenken sie, unter Verzicht auf die Auswertung des Kursagios, ihre Aktionäre mit dem Recht, Junge Aktien zu 100 zu beziehen. Für solche Verwässerungspolitik, die ihnen zur Gefahr würde, sind aber kluge Bankvorstände nur in Sonderfällen, wo sie notwendig wird, zu haben. Cheiron.

Ist die „Bankengemeinschaft Darmstädter-Nationalbank“ solcher Sonderfall? Die Banken, die Fusion erstreben, vermehren ihr Aktienkapital um fast eine Viertelmilliarde, bieten ihren Aktionären günstige Bezugsrechte und verkünden stolz, mit den Offenen Reserven werde ihr Eigenbesitz fortan eine Milliarde übersteigen. Der Spekulant, der „richtig lag“, streicht den Gewinn ein und lacht dem Warner von gestern ins Gesicht.



# Otto Markiewicz

Bankgeschäft

Berlin NW 7 ❖ Amsterdam ❖ Hamburg

Unter den Linden 77

Grüne Mark 60

Anleihen und Renten - Erstkl. mündelsichere Anlagen

Devisen - Akkreditive - Kreditbriefe

Umwertung fremder Geldsorten  
zu künftigen Bedingungen

Ausführung aller Bank- und Börsentransaktionen

— Bereitwillige Auskunft-Erteilung über Industrie-Papiere —

❖ Finanzierungen ❖

Telegramme: Siegmarius-Berlin—Markito Hamburg / Zentrum 9153, 9154, 5088, 925, 8026

## Bankhaus Fritz Emil Schüler DÜSSELDORF

== Königsallee 21 ==

Für Stadtgespräche: 982, 1964, 2264, 5108, 5403, 5979,  
8665, 16386, 16295, 16453; für Ferngespräche: F 101, F 102,  
F 103, F 104, F 105, F 106, F 107, F 108, F 109, F 110

Telegramm-Adresse:  
„Effektenschüler“

Kohlen-, Kali-, Erzkuxe / Unnotierte Aktien u. Obligationen / Ausl. Zahlungsmittel / Akkreditive  
Scheckverkehr / Stahlkammer / Ausf. l. Kursberichte

Mitglied der Düsseldorfer, Essener und Kölner Börse

Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und  
ausl. Börsen sowie sämtl. bankgesch. l. Transaktionen.





Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probesendung. Postfach 2. Hamburg 31.



### Bad Kissingen. Hotel Büdel

gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten von den Quellen. Bekannt gutes Haus. Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung durch den Besitzer **A. Büdel**.

## „SAROTTI“ Aktiengesellschaft, Berlin-Tempelhof.

Die Auszahlung der für 1920/21 auf **40 %** festgesetzten Dividende erfolgt von heute ab bei der **Berliner Handelsgesellschaft** und den Herren **Georg Fromberg & Co.** gegen Einreichung des Dividendenscheines für 1920/21.

Berlin-Tempelhof, den 27. Oktober 1921.

**Der Vorstand.**

## Regina-Palast am Zoo *Inhaber:* Reeg & Arnold

(Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche) Telefon: Steinplatz 9955

Kurfürstendamm 10 und Kantstraße 167-169

Täglich nachmittags  
und abends:

**Erstes Intern. Kammer-Orchester**

Dirigent: Otto Hartmann. Konzertmeister: C. Bartholdy.

Am Flügel: W. Lautenschläger

## Wiener Restaurant **KRZIWANEK** Friedrichstr. 88 Mittelstr. 57—59

TELEPHON:  
Zentrum 4086

Pilsner Urquell

Weltberühmte Küche

## Das große Bilderbuch des Films

200 Seiten Illustrationen / Preis M. 10.—

ist das in Kupfertiefdruck hergestellte, an Inhalt und Ausstattung reiche Prachtwerk für jeden Filmfreund. Zu beziehen vom

**VERLAG FILM-KURIER BERLIN W8**



# MAXIMILIAN HARDEN

zum sechzigsten Geburtstage

---

Das Heft, das nur in geringer Auflage gedruckt  
wurde, kostet 5,— Mark und enthält  
u. a. Beiträge von

HERMANN BAHR  
GRAF BERNSTORFF  
EDUARD BRANDES  
COUDENHOVE,  
CALERST  
ALFRED DÖBLIN  
KASIMIR EDSCHMID  
GERTRUD EYSOLDT  
HERBERT EULEN,  
BERG  
FELIX HOLLAENDER  
ARTHUR HOLIT,  
SCHER  
SIEGFRIED JACOB,  
SOHN  
HARRY GRAF KESSLER

EMIL LUDWIG  
HEINRICH MANN  
MAX MARTERSTEIG  
MEIER-GRAEFE  
W.v. MOELLENDORFF  
ROBERT MÜLLER  
FÖRSTER-NIETZSCHE  
Prof. OPPENHEIMER  
MAX REINHARDT  
FELIX SALTEN  
WILHELM SCHMIDT,  
BONN  
JACOB WASSER,  
MANN  
LUDWIG WÜLLNER  
STEFAN ZWEIG

---

ERICH REISS VERLAG  
BERLIN W 62



# LOUIS MICHEL

Bankgeschäft / Berlin W 56, Französische Str. 29

Spezialzweige des Effektengeschäfts

Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

## Teltower Kanalterrain Aktien-Gesellschaft.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen Prospektes sind

weitere nom. **M. 2 000 000.—** Aktien  
der

**Teltower Kanalterrain Aktien-Gesellschaft in Berlin**

Nr. 1951—2950 zu je M. 2000.—

(vollgezahlter Teilbetrag des Gesamtkapitals von M. 6 900 000.— Aktien) zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im Oktober 1921.

**Georg Fromberg & Co.**

## Schiffahrts-Aktien

Kolonialwerte, Städte- und Staatsanleihen, ausländische Kupons

**E. CALMANN, HAMBURG**

## Wichtigste

# Börseninformationen

bringt

## „Die Börse am Montag“

Preis **1,—** Mark

Überall erhältlich

**Verlag „Die Börse am Montag“**

**Berlin W 8, Leipziger Str. 39**



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrg. 12. November 1921

Nr. 7

---

## Aus dem Diarium

### Die Allerhöchsten

Vor das düstere Auge der Frau Zita, Königin von Ungarn, tritt, noch auf Magyarenerde, ein greiser Priester, der in Italien und auf dem niederösterreichischen Steinfeld lange die Seelen der ins Haus Bourbon-Parma Geborenen als Hirt geweidet hat. „Gieb Dich so fromm drein, wie Einer ziemt, die in der Heiligen Taufe den Namen der in Demuth Gnade spendenden Magd Maria empfing. Entrunzle die junge Stirn, die vor zehn Jahren, auch an einem gelben Laubkronen derb zausenden Oktobertag, unter der Myrthe in Schwarza glühte. Nicht aus Zufallswillkür ward Dir Erlebnis. Hier ist Schicksal; waltet der Wille des Herrn. Der zürnt nicht, verdammt nicht, sinnt Dir und Deinem König nicht Strafe. Die Lust an Getuschel und den Trost, sich in feuchtem Herbst an den Scheitern des Aberglaubens zu wärmen, gönne den Schranzen. Die wispern jetzt: ‚Aus dem Blute kommts!‘ Und tasten nach dem Schatten Deiner Urahnin Karoline, der Herzogin von Berry, die, ihrem Knaben den Thron von Frankreich zu retten, von Neapel nach Marseille segelte, in der Vendée und in der Bretagne hastig zusammengepöbelte Bauerheere gegen die Truppen des Bürger-Königs Louis Philippe führte, verwegen, in Mannskleid, vornan im Getümmel focht, in Nantes verrathen, verhaftet, in die Citadelle von Blaye gesperrt wurde und erst fast vierzig Jahre später, ganz nah uns hier, in der grünen Steiermark starb. Aus dem Blute kommts? Altweiberklatsch. Karoline hatte in ihrem Neapel von der Verbotenen Frucht genascht, heimlich das



Lied des großen Teufelspriesters Voltaire von der Pucelle gelesen und sich in den Dünkel verklettert, trotz hitzigstem Gattungstrieb könne ein Weib das Schwert Gottes, das Gefäß seines segnenden Wollens wenden. Nach der Ermordung ihres Mannes ließ sie sich von einem Marchese umfassen, schnürte den Schoß, in dem schon Leben keimte, ins rauhlederne Reiterkoller, stürzte sich in blutigen Kampf und gebar im Festungskeller das Kind einer dunkel wallenden Stunde. Um die gefährliche Frau für immer zu entwaffnen, schrie der schlaue König das Geheimniß ihrer Wochenstube in die Welt hinaus. ‚Dem Generalissimus der echten Bourbons wurde ein Kind entbunden‘: der boshaften Meldung folgte auf der Straße und im Salon mörderisches Gelächter. In Dir, Zita Maria, ist kein Blutstropfen von dieser Herzogin. Nicht buntes Abenteuer suchtest Du, haschtest nicht nach den Spätsommerfädchen eitlen Erdenruhmes und hättest nie die Würde der Frau, niemals die Pflicht der Mutter vergessen. Eines Landes bittere Noth wolltet Ihr lindern, ein mißleitetes Volk in Klarheit führen, die Doppelkrone des Heiligen Stephanus, das Wahrzeichen aus Rom und Byzanz, von Rost und unreinem Anhauch säubern. Daß Fluch dran haftet, seit der calvinische Ketzer Tisza sich erdreistet hat, als Palatin sie mit frevler Hand auf Karls Haupt zu setzen: auch dieses Wahnes Garn mag das Gesinde auf seine Spule wickeln. Hochauf flattert die Wägschale, in der Einzelschuld liegt. Ihr seid jung, kamet, auf dem von Mörderhänden gebahnten Weg, zu früh, unbereit, auf den Thron, schenket, daheim und im Exil, Jedem Vertrauen, der sein Glück an Eures zu kitten strebte, und glaubet Euch nun verschachert, von treulosen Wächtern dem Feind ausgeliefert. So ists nicht. Daß Dieser sich ins Hofamt, Jener in Ministermacht zurücksehnt, hundert Nahe und Ferne sich leise schon um das Vorrecht des Königsmachers balgten, ist gewiß. Doch hätte all den Lockliedern und Schmeichelhymnen Euer Kindsohr sich verschlossen, wäret Ihr wenigstens nach dem mißlungenen Osterversuch, dem Königthum in Auferstehung zu helfen, still geblieben: was geworden ist, mußte, früh oder spät, werden. Weder von Geduld noch von Hast ist des Schicksals Gang zu hemmen. Aus schmalem Beet ragt, auf kurzem Stengel, noch Bourbons Lilie. Die



Wurzel des Habsburgerstammes ist abgestorben. Den Vehm-  
spruch der Großen, die Waffendrohung der Kleinen Entente  
hätte sie überdauert, aller Unterspülung aus Wolken und  
Traufe ähnlicher Zufallsgebilde in warmer Scholle still ge-  
trozt. Schon zuvor aber hatte höhere Gewalt in Knolle und  
Fasern den Saft gedörret. Von Scham, weil kleine Leute vom  
Schlag der Bethlen, Horthy und schwatzender Bauerauf-  
wiegler zu Bütteln des Entkrönungsbefehles wurden, braucht  
Eure Wange nicht zu brennen. „Das Haus Braganza hat  
zu regiren aufgehört.“ Meine Jugend hörte oft noch den  
Satz wiederholen, mit dem Bonapartes freches Genie den  
Einsturz eines in zwei Erdtheile vermauerten Herrscherhauses  
zu erwirken wähnte. Die Posaune, die Habsburgs Ende  
kündet, dröhnt nicht von Menschenathem.

Gut, daß auch Du, Karl, mich nun hörst. Dein Kopf  
blieb eines Knaben; doch Dein Wille war immer rein. Im  
Prunk der wiener Hofburg, vor dem Goldsessel, unter dem  
purpurnen, mit Goldfäden durchwirkten, von Straußfedern  
überdachten Sammetbaldachin, hast Du, als Kaiser und Apo-  
stolischer König, Dich dem ‚Geist wahrer Demokratie‘ ver-  
lobt. Aufrichtigen Herzens. Daß just an dem Sohn der Sachsen-  
prinzessin Maria Josepha, der, jeder Zoll ein freundlich ge-  
schäftiger Sachse, von dem Vater, dem schönen Wildling  
Otto, nur ein paar Blutstropfen (nicht ganz ungefährliche,  
Majestät) ererbt hat, das Schicksal Habsburgs sich vollenden  
soll, dünkt Menschenkurzsicht ungerecht. Warum bliebet Ihr,  
zärtliche Eltern und selbst noch Kinder, nicht im ungefähr-  
deten Frieden der Schweiz? Mit sanfter Strenge hatte der  
Allumfasser Euch in Habsburgs Heimath zurückgeführt. Als  
Trösterpflicht und Seelsorgerrecht mich hierhertrieb, sah ich  
auf verödeter Schienenstrecke im klaffenden Eisenbauch eines  
Trauerwagens den Sarg, der den Erdenrest des Bayernkönigs  
birgt. Auch Eines, dem die Krone vom Haupt glitt. Eines  
Wittelsbach, dem habsburgisches Planen den Heimweg, den  
letzten, sperrt. Ludwig von Wittelsbach, Herzog von Bayern  
und Pfalzgraf bei Rhein: so, wie der im Tod noch Heimlose,  
hieß der weltklug Starke, der sich am Abend des dreizehnten  
Jahrhunderts entschloß, das Schwert des Deutschen Königs,  
das seinem starren Willen weder der Heilige Vater Gregor



noch die Schaar weltlicher Fürsten gern anvertraut hätte, in die Hand des schwächtigen Grafen Rudolf von Habsburg zu legen. Schwächting war er, lang und schlank, mit schmalen Händen und Füßen; unter glattem Haar wachten in dem bartlosen, früh verrunzelten Antlitz glanzlos kluge Augen. Ritter und Rechner. Als treuer Mann des Staufergeschlechtes hatte der Jüngling den zweiten Kaiser Friedrich nach Italien, der Gereifte den unseligen Konradin bis Verona begleitet; und über das Wohl des Reichshauptes doch das eigene nicht vergessen. Von den Alpenpässen streckte seine Hausmacht sich tief in den Oberelsaß. Reich, klug, sparsam, zäh, leis, allem Scheinwesen abhold und ohne Drang zu herrischem Uebergriff: Friedrich von Zollern, Burggraf zu Nürnberg, wußte, warum er dem Kurfürstenkollegium die Wahl dieses Vetters empfahl. Heute kehrt der Oktobertag wieder, der in Aachen die Krönung Rudolfs sah. Von Frankfurt, der Wahlstadt, über Mainz, den deutschen Rhein entlang hat ihn der Jubel des Volkes umbraust, das der Angst ledig war, Philipp, ein Welscher, werde die Krone der großen Ottonen und Salier erlisten. Um dem Böhmenkönig Ottokar, der keiner Ladung vors Fürstengericht folgt und der Reichsacht spottet, das Erbgut der österreichischen Herzoge zu nehmen, zieht Rudolf, ein Sechziger schon, ins Feld. Und strahlt, da der Czeche bei Dürnkrut gefallen ist, in der Glorie des Siegers. Denket, junges Volk, in dieser bangen Stunde an den Preis des Habsburgersieges. Bündniß mit Ladislaus von Ungarn und seinen Tatarensprossen gegen die slawischen Böhmen. Den Herzog Heinrich von Bayern soll die Hoffnung, Rudolfs Eidam und Herr Oberösterreichs zu werden, von Ottokar wegködern. Dessen Sohn Wenzel wird unter die Vormundschaft des Markgrafen Otto von Brandenburg, dem sie Gewinn bringt, gestellt und dem Knäbchen feierlich Rudolfs Tochter Gutta verlobt, damit dem Deutschen König die Erste Hypothek auf das Czechenreich gesichert sei. Dem versagt er das Egerland, verriegelt er alle Thore, durch die ihm Helfer nahen könnten. Den prager Kronschatz schleppt der Ungar fort; die Grafschaft Glatz fällt einem schlesischen Herzog zu; um die Hausmacht weit in den Westen zu dehnen, nimmt Rudolf, im siebenundsech-



zigsten Lebensjahr, die vierzehnjährige Schwester und Erbin des Burgunderherzogs Hugo zur Frau. Nicht darin nur sieht unser Blick Frevel. Ihn widert die ganze Raff- und Brautbettpolitik, die niemals dem Menschenlos nachdachte und der ein Volk weniger galt als dem Schachspieler der hölzerne Bauer. Sechs Jahrhunderte und ein halbes hat sie durchwährt; ist, noch mit Krebsgeschwür und Greisenbrand, als höchste Staatsweisheit gerühmt worden. In Frankfurt thront Rudolf in Purpur, auf dem müden, geschrumpften Kopf die Krone, in der zitternden Hand das Szepter. Vom Main reitet er, wie, vor achtzehn Jahren, nach der Königswahl, an den Rhein; von Straßburg nach Speyer. Hält, ein Sterbender, mühsam sich auf dem Pferd und lauscht mit verlöschenden Sinnen dem frommen Gemurmeln der Priester zur Rechten, zur Linken. Ein guter Herr, der sich auch leutsälig zu geben vermochte. Das Leben, gar die Seele des Menschengewimmels, über dem er schwebte, hat ihn nie ernsthaft bekümmert.

So fing es an. Und das Ende? Nach dem Verlust Belgiens und der Stellung am Oberrhein schwindet Habsburgs Macht über Deutschland. Bismarcks Preußen überwächst sie, Piemonts Schwert jagt sie aus der Lombardei, aus Venetien; und den germano-magyarischen Reif, der Czechen, Serben, Romanen, Polen, Kroaten, Ruthenen, Slowaken, Walachen, Slowenen in Einheitschmieden soll, sprengt der Große Krieg. Den konnte nur rathlose, stablose Blindheit beginnen. Denn sein Ausgang mußte Habsburg zu Zollerns Vasallen erniedern oder vernichten. Wer stützt es jetzt noch? Die Selbstsucht des ungarischen Grafenklüngels, der in Tisza das letzte Bleibsel kühner Mannheit, in den niedergetretenen Juden den Geist verlor, wird dem Lahmen keine Krücke. Euer Landadmiral und Seepfau Horthy möchte selbst König und Dynastiegründer werden oder noch lange sich im Verweseramte mästen. Sein westlicher Vorposten ist Euer General Dankl, der dem Frontkriegerbund und der tiroler Bauerschaft Andreas Hofer als Vorbild empfiehlt und so heftig wie die ins Salzkammergut und in Tirol eingnisteten Alldeutschen gegen die ‚Karlisten‘ wettert. Das von der ruchlosen Frechheit des Horthysmus geknebelte, von dessen widerchristlicher Scheinheiligkeit angeekelte Stadtvolk, das sich nach Europa zurück-



sehnt, hätte Euch gehuldigt; doch, Euch zu halten, nicht den Arm auszustrecken gewagt. Die im Feierkleid unbeugsamer Legitimisten den König ins Burgenland winkten, hatten die Absicht auf Erpressung: hofften, durch die Abkehr von Deiner Apostolischen Majestät von der Großen und der Kleinen Entente das oedenburger Komitat zu erkaufen. Alles nur Wahn. Habsburg, Wittelsbach, Hohenzollern, die 1273 und 1914 zum Konsortialgeschäft Vereinten, stehen entkrönt. Für immer? Nicht zu Prophetie bin ich berufen. Müßte mich selbst aber als feilen Lügner verachten, wenn ich übers Gewissen brächte, in Rudolfs Enkel Hoffnungsart zu nähren. Nur allzu üppig keimt sie noch. Italer, Oesterreicher, Südslawen, Czechen, Rumänen, Polen könnten nicht ruhig leben, wenn die Stephanskronen vom Haupt eines Habsburgers funkelte. Auch Franz Rakoczy und Ludwig Kossuth rissen sie Rudolfinern vom Kopf und sprachen dem „wiener Hof“ jedes Herrscherrecht auf Ungarn ab. Diesmal verjährt des Vehmgerichtes Spruch nicht. Höherer Wille hat ihn erwirkt und bestätigt; des höchsten Stimme rief über Blutmeere und Feuersbrünste: „Genug!“ Und Posaunenschall fegte die Seufzer in Gewölke, das der Herbststurm zerpeitscht. Madeira ist ein Eden. Auf waldiger Höhe über Funchal, wo Schwärme Tuberkuloser aufathmen und verröcheln, entfurcht sich Eure Stirn. Vom Ochsenkarren flattert das frohe Gelächter der Brut. Und die Krone des Lebens blinkt. Der Heilige Vater vergißt seine Kinder nicht. Unbrechbar ragt auf bebender Erde das Kreuz.“

Ludwig von Wittelsbach, der, Sohn und Ehemann einer Erzherzogin von Oesterreich, auf dem ungarischen Gut seiner Frau gestorben ist, war einst manchem Deutschen eine Hoffnung. Weil er einem deutschen Kaufmann, der in Rußlands Hauptstadt den Prinzen Heinrich von Preußen und dessen „glänzendes Fürstengefolge“ gefeiert hatte, mit rothem Kopf zurief: „Wir sind keine Vasallen!“ Der, dachten die schon damals um den Reichsbestand Bangen, wird sich auch vor Wilhelms Flackerzorn niemals ducken. Doch auf officiösen Befehl wurde er aus allen Preßbatterien beschossen. Ohne Grund. „Schicklicher wärs gewesen, wenn Prinz Heinrich selbst den ungehörigen Ausdruck des Sonntagsredners zu-



rückgewiesen hätte; da ers nicht that, mußte der Bayer sich seiner Haut wehren.“ Das war Bismarcks Urtheil. Ludwig aber war eingeschüchtert, wohl auch vom Vater Luitpold getadelt worden. Fuhr nach Kiel, erbat, nach langem Warten im Vorzimmer, von dem Kaiser Entschuldigung; und wurde ein stiller Mann. Seufzer: „O mei!“ Trost: „Alles geht seinen g’weisten Gang.“ Oeffentlich sprach er nur noch über Bedürfnisse der Landwirthschaft und den Main-Donau-Kanal. Die Familie Luitpolds, der dentrotz Verschwendung und Wahnsinn allgeliebten zweiten Ludwig vom Thron gedrängt hatte, war nicht populär. Und daß Luitpolds Nachfolger bei Lebzeit Ottos, in dessen Namen die Gerichte des Landes sprachen, den Königstitel annahm, wurde ihm von steifen Royalisten nicht leicht verziehen. Nie aber fehlt er der Pflicht. Ist fleißig, bescheiden, nicht brummig, wenn seine vertragenen Röcke, Harmonikahosen, Schaftstiefel bespöttelt werden; auf dem höchsten Sitz ein frommer Hausvater, der nicht paradirt. Im Krieg wird er laut. Auch, mit Siebenzig, ein Bischen vergeßlich. „Antwerpen müssen wir haben, weil es die Mündung unseres größten Stromes beherrscht.“ „Als uns Frankreich den Krieg erklärte . . .“ „Auch Civil stirbt also in dieser Zeit.“ Nicht so schlimm wie das pompösere Gerede der Majestät, die Sonne und Sonnige braucht. Im Elsaß, den schon der Großvater begehrte, läßt er sich als dem künftigen Staatshaupt huldigen. Kronprinz Ruprecht, der in Lille früh Unheil wittert und den „Verzichtfrieden“ empfiehlt, wird als Flaumacher und *dé faitiste* verschrien. Der König kneift sich anno 18 selbst ins Ohrläppchen, weil er sich „gar so weit mit die Alldeutschen eingelassen“ habe; und blinzelt mit dem Lächeln eines schämigen Mädchens durch die Hornbrille. Bauer und Bürger murren. Der alte Herr wird auf der Straße, im Hofgarten kaum noch begrüßt. Als „Milibauer“, dem die gemeine Noth reichlicher noch als anderen Landwirthen zins, durch Bierkeller und Schwemme gezerzt. „’n andern Küni, wann mir hätten!“ Scheltrede und dumpfes Gesumm dringt nicht durch die rothen Mauern des Wittelsbacherpalais. „Fort is er? Eh nicht schade drum.“ Den von der Republik Enttäuschten, von zugewanderten Preußen ins Leitseil Geknüpften verklärt ihn das Unglück. Der Tote wird Heiliger.



„Von der bayerischen Regierung wurden die staatlichen Stellen und Behörden ermächtigt, am Tage der Beisetzung die Staatsgebäude einschließlich der Gebäude der Universitäten und der staatlich verwalteten Anstalten und Stiftungen zu beflaggen. Die Beflaggung erfolgt mit schwarzen Fahnen oder in den Landesfarben halbmast mit Trauerflor. In den Orten, wo am Beisetzungstage Trauerkundgebungen stattfinden, darf zur Theilnahme den Beamten dienstfrei gegeben und dürfen die Schulen geschlossen werden. Der Zug gliedert sich in folgende drei Gruppen: 1. Civil- und Militärvereine; 2. Geistlichkeit mit den Särgen, den Fahnen-Abordnungen der Königs-Regimenter und der Trauerversammlung des Königlichen Hauses; 3. Reichs- und Landesbehörden mit den gesamten Beamtenkörpern. Die erste Gruppe wird durch die Schützen-, Turn- und Sportvereine eröffnet, denen die Frauenvereine und die Militärvereine folgen. Ihnen reihen sich, um dem Ganzen ein farbenprächtiges Bild zu geben, die studentischen Korporationen an. Hinter diesen marschirt geschlossen der Bayerische Kriegerbund, an seiner Spitze das Bundespräsidium, der Deutsche Offizier-Bund, der Nationalverband Deutscher Offiziere und diejenigen Offiziere, die keiner Korporation angehören. Der Kriegerbund hat zehntausend Mann angemeldet. Wenn die Säрге in die Wagen gehoben werden, spielt die Musik den Präsentirmarsch und darauf schwenkt die Ehrencompagnie als Spitze der zweiten Gruppe in den Zug ein. Der Ehrencompagnie folgt die Geistlichkeit mit den Särgen, die zu beiden Seiten von Flambeaux-trägern begleitet werden. Zwischen den Särgen schreiten der Ehrendienst und die Ehrenabordnungen der Königs-Regimenter; jede besteht aus drei Offizieren und drei Mann mit der Vereinsfahne; sie werden im Dom zu beiden Seiten des Hochaltars Aufstellung nehmen. Unmittelbar hinter den Särgen schreitet die Trauerversammlung des Königlichen Hauses. Die erste Gruppe eröffnet der ehemalige Hofdienst. Ihm schließen sich an die Staatsbehörden, die Ministerien, die Vertreter des Reichs- und Landtages, die Stabsoffiziere, die nicht bei ihren Vereinen eingetreten sind, und die sämtlichen Beamtenkörper. Die Säрге werden am Domeingang vom Kardinal mit sämtlichen bayerischen Bischöfen und dem ganzen Domkapitel empfangen.“

Wers las, mußte glauben, das Königliche Haus prange in altem Glanz. „Ein Vorbild treuster Pflichterfüllung, hat der unvergeßliche König, das eigene Glück im Glück Bayerns suchend, unermüdlich die Wohlfahrt des Landes gefördert, gerecht und beharrlich die Zügel der Regierung geführt und in allem Wandel der Zeiten seinem Volk die Liebe bewahrt.“ Aus dem Nachruf des Ministerpräsidenten; des vierten im „Freistaat Bayern.“ Der lebt nun drei Jahre. Wie lange noch?



Wie lange in Alldeutschland die Republik? Nur Habsburg, greiser Priester, ist in festes Erz eingeurnt.

### November-Memorial

1918. Im Reichstag haben Polen (Stychel), Elsässer (Ricklin), nordschleswigische Dänen (Hansen) ihr Recht auf Lösung vom Deutschen Reich gefordert. In den Häfen von Kiel, Hamburg, Lübeck, Bremen weht die rothe Fahne. Dorthier, zuerst in schmalem Rinnsteig, bald in breiterem Bett, schäumt Meutererwuth ins Herz binnenländischer Industriestädte, von der Elbe bis an den Rhein. Der Regirerbehauptung, Deutschland habe für die Befreiung Polens Blut und Gut geopfert, hat der Abgeordnete Korfanty geantwortet, es habe Polen ausgeplündert, ausgeraubt. Nach einer Patriotenrede des Herrn Noske hat der Unabhängige Ledebour den Sturz des monarchischen Systems, Fraktion und Parteiausschuß der Sozialdemokratie schleunige Abdankung des Kaisers gefordert. Am siebenten Novemberabend schreien Tausende, die aus der Versammlung auf der Theresienwiese heimkehren, zu den Fenstern der münchener Residenz hinauf: „Hoch der Friede! Hoch die Republik! Nieder mit dem Kaiser!“ Die Residenzwache wird entwaffnet, das Militärgefängniß geöffnet, in den meisten Kasernen gemeutert, im Landtagshaus ein Rath der Arbeiter, Bauer und Soldaten gewählt, dessen erster, von dem Vorsitzenden Kurt Eisner unterzeichneter Aufruf morgens von allen Mauern kündet: „Bayern ist fortan ein Freistaat. Arbeiter und Bürger Münchens, vertrauet dem Großen und Gewaltigen, das in diesen schicksalschweren Tagen sich vorbereitet. In dieser Zeit des sinnlosen wilden Mordens verabscheuen wir neues Blutvergießen. Jedes Menschenleben soll heilig sein. Bewahret die Ruhe und wirket mit an dem Aufbau der neuen Welt.“ König Ludwig von Bayern fährt mit seiner Frau nachts im Auto nach Wildenwart. Am nächsten Morgen spricht, in der Seligkeit unblutigen Sieges, Eisner, neben dem der blinde Bauer Ludwig Gandorfer im Rath sitzt: „In wenigen Stunden haben wir gezeigt, wie man Geschichte macht, wie man mit revolutionären Mitteln Thatfachen schafft, die für alle Zukunft bestehen. Keiner von Ihnen, wie er auch sonst denken mag, wird des thörichten Glaubens sein, daß



der Strich, den wir in einer friedlichen Erhebung unter die gesamte Vergangenheit des bayerischen Staatslebens gezogen haben, jemals wieder weggewischt werden könne. Wir gehen dunklen Tagen entgegen, vielleicht den furchtbarsten Tagen, die uns seit Jahrhunderten beschieden waren. Aber ich bin der festen Ueberzeugung, daß aus dieser Zerrüttung, diesem Blutmeer eine hellere, freiere, reichere Welt erstehen wird.“ Auch in Bamberg, Bayreuth, Nürnberg, Passau, Regensburg werden von Arbeitern, Bauern, Soldaten Vollzugsräthe gewählt; deren Gewalt geht am neunten November auf das „Provisorische Ministerium des bayerischen Volksstaates“ über. Am Zehnten legt, da der König „an der Erklärung seines freien Willens behindert“ sei, Kronprinz Ruprecht „Verwahrung ein gegen die politische Umwälzung, die ohne Mitwirkung der Gesammtheit des bayerischen Volkes und der gesetzgebenden Gewalten vor sich gegangen ist“; und sagt: „Bayerns Volk und sein seit Hunderten von Jahren mit ihm verbundenes Fürstenhaus haben Anspruch darauf, daß über die künftige Staatsform durch eine Konstituierende Nationalversammlung entschieden wird, die aus freien und allgemeinen Wahlen hervorgegangen ist.“ Schon am Dreizehnten aber schreibt der König selbst an die neue Regierung: „Zeit meines Lebens habe ich mit dem Volk und für das Volk gearbeitet. Die Sorge für das Wohl meines geliebten Bayern war stets mein höchstes Streben. Nachdem ich in Folge der Ereignisse der letzten Tage nicht mehr in der Lage bin, die Regierung weiterzuführen, stelle ich allen Beamten, Offizieren und Soldaten die Weiterarbeit unter den gegebenen Verhältnissen frei und entbinde sie dem mir geleisteten Treueid.“ Der Ministerrath „nimmt den Thronverzicht Ludwigs des Dritten zur Kenntniß“ und sichert ihm und seiner Familie freie Bewegung in Bayern, „wenn er und seine Angehörigen sich verbürgen, nichts gegen den Bestand des Volksstaates Bayern zu unternehmen.“ Aus dem langen Regierungsprogramm leuchtet der Satz: „Wenn die Vereinigten Staaten von Deutschland, die Oesterreich einschließen, die einzig mögliche Lösung des nationalen Problems sind, so müssen wir, um dieses Ziel zu erreichen, in nächster Zukunft eine Gliederung der deutschen Staaten durchführen, die, ohne jede Vorherrschaft eines einzelnen



Stammes und ohne Antastung der Freiheit und Selbständigkeit Bayerns, auch die nothwendigen Maßnahmen vernünftiger Einheit trifft.“ In der neunten Novembernacht ist König Friedrich August mit seinen Kindern aus Dresden nach der Moritzburg, später nach Sibyllenort bei Breslau gereist; der Innenminister zeigt dem im Ständehaus tagenden Arbeiter- und Soldaten-Rath an, daß der König auf den Thron verzichtet habe. Auf dem Stadtschloß weht die rothe Fahne und der regirende Sowjet ruft dem sächsischen Volk zu: „Das kapitalistische System hat seinen Zusammenbruch erlebt. Die bürgerliche monarchische Regierung ist gestürzt. Das revolutionäre Proletariat hat die öffentliche Gewalt übernommen. Sein Ziel ist die sozialistische Republik. Verwirklichung des Sozialismus heißt: Verwandlung der kapitalistischen Produktion in gesellschaftliche. Die republikanische Regierung Sachsens hat die besondere Aufgabe, die Liquidirung des sächsischen Staates herbeizuführen und die einheitliche sozialistische deutsche Republik zur Thatsache zu machen.“ Der stuttgarter Aufruf jubelt: „Eine neue Epoche der Demokratie und der Freiheit bricht an, die alten Gewalten traten ab und das Volk, das die Revolution bewirkt hat, übernimmt die politische Macht.“ Der König von Württemberg erklärt, „seine Person werde niemals ein Hinderniß einer von der Volksmehrheit geforderten Entwicklung der staatsrechtlichen Verhältnisse sein“, und entbindet alle Beamten dem Treueid. Am letzten Novembertag entsagt er der Krone, nimmt den Titel eines Herzogs zu Württemberg an und schreibt: „Gott segne, behüte und schütze unser geliebtes Württemberg in alle Zukunft! Dies mein Scheidegruß.“ Großherzog Friedrich von Baden: „Mit der Zustimmung meines Vetters, des Prinzen Max, verzichte ich, auch für ihn und seine Nachkommenschaft, auf den Thron. Mein und meiner Vorfahren Leitstern war die Wohlfart des badischen Landes. Sie ist es auch bei diesem meinem letzten, schweren Schritt. Meine und der Meinigen Liebe zu meinem Volk hört nimmer auf.“ Am Zehnten ist Großherzog Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt abgesetzt worden. Die Großherzoge von Mecklenburg, Sachsen-Weimar, Oldenburg verzichten, auch für ihre Nachkommen, auf den Thron. In den selben Verzicht entschließen sich die Herzoge von Braun-



schweig, Sachsen-Meiningen, Altenburg, Koburg-Gotha, der Regent von Anhalt, die Fürsten von Schwarzburg, Waldeck, Reuß, Schaumburg, Lippe-Detmold. Schon Zwanzig . . .

Im Juni hat der Reichskanzler Graf Hertling, der nicht weiß, daß jeder Monat mindestens zweihunderttausend Amerikaner an die Front bringt, auf einen Warnbrief des Kronprinzen von Bayern geantwortet, in England und Frankreich werde bald „die Einsicht zum Durchbruch gelangen, daß eine Verwirklichung der auf die amerikanische Hilfe gerichteten Hoffnung so rasch nicht zu erwarten ist“. Im August hört er, im Großen Hauptquartier, von seinem Sohn, die Abtheilung „Fremde Heere“ wisse, daß der Feind viel stärkere Reserven, als vermuthet werde, habe und die ärgsten Tankverluste schnell ersetzen könne; an der Spitze des Heeres glaube man ihr aber nicht. Ob nach dem geplanten Rückzug auch nur die letzte Linie zu halten sein werde, sei ganz ungewiß. Am neunundzwanzigsten September ruft, wieder in Spa, der Kanzler dem Sohn zu: „Die Oberste Heeresleitung verlangt, daß der Entente so bald wie irgend möglich ein Friedensangebot gemacht wird. Das ist furchtbar!“ Während er dort, am letzten Septembertag, über Parlamentarisirung und Kanzlerwahl mit dem Kaiser spricht, tost General Ludendorff, unangemeldet, ins Zimmer und fragt heftig: „Ist die neue Regierung noch nicht gebildet?“ „Der Kaiser erwiderte ziemlich barsch: ‚Ich kann doch nicht zaubern!‘ Darauf Ludendorff: ‚Die Regierung muß aber sofort gebildet werden, denn das Friedensangebot muß noch heute heraus.‘ Der Kaiser: ‚Das hätten Sie mir vor vierzehn Tagen sagen sollen!‘“ Ist Wilhelm noch Kaiser? Sein Sonderzug wird, auf Befehl des Generals Ludendorff, nachts auf der Strecke gebremst, er selbst aus dem Bett geholt: um vom Großherzog Friedrich die Genehmigung der Kanzlerschaft des Prinzen Max von Baden zu erwirken (dessen Kandidatur der Kabinetschef Von Berg bisher mit hitzigem Eifer bekämpft hat). Imperator Rex? Am achtzehnten Oktober sagt sein neuer Kabinetschef: „Der Kaiser denkt nicht einmal im Traum an Abdankung.“ Daß er nicht diese „persönlichen Konsequenzen gezogen“ habe, wird sogar in der Frankfurter Zeitung bedauert; und gesagt: „Das Volk hat das alte Regime bis zum Halse satt.“



Der Erlaß vom achtundzwanzigsten Oktober verheißt „eine neue Ordnung, die grundlegende Rechte von der Person des Kaisers auf das Volk überträgt; nach den Vollbringungen dieser Zeit hat das deutsche Volk den Anspruch, daß ihm kein Recht vorenthalten wird, das eine freie und glückliche Zukunft verbürgt.“ Abdankung? Nein. Noch am sechsten November sagt der heimlich, unter Maschinengewehrschutz, ins Hauptquartier Entronnene dem preußischen Minister Drews: „Ich bleibe.“ Drei Tage danach läßt Prinz Max veröffentlichen: „Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Thron zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt noch im Amt, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Thronverzicht des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen und der Einsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt sind. Er beabsichtigt, dem Regenten die Ernennung des Abgeordneten Ebert zum Reichskanzler und die Vorlage eines Gesetzentwurfes wegen der sofortigen Ausschreibung allgemeiner Wahlen zu einer Verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung vorzuschlagen, der obliegen würde, die künftige Staatsform des deutschen Volkes einschließlich der Volkstheile, die ihren Eintritt in die Reichsgrenzen wünschen sollten, endgiltig festzustellen.“ Zu spät. Zu früh? Durch den schon dünn klingenden Byzantinerchor, der „den echt kaiserlichen Mannesmuth dieses freiwilligen Opfers“ preist, gelte die Kunde, noch habe Wilhelm, trotz der Anzeige seines karlsruher Vetters, die Urkunde der Abdankung nicht unterschrieben. Am zehnten November flieht er, weil er sich im Hauptquartier nicht mehr sicher fühlt, ins holländische Gelderland, nach Amerongen; und der Kronprinz, der sonst allzu laut fast die Verschiedenheit seines Willens von dem des Vaters betonte, läßt nun, in der gewichtigsten Stunde, von dem üblen Vorgang sich in Flucht an den Zuidersee, auf die Insel Wieringen verleiten. In Berlin hat der Neunte die Verkündung der Deutschen Republik und allerlei Proklamationen gebracht, die der (von keinem dazu Befugten ernannte) „Reichskanzler Ebert“ ins Land gehen ließ; doch über die Macht gebietet, seit die Truppen, vornan naumburger Jäger und Alexander-Garde-Regiment, zu den Rebellen übergingen, der Arbeiter- und Soldaten-Rath. Sie



soll ihm auch bleiben. So steht in dem Pakt der Unabhängigen mit den Nationalen Sozialdemokraten, der, am Zehnten, bestimmt: „Das Kabinet darf nur aus Sozialdemokraten zusammengesetzt sein, die als Volkskommissare gleichberechtigt neben einander stehen. Für die Fachminister gilt diese Beschränkung nicht; sie sind nur technische Gehilfen des entscheidenden Kabinetts. Jedem von ihnen werden zwei Mitglieder der beiden sozialdemokratischen Parteien, aus jeder Partei einer, mit gleichen Rechten zur Seite gestellt.“ An das Heimathheer geht die Weisung: „Gegen Angehörige des eigenen Volkes ist von der Waffe nur in der Nothwehr oder bei gemeinen Verbrechen oder zu Verhinderung von Plünderungen Gebrauch zu machen.“ (Was daraus geworden ist, lehrt das Buch des Herrn Gumbel „Zwei Jahre Mord“ und das Ermittlungsverfahren des Preussischen Landtages über die Haltung der Truppen in den Märzputschen des Jahres 21.) Dem „werkthätigen Volk“ ruft der Rath zu: „Die revolutionäre Macht ist die einzige, die noch retten kann, was zu retten ist.“ Von den fünf obersten Kommissaren hört das heimkehrende Heer: „Unsere sozialistische Republik soll als freiste in den Bund der Völker treten. Die Heimath soll auch wirthschaftlich Euer Besitz und Erbe werden, in dem Euch nach unserem Willen Keiner mehr knechten und ausbeuten soll. Erhöhte Einkommen aus der Arbeit, Steuerung der Wohnungsnoth, Sozialisirung der dazu reifen Betriebe: Alles ist im Werden, ist zum Theil schon Gesetz.“ Der Mahnung, schnell, ehe aus dem feindlichen Lager ein Verbot komme, die Deutschen Oesterreichs in die Deutsche Republik aufzunehmen, wird neckisch geantwortet: „O rühret nicht daran!“ Erst am achtundzwanzigsten November unterschreibt Wilhelm die ihm vom Kammerherrn Grafen Brockdorff-Rantzau vorgelegte Urkunde, deren erster Satz lautet: „Ich verzichte hierdurch für alle Zukunft auf die Rechte an der Krone Preußens und die damit verbundenen Rechte an der deutschen Kaiserkrone.“ Kein freundlicher Abschiedswunsch; düstere Warnung vor „Anarchie, Hungersnoth und Fremdherrschaft.“ Am ersten Dezember verzichtet (nur für sich, nicht für seine Erben) auch Wilhelms ältester Sohn auf beide Kronen. Dem Prinzen Heinrich von Preußen, der öffentlich erklärt, er werde „bis



an sein Lebensende den König als alleiniges Oberhaupt restlos anerkennen," erwidert Prinz Adalbert, er habe sich schon am zwanzigsten November „der jetzigen Reichsregierung zur Verfügung gestellt; im Gegensatz zu den Ausführungen des Prinzen Heinrich sehe ich allein in dieser Regierung die Obrigkeit, die mit allen meinen Kräften zu unterstützen ich für meine vornehmste Pflicht halte." Die Monarchie war.

„Die Sozialisierung marschirt, kommt, ist da": 1919. „Die unrentablen Staatsbetriebe, insbesondere Eisenbahn und Post, müssen der Privatwirtschaft zurückgegeben werden; mit starken Industriegruppen haben darüber Verhandlungen begonnen": 1921. „Mit den Jungen Leuten des Herrn Stinnes eine Regierung bilden? Nein! Die Deutsche Volkspartei hat die Verfassung abgelehnt und ist monarchistisch. Der Fuchs als Schützer des Hühnerhofes: Das ist die Deutsche Volkspartei als Mitglied der republikanischen Regierung." Im April spricht der Abgeordnete Scheidemann. Im November sitzen, mit seiner Einwilligung, drei Sozialdemokraten neben zwei strammen Zollernanbetern im Preußenkabinet; und die selbe „breite Koalition" wird fürs Reich vorbereitet. Genug? Durch den Novembernebel dringt ein Nothruf; höret auch ihn noch.

„Nicht länger mehr kann das Treiben der Anhänger des Alten geduldet werden. Wer sind sie? Sind sie die Blüthe der Nation? Sind sie es, die die geistigen und materiellen Werthe schaffen? Sie sind Leute, die nicht lernen wollen, daß ihre Zeit vorüber ist. Ihre Methode, die Völker des Erdballs vor den Kopf zu stoßen, hat uns in die Noth und das Elend des Krieges und der Nachkriegszeit geführt. Statt bescheiden abseits zu stehen, wollen sie das alte Spiel von Neuem beginnen, das nur zu einem noch grausigeren abermaligen Zusammenbruch führen kann. Es ist genug! Das Symbol Derjenigen, die nicht alle werden, ist die Monarchie mit dem Truggold der Kronen, mit dem Flitterkram der Orden, ist der politische Mord. Das Symbol Derjenigen, die Deutschland und die Welt durch friedliche Arbeit, durch Volksbildung und Freiheitserneuern und wieder aufbauen, ist: die Republik. Wir dulden nicht länger, daß unsere Republik, ihre Einrichtungen, ihr Banner Schwarz-Roth-Gold täglich und stündlich, in Stadt und Land, im Hause und in der Oeffentlichkeit, in Schule, Bureau und Werkstatt beschimpft wird. Wir fordern, daß in allen Ministerien und sonstigen Behörden die Persönlichkeiten, die monarchistische Bewerber begünstigen und republikanische Bewerber und Beamte wegekeln, entfernt werden. Wir dulden nicht länger, daß Reichswehr und Marine unter dem alten



wilhelminischen Offiziercorps eine Dressuranstalt für Monarchisten sind. Wir fordern den Aufstieg geeigneter Mannschaften zu Offizieren. Wir dulden nicht länger, daß in allen politischen Prozessen die Monarchisten sanft und die Republikaner unsanft angefaßt werden. Wir fordern eine Gesetzgebung, die die Entstehung eines volksthümlichen Richterstandes unter weitestem Spielraum für das Laienrichterthum verbürgt. Dann werden politische Morde nicht länger ungesühnt bleiben. Wir dulden nicht länger, daß die Monarchisten sich bald heimlich, bald öffentlich bewaffnen. Wir fordern, daß nur die dazu bestimmten Staatsorgane Waffen besitzen. Der Republikanische Reichsbund ist der Zusammenschluß aller republikanisch Gesinnten: Männer und Frauen, Parteien und Gewerkschaften, Vereine und Bünde. Was uns auch trennen mag: einig sind wir im Kampf gegen Reaktion, Soldateska, Monarchismus und Revanchespek. Auf: schließet die Reihen! Hoch die Republik!“

### Rettung des Retters

, Das Fatum der Stunde fordert die schleunige Mobilisirung eines internationalen Arbeitheeres. Alle Staaten, die in den großen Krieg gerissen waren, müßten Kontingente stellen. Alle haben dreimal mehr Geräth, als jetzt nöthig wird. Alle fänden für dichte Schwärme Arbeitloser, für Legionen beruflos abenteuernder, dem Landfrieden gefährlicher Offiziere, Militärtechniker, Unteroffiziere lohnende Beschäftigung. Alle könnten ihre Lager von lästigen, auf gewohntem Handelsweg unverkäuflichen Rohstoffen und Waaren geschwind leeren. Und sie schüfen zugleich sich die nahe, leicht zugängliche Absatzstätte, den Markt, ohne dessen Sicherung weder Europa noch Asien genesen kann. Erster Vorbeding: das durch Unterschrift der Verantwortlichen beglaubigte Gelübde, keinen Eingriff in die russische Staats- und Gesellschaftform, nicht offene noch heimliche Förderung irgend welcher Gegenrevolution zu versuchen. Ob Rußland in Kommunismus, in Kapitalismus zurückkehren, in Bauerdemokratie oder Volkszarthum einbiegen, sich das breite Strombett zu sauberer Gemeinwirthschaft graben will, hat nur seines Volkes Wille zu bestimmen; kein fremder. Zweiter Vorbeding: Nur die Menschenarbeit ist Geschenk; alles Andere wird bezahlt, wenn durch Rußlands Adern wieder rothe Blutkörper schimmern. Bis dahin, seid gewiß, dauerts nicht lange. Aus Strategen, Verkehrstechnikern, Industriekapitänen, Bank-



männern, Ingenieuren, Kaufleuten wird ein Generalstab, wie noch nirgends die Welt einen sah; Marschall Foch und Staatssekretär Hoover könnten ihm vorsitzen. Dieser Generalstab entwirft die Marschkarten, den Bau- und Wirthschaftsplan, das System der Abrechnung und langsichtiger Kreditgestaltung. Ist er über das Kernproblem mit den Moskauern einig: aus Ost-, Süd-, Nordeuropa, aus Asien, über Wladiwostok und Korea, in Rußland hinein; ohne schwere Waffen, in der Rüstung zu Frieden zeugendem Werk. Sold und Kost wie in lichter Kriegszeit. Konntet Ihr damals, nach jähem Ruf unter die Fahnen, im Hui Eisenbahnen erzaubern, neue Industrien, ganze Nothstädte aus der Erde stampfen: was mißlänge Euch morgen, ohne Lebensgefährdung, zwanzig, dreißig Völkern in Eintracht? Ueberall würden zuerst, natürlich, die Arbeitlosen mobilisirt und oft (wiederum: natürlich) gegen besser für das neue Werk qualifizierte Arbeiter aus deutschen Betrieben ausgewechselt. Zu bedenken wäre auch, daß den Jugendlichen, die jetzt ohne Wehrpflicht, zwischen Rummelplatz, Freibad, Straßenjeu, immer mit Cigarette und Damenbedienung, aufwachsen, ein Jahr straffer Gemeinschaftzucht nöthiger und nützlicher ist als Leuten, die im Feld waren oder zu Haus gedrillt wurden. Nach Menschenvoraussicht brächten dicke Bündel die Meldung Freiwilliger (deren, politische Gesinnung' zu beschnüffeln, wie jede Dummheit aus ähnlichen Kisten, allen Zuständigen verboten sein muß,) In keinem Fall würden aus irgendeinem Land mehr Menschen rekrutirt, als es ohne die kleinste Selbstschädigung abgeben kann. Damit Frankreich, dem der Krieg ein Fünftel der kräftigsten Jungmannschaft entrissen hat und von dem deshalb kein starkes Truppenkontingent zu erwarten ist, nicht im Schatten stehe, muß es ein paar Führerposten besetzen; als Bauer-, Winzer- und Heimarbeiterland vermag es dem Nord und dem Süd Ruslands, der Schwarzerde und dem Rebenbaugebiet nützliche Praktiker zu liefern und, wenn die gröbste Arbeit gethan ist, auf der Krimhalbinsel, im Bund mit schweizer Pionieren der Fremdenindustrie, das Gelände einer ,russischen Riviera' zu bereiten. Jeder auf seinen Posten.

Denn zum Wesen internationaler Planwirthschaft gehört die Vorsorge, daß jedes Land sein Bestes an die gemeinsame



Sache hingebe. Aus Nord- und Südamerika und Australien (Schafe) ist in Ueberfülle zu haben, was unter unserem Himmel kein Sammeleifer und keine Gewinn gier erlangen könnte. Damit die breite Kluft zwischen Angebot und Kaufkraft nicht den Preis ins Bodenlose schlinge, wurden drüben Getreideberge, Maisgebirge verheizt, verbrannt, versenkt, aus ganzen Schiffen Kaffee und Früchte ins Meer geschüttet, während Europas West darbt, der Ost schon hungerte. Das vom Weißen bis ans Schwarze Meer, von der Beringstraße bis in die Ostsee gestreckte Reich erlaubt jeden Ausgleich von Urstoffen und Waaren. Der Lieferbereich der Vereinigten Staaten ist fast unbegrenzt; auch die im vorletzten Kriegsjahr aus neuen Werften gezauberten Kähne sind wieder zu brauchen. England hat Regirerköpfe, Schiffe, Kohle, das Empire überfüllte Lager. Deutschland kann Chemikalien, insbesondere die Farbstoffe, die Amerika nicht mehr aufnimmt, und Kali liefern, wissenschaftlich geschulte Agrar- und Industrietechniker, in jeder Betriebsart erfahrene Vorarbeiter, den Kern des Maschinenvolkes stellen und zugleich Aufmarschgelände und Reparaturwerkstatt, Schule und Laboratorium, Kesselschmiede und Apotheke des Civilisatorenheeres sein. Holland und Skandinavien geben Fische und Fette, die Czechen gewerbliche Massengüter, die Rumänen Petroleum, die Chinesen Reis, Webstoffe, feinste Ackerbaukunst, die jede Aehre wie eine kostbare Zierpflanze pflegt. Das ist Andeutung des Planes, den Fachmannsverständnis rasch viel heller, bis in die fernsten Winkel, durchleuchten wird. Zu Bestimmung der Reihenfolge genügt schlichte Laienvernunft. Zuerst muß überall Saatgetreide für die nächste Felderbestellung gesichert werden. Flickung und Dehnung des Schienennetzes. Lokomotiven, Wagons, Lastautos (für den Zuträgerdienst) heran. Alle Kräfte ausgenutzt. Ohne die Gewißheit der Verfügung über zulängliche Transportmittel ist nichts zu machen. Herstellung der Kanalisation und Wasserleitung. Aufzucht kräftiger Zugpferde. Salpeter, Dungstoffe aller Art, Dampf Flüge, Agrarmaschinen aufs Land. Der Mittelbauer und Mushik, der sich gestern noch gegen solches Teufelswerkzeug sträubte, lechzt heute danach und bettelt vor jedem Sowjetgipfelchen um Gelegenheit zu



Mechanisierung seines Betriebes. Landwirthschaftsschulen in alle Dörfer. Kurze Lehrbücher, die der Einfältigste versteht, wenn der bis in Alphabetkenntniß Aufgestiegene sie vom Ofen herab den Lauschenden vorliest. Schleunige Prüfung aller Fabriken und Abbau der unheilbar veralteten. Durchforschung, Durchschürfung des Bodens; vom Kaukasus bis an den Baikal, von Murmansk bis in die Küstenprovinz Wladiwostoks muß geweckt werden, was in ihm schlummert. Erz aus dem Ural, Mangan aus Georgien, Baumwolle aus Turkestan: und zwei Hauptgewerbe heben aus der Gruft sich ins Licht. Die schnellste Blüthe und Exportfähigkeit ist von der Heimindustrie zu hoffen, die, wenn sie erst wieder Stoffe, Farben, Arbeitgeräth hat, auf Europas Märkte bald auch wieder, für Kleid und Haus, all den hübschen Tand schicken wird, der als Fabrikat der Westländer dem von den Kosten unentbehrlichen Bedarfes fast erdrückten Volk nicht mehr erschwinglich ist. Viel langsamer, als die Meisten glauben, wird die Massenernährung sich ins Auskömmliche bessern. Schon im Sommer 1920 hörten wir, daß in fast allen russischen Städten die Kalorienmenge, für Kinder und Erwachsene, nicht die Hälfte der täglich nothwendigen erreiche. Seitdem waren zwei Mißernten, Eiweiß und Fett kaum noch zu haben. Leicht zu erdenken also, wie es jetzt aussieht. Dauerheilung kann nur aus Sibirien kommen, das Riesenstrecken fruchtbarsten Bodens hat, unangetastete Erdschätze aller Art birgt, ein großes Volk neuer Siedler zu nähren, schnell in Wohlstand zu fördern vermag und nicht so schlimm verwüstet ist wie, von Zaristenhorden und anderem Gesindel, die Ukraina, deren Fluren seit 1919 beinahe nur mit dem dünnen Blute der neunhunderttausend erschlagenen Juden gedüngt wurden . . . Noch einmal gewährt Himmelsgunst eine Gelegenheit.“

Das laset Ihr, fast Alles, schon. Die Kladde darf nicht vom Tisch, ehe Ihrs noch einmal laset. Valuta, Jammer der Stadtgemeinden, Industriekredit: Furcht und Hoffnung weisen den selben Weg. Nur aus der Gemeinschaft einer Kulturaufgabe, die Völker nährt, wird Völkerversöhnung. Aller Augen blicken nach Washington. Aller Herzen ersehnen Sühnung der Weltschmach, daß noch nichts zu Rettung Rußlands geschah.





## Lichtbildkunst

Auf den Artikel „Der Mensch im Lichtbild“, den Herr Professor Dr. Liebert im letzten Oktoberheft der „Zukunft“ veröffentlichte, möchte ich Einiges erwidern. Er begann mit der Feststellung, daß absterbende Weltanschauungen ihren Gehalt während der Absterbens oft noch einmal mit besonderer Wucht entwickeln, und wies dabei auf die hellenistisch-römische Kultur, die, als sie ihre innere Morscheit nicht länger verdecken konnte, noch einmal in bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Philosophie aufglühte. Er zieht dann zum Vergleich die uns bis heute beherrschende, nun aber auch absterbende mechanistisch-rationalistische Weltauffassung heran; nicht in ihren Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Philosophie, sondern auf dem des Lichtbildes, wobei sich diese Leistungen ausschließlich als Verfallsymptome erweisen. Gegen diese Heranziehung des Lichtbildes als Exponenten der im Verfall begriffenen mechanisch-rationalistischen Weltanschauung wäre höchstens einzuwenden, daß Herr Liebert diese Epoche vom Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts bis heute rechnet, während das Lichtbild als Spiegel des Zeitempfindens ernsthaft erst seit etwa zehn Jahren in die Erscheinung getreten ist. Der Gehalt jeder Epoche offenbart sich am Reinsten in den ihr entsprungenen Kunstwerken; diesen bleibe daher überlassen, für den von Herrn Liebert angezogenen Zeitraum zu zeugen. Da aber die Mechanisierung und die rationalistische Lebensauffassung unserer Epoche kurz vor dem Erscheinen des Lichtbildes und während seines Aufschwunges gewissermaßen den Höhepunkt erreichten, kann angesichts seiner Verbreitung die Beziehung des Lichtbildes zur herrschenden Lebensanschauung nicht geleugnet werden. Diese Beziehungen gehen aber weit über Das hinaus, was Herr Liebert dem Lichtbild zugesteht. Ich erkenne, im



Gegensatz zu ihm, im Lichtbild eine neue Kunstgattung, die als reproduzierende Kunst dem Theater verwandt ist, aber von diesem durchaus verschiedene, nur ihm eigentümliche Gesetze hat, die wiederum von denen der Bildenden Kunst sich scharf abheben.

Nach dem Urteil des Herrn Liebert hat das Lichtbild in seinen bisherigen Leistungen mit Kunst nichts zu tun. Denn die Darstellung des Seelisch-Menschlichen sei ihm unmöglich, weil der Darsteller an dem seelenlosen Instrument, dem photographischen Apparat, keine Resonanz habe, vor der Linse also keine Beseelung aufbringen und weil deshalb auch im Publikum seelische Ergriffenheit nicht bewirkt werden könne. Alles in Allem: das Lichtbild, sagt der Professor, kann nie Träger echter Kunst sein.

Ein großer Teil der bisherigen Filmproduktion, namentlich aus den ersten Jahren, hatte zum Gegenstand die Verherrlichung des materiellen „Ideals“ mit der Hilfe unwahrscheinlichster Kombinationen. Diesen Werken fehlte jede höhere Idee; sie waren schamlos, denn sie appellirten bewußt an die niedrigsten Masseninstinkte, scheuten vor keiner Reklame zurück, wenn es galt, irgendeine (meist weibliche) Mittelmäßigkeit oder Nichtigkeit in kitschigem Rahmen der Masse als Kunstwerk vorzuführen. Der Versuch, den Herrn Professor, der nach dem Schauspiel dieser minderwertigen Leistungen der gesamten Filmproduktion den Stempel der Nichtkunst aufdrückt und der auch die künstlerischen Films nicht anders zu werten scheint, mit dem Hinweis auf solche (etwa Golem, Anna Boleyn, Caligari, Dubarry, Herrn Arnes Schatz und andere) überzeugen zu wollen, wäre ergebnislos. Deshalb will ich versuchen, unmittelbar aus den Vorgängen der Herstellung des Lichtbildes heraus den Nachweis der Beseelung und damit der Kunst im Lichtbild zu führen.

Niemals, behaupte ich, „entzieht sich das Seelisch-Menschliche der Darstellung durch das Lichtbild“; das Lichtbild begünstigt sogar solche Darstellung. Es liegt mir fern, die Filmkunst mit der Theaterkunst zu vergleichen oder die eine der anderen vorzuziehen; jede von ihnen produziert ja Kunst innerhalb der ihr eigenen Gesetze. Da Herr Liebert



aber das Fehlen der Sprache im Lichtbild als einen Mangel erwähnt, muß ich bei meiner Untersuchung das Sprechtheater mit heranziehen. Der Professor sagt, „das natürliche Organ für die Uebermittlung seelischen Seins an die Außenwelt“ sei die Sprache. Das klingt, als ob die Sprache das einzige natürliche Organ für die Uebermittlung seelischen Erlebens sei und als ob kein anderes Organ Solches vermöge. Und wo bleibt das Auge, frage ich, dieser machtvolle Mittler seelischen Stromes? Nehmen wir einmal ein primitives Beispiel und stellen wir uns eine Frau vor, die ihren Mann um die Rückgabe ihres geraubten Kindes anfleht und der das „natürliche Organ der Sprache“ fehlt. Muß ihr Flehen deshalb weniger beseelt zum Ausdruck kommen? Wird nicht das selbe rührende Flehen, das die Stimme bewegt hätte, in dem Blick ihres Auges, in der Bewegung ihrer ausgestreckten Arme, in der ganzen Linie ihres dem Peiniger zugewandten Körpers liegen? Würde nicht ihre Seele allein durch das Bildhafte sprechen und würde man die Sprache vermissen? Jedenfalls nicht mehr als da, wo die körperliche Erscheinung fehlen und nur eine flehende Frauenstimme ertönen würde. Das Wesen des Lichtbildes drückt sich sinnlich aus, die solchen Bildern latente Geistigkeit braucht nicht durch das Wort ausgelöst zu werden, denn sie wird durch das Schauen mit aufgenommen und vom Geist des Betrachters dabei abstrahiert. Daher ist für das Lichtbild allein das Auge das natürliche Organ für die Uebermittlung seelischen Seins. Unbestreitbar ist also, daß das Auge mindestens die selbe Fähigkeit zu seelischer Wirkung hat wie das Ohr. Ich behaupte ferner, daß von einem „Fehlen“ der Sprache im Lichtbild nicht die Rede sein kann, weil die Gesetze des Lichtbildes die Anwendung der Sprache gar nicht verlangen. Würde ein guter Film etwa gewinnen, wenn die Darsteller auf der Leinwand plötzlich zu sprechen anfangen? Nein; denn wir würden sofort die Dissonanz empfinden zwischen dem Bildhaften, das dem Film eigen ist, und den plötzlich ertönenden Menschenstimmen. Wir würden entweder fordern, daß die Menschen auf der Leinwand zu solchen von Fleisch und Blut werden oder daß sie mit einer „Filmstimme“



sprechen. Vor Beidem bleiben wir hoffentlich bewahrt. Die Sprache fehlt dem Lichtbild nicht; ihr Schall würde uns sogar irritieren. Wie die Töne der Musik durch das Ohr in die Seele des Menschen gelangen, so gelangt das Bild des Films durch das Auge in ihren Bereich und findet, immer vorausgesetzt, daß es vom Darsteller mit künstlerischer Beseelung erfüllt wurde, seinen Widerhall im Betrachter durch Auslösung künstlerischer Befriedigung.

Ganz unbegreiflich ist die Behauptung, daß die Verwendung des Briefes „ein Zeichen der Unfähigkeit sei, Seelisches im Lichtbild zur Darstellung zu bringen.“ Briefe und Titel sind doch nur technische Hilfsmittel und bezeichnen Veränderungen, die im Film bildtechnisch nicht klar genug oder gar nicht ausgedrückt werden können; etwa der Zeitablauf durch den Titel „Nach zwanzig Jahren“. Wo Brief und Titel jedoch nicht nur technische Mittel sind, dienen sie, an geeigneter Stelle verwendet, allenfalls zur Unterstreichungen seelischer Vorgänge und geistiger Zusammenhänge. Niemals aber wird das seelische Erlebnis durch den Brief oder Titel ausgedrückt; höchstens das Motiv der seelischen Bewegung. Denn zur Sichtbarmachung der Beseelung steht der Darsteller mit seiner ganzen seelischen Ausdrucksfähigkeit als berufenstes Material zur Verfügung und keinem künstlerisch empfindenden Regisseur wird je einfallen, seelisches Erleben durch Brieffitel auszudrücken. Voraussetzung ist allerdings ein dichterisches Manuskript und ein Regisseur, der selbst starke seelische Impulse zu übertragen vermag.

Herr Liebert vermißt im Lichtbild auch die ästhetische Rundung und organische Einheit und spricht ihm sogar die Fähigkeit dazu ab. Für ihn besteht das Wesen des Films nur aus „Uebertreibungen, Verzerrungen und Gewaltigkeiten“, ja, er nennt ihn sogar „eine sowohl im künstlerischen als auch im seelischen Sinn gigantische Mißgestalt“. Wir besitzen Filmwerke von vollkommen ästhetischer Rundung und organischem Bau, denen gegenüber es kaum möglich sein dürfte, das Fehlen dieser Eigenschaften nachzuweisen.



Ein Urteil von geradezu laienhafter Oberflächlichkeit stellt schließlich die Behauptung dar, das Auge des Kinopublikums sei beim Anblick des Lichtbildes im Gegensatz zu dem bei der Betrachtung eines Gemäldes „vom Akte der Beseelung frei“. Was etwa damit begründet wird, daß der Film nur platte Wirklichkeit, empirische Realität wiedergeben könne und ihm versagt sei, „sich innerlich von der Empirie zu lösen und sich in eine höhere Welt zu erheben“. Der Darsteller sei nun einmal vom photographischen Apparat und damit von einem technisch-mechanischen Mittel abhängig. Daß die Linse ein solches Mittel ist, bestreitet Niemand. Sie giebt rein mechanisch die in ihrem Gesichtskreis auftretende Wirklichkeit wieder. Ist die Spielszene vor ihr aber noch platte Wirklichkeit, ist es nicht vielmehr eine Wirklichkeit aus höheren Spären? Sind es nicht „Realitäten“, die, jenseits von aller öden Empirie, vom zauberhaften Nimbus des Phantastischen und von höchster Beseeltheit umflossen sind? Was die Linse auffängt, ist ein Prozeß künstlerischer Reproduktion von oft höchster Eindruckskraft, geschaffen vom seelischen Impuls, der dem Schauspieler während der Gestaltung aus den Augen leuchtet, ihn mit künstlerischem Leben erfüllt, der seiner ganzen Gestaltung Linie und seelischen Adel verleiht und die tote Dekoration mit in diesen Feuerstrudel reißt. Wo bleibt da der mechanisierende und technisierende Einfluß des Apparates? In Einem ist Herrn Liebert zuzustimmen: den künstlerischen Werdeprozeß, der sich vor ihr abspielt, kann weder die tote Glaslinse empfinden noch kann der Schauspieler glauben, daß er von ihr seelische Resonanz erwarten dürfe. Doch: „Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde . . .“; aber nur für den Schauspieler. Auf ihn wirkt das leblose, runde Glasaugen wie ein einziger Blick aus Millionen Menschaugen, in denen sich die Seele geöffnet hat, um Berührung zu finden mit jenem Verwandten, Unaussprechlichen, das in dem Menschendarsteller vor ihnen schwingt. Dem Darsteller ist, als stünden Alle, die, in der weiten Welt verstreut, das Lichtbild sehen werden, in einer einzigen Gestalt hinter dem Apparat und



blickten durch die Linse mit einem einzigen Auge, kritisch prüfend, suchend und sehnend. Darin liegt die ungeheure suggestive Kraft dieser kleinen toten Glaslinse für den Schauspieler, daß sie für Millionen Menschaugen zu sehen hat. Wie sollte der Darsteller vor einer Wirkung von solcher suggestiven Stärke noch innerlich unbeteiligt bleiben? Ein Darsteller mit seelischen Energien jedenfalls nicht. So besteht, wenn auch nur mittelbar, aber nicht weniger intensiv, der von Herrn Liebert bestrittene Wesens- und Wirkungszusammenhang des Darstellers im Lichtbild mit dem Publikum durchaus. Wie stark jedoch die suggestive Anregung bei der Filmaufnahme für den Schauspieler ist (auch die anfeuernden Regisseure und die Komparsen haben Teil daran), so weiß sich doch der Schauspieler auch aus eigener Kraft in den Zustand künstlerischen Schaffens zu versetzen. Denn seine genialsten Gestalten hat er oft allein in stiller Studirstube und auf den Proben erlebt.

Herrn Liebert scheint denkbar, daß, sollte ein Schauspieler selbst Beseeltheit vor dem Apparat aufbringen, diese auf dem Umweg über die photographische Platte verloren gehen könne. Damit streift er die brennendste Frage. Wie wir gesehen haben, geht die künstlerische Produktion völlig unbeeinflußt von irgendwelchen mechanischen Wirkungen im Darsteller vor sich. Es handelt sich also nur darum, ob die Uebertragung durch die Linse auf das Filmband, von da auf das Positiv und von da wieder durch die Linse des Projizirapparates auf die Leinwand dem vor Durchgang durch die Linse des Kurbelapparates schon fertigen Kunstwerk das künstlerische Leben rauben kann. Zum Vergleich ziehe ich das Gemälde heran, eine Kunstgattung, die, ich betone es ausdrücklich, anderen Gesetzen als der Film untersteht. Ich vergleiche Beide deshalb nicht im Hinblick auf ihren künstlerischen Werdeprozeß, sondern auf ihre Wiedergabe durch die Photographie. Trotz ihrer gesetzmäßigen Verschiedenheit haben, im Moment der photographischen Aufnahme, das Gemälde und die Darstellergruppe der Lichtbildszene Eins gemeinsam: Beide sind durch Ekstase der Wirklichkeit entrückt und nur noch Träger der künstle-



rischen Idee. Der Schauspieler gestaltet diese, dem Dichter kongenial nachschaffend, vor der Linse; der Maler schuf sie unmittelbar auf der Leinwand. Die Photographie sowohl des Gemäldes als auch der Filmszene ist nur noch schwarz-weiß. Trotzdem ist der künstlerische Reiz des photographirten Gemäldes, sogar eines Rubens, noch gewaltig. da, wenn auch die Farbe in der Malerei etwas unersetzbar Köstliches ist, aus dem Schwarz-Weiß noch die Idee des Schöpfers, der Rhythmus, die künstlerische Komposition dem Betrachter unversehrt und lebendig entgegen-treten. So bleibt auch das künstlerische Leben der vom Schauspieler gespielten und durch Photographie auf die Leinwand übertragenen Szene erhalten. Durch die im Lichtbild mögliche Bewegung der Bilder, die in unzähligen Variationen möglichen Einstellungen (von oben, hinten, vorn, seitlich) und durch die Verwendung geeigneter Großaufnahmen erfährt die Plastik der auf der Fläche erscheinenden Gestalten weniger Einbuße als eine dem Material der Leinwand gemäße Wandlung.

Das Lichtbild muß als künstlerisches Ausdrucksmittel anerkannt werden. Daran ändert die Tatsache nichts, daß ihm ein riesiger Ballast an Nichtkunst anhängt. Welche Kunstgattung ist von solchem Ballast frei? Beim Lichtbild wird er, wegen dessen schrankenloser Vervielfältigungsmöglichkeit, besonders wirksam sichtbar. Der Menschheit ewiges Sehnen ist, sich über die Materie zu erheben. So lange dieses Ziel aber nicht erreicht wird (und es ist wohl Menschenschicksal, ewig nur danach zu streben), dürfen wir auch keinen Weg sehen, der an das Ziel führen kann; keinen, selbst wenn noch so viele Sackgassen sich öffnen. Das gilt auch für das Lichtbild als künstlerisches Ausdrucksmittel. Seine Entwicklung hat uns gezeigt, daß der Weg aufwärts führt; darum wollen wir auf ihm entschlossen weiterschreiten.

Walter Jannings.





## Demonstration

Vor ein paar Wochen war Lord Rothschild, der Chef des berühmten englischen Bankhauses, in Berlin und fand bei einem Essen, zu dem sein alter Geschäftsfreund Franz von Mendelssohn, der berliner Handelskammerpräsident, eingeladen hatte, Gelegenheit, mit Ministern und Führern der deutschen Wirtschaft über die Möglichkeiten und Voraussetzungen einer englisch-amerikanischen Anleihe für Deutschland zu plaudern. Eine Woche später reiste Herr Havenstein, der Präsident der Deutschen Reichsbank, nach London, angeblich nur, um mit seinen Kollegen von der Bank von England technische Fragen zu erörtern; aber man darf, trotz amtlicher Ablehnung, wohl vermuten, daß er versuchen wollte, den in Berlin angeknüpften Faden vorsichtig weiter zu spinnen. Als er in Berlin wieder aus dem Schlafwagen stieg, ließ der „Centralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes“, dem noch immer Herr Rießer, Präsident des Hansabundes und Leuchte der Deutschen Volkspartei, vorsitzt, drucken, die Sound Currency Corporation in London habe ihn zu der von ihr für Anfang Dezember geplanten internationalen Währungskonferenz eingeladen. Zu einer Konferenz, die erwägen soll, ob und wie man den durch den Kriegsausgang und die Entschädigungspflicht geschaffenen Währungswirren und daraus folgenden Wirtschaftstörungen ein Ende bereiten könne. Der Centralverband habe höflich gedankt, aber erwidert, daß er die Einladung nicht annehmen könne, „weil die Beteiligung Deutschlands an internationalen Sachverständigenberatungen über die Gesundung der kranken Währung Deutschlands wie anderer Länder so lange zwecklos scheine, wie keine Gewähr dafür bestehe, daß die Beschlüsse der Sachverständigen bei den Regierungen der maßgebenden Länder die erforderliche Beachtung fänden, insbesondere, so weit die notwendigen politischen Voraussetzungen für die Wiederherstellung geordneter Währungen in Betracht kämen.“

Noch auffälliger als diese Ablehnung selbst ist die Begründung und deren demonstrative Veröffentlichung. Die Sound Currency Corporation ist eine Vereinigung wohlmeinender Männer, die ehrlich bemüht sind, ein Mittel zur Heilung der Weltkrankheit zu finden. Ihr gehören tüchtige Leute aus der Wissenschaft und der Wirtschaftspraxis an, aber die Häupter der londoner Hochfinanz und andere Zierden der englischen Volkswirtschaft sind in ihr nicht zu erblicken. Ob der Centralverband in einer Währungskonferenz, die von solcher Seite veranstaltet wird und für die



sich in der englischen Presse beträchtliches Interesse zeigt, mitarbeiten soll, ist eine Frage, die man, je nach der Ueberzeugung, bejahen oder verneinen mag. Für die Bereitschaft, die Lebensfragen unserer Wirtschaft, Währung und Reparation, überall zu erörtern und dadurch die Erkenntniß der Wirklichkeit, wärs auch nur ein Bischen, zu fördern, läßt sich gewiß viel sagen. Entschloß sich aber der Centralverband, die Einladung abzulehnen, dann brauchte er über die ihm offenbar unwichtig scheinende Sache öffentlich nicht zu reden und durfte die Ablehnung nicht in einer Weise begründen, aus der die Welt schließen muß, Deutschland lehne alle Sachverständigenberatungen so lange als wertlos ab, wie die politischen Voraussetzungen, also die Beschlüsse von Paris und London, nicht geändert sind.

Nun liegen die Dinge aber so, daß die Wandlung der politischen Bedingungen gerade von den Mächten der Wirtschaft zu erhoffen ist: denn sie haben zuerst die Unhaltbarkeit des von den Siegern erträumten Zustandes durch die Praxis des Alltagsgeschäftes kennen gelernt. In den Tagen von Versailles und noch lange danach war Professor Keynes ein Prediger in der Wüste; heute denken in den Grenzen des britischen Imperiums und darüber hinaus Unzählige ähnlich wie der Mann von Cambridge. Diese Entwicklung stören wir durch inhaltlose Negation und Proteste, die leicht als Zeichen des Mangels an gutem Willen zu deuten sind. Diese vernünftige Entwicklung fördern wir nur, wenn wir sachlich und ernsthaft den Vertrag zu erfüllen streben und dadurch auch den Verteidigern und Gegnern die Grenze der Erfüllbarkeit zeigen. Zu lange schon haben die Leiter der deutschen Finanz sich als Geister steter Verneinung erwiesen. Der grell illuminierte fünfte Deutsche Bankiertag und die Mitwirkung der deutschen Fachleute bei der internationalen brüsseler Finanzkonferenz ließen nur auf Enge und Kurzsicht der Auffassung schließen. Der letzte Wall, der die Notwendigkeit der Vertragsrevision noch manchem Auge verbirgt, ist der Aberglaube, von Valutadumping und „Katastrophenhause“ habe die deutsche Wirtschaft dauernden Vorteil zu erwarten und in der Oberschicht unserer Industrie und Finanz werde deshalb die Erhaltung dieses Zustandes erstrebt. Die laut betonte Weigerung der größten deutschen Bankenorganisation, auf einer internationalen Währungskonferenz vertreten zu sein, muß leider diesen Aberglauben nähren. Statt den Wall möglichst schnell abzutragen, hat die Weisheit des Centralverbandes ihn erhöht. Und seitdem ist der Sterlingkurs über 1100 gestiegen. Cheiron.



# Die Tragödie der Armenier

---

S o e b e n e r s c h e i n t :

## Der Prozeß Talaat Pascha

---

### Stenographischer Prozeßbericht

über die Verhandlungen gegen den des Mordes an Talaat Pascha angeklagten armenischen Studenten Salomon Teilirian vor dem Schwurgericht des Landgerichts III zu Berlin, Aktenzeichen: C. J. 22/21, am 2. und 3. Juni 1921, mit einem Vorwort von Armin T. Wegner und einem Anhang

Das Unglück des armenischen Volkes, ohne Beispiel im Weltkrieg, ja, vielleicht ohne Beispiel in der Geschichte der Menschheit überhaupt, war ein Verbrechen, dessen Echo selbst während des Krieges erschütternd über die Grenzen aller Länder drang, nur nicht in das Herz Deutschlands. Erst der Pistolenschuß eines unbekannten armenischen Studenten, der den ehemaligen türkischen Minister des Innern niederstreckt, und der sich aus dieser Tat entwickelnde Prozeß lenkten zum erstenmal die Augen des deutschen Volkes auf das blutigste Kapitel des Weltkrieges, die systematische Niedermetzelung eines ganzen Volkes durch die jungtürkische Regierung.

Ladenpreis 15 Mark

---

Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin / Unter den Linden 17/18



# Einladung

zu der am

**Sonnabend, den 26. November 1921**

vormittags 10 Uhr

im Bankgebäude zu Berlin, Behrenstr. 68-69, abzuhaltenden

## **außerordentlichen Generalversammlung**

### **T a g e s o r d n u n g:**

1. Beschlußfassung über die Genehmigung des mit der Bank für Handel und Industrie am 30. Oktober 1921 abgeschlossenen Vertrages.
2. Beschlußfassung über Erhöhung des Grundkapitals um nom. 100 000 000.— M. unter Ausschluß des gesetzlichen Bezugsrechts der Aktionäre. Festsetzung der Modalitäten der Begebung, insbesondere des Mindestkurses.
3. Beschlußfassung über eine weitere Erhöhung des Grundkapitals um nom. 50 000 000,— M. unter Ausschluß des Bezugsrechts der Aktionäre. Festsetzung der Modalitäten der Begebung, insbesondere des Mindestkurses.
4. Aufnahme weiterer persönlich haftender Gesellschafter.
5. Beschlußfassung über Aenderung des Gesellschaftsvertrages, und zwar der §§ 2, 5, 6, 13, 14, 21, 25 Ziffer 4, 32, 42, 43, 48 und 51, sowie über Einfügung eines neuen Abschnittes nach § 45 über das Verhältnis zur Bank für Handel und Industrie.
6. Aufsichtsratswahlen.  
Zwecks Ausübung des Stimmrechts hat die Hinterlegung unserer Aktien bzw. die Hinterlegung der notariellen Depotscheine gemäß § 33 unseres Gesellschaftsvertrages bis zum **22. November 1921 einschließlich** bei uns und unseren Niederlagen sowie

#### **in Breslau:**

bei den Herren Eichborn & Co.,

#### **in Frankfurt a. M.:**

bei der Deutschen Effekten- und Wechsel-Bank,  
bei Herrn Jacob S. H. Stern,  
bei den Herren Gebr. Sulzbach,

#### **in Hamburg:**

bei den Herren L. Behrens & Söhne,  
bei den Herren M. M. Warburg & Co.,

#### **in Köln:**

bei dem Bankhaus A. Levy,

#### **in Leipzig:**

bei der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt, Aktiengesellschaft,

#### **in Magdeburg:**

bei den Herren Dingel & Co.,—

#### **in München:**

bei der Bayerischen Vereinsbank  
zu erfolgen.

BERLIN, den 4. November 1921

**Nationalbank für Deutschland  
Kommanditgesellschaft auf Aktien**

Goldschmidt Hincke Dr. Schacht Dr. Strube Wittenberg



# E. T. A. HOFFMANN

Das Leben eines Künstlers

von

WALTHER HARICH

Zweite Auflage. Zwei schöne Halbleinenbände. Preis M. 95.—

Das Werk erfüllt die beiden wichtigsten Vorbedingungen für eine Dichterbiographie: es ruht auf einer gründlichen Kenntnis der Quellen, auf echter Liebe und unmittelbarem, echtem Mitfühlen und Mitschwingen. Es gab bis heute keine brauchbare Biographie Hoffmanns; die alte von Hitzig war einseitig und auch materiell ungenügend, sie entstand schon sehr bald nach Hoffmanns Tode und ist als Quelle heute noch sehr wichtig, als Darstellung aber recht ungenügend. In neuerer Zeit kam dazu noch der Versuch einer Biographie von Ellinger, in den neunziger Jahren erschienen und von mir damals geschätzt und mit Freude gelesen, weil zum erstenmal in diesem Buch Hoffmanns Musikertum eingehender und mit Verständnis behandelt war. Inzwischen hat Hans von Müller die Vorarbeiten für eine wirklich genügende Monographie geleistet, und so besitzen wir nun an Harichs Werk eine Darstellung, die eine alte Lücke ausfüllt und etwas Neues und Wesentliches leistet. Die feinfühligsten und sehr sorgfältigen Analysen aller Werke Hoffmanns, die in Harichs Werk stehen, gipfeln fast alle in unmittelbaren Werturteilen, und er stellt eine den bisherigen Ausgaben unbekannte Wertordnung für diese Werke auf, mit der ich mich im wesentlichen völlig einverstanden erklären könnte. So ist denn wieder ein Dichter entdeckt worden, hundert Jahre nach seinem Tode.

*Hermann Hesse in der Vossischen Zeitung*

## JOSEF NADLER

DIE BERLINER ROMANTIK 1800 — 1814

Zweite Auflage. — Preis: Geheftet 40.—, gebunden 50.— M.

Was dem Werke Nadlers über seinen literarhistorisch bahnbrechenden Wert hinaus eine aktuelle Bedeutung verleiht, ist die klare völkische Linie, die sich daraus bis in die Neuzeit ziehen läßt. Unwillkürlich drängt sich uns der Vergleich zwischen unserer Zeit und dem Anfang des vorigen Jahrhunderts auf. Auch wir stehen vor dem Zerfall einer äußeren, mehr oder minder gewaltsamen Staatseinheit. Auch unsere Aufgabe ist es, eine auf Volksgemeinschaft beruhende, innere Einheit wiederherzustellen. Die Fülle des aus allen Kulturen zusammengehäuften geistigen Erbes zwingt uns zu einer engeren, in der Bahn unseres völkischen Aufstieges liegenden Auswahl. Bücher, wie das von Nadler, sind in hohem Maße dazu geeignet, zum Wegweiser zu dienen aus weiter Vergangenheit in die Zukunft.

*Berliner Börsen-Zeitung*

ERICH REISS VERLAG • BERLIN W62





Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probeendung. Postfach 2. Hamburg 31.

**Emser Wasser**  
gegen Katarh, Husten u.s.w.

**Bad Kissingen. Hotel Büdel**  
gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten von den Quellen. **Bekannt gutes Haus.** Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung durch den Besitzer **A. Büdel.**

# LOUIS MICHEL

Bankgeschäft / Berlin W56, Französischestr. 29

Spezialzweige des Effektengeschäfts

Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

**Wiener Restaurant** Friedrichstr. 88  
Mittelstr. 57—59  
**TELEPHON:**  
Zentrum 4086 **KRZIWANEK**  
Pilsner Urquell Weltberühmte Küche

## Das große Bilderbuch des Films

:: Dritte ::  
Prachtausgabe

**1921**

:: Dritte ::  
Prachtausgabe

Künstlerische Ausführung im Tiefdruck-Verfahren

Geschaffen unter Mitwirkung erster Fachmänner und Schriftsteller, bringt es neben Szenen aus den bedeutenden Filmwerken auch die Bildnisse der bekanntesten und beliebtesten Film-Künstler und -Künstlerinnen.

Preis M. 20,—

Erscheint im Dezember

Preis M. 20,—

**Verlag Film-Kurier \* Berlin W 8**

Im Interesse prompter Lieferung Bestellungen schon jetzt erbeten

## == Korpulenz ==

Fettleibigkeit beseitigen **Dr. Hoffbauer's** ges. gesch.

**Entfettungstabletten**

Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel gegen Fettsucht und übermäßige Körperfülle auch ohne Einnahme einer bestimmten Diät. Keine Schädigung der Verdauung. — Gratis-Broschüre auf Wunsch. **Elektro-Druckerei, Berlin SW 414, Leipziger Str. 74 (106).** (Telephon Amt 7192)



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrg. 19. November 1921

Nr. 8

---

## Sonntag des Lebens

### Das alte Lied

**D**as neue Preußenministerium ist Ihnen (einem, schreiben Sie, „erfahrenen Kaufmann, der die Welt gesehen hat und zu wissen glaubt, was unser Deutschland heute braucht“) allzu buntscheckig? Mir auch. Neben strenggläubigen Katholiken, die noch die stillste Lösung aus den Banden des Kirchendogmas Totsünde dünkt, demokratische Sozialisten, deren (jetzt, freilich, schon vergilbendes) Programm alle Religion kühl Privatsache nennt. Auf den wichtigen Posten der Minister für Wissenschaft, Volksbildung, Kultus und Finanz zwei Hohenzollernschwärmer, „königstreu bis in die Knochen“, deren einer im vorigen Jahr der Neigung zu den Kappiden verdächtigt und deshalb dem Amt entsetzt wurde, deren anderer innig, bis auf den Grund des Seelengefäßes, für den „Geist von Potsdam“ erglüht, im Parademarsch ein Hauptmittel zu Erziehung sieht: mit seiner Gluth also den „Geist“ des Soldatenkönigs, nicht Fritzens, des Französlings, umfängt und als Haupt der Landeskirche, der Hoch- und Volksschulen, der Kunst- und Kulturpflege drum Republikaner wunderlich anschießt. Schlimmer ist, daß aus dem Kabinett, wie aus dem auf die Reichszinne gezimmerten, kein Kerl von Kaliber vorleuchtet, kein durch Könnensprobe Hinaufgelangter. Doch unmöglich ist ja nicht, daß sich, was gestern mühsälig kroch, morgen entpuppt und in unseres Sehnsens Höhe emporschwebt. Von einer Preußenregierung ist



fürs Erste nicht viel zu hoffen, nicht viel zu fürchten; vernünftige Sparwirthschaft, die nicht früh und spät an die Unterbringung Befreundeter dächte, käme hier, im Lichtbezirk der Reichsregirung, mit zwei Ministerien aus. Wenn die neuen Leute auch nur im Kleinsten Nützliches leisten, wollen wir sie nicht wegen ihrer Herkunft aus der „breiten Koalition“ hänseln. Sie, Herr Hanseat, glauben nicht, daß aus der buntsteinigen Höhlung ein Quickborn sprudeln könne; und schließen auf schlechtes Wetter für Preußen, dem Sie nicht zugehören, aber Gedeihen in neue Kraft wünschen, weil schon am ersten Verhandlungstag ein Stürmchen entstand, als der Ministerpräsident Braun, der wenigstens harten Willen hat, „sich gegen das blödsinnige Märchen wandte, der ungünstige Waffenstillstand sei die Folge der revolutionären Wühlerei in Heer und Heimath gewesen“. Ein anders Denkender könnte sagen: daß die Zollernschwärmer dazu, gewiß sehr ungern, schwiegen, sei ein gutes Zeichen für die Haltbarkeit des Regirerbundes. Doch die Abwehr des Herrn Braun war viel zu matt. Und da die Macht des „blödsinnigen Märchens“ (zwei Briefe über den selben Gegenstand bestätigen es mir wieder) viel größer ist, als Sie wähnen, da Millionen, insbesondere neun von je zehn der Heimath entlaufene Deutschen, noch immer auf die Monarchistenfabel schwören, will ich die wichtigsten Thatsachen wiederholen, die jede wahrhaftig republikanische Regirung längst in alle Köpfe hämmern mußte.

„Mitte Juli 1918, vor Antritt des Postens des Staatssekretärs, hatte ich in Avesnes General Ludendorff die förmliche und bestimmt gefaßte Frage vorgelegt, ob er sicher wäre, mit der jetzigen Offensive den Feind endgiltig und entscheidend zu besiegen. General Ludendorff hatte meine Frage wiederholt und darauf erklärt: ‚Darauf antworte ich mit einem bestimmten Ja.‘ Vor der Besprechung zwischen dem Reichskanzler, dem Generalfeldmarschall, General Ludendorff und mir (ich glaube, am dreizehnten August) hat mich General Ludendorff allein bei Seite genommen und mir eröffnet, er habe mir im Juli gesagt: er sei sicher, mit der im Gang befindlichen Offensive den Kriegswillen des Feindes zu brechen und ihn zum Frieden zu nöthigen; diese Sicherheit habe er jetzt



nicht mehr. Auf meine Frage, wie er sich die Weiterführung des Krieges denke, hat General Ludendorff geantwortet, wir würden durch eine strategische Defensive im Stande sein, den Kriegswillen des Feindes zu lähmen und ihn so mählich zum Frieden zu bringen. In der angeführten Besprechung zu Vieren hat Niemand dieses ausschlaggebende Thema wieder angeschnitten. Erst im Kronrath (am vierzehnten August) habe ich es wieder vorgebracht und behandelt; siehe Protokol. General Ludendorff hat damals die ‚große Offensive‘ als nicht mehr möglich bezeichnet, wohl aber eine strategische Defensive mit gelegentlichen offensiven Vorstößen, mit guter Aussicht auf endliche Lähmung des Kriegswillens des Feindes. Generalfeldmarschall Von Hindenburg beurtheilte die militärischen Aussichten noch günstiger. Die politische Lage, wie ich sie vor dem Kronrath auseinandergesetzt hatte, verbot mir, an diesen Erfolg der strategischen Defensive zu glauben. Das habe ich im Kronrath erklärt und die Ermächtigung zur Anbahnung des Friedens mit diplomatischen Mitteln verlangt. Darunter begriff ich auch: Minderung der bis dahin aufgestellten Kriegsziele. Hierfür war OHL damals noch nicht zu haben: siehe Schlußsatz des Protokols vom vierzehnten August. Die mir ertheilte Ermächtigung zu Friedensschritten wurde dadurch beschränkt, was ich aber mählich zu beheben hoffte; mit Recht, wie die Zukunft bewies. Indes eine wesentliche Beschränkung der Ermächtigung war die folgende: ‚der geeignete Moment müsse abgewartet werden, ehe diplomatische Fäden anzuspinnen wären; ein solcher Moment böte sich nach dem nächsten (unserem) Erfolg an der Westfront.‘ Später, im September, wurde als Moment bezeichnet: ‚wenn die Rückwärtsbewegung unserer Armee zum Stehen gekommen sein würde, etwa in der Siegfriedstellung.‘ (Staatssekretär Hintze.)

Elfter September: „Als Ergebniß neuerlicher Besprechungen zwischen Seiner Majestät, OHL und Staatssekretär Einverständnis mit sofortiger Einleitung Friedensdemarche bei neutraler Macht. Wien soll zum Beitritt bzw. Einverständnis aufgefordert werden, eben so Sofia und Konstantinopel.“

Dreißigster September: „Ganz geheim. Zur ausschließlichen persönlichen streng vertraulichen Orientirung. Ge-



sammte Lage zwingt uns, baldigst mit Friedensangebot an Amerika heranzutreten. Hintze.“

„Großes Hauptquartier.

Oberste Heeresleitung bittet, von allen Veröffentlichungen über unseren Friedensschritt Kenntniß zu erhalten, damit sie die Armee rechtzeitig benachrichtigen kann. Es besteht sonst Gefahr, daß Demoralisation eintritt. Lersner.“ (Noch ist also von Demoralisation nichts zu merken.)

Erster Oktober: „General Ludendorff bat soeben Freiherrn von Grünau und mich in Gegenwart von Oberst Heye, Euer Excellenz seine dringende Bitte zu übermitteln, daß unser Friedensangebot sofort hinausgeht. Heute halte die Truppe, was morgengeschehen könne, seinicht vorauszusehen. Lersner.“

Großes Hauptquartier, Bussche.

„Wenn bis heute abend sieben bis acht Uhr Sicherheit vorhanden ist, daß Prinz Max von Baden die Regierung bildet, so bin ich mit dem Aufschub bis morgen vormittag einverstanden. Sollte dagegen die Bildung der Regierung irgendwie zweifelhaft sein, so halte ich die Ausgabe der Erklärung an die fremden Regierungen heute nacht für geboten. Hindenburg.“

Großes Hauptquartier.

„General Ludendorff sagte mir eben in Gegenwart von Oberst Heye und Lersner, Eurer Excellenz seine dringende Bitte zu übermitteln, das Friedensangebot sofort hinausgehen zu lassen und damit nicht erst bis zur Bildung der neuen Regierung zu warten, die sich verzögern könne. Heute hielte die Truppe noch und wir seien noch in einer würdigen Lage; es könne aber jeden Augenblick ein Durchbruch erfolgen und dann käme unser Angebot im allerungünstigsten Moment. Er komme sich vor wie ein Hasardspieler und es könne jederzeit irgendwo eine Division versagen. Ich habe den Eindruck, daß man hier völlig die Nerven verloren hat, und möchte glauben, daß wir schlimmsten Falls nach außen hin den Schritt mit der Haltung Bulgariens begründen können. Grünau.“

„Bildung neuer Regierung voraussichtlich heute, ersten Oktober, nachts. Dann kann Angebot sofort in der selben Nacht hinausgehen. Militärische Lage ist stärkstes Druckmittel gegenüber unsinnigen und anspruchsvollen Parteien. Hintze.“



Zweiter Oktober: „General Ludendorff erklärte mir, daß unser Angebot von Bern aus sofort nach Washington weitergehen müsse. Achtundvierzig Stunden könne die Armee nicht noch warten. Er (Wort fehlt, wohl ‚bitte‘) Eure Excellenz dringendst, Alles zu thun, damit das Angebot auf allerschnellste Weise durchkäme. Ich wies deutlich darauf hin, daß der Feind trotz aller Beschleunigung kaum vor Ablauf einer Woche antworten werde. Der General betonte, daß Alles darauf ankäme, daß das Angebot spätestens Mittwoch nachts oder Donnerstag früh in Händen der Entente sei, und bittet Eure Excellenz, alle Hebel dafür in Bewegung zu setzen. Er glaube, daß zur Beschleunigung vielleicht die Note von der schweizerischen Regierung durch Funkspruch von Nauen an den Adressaten mit schweizer Chiffre gegeben werden könne. Lersner.“

„Unsere Truppen haben sich in überwiegender Zahl vortrefflich geschlagen und Uebermenschliches geleistet. Der alte Heldensinn ist nicht verloren gegangen. Die feindliche Uebermacht hat die Truppe nicht erschreckt. Offiziere und Mann wetteifern mit einander. Trotzdem mußte die OHL den ungeheuer schweren Entschluß fassen, zu erklären, daß nach menschlichem Ermessen keine Aussicht mehr besteht, dem Feinde den Frieden aufzuzwingen. Wie unsere große Offensive vom fünfzehnten Juli sofort eingestellt wurde, als ihre Fortführung nicht mehr im Verhältniß zu den zu bringenden Opfern stand, eben so mußte jetzt der Entschluß gefaßt werden, die Fortsetzung des Krieges als aussichtslos aufzugeben. Noch ist hierzu Zeit. Noch ist das deutsche Heer stark genug, um den Gegner Monate lang aufzuhalten, örtliche Erfolge zu erringen und die Entente vor neue Opfer zu stellen. Aber jeder Tag weiter bringt den Gegner seinem Ziel näher und wird ihn weniger geneigt machen, mit uns einen für uns erträglichen Frieden zu schließen. Deshalb darf keine Zeit verlorengehen. Jede vierundzwanzig Stunden können die Lage verschlechtern und dem Gegner Gelegenheit geben, unsere augenblickliche Schwäche klar zu erkennen. Das könnte die unheilvollsten Folgen für die Friedensaussichten wie für die militärische Lage haben.“ (Vortrag des Majors Freiherrn von dem Bussche am zweiten Oktober.)



Dritter Oktober: „Die Oberste Heeresleitung bleibt auf ihrer Forderung der sofortigen Herausgabe des Friedensangebotes an unsere Feinde bestehen. Infolge des Zusammenbruches der makedonischen Front, der dadurch nothwendig gewordenen Schwächung unserer Westreserven und in Folge der Unmöglichkeit, die in den Schlachten der letzten Tage eingetretenen sehr erheblichen Verluste zu ergänzen, besteht nach menschlichem Ermessen keine Aussicht mehr, dem Feinde den Frieden aufzuzwingen. Der Gegner seinerseits führt ständig neue, frische Reserven in die Schlacht. Noch steht das deutsche Heer festgefügt und wehrt siegreich alle Angriffe ab. Die Lage verschärft sich aber täglich und kann die Oberste Heeresleitung zu schwerwiegenden Entschlüssen zwingen. Unter diesen Umständen ist es geboten, den Kampf abubrechen, um dem deutschen Volke und seinen Verbündeten nutzlose Opfer zu ersparen. Jeder versäumte Tag kostet Tausenden von tapferen Soldaten das Leben.“ Hindenburg; am dritten Oktober.

Reichskanzler Prinz Max von Baden sagt am elften Oktober zu den Staatssekretären: Am Abend des ersten Oktober sei ihm der Reichskanzlerposten angeboten worden mit dem gleichzeitigen Verlangen, sofort die Friedensvermittlung Wilsons nachzusuchen. Er habe sich dagegen gesträubt und mindestens acht Tage warten wollen, um die neue Regierung zu konsolidiren und nicht den Eindruck hervorzurufen, als handeln wir bei unserer Bitte um Friedensvermittlung unter dem Druck eines militärischen Zusammenbruches. Am selben Abend habe eine Besprechung zwischen ihm, Hindenburg, Berg, Payer und Hintze stattgefunden. Im Verlaufe dieser Unterredung habe er mehrmals an die OHL im Großen Hauptquartier die telephonische Anfrage richten lassen, ob nicht mit der Note gewartet werden könne. Darauf sei vom General Ludendorff die telephonische Antwort ertheilt worden, wenn er, der Prinz, am nächsten Morgen um zehn Uhr noch nicht Reichskanzler sei, so solle lieber der Vicekanzler Herr von Payer noch heute Abend die Note unterzeichnen. Durchgesetzt hätten die OHL und der Staatssekretär Von Hintze die Note an Amerika gegenüber Bedenken, die so



wohl er selbst als Payer und Solf hatten. So stark sei damals das Drängen der OHL gewesen. Vielleicht sei jetzt etwas mehr Ruhe bei der OHL, aber sie halte doch fest an der Forderung eines sofortigen Waffenstillstandes.

Dr. Solf: Auch er habe Hindenburg gefragt, ob wir nicht acht oder wenigstens vier Tage Zeit hätten. Der Feldmarschall habe erwidert, darauf könne er keine bestimmte Antwort geben, und seine Erwiderung mit den Worten geschlossen: Machen Sie schnell! Machen Sie schnell!

„Heute wurde die Berathung der Antwortnote an Präsident Wilson fortgesetzt und beendet. Nachdem General Ludendorff erklärt hatte, daß die Armee durchbrochen werden könne, daß ein weiteres Halten der Westfront einem Hasardspiel gleich käme, daß die Armee Ruhe brauche, um sich zu erholen, nachdem sich ferner Generalfeldmarschall Von Hindenburg mit dem Text der Note einverstanden erklärt hat und nur einen Zusatz wünschte, der auch Aufnahme fand, habe ich in der Sitzung der Staatssekretäre etwa Folgendes erklärt. Schweren Herzens stimmte ich der Antwort zu, nachdem die höchsten militärischen Autoritäten die Lage der Armee, wie geschehen, geschildert haben. Ob wir die Macht haben würden, an unserer Grenze noch erfolgreich weiter zu kämpfen, ist eine andere Frage. Es liegt mir fern, die Ansicht Ludendorffs, daß die deutsche Grenzfront zu halten ist, zu kritisiren. Ich weise aber nur hin auf Das, was die Marine angeht, auf die Gefahr, die dem deutschen Industriegebiet durch feindliche Kanonen und Flieger droht. Auf die Gefahr, der der U. Boot-Stützpunkt Emden und der Flottenstützpunkt Wilhelmshaven ausgesetzt ist, wenn die Entente durch Holland in die Schelde eindringt. Antwerpen haben wir ja geräumt. Ferner geben wir der Entente einen ungeheuren Vortheil durch die Einstellung des U. Boot-Krieges für den Fall, daß die Friedensverhandlungen wieder abgebrochen werden. Das bedeutet für uns einen Ausfall an Versenkungen von monatlich 4 bis 500 000 t. Wir legen also die einzige Offensivwaffe, die wir noch besitzen und die zum guten Frieden führt, dadurch mit Sicherheit lahm. Nachdem ich diese Bedenken vorgebracht habe, muß ich



sie in Anbetracht der Stellungnahme der OHL zurücksetzen.“  
(Staatssekretär Mann, Reichsmarineamt; am zwölften Oktober.)

„Ich und General Ludendorff stimmen dem telephonisch mitgetheilten Wortlaut der Antwort an Wilson zu. Hindenburg.“

General Ludendorff: „Es ist heute so, daß wir jeden Tag eingedrückt und geschlagen werden können. Vorgestern ist es gut gegangen; es kann auch schlecht gehen.“

Der Reichskanzler: „Wie stark ist das Westheer?“

Oberst Heye: „Die Westfront zählt jetzt 91 Divisionen, davon 4 Oesterreicher und 7 aus dem Osten. Sie sind sehr verschieden an Stärke. 28 Divisionen haben nur Bataillonstärken von ungefähr 200 bis 300 Mann. Die übrigen stehen sich ungefähr auf 400 bis 500.“

Der Reichskanzler: „Wie viele Amerikaner kommen monatlich nach Frankreich?“

Oberst Heye: „Nach dem Durchschnitt der letzten Monate: 250 000.“

General Ludendorff: „Im April, Mai und Juni waren es 350 000.“

Der Reichskanzler: „Wie groß wird die Stärke des amerikanischen Heeres im nächsten Frühjahr sein?“

Oberst Heye: „Die amerikanische Heeresleitung berechnet die Truppenzahl jetzt auf 1 200 000; für das nächste Frühjahr rechnen sie mit 2 300 000 Kämpfern.“

Der Reichskanzler: „Also wir können bis nächstes Frühjahr 600 000 bis 700 000 Mann Ersatz aufstellen, die Feinde 1 100 000 Mann, wenn ich nur die Amerikaner berechne; dazu kommen dann vielleicht die Italiener. Wird sich also zum Frühjahr unsere Lage verschlechtern oder verbessern?“

General Ludendorff: „Nach den Zahlen ist es keine Verschlechterung. Aber dazu kommt die Rückwirkung der Räumung auf unsere wirtschaftliche Lage; wenn wir zurückgehen, wird die Lage unserer Kriegsindustrie im höchsten Maße verschlechtert.“

Ludendorff: „Nach Nachrichten des Generals Cramon sei der Geist der österreichischen Armee überraschend gut. Der Ausfall von Oesterreich würde natürlich sehr ungünstig



wirken; ob allerdings auf unsere Truppen, Das sei sehr zweifelhaft, da auch der Abfall Bulgariens auf diese keinen besonderen Eindruck gemacht habe. Gleichwohl befürworte er mit Rücksicht auf den zu befürchtenden Abfall Oesterreichs die Fortsetzung der Friedensverhandlungen. Er sehe jedoch die Lage in Oesterreich nicht so an, daß wir dadurch gezwungen würden, jede Bedingung anzunehmen. Durch den Abfall Oesterreichs würde allerdings die italienische Armee frei. Das sei natürlich schlimm. Schließlich sei aber dann immer noch Zeit, kleinbeizugeben.“ (Siebenzehnter Oktober.)

Fünfundzwanzigster Oktober. „Herr von Lersner telephonirt mir, daß die OHL, die heute Nachmittag zusammen mit Herrn von Hintze eintreffen werde, sehr ‚wild‘ sei und auf einer Ablehnung des wilsonschen Waffenstillstandes bestehen werde. Auf Grund seiner langjährigen Erfahrung im Großen Hauptquartier und seiner über die gegenwärtige militärische Lage gemachten Beobachtungen und eingezogenen Informationen könne er aber nur auf das Dringendste davor warnen, etwaigen Versprechungen der OHL Glauben zu schenken und uns in der einmal eingeschlagenen Friedenspolitik auch nur im Geringsten beirren zu lassen. Die militärische Lage sei heute mindestens eben so hoffnungslos wie vor drei Wochen, da eine Besserung nicht zu erwarten und es nur eine Frage von Wochen, höchstens wenigen Monaten sei, wenn der Feind bei uns im Lande stehe. Auf meine Frage, wie ein Wechsel in der OHL auf die Front wirken würde, sagte Herr von Lersner: daß bei einem Theil der Armee Dies vielleicht ungünstig, bei dem größeren Theil aber günstig wirken würde, da man das Vertrauen in die gegenwärtige OHL verloren habe. Haniel.“

Erzberger: Die Grundgedanken der Ausführungen des Generals Groener seien seiner Ansicht nach folgende: 1. Eine Verbesserung der militärischen Lage sei nicht zu erwarten; 2. eine Zurücknahme bis an die Grenze sei in Aussicht zu nehmen. 3. Wie lange wir die Reichsgrenze oder die Maaslinie halten könnten, sei ungewiß. Könne General Groener die Verantwortung übernehmen, daß noch weiteres Blut vergossen werde, wenn die Lage sich nicht verbessern lasse?



Groener wünsche, daß der Bolschewismus bekämpft werde. Zahlreiche Nachrichten gingen aber dahin, daß die schlechte Stimmung von der Front nach der Heimath getragen werde.

Groener: Die Fragen zu 1 und 2 könne er mit Ja beantworten. Für die dritte Frage könne er keine feste Frist angeben, da die Faktoren, welche den Widerstand verbürgten, nicht genau zu bestimmen seien. Bleibe die Armee im Gehorsam und der ausgezeichnete Geist der Fronttruppen erhalten, so würden wir uns in rückwärtigen Stellungen noch einige Zeit halten können. Es komme ganz darauf an, ob Gegner seine Angriffsmöglichkeiten ausnutze. Eine feste Zeit für den möglichen Widerstand könne er nicht angeben. Daß schlechte Stimmung von der Front in die Heimath getragen werde, sei schon möglich, es werde hier wohl eine Wechselwirkung Statt finden. Bleibe die Armee ungebrochen, so würden wir bessere Bedingungen erhalten und für den Aufbau im Frieden eine bessere Grundlage haben. (Fünfter November.)

„In den Waffenstillstandsverhandlungen muß versucht werden, Erleichterung in neun Punkten zu erreichen. Gelingt Durchsetzung dieser Punkte nicht, so wäre trotzdem abzuschließen.“ (Feldmarschall Hindenburg am zehnten November.)

„Am zwölften November traf ich in Spa ein, wo mir von dem Vertreter des Auswärtigen Amtes zu den großen Erfolgen unserer Verhandlungen gratulirt wurde; man sei im Hauptquartier überrascht gewesen, daß man noch solche Erfolge erzielt habe. Die OHL sei in Gefahr gewesen, vom Arbeiter- und Soldaten-Rath verhaftet zu werden. Generalquartiermeister Groener sprach sich über die Resultate unserer Verhandlungen äußerst befriedigt aus: seine kühnsten Erwartungen seien übertroffen worden. Feldmarschall Hindenburg bat, auch ich möge mich der Regierung Ebert zur Verfügung stellen, und dankte mir ‚für die ungemein werthvollen Dienste, die ich dem Vaterland geleistet habe‘.“ (Staatssekretär Erzberger im Mai 1920.)

So wars. Daß es so war, hätte jede wahrhaft republikanische Regierung in alle Volksschullesebücher gesetzt. Mit dem Holzspaten matter Zufallsworte ist der schlaue Lug von Erdolchung des Heeres nicht auszujäten.



### Tote begraben Tote

Daß die dritte Wiederkehr des „Siegestages der Revolution“ nirgends würdig gefeiert wurde, macht Ihnen Pein? Bedenken Sie, daß Deutschland, unter allen in den Krieg gerissenen Reichen nur Deutschland, bis heute noch seinen toten Söhnen keine Gedenkfeier, nicht die winzigste, gerüstet hat. Eine flüchtig, zwischen Modeschau und Tanzturnier, Pferderennen und Boxkampf, geplante wurde, „eingetretener Hindernisse wegen“, flink wieder abgesagt. Revolution feiern? „Janz doof sind wa noch nich. Wat it denn 'rausjekomm?“ Der selbe Novemberwind, der die Funken deutschen Zornes zur Flamme aufpeitschte, hat sie gelöscht. Sieben Tage nach dem Umsturz der Reichsordnung, aller Einzelstaatsordnungen saßen wir wieder in Dunkel, durch das Enttäuschungahnen kroch. Nicht so früh? Horchen Sie, nur für Minuten, einer Stimme aus der Zeit des von Hagelschlag bedrohten Hoffens.

„Das Leid dieser Stunde ist: eine Hochstimmung, ernsthaft brünstige Begeisterung wurde noch nicht erlangt. Und niemals wurde doch festerer Grund zu solcher Hochstimmung. Lassen Sie sich nicht in den Aberglauben verleiten, noch heute hänge der Werth, die Werthung des Volkes an Glück oder Unglück der Schlachten! Das war! Frankreichs großer lyrischer Rhetor und Prediger Victor Hugo hat (ungefähr) einmal geschrieben: „Nur Barbarenvölkerschwellen nach einem Sieg an, wie der Wildbach nach einem Gewitterregen. Das spezifische Gewicht civilisirter Völker wird in der Menschheit, besonders in unserer Zeit, nicht davon bestimmt, ob ihre Feldherren Sieg oder Niederlage erleben. Ehre, Würde, Sittlichkeit, Geist und Seele der Völker sind nicht Summen, die der Eroberer, der Held, wie ein Spieler, in die Schlachtenlotterie einsetzen kann. Aus verlorenem Krieg ist oft ein beglückender Fortschritt geworden, weniger Ruhm zwar, doch mehr Freiheit als aus gewonnenem. Denn erst wenn die Trommel schweigt und die Kanone nicht mehr brüllt, kommt Vernunft wieder zu Wort.“ Die Vorstellung deutschen Eintagssieges, der uns noch fester in das funkelnde Elend des Verfallszustandes schmiedete, müßte jedes Antlitz in Entsetzen bleichen. Heute, nach der Abschüttelung des schlimmsten Lügendruckes, im



Dämmern der Erkenntniß, daß die Blüthe deutscher Mannheit auf dem Weg nach einem Trugziel gewelkt ist, heute fühlt Deutschland schon wieder die Golfströme der Welt mit fruchtbarer Wärme an seine Küsten pochen; hat es die Achtung der Menschen, vieler gestern noch feindlichen, wiedererworben. Seid in jeder Stunde drum, bei jedem Pulsschlag, Euch bewußt, daß die Revolution nicht Ausweg, Ausflucht, nicht ein Nothwehrmittel war, nein: ein Riesenschritt bergan, ins Hohe und Freie, Glück und Weihe aller nationalen und internationalen Zukunft. Noch aber lahmt der Wille, den Segenstrahl dieser Zuversicht bis in die tiefsten Schachte der Volkheit zu senden. Furchtbar wäre es, wenn auch diese Sache wieder wie ein Geschäft betrachtet würde, aus dem Profit kommen soll: auch die Revolution als ein Handel, aus dem Nutzen zu nehmen ist. Gewiß sind wir nicht am Ende des Umschwunges. Bisher hat die Bourgeoisie von dem Ereigniß kaum gelitten. Ein Bischen Schießerei (von Thoren, Kindern, Verbrechern? Ich weiß es nicht), allerlei Unfug, hier und da häßliche Gewaltthat. Ist Das gar so fürchterlich? Ahnen Sie nicht, wollen Sie am Ende nicht ahnen, welche Fülle schmähhlicher Gewaltthaten an jedem Kriegstag dieses Land und jedes besetzte Gebiet sah? Daß in jeder Stunde tausendfach die Menschenwürde geschändet wurde? Nur genügte damals, auf ein Zettelchen zu drucken: Ueber diesen Vorgang darf nicht geschrieben und geredet werden. Dann erfuhr die Nation nichts davon; also wars nicht geschehen. Ein unruhiger Kopf in Fabrik, Werkstatt, Kontor: eine Staatsstütze lief ans Telephon und wimmerte: Befreien Sie uns von dem Kerl! Geschwind in den Schützengraben! Man brauchte den Reklamirten nur zu drohen, die Reklamation werde nicht erneut werden, um sie in Angst zu jagen. Mancher hat in Kriegsberichten den Feind geschmäht und Fochs Reserven vernichtet, um nicht, als Widerspenstiger, in den Graus der Trichter, der Gaswellen zu sinken. Und nach Alledem wagt man die Aufbauschung der paar widrigen Vorgänge, die den Tag unserer Revolution befleckten? Nach Menschenvoraussicht werden es nicht die letzten sein. Bis in die Tiefe fortwirkendes Unheil kann aber nur werden,



wenn nach dem Abbruch der Zwingmauern, der Schleifung der Wälle das Wesentlichste, die Revolutionirung der Geister, nicht gelingt und in neuer Gestalt das Uebel wiederkehrt, von dem Reich und Volk totkrank geworden waren.

Heer und Monarchie, die nur Mittel zu Sicherung und Erhöhung der Seelenkräfte, zu Wahrung und Mehrung nationalen Wohlstandes sein durften, waren Selbstzweck geworden; lebten herrisch als Selbstversorger; wütheten und wüsteten sich aus. Auch der ungeheure Krieg sollte nicht Mittel zu anständigem Frieden sein; der ekle Industriekrieg sollte flecklos erscheinen: und erschacherte mit Lügenmünze sich Glanz. Wir stehen noch einmal vor der selben Gefahr. Die Revolution muß Mittel zu vernünftiger Neuordnung bleiben und darf nicht Selbstzweck werden. Was ist zu thun, um sie vor blindem Straucheln in den Sumpf der Eitelkeiten, vor wildem Aufwuchern in selbstherrisches Trachten zu behüten? Wir müssen, schallts aus hundert Bürgerchören, die neue Regierung vor Aller Augen stützen. Sie sehen, daß jeder Tag ihr ganze Bündel von Manifesten, von Botschaften hingebender Liebe beschert und allerlei theure Mitbürger, hochverdiente und hochverdienende, sich ihr zur ‚Verfügung stellen‘, sich der neuen Ordnung verloben; darunter in Legionen auch Leute, die Stützen, Säulen, Herolde der Monarchie und des Militarismus waren. Scham, wo ist Dein Erröthen? Die Marquis, die während der Französischen Revolution mit erhobenem Haupt auf dem Henkerskarren saßen, lächelnd auf dem Greveplatz ihren Puderkopf unter das Fallbeil legten, waren der Achtung doch würdiger, waren in ihrer Art doch noble Kerle. Die Ueberläufer von heute gehören zum Ungeziefer. Verstehen Sie mich, bitte, nicht falsch. Ich tadle nicht, sondern lobe Einen, den Erkenntnißwandel der neuen Ordnung befreundet hat. War er bisher Gesinnungzüchter, dann freue er sich stumm, fern vom Markt. Wer ein Techniker im Dienst des Alten war und nun, als Einer, der sein Land, sein Volk liebt, diese Technik gern auch in den Dienst des Neuen, vielleicht gar nicht freudig Angenommenen stellen will: vor Diesem ziehe Jeder den Hut. Wer aber gestern Gesinnung



kelterte und auf Flaschen zog, wer in Preßämtern saß, Patterjohtenlüge in Umlauf setzte, die Wahrheit ins Ausland spedirte und durch solchen Export in der Heimath die Wahrheitlager leerte, wer uns mit Vers und Prosa immer tiefer einzunebeln versucht hat und nun die selben Künste, die selben Mätzchen und Kniffe in den Dienst des von Grund auf Andersgewordenen stellt: vor Diesem kann ich keine Hochachtung empfinden. Wo sind die Marquis, die aufrecht Feudalen von 1918, die lieber sterben als ihre Meinung wie ein verschwitztes Hemd von sich werfen? Ringsum nur noch Demokraten, bald nur noch Republikaner. Gestern blutrünstig, Siegeswillen in jeder Hosentasche, heute der Ritter vom Geist, der die ‚geschändete Civilisation‘ in reine Glorie hebt: Nachbarin, Euer Fläschchen! Schnell; sonst rülpsst mein Magen den Ekel aus. Man soll das Gewordene nicht um des Vortheils willen umarmen. Man soll nur umfassen, was man liebt. Und sich endlich von dem Jammerbrauch abkehren, vor jedem Ding zu fragen: ‚Nützt es? Wie wirds morgen rentiren? Räth nicht Klugheit, sich zu ducken, den Mantel zu drehen?‘ Du sollst nicht, Deutscher, wie gestern die Prinzen, Excellenzen, Bankherren, Ministerialdirektoren, heute die Arbeiter- und Soldatenräthe umbuhlen. Du sollst ein anständiger Kerl sein, das Thun von der Ueberzeugung bestimmen lassen und Dich den Teufel darum kümmern, ob Du gefällst oder nicht. Jetzt trägt man »Demokratie«, echte oder Ersatz. Auf allen Zinnen des Bürgerthums wimmelts von Demokraten. Viele waren noch am Achten Militaristen und schwärmten vom Segen straffer Volkszucht. Aus Eins mach’ Zehn: so ists geschehn. Eine Demokratische Partei hebt das breite Banner. Ich will jetzt nicht forschen, ob nicht auch hinter diesem schönen Panier, ganz vorn sogar, Manche schreiten, die Grund hätten, sich, nach schlimmen Thaten, in dunkler Stille zu halten. Die Grundsätze der neuen Partei sind hohen Lobes werth und ich wünsche ihr einen raschen Siegeslauf; wünsche ihr, freilich, eben so aufrichtig, daß sie nicht das *refugium peccatorum* werde, die Zufluchtstätte ertappter Sünder, deren Seele nach neuer Jungfräulichkeit langt. Die Reklamekünste eines



Barnum hülfen ihr dann nicht in Dauerglanz. Was heute und morgen gegründet wird, darf nicht irgendein Düftchen haben, das unsere Nase an die Gesinnung des reichen Jünglings aus dem Evangelium erinnert. Nicht einen Dufthauch, aus dem zu erwittern ist: „Alles bis auf das Eine“. Demokratie? So viel Ihr wollt. Republik? Mit Wonne. Zerstümmerung aller Feudalgewalten? Abgemacht. Kronen und Szepter, Reichstag und Herrenhaus: Schutt und Moder. Nur, bitte, bitte, greiftet nicht nach unserem Geld! Wir sehen prächtige Dekorationen, pompöse Wortvorhänge; und hören dann, „die Wurzel der Wirthschaft solle unangetastet bleiben“. Oder ähnlich Gemeintes. Die Wurzel bleibt aber nicht „unangetastet“. Sicher nicht. Die Taster werden sogar wohl recht derb zupacken. Mindestens zwei Generationen werden darunter leiden. Sollen wir heute, mit klappernden Zähnen, drum trauern? Glauben Sie denn, es wäre besser geworden, wenn Wilhelm siegreich durchs Brandenburger Thor eingezogen wäre? Daß dann die Ordnung, die Wurzel der Wirthschaft unangetastet blieb? Undenkbar. Woher sollten denn die Milliarden kommen, die wir alljährlich nur zu Verzinsung der Reichsschuld brauchen? Doch nicht etwa aus dem Papier-Carrousel, das sich seit vier Jahren vor unserem Auge dreht und dem der Leierkasten mit dem Lied vom Siegerkranz Muth zu rascher Bewegung machte? All das Papier ist ja noch werthlos; erst die Arbeit Ihrer Söhne und Enkel soll und kann ihm Werth schaffen; wenn Deutschland wieder gedeiht und seine Schornsteine rauchen. Heute sind diese Papierchen nur Anweisungen auf den Schatz der Zukunft.

So bequem, wie das Leben vor dem Krieg war, wird es nicht wieder. Lernet das deutsche Schicksal und dessen Gestalter, alle Schöpfer und alle werdenden dankbar lieben. An den Schandpfahl, wer morgen, wie gestern überall auf deutscher Erde geschah, gegen die als „teindlich“ Abgestempelten finstere Pläne schmiedet und die Vernichtung Andersgläubiger besinnt. So lange wir im Qualm solchen Denkens hausen, sind wir noch im Bann alten Knechtsempfindens. Von uns, denen Revolution neues Recht schuf, fordert Dankgefühl



und Sühnpflicht, daß fortan nicht mehr der Nutzen, der Gewinn der nächsten Stunde, das Behagen, die Sucht, sich die Bequemlichkeit, die man hat, zu erhalten, der Kompaß des Handelns sei. Daß wir in höheren Geistesstand emporstreben und in jeder Stunde dann jedem Blick splitternaht unsere Seele zeigen können; wahrlich nicht eines Engels, doch eines sauberen Menschen. Nur aus einem Land solcher Menschen, denen Wahrhaftigkeit nicht eine Worthölse, sondern der Inbegriff jeden Wollens, denen Liebe zu, Achtung vor dem geringsten Mitmenschen früh und spät ein Bedürfnis ist, nur aus solchem Land kann Freude, der schöne Götterfunke, aufsprühen. Noch glimmt er kaum. Die Tüchtigen, die das Geschäft der Republik leiten, haben noch keine wärmende, strahlende Sonne hinauszusenden vermocht. Sie verschweigen, im Besitz eines Haufens urkundlicher Beweise, wie, zum Entsetzen, schändlich gestern der Zustand war; und sind zu schüchtern, zu nüchtern, die Herrlichkeit von morgen zu malen. Ist in ihnen kein Traumtrieb? Soll nur Sorge, das graue Weib, in abgewetzten Schuhen umherschleifen? Nach den grellbunten Feuergarben des Kaisertheaters trübes Zwielicht sich über Deutschland lagern? Das wandeln arbeitsame Deutsche, noch unsere Krieger, spätestens deren Söhne, aus Wüste wieder in einen prangenden Garten. Doch erst, wenn ihm, in zuvor nie erschauter Reinheit, die Freude wiedergeboren ist, tönt auch durch seinen Blüthenduft die Botschaft von Weltostern: Die alte Erde und der alte Himmel verging; und siehe: es ist eine neue Erde und ein neuer Himmel!“

Das habe ich am sechzehnten November 18 gesagt. Noch (und wie oft seitdem) den Götterfunken zu wecken, zuschüren getrachtet; doch schon im Ohr des Hirnes das Fittichgeschwirr des schwarzen Ahnens gehört, die deutsche Revolution werde, wie die deutsche Reformation, auf ungeläutertem Geistesboden verqualmen. Was war zuvor gewesen? In seinem bedeutenden Buch „Gestaltwandel der Götter“ stöhnt Herr Leopold Ziegler: „Kein Feind war so schwächlich und so erbärmlich, daß er die Herrschaft eines Volkes annehmbar gefunden hätte, welches zwar eine wirtschaftlich hochbegabte Bourgeoisie hervorgebracht hatte, sonst aber in keiner



Schicht seiner Mitglieder hinlänglichen bürgerlichen Stolz und bürgerliches Selbstbewußtsein zu bethätigen vermochte, sondern sich mindestens seit Jahrzehnten der denkbarschlechtesten, weil denkbar ziellosesten Führung mit einer fast hündischen Fügsamkeit unterwarf.“ Dreißig Jahrgänge dieser Zeitschrift brachten die selbe Antwort. Und da nun, endlich, Bürgerstolz sich flügge zu glauben wagte, hat, in der ersten Stunde, die Angst vor dem Wirbelwind proletarischen Machtwahnes ihm die Schwingen gelähmt. Seit die aus reinem Wollen geborene, doch dem Organon-Wesen der Natur entfremdete Mundwildheit der Trias Jogisches-Luxemburg-Lieb-knecht sich laut austobte, seit gar Zeitungspaläste, Pflanzstätten Oeffentlicher Meinung, von Rebellen besetzt waren, verglomm die Freude an der „Revolution“ (die „so“ nicht gemeint war) oder wurde von hurtigen Tempeldienern des Preßgötzen gelöscht. Humor hätte das kleine Aergerniß eines stürmischen Unlustwinters ertragen. Echtes Empfinden des tragischen Deutschenschicksals (das nur eines Schemens, nie des Volkes Leben bedrohte) hätte in der frommen Wollust des Sühnungsuchers selbst zu harten Schuldspruch der Welt auf sich genommen und der Zeit, dem Werkzeug der Gottheit, überlassen, die Schuldtheile der allzu rasch, allzu zornig ins Tribunal geschaarten Richter zu wägen, zu sühnen. Noch einmal spreche, als beinah einziger Glaubenszeuge aus dem Bezirk deutscher Wissenschaft, über das Vor und Nach der Reichsumordnung Herr Ziegler. „Feldherr, Kanzler, Abgeordneter kannten und anerkannten keine andere Tugend als die der Unterwerfung, unter die Oeffentliche Meinung und die diese erzeugende oder bearbeitende Tagespresse, unter die Wünsche der Großbanken oder der Parteien, unter die vielmögenden Herren von Rheinland und Westfalen, unter die Kuhaugen des Großadmirals Von Tirpitz, unter den soldatischen Eng- und Eigensinn Ludendorffs, unter die Bedürfnisse des Wuchers oder unter sonst einen tausendmäuligen und tausendgliederigen Moloch mit seinen angeblich unwiderstehlichen Machtforderungen. Pflicht wars für Hinz und Kunz, vier Jahre des Grausens in gelbgasverpesteten, kothverkrusteten, schlammstarrenden Rattenlöchern,



hinter erstickenden Masken zu verröcheln; und dieser Pflicht war wahrlich genug, mehr als genug geschehen. Was aber höhere Pflicht, unendlich viel höher gewesen wäre für die Hüter jener willenlosen Männerhorden, einer unvermeidlichen Verthierung, ja, Vertigerung der ihnen Anbefohlenen rechtzeitig vorzubeugen um jeden Preis: Dies geschah nirgends. Vielleicht hat es dieses verfluchten Krieges bedurft, damit die schreckliche Unzulänglichkeit des Kategorischen Imperatives endlich an den Pranger gestellt würde. Ein fernes, aber reines Echo von der Einsicht, daß dem Schuldbejahenden der Rang vor dem Unschuldigen gebühre (am Stärksten erfüllt von den tragischen Griechen), es klingt noch nach in dem unbegreiflichen und unbegriffenen Wort des Evangeliums: „Widerstehet nicht dem Uebel“. Was nothut, ist die frei übernommene Verantwortlichkeit für alle Handlungweisen, aus denen Uebles wuchert und die aus Uebeln wuchern: die Verantwortlichkeit und mit ihr die Pflicht der Genugthuung und Sühnung.“ Unsere Pastoren, Professoren, der ganze Troß der Militärehrten hat andere Pflichtstengel zerkaut. Saft und Speichel mischten sich zu einem Betäubungsmittel, das auf die Hirne länger wirkt als Mandragora und Opium. Ursprung des Krieges: in Trugedunkel vorbereiteter Ueberfall tückisch Verschworener (die doch, in Angstschweiß, Serbien zu Annahme des frechen Ultimatums gezwungen und dann ein Jahr gebraucht hatten, um für den „vorbereiteten“ Krieg leidlich gerüstet zu sein). Sieg auf Sieg, in Ost und West edelwillig nur auf das Wohl der Fremdvölker bedachte Kulturarbeit. Dicht vor dem Endsieg Dolchstoß der Judaeosozialisten in den Rücken des Heeres. Der Waffenstillstand durch Erzbergers Jämmerlichkeit verhunzt. Weimarer „Links-schweinebande“ für den Schmachfrieden verantwortlich. Daß vor dem vierzigsten Kriegstag, an der Marne, das Spiel verloren, in jede Scholle der besetzten Gebiete Haß gesät, Dauerwirkung nur bei Gorlice erfochten, nur durch den unheilträchtigen Bolschewikenimport erlistet, mindestens dreimal die Möglichkeit anständigen Friedensschlusses von breitstreifigem Dünkel verachtet, unsere extensive, die Heeresmacht über den Erdball verkrümelnde Strategie von unbefangenen



Sachkundigen längst getadelt wurde: noch wissens, drei Jahre nach dem Windbruch, Millionen nicht. Der Kriegsherr, der im ersten Gefahrdämmern desertirte und sich Geld und Geräth im Werth einer kleinen Halbmilliarde huldvoll nachschicken ließ, ist Martyrer; der für die Kriegsverschleppung bis in den Tag der Ohnmacht verantwortliche Feldherr, der, niemals ernstlich bedroht, mit falschem Paß und blauer Brille den Volksgenossen entlief, strahlt im Glanz des Nationalhelden. Hinter allen Grenzen, höret Ihr täglich, lauern nur Schurken. Frankreichs Militarismus verpeste die Erde. („Nur von Arbeit, nicht von Ruhm, kann ein Volk leben. Das Bewußtsein verletzten Rechtes giebt geschlagenen Nationen schnell die Kraft zu Ueberwindung des Ueberwinders, dessen Ziel der Raub ihrer Freiheit war. In einer civilisirten Welt ist der Triumph reiner Sittlichkeit über Gewalt, auch die vom Genie gelenkte, immer gewiß. Daß er all Dies nicht sah, war Napoleons Irrthum und Verhängniß. Deshalb stand Europa in Waffen wider ihn auf. Sein Fehl muß uns die Pflicht lehren, stets und überall das Recht zu achten, nach dem größten Sieg noch das Heer dem freien Willen des Landes, dem es dienen soll, zu unterstellen und nie zu vergessen, daß der Zweck des Krieges der Friede ist.“ So sprach Marschall Foch. Von schnauzbärtiger Lippe klang es anders.) Die Regung furchtsamen Mißtrauens wird als Zeichen des „Vernichtungwillens“ angeprangert, die Einforderung besiegelter Vertragspflicht „unverschämtes Diktat“ oder „schamloser Rechtsbruch“ gescholten. Alle Berufung auf Urkunden, beglaubigtes Zeugniß, unleugbare Thatsachen verhallt. Auch Bismarcks Stimme, die nicht nur Wilhelms eitlen Frevel verdammt und den ihm entkeimenden Fluch ankündet, nein, die kaum einem der berühmtesten Preußenkönige strengen Tadel erspart, sogar Fritzens Größe anzweifelt, der Monarchie, nach vierzigjährigem Dienst, das härteste Urtheil spricht. Im Hui waren zweihunderttausend Exemplare des Dritten Bandes verkauft. Gelesen? Manches. Wirkung? Null. Niemals und nirgends hat ein Staatsmann, nicht der winzigste, so, in gewollter Nüchternheit schroff, über den Souverain, dem er gedient hat und der auf dem Thron das Urtheil lesen



sollte, gesprochen. Hier thats der einzige Große, den Deutschland je in Macht steigen ließ; und seine Prophetie klang erst ins Ohr des Volkes, als sie von dessen Leiderlebnis bestätigt war. Kein Widerhall aus der Seele der Nation. (Die auch schon ins zweite Hunderttausend gediehene kindhaft piffige Wilhelmvergottung und Bismarckverteufelung des Herrn Rosner wird viel öfter, viel andächtiger besprochen.) Die Republik läßt das Verdikt ungenutzt vergilben, das ihre Gegner zermalmen könnte. Die grinsen fröhlich. Wieder eine Wolke, die ohne schädliche Entladung vorüberzog. Nur die Häupter der Unglücksbereiter leuchten in Glorie; nur sie darfst Du, Deutscher, rühmen, wenn die Patriotengemeinde Dich dulden soll. „Wat is denn' rausjekomm? Leinwand nich zu bezahlen, Wolle von den Valuterichen jehamstat, Kartoffeln eine Mark zwanzig, Marjarine vierzig M das Pfund.“ Weil die Hohenzollern weg sind: versteht sich. Zähe Verschmitztheit hat aus ihr genau bekanntem Wesensgrund über alles Hoffen reiche Lügenernte errafft. Daß ihrs gelang, dankt sie den Novembristen und deren Folgern, die keinen neuen Himmel zu wölben, keine neue Erde zu schichten vermochten. Ewig, spricht Guyau, währt in Religionen nur der Drang, den sie entband. Den Republikanerglauben deutscher Bürger zeugte der Drang, hinter veränderter Reichsfassade bessere Friedensbedinge zu erkaufen. Er trog; wovon sollte das Nothflämmchen des Glaubens sich nähren? Schambleibsel sträuben sich gegen den Plan, das Gedächtnis einer Revolution zu feiern, die nicht aus Heiligem Geist geboren ward, deren Athem nicht mit der Gluth brüderlichen Gefühles die starrsten Herzen durchwärmte; die, außer der breiten Schaar ihrer Pfründner, Niemand, unten und oben, ehrlich liebt. Dritte Wiederkehr ihres „Siegestages“: und nur ein paar Umzüge frostig der Pflicht Genügender. Das war noch nicht; nirgendsher meldets Geschichte. An Bußtag und Totenfest bedenke der Deutsche thränenlos, was im Nebel starb.

### Sterne im Nebel

Was ihm lebt? Noch nicht die Gewißheit naher Fürstenrestauration. Feldmarschall Ruprecht von Wittelsbach, der



nichtmehr Kronprinzist, sich noch nicht König zu nennen wagt, drum Manifeste nur mit seinem Taufnamen zeichnet, stellt sich den Bayern als den Erben väterlichen Rechtes vor, klagt die in einem „Augenblick der Unordnung und Verwirrung“ entstandene Reichsverfassung an, Bayerns Partikularrechte geschmälert zu haben, fordert deren Wiederherstellung in den alten Umfang und spricht die Hoffnung aus, der gesunde Sinn des Volkes werde sich „mit Gottes Hilfe aus seiner jetzigen Bedrängniß wieder emporringen“. Der feiner als deutsche Dutzendprinzen kultivirte Herr, der in Fiorenzas Kunst und im Kunstgewerbe von Limoges heimisch ist, hat als erster Fürstensohn die Unhaltbarkeit der Hohenzollern, die allen Dynastien drohende Sturzgefahr erkannt, in der Denkschrift, die dieser Erkenntniß Worte lieh, nicht verschwiegen, daß er den Kaiser auf dünner, geborstener Säule sehe, und schien willig, sich in den Wandel der Zeit zu schicken. Nun hebt er als Erster das Banner der Monarchie. Sein Dank für die Kundgebung der Trauer um Ludwig von Wittelsbach mündet in verschämte, doch unzweideutige Proklamation ererbten Königsrechtes. Der Wechsel des Standortes und Wollens wird nicht durch Getuschel erklärt. „Hättens ihn in die Residenz oder ins Wittelbacherpalais gelassen, wär' eh schon anders. Aber er hat in München keine Wohnung, sitzt in der berchtesgadener Villa eines landfremden Herzogs, langweilt sich und hat eine blutjunge, lustige Frau, die den Graukopf nicht nahm, um im Schnee mit ihm Trübsal zu blasen.“ Psychologie der Höflinge und schmaler betreßten Gesindes. Der Mann ist wohl ernster zu nehmen. Er wollte nicht um Bürgergunst buhlen, nicht vom Prädium des Freistaates aus sich auf den Thron schwingen (oder schleichen); weder Philippe Egalité noch Louis Napoleon mimen. Hätte sich, mit der munteren Luxemburgerin, mählich in den berchtesgadener Winter bequemt. Doch was er hörte und sah, mußte ihn überzeugen, daß Bayern die Rückkehr des Königthumes ersehne. Die Herren Kahr, Poehner, Escherich, Lerchenfeld, das Ringerpaar Heim und Held: Kernmonarchisten. Nordbayern kann schwierig werden, der fränkische Industriearbeiter für die Republik aufstehen. Schlimm wirds nicht;



Berlin hat ja keine Anziehungskraft. Eisners Garde, die münchener Kruppmannschaft, ist eingeschrumpft und zählt nicht mehr. Die Hochschulen weiß-blau; nicht schon schwarz-weiß-roth? Dozenten und Studenten werden nicht müde, alltäglich den Ludendorffischen, dem Heliandsammt den Jüngern, in Ehrfurcht zu huldigen. Norddeutsche haben den Schlauch entsnürt, dessen Winde die „Judensowjets“ umwehten. Preußen banden die matthängenden Zweige des Monarchismus fest ans eingeschleppte Spalier, düngten und tränkten dem morschen Stämmchen die Wurzelerde. Zauderte Herr Ruprecht noch länger, dann kam der Glaube auf, Wittelsbach habe abgedankt. Vor den Propyläen und der Hofkirche hört er das Jauchzen, das Schluchzen des Volkes, der Städter und Bergwaldbauer, sieht Trauerpomp, wie er nur den auf den Thron Gestorbenen von verwaister Liebe gewährt wird. Jetzt oder niemals . . . Er hats gewagt. Und braucht nicht zu fürchten, daß er, nach der Kabinetsdrohung vom November 18, wegen „Unternehmens gegen den Bestand des Volksstaates Bayern“ unter Anklage gestellt, auch nur in der Bewegungsfreiheit gehemmt werde. Vergessets aber nicht: Einer hat die Hand nach der Krone gestreckt.

Nur Oesterreichs papierne, spottet Ihr, von der selbst unser Markgerippe einen Haufen kauft, kann er greifen, verlöre im Haschen die Kohle; und die Entente würde ein Königreich Bayern nicht dulden. Bauet nicht auf Flugsand. Ein steif von berliner Lockung abgekehrter Isar-Donau-Staat, der dem Westen die österreichische Last abbürdet, ist bequemer als eine deutsche Vendée. Wasserkraft, Bayerns und Oesterreichs Heilborn, ersetzt morgen in Hauptbezirken Kohle (die obendrein überallher angeboten wird); und im päpstlichen Rom wünscht Mancher, der frommen Weltgemeinde klarer, als bisher geschah, vors Auge zu rücken, daß zu den Kriegsverlierern auch Luther gehört. Prinz Ruprecht, der noch in Lille durch oft schrill betonte Skepsis die Stabsfridoline erschreckte, ließ die Ansage der Thronbesteigung von Weihrauch durchduften. Nur das Gemüth schützt vor Rückfall in Monarchie; nur die stolze Freude an Freiheit, an Verantwortlichkeit und der Trieb, selbst sich den Werth zu schaffen, das



Schicksal zu schmieden. Seid Ihr dieses Schutzes gewiß? Auf Kanzeln und Kathedern wird der Segen königlicher Gewalt von Entschüchterten gepriesen. In Parlament und Presse regt sich nichts gegen die Augustverordnungen, die dem Reichspräsidenten willkürlichen Bruch wichtiger Volkes- und Einzelrechte erlauben. Im Staatstheater wartet die Menge geduldig, bis, eine Halbstunde nach der verkündeten Anfangszeit, die Familie Ebert ihre Loge zu betreten geruht. Und werden Burschen, das Dienstpferd, die Befehlsmacht, den Schranzenrang, die Hoffnung auf Orden, Titel, „Charakter“ verloren hat, wimmert oder flucht über den Hingang der Kaiserei.

Lasset auch diese Toten ihre Toten begraben; und wendet den Blick und den Willen ins Leben. Nach dem Winter wird Lenz. Ringsum breitet sich die Erkenntniß, daß Deutschland nicht zu leisten vermag, was ihm in Versailles und London angesonnen wurde, daß die „Politik der Erfüllung“ in den Ländern kräftigster Produktion die Adern der Wirthschaft entleert; und nur der Thorenschrei nach „Revision“ (die längst doch begonnen hat) sperrt, immer wieder, die Lichtstraße. Nicht, weil Deutsche jammern oder zetern, entschließen die Sieger sich, die schärfsten Spitzen und härtesten Kanten des Friedensvertrages wegzuhobeln, sondern, weil sie den Blutkreislauf der städtischen und ländlichen Erdindustrie hemmen. In Amerika und England lagern Millionen Arbeitsloser; in Deutschland ist schon Arbeitermangel (daher das Gestöhn über den Achtstundentag). In Holland und Skandinavien wanken alte Finanzhäuser; in Deutschland mehrt jede Woche den Wohlstand großer und kleiner Bankiers. Eitle Zufallsminister, die guten Willen doppelbreit ins Schaufenster legen, mit Geschwindleistung prunken, sich an gnädigem Lob fremder Staatsgeschäftsleute rösten wollen, waren nie schädlicher als jetzt. Gegen hohen Zins und auf kurze Frist eine Drittelmilliarde Goldmark auspumpen, um sie in eine andere Kasse zu liefern und an deren Schalter sich als pünktlich zahlungsfähigen Schuldner zu empfehlen, Frankreich mit Versprechen ködern, das Englands Argwohn wecken muß: noch im Munde des Abgeordneten Helfferich bleibt der Tadel solchen Handelns gerecht. Daß nach Pump,



Milliardenzahlung, Zusage unerschauter und mit Reichspapier zu lohnender „Sachleistung“, nach Plakatirung toller Schuldsommen, Defizitziffern und dem Wehgekreisch über die „endgiltige Vernichtung der deutschen Wirthschaft durch den schamlosen Raub Oberschlesens“ die Mark nicht auf ihrer Knubbenhöhe zu halten sein werde, mußte der Lehrling einer Provinzwechselstube erwarten. Wozu der Lärm? Unbelehrbar schlechte Politik hat den ober Schlesischen Industriebezirk (nicht „Oberschlesien“) dem Deutschenstaat entknüpft; das dort angelegte britische und französische Kapital aber sichert die Dauer deutscher Wirthschaftsführung und der Kurs der Zechen- und Hütten-Aktien zeugt von dem festen Vertrauen der Banken, Börsen, Dividendensucher. Für Schlagworte ist heute kein Wetter. Wer 1913 für eine Tausendmarkaktie zwölfhundertgezahlthat, gab einen Geldbetrag hin, der zehn Anzüge (mit Seidenfutter) erkaufen konnte. Jetzt handelt er ihm ein Paar feiner Stiefel, höchstens noch warme Schlüpfschuhe ein. Weil, sehr spät, der Aktienkurs sich ein Bischen wenigstens dem veränderten Geldwerth angepaßt hat und der Käufer von anno 13, wenn er verkaufen muß, sechstausend Mark erhält, deren Kaufkraft noch um die Hälfte kleiner ist als der „goldenen“ zwölfhundert, weil also die Aktie, meilenweit hinter Nährstoff und Alltagswaare, doch ein Stückchen aufwärts gehumpelt ist, keifts aus allen Winkeln: „Aberwitziger Haussetaumel!“ Daß Kurs und Dividende nicht viel höher sind, müßte man bestaunen. Der Zeitungpreis ist verzehnfacht (wäre eine Wochenschrift eben so „unentbehrlich“, dann brächte auch sie, fünf Mark brutto fürs Heft, ohne fette Inseratenspickung, wieder mehr als die Kosten ein), der Preis jedes Glasschälchens wuchs ins Fünzigfache, die Frau eines Holzarbeiters steckt für den Samstagsmarktgang einen Tausendmarkschein ins Mieder: und daß die Markdevise zwischen zwei und anderthalb Pfennig pendelt, soll die Folge niederträchtiger Spekulantenkünfte sein.

Folge Eurer elenden Staatswirthschaft ists. Die, unbefangenes Urtheil wirds einst verkünden, hat mehr geschadet als alle Härte und Dummheit von Versailles und London. Sachleistungen, Gemeinbürgschaft durch die breite Koalition, Erfassung der Goldwerthe: Schellengeklingel von Narren-



kappen. Entfettet den aufgequollenen Leib der Beamtenschaft, setzt nicht alle Nepoten und Wahlgehilfen, abgehalfterten Minister, Staatssekretäre, Parteivertrauensträger an fiskalische Krippen, ruft die Gesandten des Reiches und Preußens aus deutschen „Residenzen“, die keine mehr sind, schleunig ab, verkauft drei Viertel aller Staatsautos deutschvölkischen oder jüdischen Schiebern, lasset die Gäste der Regirer und Botschafter mit Thee, Fachinger, belegten Brötchen, nicht mit Alkohol, Rehrücken, Pückler, Gorgonzola bewirthen. Zwinget Reich und Staaten in die würdige Gewohnheit armer Enge zurück, die uns ziemt und vor der selbst die Commission des Réparations sich in Ehrerbietung neigen müßte. Und nutzt die Hirnschmalzreste, statt zu Ersinnung neuer Blendphrasen, zu Vorsorge für die Nothdurft des Mittelstandes, dem Dollar und Sterling, Gulden und Nordlandskrone die Wollstrümpfe und Kindshemden, Kleider und Stiefel, Reis und Fruchtsaft vor dem bang starrenden Auge wegkauft. Das ist zu hindern; all-tündlich verstärkte Preistreiberei, Waarenschwänze, Schließung großer Läden „wegen Vorrathsmangels“ ein Skandal. Das ist zu hindern; wers nicht kann, kehre in Algebra, Konsumgenossenschaft, Belletristenvolksküche, Aufsichtratsherrlichkeit zurück. Dem in sparsam schlichter Lebenshaltung Bewährten, der seine Geschäftsbücher vorlegt, hülfe die Welt. Mit bedenkenloser, in alle Mardergänge der Truglist verleitender Steuerhäufung, Vehmrecht, Grünterror, mit einer rastlos Milliarden speienden Banknotendruckmaschine und durch dieses Papiergekotz ermöglichter Soldgewährung und Geldvergeudung kann der täppischste Rüpel regiren; bis der Zwirn der Volksgeduld reißt und aus Zorneshitze die Frage aufflackert, welcher Lohn den vier Wirthschaftministern gebühre, unter deren Verantwortlichkeit das deutsche Zahlungsmittel auf ein Fünftel seines Vorjahrwerthes abgemagert ist. Wir würden zu Lügnern und hätten kein Recht zu Kritik der Kaiserzeit, wenn wir hehlten, daß deren Staatsmannschaft, noch die mittelwüchsige, an Können und Umsichtvermögen die von heute thurmhoch überragte. Nurschwätzer ließ das „fluchwürdige alte Regime“ selten auf Gipfel klimmen. Jetzt? Von spottschlechter Wirthschaft



ist das Reich verarmt. Und schon im Sommer sagte ich hier voraus, das reich und mächtig gewordene Privatgewerbe werde die Herrschaft über die Staatsmaschine ertrachten.

Um das Reich zu retten oder um es den neuen Herrschern in Zinspflicht zu ketten? Der Nornentag brach an, als das Reich den Kredit der Industrie, Landwirthschaft, Finanzmächte begehrte. „Die Schwerindustrie hat, leider, in Deutschland niemals geherrscht. Hätte sie, überhaupt das ganze Großgewerbe und die Bankwelt, wirklichen Einfluß gehabt, dieser ganze unselige Krieg wäre meines Erachtens nicht ausgebrochen. Sie hätten die beunruhigende Politik der großen Worte und der Pose beseitigt oder wenigstens die im Lauf des Krieges sich bietenden und herbeigeführten Gelegenheiten zum Anknüpfen nach Osten nicht verpaßt oder durch die demokratische Presse absichtlich und muthwillig zertrümmern lassen. Die Generaldirektoren, die Männer der Schwerindustrie und die Spitzen des deutschen Wirthschaftslebens werden dereinst zu Einfluß, Macht und Mitherrschaft kommen. Sie werden von einem delirienfreien, halb verhungerten Volk gerufen werden, weil es Brot braucht, statt der Phrasen. Sie werden in Arbeitsgemeinschaft mit dem ganzen werkthätigen Deutschland ohne Ansehen der Partei die traurige Pflicht erfüllen müssen, das deutsche Volk vor den furchtbaren Folgen all der Verfehlungen und Thorheiten zu bewahren, mit denen es die jetzt herrschenden Elemente belastet haben und noch belasten werden.“ Das hat, im Morgengrau der Nationalversammlung, Herr Hugo Stinnes geschrieben. Schlug nun die Stunde zu trauriger Pflicht? Der dem Großgewerbe entbehrliche Kredit würde, ein Tröpfchen, auf dem heißen Stein des Reichsbedarfes schnell verdampfen. Die Verbände bieten Besseres an. Außer vernünftigem Rath (sparsame Verwaltung, der Landeskultur nützliche Massenansiedlung überschüssiger Beamten) den kecken Vorschlag, die Reichsbetriebe, zunächst Eisenbahn und Post, zu kaufen und in privatwirthschaftlicher Verwaltung wieder rentabel zu machen. Dem Reich und den Gewerkschaften soll ein Theil des Gewinnes zufließen, der Achtstundentag nicht durch Gesetz verlängert, doch dem Arbeiter für Ueberstunden, die



Niemand ihm wehren dürfe, hoher Sonderlohn gezahlt werden. Das Reich würde von Milliardendefizits erlöst, das in und nach dem Krieg abscheulich verlüderte Material erneut, das Heer der Beamten und Löhner gelichtet: wer unsere Industrieköpfe kennt, wird nicht zweifeln, daß der Gesamtbetrieb sofort sauberer, leistungsfähiger und bald einträglich würde. Doch das starke Hirn des Mülheimers hat nie politisch denken gelernt. Kohle, Erz, Eisen, Stahl, Nähr- und Webstoffe, Wald, Acker, Weide, Wert, Rhederei, Chemikalien, Mühlen und Spindeln, Eisenbahn und Post, dazu, daher Kommandogewalt über die am Augenwink hängenden Bankleiter: kein Römischer Kaiser, Basileus von Byzanz, Sohn des Chinesenhimmels, Reußenzar hätte sich je auch nur bis an den untersten Wipfelrand dieser Trustallmacht gehoben. Unmöglich; selbst wenn der Hauptgläubiger des Reiches, der Westmächtebund, sich die Erlaubnis zu solcher Pfandentziehung abkaufen ließe. Daß Staatsvernunft und Industriebedürfnis die Verpachtung (nicht den Verkauf) der Eisenbahn und Post an Privatunternehmer erzwingen werde, hat Rathenau (der echte, schöpferisch waltende: Emil) mir vor Jahren vorausgesagt. Das heute Wichtigste ist, daß die Kernfragen reichswirtschaftlicher Reorganisation laut, ohne Schonung reizbarer Schwachheit, gestellt worden sind. Antwort muß ihnen werden. Wenn die Niederrheinischen die Kriegerschminke wegwaschen und vom Geschäft reden, werben sie überall schnell Sozien. Geflenn, weil nun die kräftigste Hand sich nach einer Krone streckt, wäre kindisch. Deutschland arbeitet, will das Spinnennetz aus Wahn und Lüge zerreißen, sein Haus zum Einzug jungen Lebens säubern, wird von den lästigsten Fesseln, weil sie die Blutbahnen Stärkerer verstopfen, in nahem Lenz frei und sieht durch seines Grammes Nebel, seiner Scham Schleier von fernem West her Sterne schimmern. Erfüllt die Washingtoner Konferenz, was die ruhige Rechnerklarheit der Amerikanerreden verhieß, dann darf die sieche Welt aufathmen und von dem Zwielichtzank um Feldherren, Könige, Lemuren den Blick in Lebenshelle wenden. Selbstüberwindung ist Sieg; Einordnung von Volkheit in Menschheit die gewaltigste und reinste Revolution.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



# Dujardin

*Der wundervolle Weinbrand  
Delikatess-Brand*



**Rein deutsches Unternehmen!**

*vormals Gebr. Melcher-Uerdingen a. Rh.*

*gegründet 1810*

Go gle



# GEORGE GROSZ

IM MALIK-VERLAG

---

## George Grosz: Das Gesicht der herrschenden Klasse

57 politische Zeichnungen. 13.—25. Tausend. 3., erweiterte Auflage in vergrößertem Format. Broschiert 6,— M., Halbleinen 18,— M., Luxusausgabe (signiert) 150,— M.

## Martin Andersen Nexö: Die Passagiere der leeren Plätze

Ein Buch in 14 Erzählungen und einem Vorspiel. Mit 12 Illustrationen von George Grosz. Auf holzfreiem Papier. Pappband 20,— M., in Halbseide 35,— M.

## Upton Sinclair: 100 %

Mit 10 Lithographien von George Grosz. Roman. Volksausgabe, Pappband. Preis 16,50 M. In Halbpergament, auf holzfreiem Papier, Preis 33,— M.

## Franz Jung: Die Rote Woche

Reich illustriert von George Grosz. Roman. Preis biegsam gebunden, 8,— M., in Halbpergament, auf holzfreiem Papier, Preis 18,— M.

## Wieland Herzfelde: Tragigrotesken der Nacht

18 Träume mit 24 Zeichnungen von George Grosz. Preis biegsam gebunden, 10,— M., fester Pappband 14,— M.

## Hermynia Zur Mühlen: Was Peterchens Freunde erzählen

6 Märchen mit 6 Bildern von George Grosz. Auf Karton gedruckt, biegsam gebunden, Preis 9,— M.

## Der Gegner

Monatsschrift, herausgegeben von Julian Gumperz und Wieland Herzfelde. Jedes Heft enthält u. a. mehrere ganzseitige Zeichnungen von George Grosz. Halbjahr 15,— M., Ganzjahr 28,— M., Einzelheft 2,50 M. bis 3,50 M.

Man verlange von Originalgraphik besonderes Angebot

---

# DER MALIK-VERLAG

Berlin-Halensee



**Bankhaus**  
**Fritz Emil Schüler**  
**DÜSSELDORF**  
**== Königsallee 21 ==**

Für Stadtgespräche: 982, 1964, 2264, 5108, 5403, 5979,  
8665, 16386, 16295, 16453; für Ferngespräche: F 101, F 102,  
F 103, F 104, F 105, F 106, F 107, F 108, F 109, F 110

Telegramm-Adresse:  
„Effektenschüler“

Kohlen-, Kali-, Erzkuxe / Unnotierte Aktien u. Obligationen / Ausländ. Zahlungsmittel / Akkreditive  
Scheckverkehr / Stahlkammer / Ausführl. Kursberichte

Mitglied der Düsseldorfer, Essener und Kölner Börse  
Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und  
ausländ. Börsen sowie sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.

**Otto Markiewicz**

**Bankgeschäft**

**Berlin NW 7 ❖ Amsterdam ❖ Hamburg**

Unter den Linden 11

Gänsemarkt 60

**Anleihen und Renten - Erstkl. mündelsichere Anlagen**

**Devisen - Akkreditive - Kreditbriefe**

Umwechslung fremder Geldsorten  
zu kulantesten Bedingungen

**Ausführung aller Bank- und Börsentransaktionen**

— Bereitwillige Auskunft-Erteilung über Industrie-Papiere —

**❖ Finanzierungen ❖**

Telegramme: Siegmarius-Berlin — Markitto Hamburg / Zentrum 9153, 9154, 5088, 925, 8026





# E. T. A. HOFFMANN

Das Leben eines Künstlers

von

WALTHER HARICH

Zweite Auflage. Zwei schöne Halbleinenbände. Preis M. 95.—

Das Werk erfüllt die beiden wichtigsten Vorbedingungen für eine Dichterbiographie: es ruht auf einer gründlichen Kenntnis der Quellen, auf echter Liebe und unmittelbarem, echtem Mitfühlen und Mitschwingen. Es gab bis heute keine brauchbare Biographie Hoffmanns; die alte von Hitzig war einseitig und auch materiell ungenügend, sie entstand schon sehr bald nach Hoffmanns Tode und ist als Quelle heute noch sehr wichtig, als Darstellung aber recht ungenügend. In neuerer Zeit kam dazu noch der Versuch einer Biographie von Ellinger, in den neunziger Jahren erschienen und von mir damals geschätzt und mit Freude gelesen, weil zum erstenmal in diesem Buch Hoffmanns Musikertum eingehender und mit Verständnis behandelt war. Inzwischen hat Hans von Müller die Vorarbeiten für eine wirklich genügende Monographie geleistet, und so besitzen wir nun an Harichs Werk eine Darstellung, die eine alte Lücke ausfüllt und etwas Neues und Wesentliches leistet. Die feinfühligsten und sehr sorgfältigen Analysen aller Werke Hoffmanns, die in Harichs Werk stehen, gipfeln fast alle in unmittelbaren Werturteilen, und er stellt eine den bisherigen Ausgaben unbekannte Wertordnung für diese Werke auf, mit der ich mich im wesentlichen völlig einverstanden erklären könnte. So ist denn wieder ein Dichter entdeckt worden, hundert Jahre nach seinem Tode.

*Hermann Hesse in der Vossischen Zeitung*

---

## JOSEF NADLER

DIE BERLINER ROMANTIK 1800 — 1814

Zweite Auflage. — Preis: Geheftet 40.—, gebunden 50.— M.

Was dem Werke Nadlers über seinen literarhistorisch bahnbrechenden Wert hinaus eine aktuelle Bedeutung verleiht, ist die klare völkische Linie, die sich daraus bis in die Neuzeit ziehen läßt. Unwillkürlich drängt sich uns der Vergleich zwischen unserer Zeit und dem Anfang des vorigen Jahrhunderts auf. Auch wir stehen vor dem Zerfall einer äußeren, mehr oder minder gewaltsamen Staatseinheit. Auch unsere Aufgabe ist es, eine auf Volksgemeinschaft beruhende, innere Einheit wiederherzustellen. Die Fülle des aus allen Kulturen zusammengehäuften geistigen Erbes zwingt uns zu einer engeren, in der Bahn unseres völkischen Aufstieges liegenden Auswahl. Bücher, wie das von Nadler, sind in hohem Maße dazu geeignet, zum Wegweiser zu dienen aus weiter Vergangenheit in die Zukunft.

*Berliner Börsen-Zeitung*

---

ERICH REISS VERLAG • BERLIN W62







Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probesendung. Postfach 2. Hamburg 31.

**Emser**  
**Pastillen**  
*gegen Husten, Heiserkeit u. s. w.*

Der heutigen Auflage liegt ein Prospekt der Firma Sibyllen-Verlag, Dresden-A., bei, worauf hierdurch besonders hingewiesen sei.

# LOUIS MICHEL

Bankgeschäft / Berlin W56, Französischestr. 29

Spezialzweige des Effektengeschäfts

Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

**Wiener Restaurant** Friedrichstr. 88  
Mittelstr. 57—59

TELEPHON:  
Zentrum 4086

**KRZIWANEK**

Pilsner Urquell ————— Weltberühmte Küche

Die für das Geschäftsjahr 1920/21 festgesetzte Dividende von 5% ist gegen Aus-  
händigung des Dividendenscheines wr. 5 sofort zahlbar  
bei dem Bankhause Jarislowsky & Co., Berlin.

Louis Wolff, in Hamburg, Ellerntorsbrücke 3.

Berlin, den 9. November 1921.

**Flexilis-Werke Aktiengesellschaft.**

# REGINA-PALAST AM ZOO

*Louis Reeg und Franz Arnold*

Das dominierende Restaurant / Die bestbesuchte Diele

*Nachmittags und abends: Kammer-Orchester.*

**Brillanten** Perlen, Smaragde, Perlschnüre  
kauft zu hohen Preisen  
**M. Spitz** Friedrichstr. 91-92, I. Etg.  
zwisch. Mittel- u. Dorotheenstr.

# BAD NEUENAU

**Bonns Kronenhotel**

Haus 1. Ranges, 110 Betten

Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet

Go gle



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrg. 26. November 1921

Nr. 9

---

## Othello

Wenn Hamlet nicht nur in Mordesrächung verpflichtet, sondern selbst, von Ehrgeiz, Machtgier, Drang nach jäher Ueberwindung der Willensschwachheit, in Mordthat gerissen wird, muß ringsum Schön Häßlich, Häßlich Schön werden. Wenn Fortinbras ein Weib freit, sich betrogen wähnt, in Zornesblindheit die Unschuld tötet, von ihrem letzten Hauch Verzeihung, in fremdes Ohr geröcheltes Selbstmordesbekenntniß empfängt, wird Groß Klein und Klein Groß. Auch da könnte ein Drama keimen. Um Fortinbras? Unsinn. Langsam, wilder Bill! Unsinnig schien Deinem ersten Blick auch der Einfall, Hamlet, just ihn, zum Mörder zu machen. Eine so feine Seele, wie unsere derbe Wirklichkeit keine sah, wie wir, über Jahrhunderte hinweg, sie erst in gebrechlicher Menschheit ahnen können. Das reinste, zarteste Willensgefäß, dem Bewußtheit fremder, naher Blutschuld, dem Entsetzen vor solcher Besudelung die Fugen sprengt. „So macht Bewußtsein Feige aus uns Allen; der angeborenen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angekränkt und Unternehmungen voll Mark und Wucht, von Rücksicht, Vorsicht aus der Bahn gelenkt, verlieren so der Handlung Namen.“ Der so sprach, konnte nur, mit dicht verhängtem Geistesblick, Polonius, die schwerleibig watschelnde Ratte, im Versteck aufspießen. Der so denkt, kann, um gegen Weibszweifel seines Willens kantige Härte zu erweisen, Mörder, aus dem Dänenprinzen, mit veränderter Wesenskonsonanz, der fahle Schottenkönig Macbeth werden. Warum nicht aus Fortinbras der Erwirker, Erdulder einer Tragoedie? An ein winziges Landstückchen,



für das kein Bauer fünf Dukaten Pachtzins böte, setzt er sein Leben und seines Heeres; diese Nußschale, weil Nationalstolz nach ihr langt, zu erobern, ginge er ins Grab so ruhig wie ins Bett; und würde bis zum letzten Wank für einen Strohhalm fechten, wenn Ehrgefühl dazu zwänge. In dieser Entschlossenheit sieht Hamlet das Merkmal wahrer Größe. Würde der Mann nicht mit eben so hell prasselnder Aufbrunst des Sühnerwillens, mit heißerer noch, für die Reinheit des ihm vermählten Weibsschoßes kämpfen, des blonden Fleckchens, das er, selig keuchend, besät hat, aus dem er Ernte hofft und mit dem seine Ehre drum welk und siech werden müßte? Einmal, endlich, einen Kerl hinstellen, der kein Schmachtlappen, wie Romeo, kein zum Scheusal verkrüppelter Juniorsohn, wie Richard Gloster, ist, nicht das jüngerliche, nicht das schwindlige Gewissen der Hamlet und Macbeth hat, einen Fetzen kräftig großer Natur! Einen arglos Gewaltigen, dem nicht lauwarmes Wissen eingetrichtert wurde; der in Erlebniß nur Wissen von Welt und Menschen erwarb; in begrenztem Erlebniß festes, doch schmales Wissen. Leicht ist von schlaunen Schurken sein Ohr zu täuben, sein Kindsvertrauen zu betrügen. Von Wittenbergs Hochschule dürfte er nicht kommen. Auch nicht vom norwegischen Königshof. Gar nicht aus der milden Zone unseres Kulturkreises. Woher? Giraldi Cinthio wird den Weg weisen. Dieser Bursche hat aus Ereigniß und Mär so viel Stoff gehäuft, daß in seinem Speicher immer was Taugliches zu finden ist. Der Krieger Fortinbras als Liebender, Ehemann, Opfer böser Ränke; recht eine Bombenrolle für Richard Burbadge, der sich im düsteren Schwarz philosophirender Hoheit doch verkünsteln mußte. Da steht, in den „Hekatomithi“, ein wunderliches Ding. Nicht viel mehr als eine blutrünstige Schnurre. Eine holde Venezianerin lernt einen aus Afrika gebürtigen Feldhauptmann ihrer Heimathrepublik lieben, wird, trotz dem Widerspruch ihrer empörten Sippe, sein Weib, folgt ihm nach Kypros, zu dessen Statthalter der Senat ihn ernannt hat, und haust auf der Insel, wie zuvor am Lido, in ungetrübtem Glücksglanz mit dem Gatten. Bis dem Fähnrich, einem bildschönen Schuft, dieser Glanz allzu scharf ins Auge beißt. Er hat selbst zwar ein hübsches Weibchen, aber seine geilen Sinne umfängen im Traum jeder Nacht



lechzend den Leib der Statthaltersfrau, trachten an jedem Tag, durch streichelnde Worte, kitzelnde Blicke auch in ihr Brunst anzufachen. Vergebens. Jede Faser ihrer Weibheit, jedes Aederchen ihres Fühlens gehört dem Eheherrn. Der fettigen Schwarzhaut, die, mit Wollhaar und Wulstlippen, in Wallung nicht gut riecht? Unglaublich. Nie hat Geilheit an Treue geglaubt. Nach dem Stabschef (der Verscämähte schwört darauf und flucht darob) äugt sie; schnurrt in seinem Dunstkreis wie eine Katze am warmen Ofen, zwischen Mannsbeinen, vor der Mausfalle. Der ist oder wird morgen ihr Buhle, denkt der Fähnrich. Und ruht nicht, bis sein Argwohn die dumpfe Seele des Statthalters vergiftet hat, der den blankäugigen Feigling für den tapfersten Helden, den von Tücke durchbeizten Schmeichler für das treuste Herz unter der Sonne hält. Damit schwere Beweislast die Wägschale des Verdachtes senke, stiehlt der Schelm ein Schnupftuch, das der Mohr einst seiner Braut geschenkt hat, und schwatzt den weltfremden Krieger in den Glauben, sie habe es, als ein Pfand zärtlicher Körpergesellschaft, dem Stabschef gegeben. Den läßt er nachts von Schergen des Statthalters überfallen; und erschlägt selbst, im Schlafgemach des Palastes, mit einem Strumpf, in den er steinigen Sand geschüttet hat, die durch Geräusch von der Seite des Mannes geschreckte Frau. Trifft einmal, zweimal, dreimal mit voller Schlagswucht ihre Hirnschale. Schützt der Mohr sie nicht vor so qualvoll langwierigem Sterben? Bleibt in träger Ruhe auf seinen Pfühl gestreckt? In ihren letzten Athemzug noch speit er die Anklage, die Verleumdung, sie habe schamlos die Ehe gebrochen. Zu spät erst bekriecht ihn Zweifel. Den Schönling, der ihm das Liebste entseelt hat, will er nicht länger um sich haben; nie wieder, niemals dem Trab dieser glatten Zunge lauschen. Der aus dem Dienst geschickte Fähnrich tuschelt dem Stabschef zu, wessen Befehl ihm neulich den Ueberfall eintrug; und durch die Anzeige dieses grundlos Verdächtigten wird auch die bisher verheimlichte Ermordung der Venezianerin ruchbar. Auf der Folter soll, nach dem Spruch des Hohen Rathes der Republik, der Mohr in Geständniß seines Verbrechens gezwungen werden. Hartnäckig leugnet ers; dieser rauhborstige Sohn sumpfigen Buschlandes wird auf dornigem Eisenbett, in glühender Zangenklemme nicht müßig. Ver-



bannet ihn also nur aus Venedigs Grenzen. Und Marterpein töte den Fähnrich, der einen Kameraden fälschlich, wider besseres Wissen, einer Schandthat geziehen und, wenn nicht jedes Zeichen trügt, die Frau des Statthalters gemordet hat. Toller Kram. Wüster noch als Cinthios Erzählung von dem Richter, der einer Schönen, gegen Zulassung in ihr Bett, die Freigabe des ihrem Herzen Theuersten verspricht und nach dem Genuß ihres Leibes bübisch das Versprechen bricht. (In „Maß für Maß“, Ihr erinnert Euch, wars zu verwenden.) Aber der Feldhauptmann, Statthalter, das gute, böse schwarze Thier, ist jedem Schurken allzu bequemes Werkzeug. Kein Fortinbras, der nicht ohne großen Gegenstand sich regt und weiß, wie ein Thronender sich wahrhaft königlich bewährt. Aus solchem Wulstmaul, mag's auch nach der Kunst Venedigs küssen gelernt haben, tönt nicht die Rede eines Tragoedienhelden. Die Masse müßte noch einmal in Fluß gebracht und in neue Form umgegossen werden. Sekt, Küfer! Und dann spreite zu Hochflug wieder die Silberschwingen, Phantasie!

---

Einbildungskraft . . . Kennt Ihr sie noch? Das Seelchen, das so zart und scheu ist und ohne dessen Mitwirkung doch nie eins der unbegreiflich hohen Werke, niemals ein Wunder gelang? Von seiner Gnade wird im Schoß der Frau Josephs, des Zimmermannes, Empfängniß, im Hirn der Sünderin aus Magdala und der Jünger in Emmaus Auferstehung; auf den Erlebnisstufen von Krankheit, Alter, Tod weiht es im indischen Nepal den Prinzen Siddhattha zum Buddha; und blickt aus jeder großen That der Seele, des Geistes (keine andere thronte je in dauernder Größe) schüchtern, doch stolz in helles Späherauge. Nur steife Amtsschimmel wiehern die läppische Mär, ohne Meisterung der Technik sei über Bild- und Wortkunst, ohne erstöberte Kenntniß von Akten, Noten, Depeschen über Politik und Diplomatie haltbares Urtheil nicht möglich. Der Phantasielose ahnt nicht, was Phantasie zu schaffen, welchen Verstandeswust Vision zu ersetzen vermag. Von der Erde zum Himmel, von Materie zu Mythos, von Natur zu Kultur und deren Kunstspielplatz schlägt sie die farbige Luftbrücke. Wer nicht Phantasie, nicht zu visionärer Gestaltung die Kräfte hat, ist hienieden ein trüber



Gast und sein sauberstes Feld, das mit emsigstem Ernst bestellte, noch so dürftig wie Perditas, ehe die Hirtin aus dem Traum des Wintermärchens als Prinzessin erwacht. Der duftet die bunte Nelke nicht lieblich, weil Kunst den Quell allmächtig schaffender Natur gefärbt hat; und eine neue Welt entriegeln dem holden Mädchen im Dorfkittel die Worte des Polyxenes, auch das zu Veredelung der Natur bestimmte Mittel sei von Natur geschaffen, auch die Kunst, von der Natur adelig werde, ein Kind der Natur. „Dem größten Stamm vermählen wir das feinste Pfropfreis, lassen aus rauher Rinde die anmuthigste Knospe schwellen. Solche Kunst verbessert die Natur? Verändert sie. Ist aber und bleibt ewig selbst Natur.“ Wie das Vermögen der Einbildung, der sie Gespielin ward. Phantasie sah die bunt gerandete, gezackte, gesprenkelte Nelke: und gab dem Verstand, der ihr nicht immer viel froher dient als Caliban dem Zauberer Prospero, den Auftrag, die zu Verwirklichung des Gebildes tauglichen Mittel zu suchen, zu finden. Phantasie gebiert die Protoplasten einer Reihe von Gefühlen oder Gedanken, Wesenszügen oder Gestalten: und zwingt herrisch dann das Gesinde des Geistes, sie zu betreuen, freundlich zu pflegen und den Vorgang zu erbirschen, der ihren inneren Reichthum, ihren Möglichkeitgehalt, je nach dem Werkzeug, Wort oder Ton, Stein oder Farbe, in den stärksten Leuchtglanz fördert. Rembrandts Saulbildniß entsteht, Schürfer, nicht dadurch, daß der Maler eines Morgens beschließt, unter die Illustratoren der Bibel zu gehen. Vor den fürstlichen Häuption des in Krösusfülle schwelgenden Rubens hat ein Dämon ihm zugerant: „Laß aus dem Erz schrankenlos waltender Königswürde den Silberblick nackten, in kalter Pracht verhärmten Menschenempfindens aufschimmern!“ Wer löst es aus dem Geklirr der Prunkketten? Musik. Wer sang einem König und hieß im Klangschritt seines Liedes, der von Inbrunst bewegten Saiten das Herz eines Allgebieters pochen? David. Mit der gelben Hand eines in reinem Willen zu Güte noch häßlichen, nur in den Kunstkeimzellen fett genährten Judenjüngleins schlägt er die Harfe. Und des hageren Königs Menschenschmerz rinnt schamhaft in die Falte des Sammetvorhanges. Die Othello-Tragoedie wurde nicht etwa aus dem Wunsch,



Eifersucht bis in ihre Spinnenwinkel zu bestrahlen und alles zu ihrer Erklärung, Entschuldigung, Verdammniß Beträchtliche auszusagen. Am Bett Shakespeares, durch dessen entschlafenes Hirn das Gerücht vom Abstieg eines Edelmanns und Kriegers in bürgerliche Ehe gehuscht war, flüstert der Dämon ins Ohr des Erwachten. „Was wird daraus? Was kann aus so enger Verschlingung einander fremder Weltkörper werden als beider Verderben? Neuer Stoff, Herr, für Dich, dessen Tragoedien bis heute vom Athem der Staatsaktion lebten.“ Schon sitzt er, stemmt den Arm auf den Ellenbogen und läßt die Stirn von nervösen Fingern streicheln. Bürgerwelt, in deren Sittenzwang aus wilder Freiheit große Natur einbricht, dann eingekapselt wird; und bleibt? Nein. Böses Gewürm, das die Majestät der Wüste dem Helden nie zeigte, träuft aus grünem Auge das Gift, das Othellos Herz zerfrißt; ihn in den Wahn der Verachtung, des Verrathes stößt, in den Totentanz mit seinem Opfer wirbelt. Nur über den tiefsten Klüften wölbt sich das Drama gewaltig. Bürgerlich eingezäunte Sittsamkeit und die Erlebnißweite königlichen Kriegerblutes, das in langer Geschlechterreihe trotzig an die Aderwand pochte: noch nicht genug. Wodurch vertieft sich der Abgrund? Durch den Unterschied der Lebensalter, der Glaubensherkunft und Rasse. Porzia und Scheilock. Doch darfs nicht wieder ein bespiener Jude sein; über, nicht unter feiner Bürgerlichkeit ist jetzt der Fremdkörper zu suchen. Noch einmal Cinthios Novellen her! Die schöne Venezianerin, die sich dem Mohren gab, von dessen arglistigem Fährnrich begehrt, dem Gatten verdächtigt, gemordet wurde? Nur kein Geschichtchen von einer weißen Maid, deren Sinnen die dunkle Haut locksamer riecht als die gleicher Farbe. Daraus würde Rüpelposse. Dennoch ists wohl zu nützen. Der „Mohr“ als Feldherr der Republik; also nicht schwarz (nie liehe sie einem Neger Befehlsgewalt), sondern maurischer Mittelmeerafrikaner. Patrizischem Senatorenstolze zwar ein Barbar, doch der edelste Stammler mit fremder Zunge. Die Liebe der weißen Jungfrau, des demonio bianco, darf nicht Verirrung, nicht eine Sexualgrille scheinen. Cinthio, der sein Mädchen Disdemonia nennt, sagt schon, es habe sich nicht aus Sinnengier in den Mohren ver-



gafft. Phantasieknüpft und löst den Bund. Desdemonia (so muß ich den Namen schreiben, damit unser Britenschnabel ihn richtig ausspreche) liebt die hohe, pinienschlanke, ihrer luftlosen und ränkevollen Stadtwelt bisher so ferne Einfalt des Helden, der Gefahr bestand; und will ihn, der ihr Mörder geworden ist, mit ihrem letzten Hauch, ihrer ersten Lüge dräuender Strafe entrücken. Und warum ward er Mörder? Weil den Wahn, ihre Liebe ähnele schwesterlichem Mitgefühl, der andere abgelöst hat, ihr Blut habe nach dem jüngeren, feineren Mann, dem Weißen mit glatter Haut und weichem Kräuselhaar, geschrien und müsse unter seiner würgenden Hand drum verdorren. Weil seine von Jago Skorpionenpeitsche wunde Einbildnerkraft die Frau dem Stabschef gepaart sieht und der aus Naturfreiheit kommende, in Natur wurzelnde Urmensch wider so frevlen Vertrauensbruch keine andere Richter Gewalt anerkennt als die eigene. Helle und dunkle Dämonen im Kampf. Wer auch den Dritten, den niederträchtigen Schürer der Leidenschaft, in irgendein Verhältniß zu Phantasie bringen und so dem ganzen Bilde die Einheit des Lufttones sichern könnte, wäre ein Meister über die Geister. Jago mag, um vor sich selbst nicht in nackter Blöße des Neidlings zu stehen, sich Motive einbilden, Anlaß, Othello zu hassen, der des Fähnrichs Ehebett befleckt habe, oder den Wunsch, das weiße Täubchen zu kosen. Er gehört in die muffige Enge, wo, mit Inzucht, Erwerbsucht und jeglicher Strebersorte, Zettelung und scheele Bosheit rundum wuchert. Dagegen ist der maurische Fürstenenkel nicht gepanzert; und ihm wird Verhängniß, daß er, ohne den Willen, sich einzuordnen, in diese Bürgerlichkeit niederstieg. Rasse ist hier nur das Kleid, das ihn als das Kind wilder freier Natur, als die Seele weiterer Räume und jächerer Stürme erkennbar macht; ist nur ein Mittel, die äußere Bildkraft und innere Wirksamkeit des besonderen Vorganges zu stärken. Der braune Löwe, den schon Alter beschlich, an der Bettstatt des blonden Weibes, seine Pranken in den weißen Hals gekrallt . . . Dank, Daimonion, und Dank auch Dir, wackerer Gewürzkrämer Cinthio! Pech und Schwefel aber auf unser Globus-Theater, wenn mein Mime den Feldherrn, den Körper und heldischen Geist argloser, in



Schlichtheit großer Natur, mir ethnologisch verhunzt und den Parterregründlingen das Geheul, Gepfauch, Geschwitz eines Negers vors Auge stellt. Der, Kinder, spielt ihn spottschlecht.

---

Der Pedant hakt die Brille von den Ohrwänden, zwinkert, räuspertsich; und durch Schleimgerinnsel pfeift lehrhafte Rede. „Cinthio, dessen erfolgreiche Novellen übrigens 1610 noch nicht ins Englische übersetzt waren, dem sprachunkundigen Schauspieler Shakespeare also nur aus Erzählung bekannt sein konnten, dieser flüchtig denkende und hastig schreibende Geraldus Cinthius ist, werther Herr, das Opfer eines Hörfehlers oder Gedächtnißschwundes geworden. Der Mann, von dessen Schicksal er berichten wollte, war nicht ein Mohr, sondern hieß Moro. Bitte: mit dem utrechter Maler, der in Tizians Schule ging, hat er nichts als den Namen gemein. Der war in der alten Republik Venedig nicht selten. Christophalo oder Christophoro Moro war 1498 Bürgermeister von Ravenna, später Admiral, Statthalter auf Cypern, Feldherr, in dritter Ehe einer Venezianerin aus dem Haus Barbarigo vermählt, deren plötzlicher Tod auf dem Flaggschiff des Gatten, zwischen Cypern und Venedig, nie ganz aufgeklärt wurde. Seit fünfzig Jahren hats die Forschung festgestellt; und sie nimmt an, der Schreiber habe zwar den Namen aufgeschnappt, aber . . .“ Aus dem Moro einen Mohren gemacht. Weil Cinthio eben kein Pedant war, sondern immerhin irgendein Zellchen aus Dichtershirn in sich hatte und ihm deshalb schnell dämmert, wie kräftig die Hautverschiedenheit alle motorischen, motivischen Triebe seiner Novelle stärken müsse. Mohr? Dem Wüthenden wird ein schwächling Kleiner zum Zwerg, das kaum sichtbare Höckerlein zum Quasimodo-Buckel. Leicht begreiflich also, daß von der Lippe Brabantios, Rodrigos, Jagos Schimpfwörter sprudeln, daß Zorn, Eifersucht, Bosheit den Feldherrn pechschwarz, Wulstmaul, rußigen Bock schelten. Othello wuchs aus Mauretaniens Königsstamm; er scheint nicht durch Religion (sonst wäre sein Heidenthum angedeutet und dem Ungetauften wäre der Türke nicht ein „beschnittener Hund“), ist aber durch Blut und Erlebniß von der Bourgeoisie Venedigs geschieden. „Schwarze Schmach“? So sah es aus, wenn unsere Nigger Othellos grunzten, brüllten,



pfauchten, die zottige Rußbrust mit Fausthämmern schlugen, mit Affensprung und Excentric-Tragirerei um Beifall schwitzten oder die Frau betätschelten wie ein angeeilter Kongokerl die gierig seinen Dunst schlürfende Bordelldirne. Schon Cinthio aber wahrt die Signorina vor dem Verdacht, vom Sexus dem Hauptmann zugetrieben zu sein. Und jedes Wort, jede Regung Desdemonas, ihr letzter Seufzer noch erweist, daß nicht der Leib des Kriegers, dessen Jahre thalwärts neigen, sie gewann, sondern die kindhaft-heldische Seele. Weil er durch Leid schritt und Gefahr bestand, ward er, sie schwüre drauf, ihr lieb; und ihr Mitleid löste von seinem Herzen den Riegel, den der Alternde unverrückbar wähnte. Desdemona ist die reinste, keuscheste, in Vorstellung und Willen edelste Weibsgestalt, die Shakespeare schuf. Ohne Kordeliens starre Sprödhheit, auch, freilich, ohne den fast weisen Faltergeist, den Schmetterlingsreiz der Rosalinde, Porzia, Viola. Beinah zu engelhaft rein, um als klar abgegrenzte Persönlichkeit zu wirken. Raphael, Botticelli, nicht Giorgione oder Mantegna. Groß wird Klein, Klein wird Groß. Die jungfräuliche Seele der Venezianerin überwächst die Statur des hohen Fremdlings. Der Dichter, dessen Vision auch Tamora, Kleopatra, Kressida, Goneril und Regan umschlang und den auf manchem Pfad Weibsverachtung anwandelte, hat in diesem Drama den Ton des Frauenanwaltes, die inbrünstige Ehrfurcht des in Madonnenkult Hingerissenen. Zwar tändelt Emilia, Jagos redlich tapferes Weibchen, im Nebel mit der Ausmalung von Ehebruchsmöglichkeit. Merket Ihr, Taube, aber nicht, daß sie nur thut, um von der Stirn der gütigsten Herrin die Wolken zu scheuchen (und daß ihr Schwätzchen obendrein der ersehnte Bissen für die Gründlinge im Parterre ist, denen dieser düstere Abend zuvor kaum was zu knabbern gab)? Noch seltsamer ist, daß „die Forschung“ viel Wichtigeres bis heute, so weit ich umschauen kann, nicht gemerkt hat. Höret Emilia Gericht halten. „Die Männer sollens wissen: Auch Weiber haben Sinne, sehen und riechen, ihr Gaumen unterscheidet Süß von Bitter, gleicht also dem des Mannes; auch sie sind fromm, doch nicht von Rachsucht frei. Schlägt uns der Mann, plagt uns mit Eifersucht, vergeudet unser Gut, pflanzt unseren Schatz in fremden Schoß, sperrt uns ins Haus, dann schwillt



auch uns die Galle.“ Hörtet Ihr nicht ganz ähnliche Vertheidigung einmal schon? Aus Scheilocks Mund. „Haben wir nicht Hände, Füße, Sinne, Leidenschaften wie Ihr? Und wenn Ihr uns kränkt; sollen wirs nicht rächen?“ Wie dort des Juden, wird hier des Weibes Recht auf freie Willensregung, auf vergeltende Rache gewahrt. Und hier, dünkt mich, wird die Legende von „Shakespeares Frauenhaß“ noch deutlicher widerlegt als in der erschütternden, erhebenden Szene, wo der greise König Lear die Majestät tief vor dem wiedergefundenen Kinde beugt, Kordeliens Verzeihung erfleht und, ein schon vom Tod Gekerbter, selig stammelt: „Wir wollen leben, beten, singen, Märchen uns erzählen und über bunte, goldne Schmetterlinge lachen.“ Der Emiliens Anklage schrieb, hat, in den Tagen Elisabeths und Annas, in dem Weib ein Stück unterdrückter Menschheit erblickt. In Emilia aber nicht etwa die flecklos Ehrsame, der Steinwurf auf Luderchen gestattet sei. Von Bianca, Cassios lockerem Mädels, das sie eine Schlumpe gescholten hat, muß sie die Antwort einstecken: „Bin ein so ehrlich Weib wie Du, die hier mich schimpfst“; und kann nur noch (wie in Doorn „das Liebchen“, wenns gefragt wird, ob es die „Zukunft“ lese) lispeln: „O pfui!“ Ward das verliebte Ding, weil sichs hinschenkte, denn schlecht? Entknebelung gefesselter Triebe, geknechteter Menschen: noch scheint würdiges Strebensziel. Noch ahnt der Dichter nicht, daß er einen Timon zeugen (oder kleiden) werde, dessen Menschenhaß gelte: „Fluch allem Lebenden!“

---

Ahnt nicht? Jedes Auge, das Shakespeares Schrittmaße kennt, jedes Ohr, das die Schallwellen seiner Stimme trank, muß fühlen, daß tiefer als zuvor je in Schwangerschaft dieser mächtigen Phantasie Entsetzensgraus das Eingeweide der mehr kreißenden Seele durchwühlte. Das Weib ist nicht mehr Eva, Schlangenzögling und Allverderberin, noch nicht, wie in Lears Haidepredigt, „bis an den Gürtel nur der Gottheit Sitz, darunter Teufelsreich, schweflige Hölle“. Weil selbst im unbeherrschten Flackertanz der Weibssinne Güte mitglüht: mußte deshalb die Gefährtin ins Joch der Magdfron und stummer Hörigenpflicht? Damit Güte nicht das Werk des Mannes, des Menschen störe? Vor dessen Drang und Macht zu Bos-



heit erschauert das edle Gemüth. Betrachtet Brabantio, den, einen Senator, Wuth über Desdemonens (ihm nur unbequeme, nicht schimpfliche) Herzenswahl verleitet, den Mann vor der Frau zu warnen, die auch ihn, wie den Vater die Tochter, betrügen werde. Sehet den frechen Junker Rodrigo, der keine Schandthat, Verleumdung, Bestechung, Mord nicht, scheut, verheißt sie nur Weide auf dem ersehnten Leib. Des Vaters Zorn schürt, des Böckchens Wollust kitzelt Jago. Vor seiner Heuchelkunst stockt der Athem. Was will er? Cassio, den gelehrten Papierstrategen und Rechner, wegbeißen, ins Amt des Stabschefs, das dem in Feldkampf, nicht in der Schreibstube, Erzogenen gebühre, aufklettern, in Flotte, Heer, Inselverwaltung dem Generalissimus der Nächste sein. Nicht mehr. Nur zu diesem Zweck spinnt er sein Netz; zaudert er nicht, Rodrigo zu bestehlen, dann in den Tod zu schicken, Cassio, der ihm befreundet ist, und Desdemona, die ihm nur Wohlwollen zeigte, in Schmach und Verderben zu stoßen, die harmlose Bianca, aus deren Schüssel er gestern aß, der Mitschuld am Mord zu zeihen. Ohne Wank schaut er das Leid des Feldherrn, dessen große Seele er doch kennt; und da eine Pfote im eigenen Netz hängt, beißt er, wie der tückischste Köter aus Spartas Gasse („spartan dog“ nennt ihn Lodo- vico), um sich und tötet mit dem Giftzahn zuletzt noch sein Weib. Jeder hielt ihn für das Muster rauher Redlichkeit, die niemals lügen lernt und lieber durch barschen Soldaten- ton abschrecken als sich in Schmeichelbrauch erniedern will. Ecce homo? Auch Dieser weiß, wo es ihm taugt, gesittet Pfui zu sagen. „Pfui, so schlechte Menschen giebs nicht!“ Mancher sprach es ihm nach und urtheilte, hier habe der Dichter ein Zerrbild gemalt. („Verzeihlich: vor dreihundert Jahren.“) Habt Ihr Augen? Nicht aus Roms und Byzantions Geschichte nur fletscht allerlei Scheusal die Zähne. In allen Heeren, an allen Höfen, weil ihr Wesen stets Menschenknechtung ist, deren Kette von Gunst gelockert, von Ungunst gestrafft wird, findet Ihr Kerle, die zum Sturz des Vormanns gern die schäbigste List, den schmutzigsten Schemel nutzen. Und unsere Bürgerwelt, die den Erfolg krönt und von Gottes Gnade Vortheil erfleht, züchtet, als die zu ihrem Zweck Tauglichsten, zu ihren Kämpfen Tüchtigsten, Jagos. Die sind all-



beliebt, rühmen sich, keinen Feind zu haben, nennen sich, mit treuem Blick, gräßlich gerade Michel, erwirken, daß ihre Mächelei als Bahnbrechersthat gepriesen, ihr stinkiges Fürzchen wie Weihrauch eingesogen wird, und können, wenn Geldscheffelei sie langweilt, als Minister das Göttliche auf Erden verkörpern. Nicht immer würgt oder fängt sie die selbst geknüpfte Schlinge. Wer nicht lange genug hinsehen mag oder kann, Der wendet sich in den Seufzer, daß redliche Tugend stets unterliege, in Glanz nur abgefeimte Schelme stolziren. Jago, ein Meister der Zunft, käme mit heiler Haut von der Brandstatt, wenn er Rodrigo das Meucheln gelehrt, zu Vernichtung gefährlicher Briefe gezwungen hätte und wenn Gewissen nicht aus Emilia, seiner in Furcht geduckten Magd, eine Heldin machte, deren wahrhaftige Zunge ihm das Todesurtheil spricht. Einfalt, gerade der größten Herzen, erliegt den Jagos; der muthig Lebende dem schlau von Bülte zu Bülte sich Vorschiebenden. Weil Jago den geschniegelten Generalstäbler von dem Platz drängen will, der dem Frontsoldaten ziemt, erdrosselt der argloseste Held die keuscheste Frau und schlitzt, zu Sühnung, dann selbst sich die Ader.

Doch irgendwie müssen, da Dramaturgie nicht Spatzenscheuche werden darf, die Zwei schuldig geworden sein. Was ist Schuld und wer schuldig? (Pilatusfrage.) Daß Othello nicht, wie sein Neffe Leontes, wie Massingers Herzog von Mailand, Voltaires Orosman, Schillers Philipp und andere Empfänger kleiner Mohrenlegate, in Eifersucht neigt, hat der Dichter so oft, so laut betont, daß Halbtäubere selbst nicht mehr von „Tragoedie der Eifersucht“ (die aufgestellte Komödie in Pappharnisch, wahrlich nicht Höheres, wäre) faseln dürften. Othellos Schuld? Othellos Schicksal. Der mit blankem Schwert, Mauretaniens oder Venedigs, durch die Welt gestürmt ist, wird seßhaft; läßt aus sorglos freiem Stand sich in Schranken und Bande der Bürgerlichkeit herab, deren Gesetz er doch nicht anerkennt. Nicht um alle Schätze des Meeresgrundes kröche er ins Nest; thuts, weil er „die holde Desdemona liebt“. Ists nicht zu spät und kann der so lange Unbehauste die Kriegershybris und Orientalengewöhnung in herrisches Spiel mit der Frau vor der Schwelle des ersten Heims wegbaden? In rasches, von monarchisch freiem Willen gelenk-



tes Handeln und in die Richtergewalt des Häuptlings ist er gewöhnt. Soll er, wie ein duftender Lockenkopf aus erlauchter Seeräuberfamilie, sich vor dem Senator bücken, demüthig um die Tochter werben und sich stumm bescheiden, wenn der Magnifico sie ihm versagt? Er nimmt sie, wie eine Schanze oder Burg, auf die ihn der weiße Wimpel rief; mögen Vater und Pfaffe sich auf ihre Art dann in Weihe der Paarung bequemen. Mit zärtlichster Fürsorge umhegt er die Frau; woher aber käme dem Sohn afrikanischen Küstengebirges der Drang, sich in den Puls ihres Empfindens, in die von seiner Gluth erschlossene Knospe ihrer Seele einzufühlen? Er weiß nicht, was in ihr, noch, wer um sie ist. Lernt auch sein Gefolge, die Spitzen selbst, niemals bis in den Kern erkennen; wie selten hats, noch in hellerer Zeit, ein Militärmonarch gelernt! Wird seinem Wink nicht sogleich gehorcht, dann überschwemmt das aufgischende Blut den Deich der Vernunft „und Leidenschaft, sonst klares Urtheil trübend, maßt sich die Herrschaft an“. Der ehrliche Jago warnt nicht ohne Grund; wagt seinen Kopf, um die Ehre des Generals vor Anhauch zu schützen. Des Bräutigams erstes Geschenk, ehrwürdiges Vermächtniß, gab Desdemona dem schlanken, schmucken Florentiner und bittet nun, bettelt gar, diesen Cassio wieder auf den Posten zu stellen, den Trunkenheit und Rauferei auf der Festungswache ihm verlüdet hat; wird des Gebettels nicht müde und schämt sich nicht des Geständnisses, daß sie den Fant liebe. Ihren Buhlen: kein Zweifel; und hätte der Geck nicht im Schlaf ausgeschwatzet, wie ihre Lust ihn wärmt. Mit freundlichem Ernst sie fragen, die Angeklagten in Kreuzverhör nageln, aus fremdem Willen, der unbefangenen den argen Handel durchleuchten konnte, das Recht nehmen? Des Feldherrn Würde versänke in Schlamm. Er war Cassios, wird Desdemonas Richter; nur er darf es sein. Darf der Richter auch rasen, brüllen, im Festgemach, vor verschwägerten Gästen, die Frau, der er Tod sinnt, doch kein Urtheil sprach, mit den rohsten Schmähreden, mit Troßknechtsschimpf peitschen, ihr ins Antlitz schlagen? Othellos Schuld. Zum ersten, zum letzten Mal huscht Heimweh durch das Gemüth der Mißhandelten; sehnt sie aus Wildniß sich in den Bezirk patrizisch vornehmer Sitte zurück. „Der Lodovico ist ein



feiner Mann.“ Während Emilia die Spangen des Mieders löst, stiehlt das Wort, schmerzlichen Vergleiches Stöhnen, sich über die Lippe; nicht mehr der Nachsatz: „Wärs auch Othello!“ Schon reut sies; nur, daß der Vetter so besonders gut spreche, wollte sie erwähnen. Ihre Schuld? Daß auch sie, wie ihr Mörder in Todbereitschaft von sich aussagt und aussagen darf, „zu sehr liebte“. In Hingebung an den Mann, Hinspreitung unter die Sohle seines kriegsherrisch stampfenden Willens Alles abthat, was ihres Mädchenlebens Halt gewesen war, alle Blinkfeuer ererbter Sitte löschte, das Recht der Persönlichkeit, als wärs ein drückender, Triebesgewalt einschnürender Gurt, von sich warf, den Schleiern der Weibeshoheit sich entkleidete und mit nackter Seele, allen Nachhalles der gestern noch heiligen Stimmen ledig, des Einen Ding, von dem Einzigen neu geschaffen sein, des Kriegers holde Kriegerin werden wollte. Der liebte sie um ihres Mitleids willen: und nimmt ihr mitleidiges Gesuch für Cassio als Beweis ihres Verbrechens. Er fügt sich nicht in Bürgerordnung. Sie erstickt, diesseits von Gut und Börs, im Eden ihres Traumes. Was ist Schuld?

Von Shakespeares dunkel getönten Dramen (drei Viertel des Sechsten, den ganzen Achten Heinrich, Titus Andronicus, Timon, sogar Cymbeline scheide ich, trotz ihres Reizes Pracht, aus dieser Gipfelreihe) scheint uns immer das zuletzt gelesene unter allen das herrlichste. Keins hat festeren Kontur, stärkere Leuchtkraft der Farben, gewaltigere Melodie als Othellos. Kein anderes prallere Schlankheit des von flinker Wucht hochgetriebenen Baues, der kaum eines Fremdstoffes Einsprengsel zeigt, tiefere Durchschürfung finsterer Seelenschachte, keins, weder Hamlet noch Lear, im engen, eng gewollten Hause solche Bilderfülle. Der aus dem Schlaf gepochte, geheulte Senator, halb erst bekleidet, träges Geschlurf brummiger Fackelträger in der Halle, auf der Marmortreppe des Palastes, dem die Tochter, die Sonne, vor ihrem Mittag entchwand. Kein Venezianer soll heute schlafen. Beben unter der Kanalstadt die Pfähle von Ahnung nahender Gefahr? Waffen klirren, Thore fallen ins aufkreischende Schloß, von hastig gestemmt Rudern rieselt Wasser auf schwarze Gondelwände. Der Türke dräut wieder. Vor dem zu Nachtsitzung berufenen Senat steht, zwischen Kerzen und Fackeln, der braune Feldherr, Admiral, Palladion des Staates und Hort



des Volksvertrauens; in sternloser Nothstunde niederträchtiger Zauberei und Verführerlist angeklagt; nun, von der Majestät des Dogen, des Hohen Rathes mit dem Schwert der Republik gegürtet, im Arm sein blondes, von jedem Greisesblick ehrerbietig geleitetes Weib, reisig, auf dem gewohnten Weg in Kampf und Sieg. Aus Orkan, der seines Schiffes Haut striemte und aufriß, stürmt er, im Wirbel des ungeduldigen Jünglings, aufs kyprische Land, preßt die Geliebte, die einmal, ein kurzes Stündchen nur, im Feldbett sich an ihn schmiegte, ungestüm, nie wieder sie zu lassen, an die Brust: und vergißt in übersinnlichem Rausch fast, der Besatzungstruppe und dem scheuen Volk den Untergang der Türkenflotte, das Ende des Krieges zu künden. Vom Hochzeitlager reißt ihn der Unfug des vom Fähnrich in Trunkenheit gelockten Florentiners. Sein Wort bändigt die Wüthenden und schwichtigt die Angst der Frau, die ihm nachgeeilt ist und, fröstelnd in schwüler Nacht, die schweren, von Weh und Lust müden Lider weit dem noch Unbegreiflichen öffnet. Wird aus verklingendem Tanz, aus verglimmendem Freudenfeuer, die, auf seinen Befehl, Sieg und Hochzeit feierten, Unheilsfluch und wollte die schrille Sturmglocke die im Rausch des Brautbettes Lallenden, nicht auf der Citadelle den von Traubenblut Vergifteten, warnen? Unaufhaltsam wirkt das Gift fort. Eines Wüsthieres Sprung: und die Bronzefinger krallen sich in den Hals, das braune Knie gräbt sich in die Brust des Giftschänken. Nein: des wahrhaftigsten Dieners, desscharfsichtigsten Arztes, dessen vorsorgliche Strenge in der Herzwunde Eiterbildung nicht duldet, jedem gelbgrünen Tröpfchen mit dem Messer einen Rinnpfad bahnt. Neben dem redlichen Fähnrich kniet der Feldherr, reckt die Hand in den kristallinen Aether und verpfändet sein Wort dem Rachegott. Neben Othello kniet Jago und schwört beim Glanz ewiger Sterne, mit Herz und Hirn, Fleisch und Blut fortan sich dem Sühnwerk des im Heiligsten Geschändeten zu weihen. Desdemonas Entkleidung; der Wolkenzug durch ihr thränendes Auge; das Gesumm von dem verlassenen Mädchen, dem murmelnden Bach, dem Feigenbaum, der grünen Weide; das frommste Gebet ihres Lebens. Auf ihren Brautlinien liegt sie. Ueber ihr blondes Haupt beugt sich der finstere Gewitterkopf, der in Licht



geflimmer wie ausgegrabenes Kupfer funkelt. Die hellere, stählerne Handzange zerquetscht das Licht; drosselt in Daumen den Athem, klafft auf, greift den Dolch, der den Tod des Lämmchen schleunigen soll; und beißt sich nun in den Korb des in Eis gehärteten Spanierschwertes, das den zuckenden Rumpf des Kriegers auf das Brautlaken der gemordeten Unschuld wirft. Die toten, metallenen Augen sind naß.

Auch das Ohr erlebt Wunder. Jede Gestalt hat, der Doge selbst und der korrekte junge Regierungspräsident Montano, die Sprache ihrer Persönlichkeit. Kann ein Wachter, nicht Stocktauber zweifeln, daß Orient die Wiege, tropennahe Wildniß die Werkstatt, Barbareskenmeer der Tummelplatz Othellos war? „Treu bist Du? Ja: wie auf der Fleischbank eine Sommerfliege, die im Entstehn schon buhlt. O Unkraut, so reizend lieblich und von Duft so süß, daß Du den Sinn betäubst, wärest Du nie gewachsen! Was Du gethan hast? Den Himmel ekelts und der Mond verbirgt sich, der Buhler Wind, der küßt, was ihm begegnet, verkriecht sich in die Höhlungen der Erde, die Frage nicht zu hören: Was that ich? Schamlose Metze! Mein überwundenes Auge, zu schmelzen nie gewöhnt, vergießt nun Thränen in viel breiterem Strom, als aus Arabiens Bäumen Balsam quillt.“ Die drei großen Gespräche mit Jago, Versteckspiel ewig einsamer, drum nie ganz gezähmter Wüsteneinfalt mit ewig strebsamer, drum geselliger Beutegier, deren Mähne gestrahlt, deren Fingerhorn polirt ist, deren Zunge ranziges Oel speichelt, des Löwen mit dem Schakal; das Lauern, Beschnuppern, Betasten, die gräßlich beredten Pausen, Furioso, kein Laut jetzt aus der Brust, in aller Umluft keiner, dann, jäh, der gelbzackige Blitz, Donnersgedröhn, aus dem breit gespaltenen, bis in Schlundestiefe entzündeten Krater wälzt sich Feuer und schlackige Pest herauf: Das war zuvor nie (und sogleich danach ist nur Raskolnikows Dickichtkampf gegen die zärtliche Waidmannswuth des Kriminalpathologen und der Himmel, die Hölle der Karamasows erträglich). Und das Drama, dessen Senkblei bis in die Wurzelfalten menschlicher Seelen taucht, ist über dreihundert Jahre alt; wird in dreihundert nicht altern.

(Was aus ihm auf unserer Bühne geworden ist, ob auch da Großes klein werden mußte, bleibt zu prüfen.)





## Verklungene Verse

An das Vaterland

So lebe wohl mit allen Spöttern,  
Du ehemals wert'es Vaterland.  
Du trottest bei so nahen Wettern.  
Ich wünsche Dir nur auch Bestand.  
Was hat Dir wohl mein Geist zu danken?  
Verfolgung, Schande, Neid und Zanken  
Und Freunde, die kein Flehn gewinnt.  
Ja, müßt' ich heute bei den Drachen  
Gefährliche Gesellschaft machen,  
Sie wären gütiger gesinnt.

Gesetzt, ich hätte mich vergangen:  
Wo läßt die Mutter so ein Kind,  
Das endlich mit betränten Wangen  
Die rechte Straße wiederfindt?  
Es sei Dein Irrtum oder Tücke:  
Gnug, daß Dein Zorn mein künftig Glück  
Durch solchen Grund zu Schanden macht.  
Du schmähest mich nicht allein im Staube,  
Du hast auch gar von meinem Raube  
Den Frevlern Vorschub zugebracht.

Wohlan: so reize selbst die Waffen,  
Die Wahrheit und Verdruß regirt.  
Wer sind die meisten Deiner Pfaffen,  
Von welchen all mein Unglück rührt?  
Wer sind sie? Lästrer, faule Bäuche,  
Tartüffen, Zänker, böse Schläuche  
Und Schwätzer, so die Wahrheit fliehn,  
Beruf und Gott im Beutel tragen,  
Sich täglich um die Kappe schlagen  
Und Weib und Pöbel an sich ziehn.

Du hegst Betrug und Aberglauben,  
Den aller Weisen Freiheit haßt.  
Der Rabe jauchzt, man würgt die Tauben,  
Der Reiche spottet der Armen Last.  
Was tun die unbeschnittnen Juden?



Sie brüsten sich in teuren Buden  
 Und schielen höhnisch in die Quer,  
 Als wenn, Gott geb, ein Bursch ihr Diener.  
 Der Mauerpfeffer aber grüner  
 Als unser Musenlorber wär.

Die Klügsten sitzen an dem Zolle,  
 Verrechnen Leben und Vernunft:  
 Was kost't das Heu, was gilt die Wolle?  
 So spricht man in Zusammenkunft.  
 Was sag ich von dem Frauenzimmer?  
 Ihr Schönsein ist nur Farbenschimmer.  
 Sie heißen keusch, sie sind nur dumm,  
 Und Die noch etwas Grütze führen,  
 Die kehren stets vor fremden Türen  
 Und nehmen Alles blind herum . . .

Ich fürcht, ich fürcht, es blitzt vom Westen  
 Und Norden droht schon über Dich.  
 Du pflügst vielleicht nur fremden Gästen.  
 Ich wünsch es nicht; gedenk an mich!  
 Du magst mich jagen und verdammen,  
 Ich steh wie Bias bei den Flammen  
 Und geh, wohin die Schickung ruft.  
 Hier fliegt Dein Staub von meinen Füßen,  
 Ich mag von Dir nichts mehr genießen,  
 Sogar nicht diesen Mund voll Luft.

Du Engel!

. . . . .  
 Die Länge der Person gehört der Majestät.  
 Die Augen reizen mich, sie tausendmal zu küssen,  
 Und wenn sich Ros' und Schnee im vollen Busen bläht,  
 Bekäm auch Sokrates ein schlüpfriges Gewissen.  
 Ja, wenn Dein Freundlichtun mit Druck und Mäulchen spielt,  
 So schwör ich, daß das Mark die sanfte Wirkung fühlt.  
 Was um Dich, an Dir ist, ja, was Du hast und tust,  
 Das zaubert, zieht und zeugt Verwundrung und Ergötzen.  
 So oft Du Haus und Hof und Volk versorgen mußt,  
 Bekomm ich einen Trieb, die Wirtschaft hochzuschätzen.



Wohin auch nur Dein Fuß in Leid und Freude tritt,  
Da schleicht die Augenlust so wie der Wohlstand mit.  
Dein Polnisch, das mir sonst so rauh und widrig klingt,  
Beschämt durch Deinen Mund den Wohllaut welscher Zungen.  
Indem es seine Kunst so rein und lieblich zwingt,  
Als kein verliebtes Lied in Griechenland geklungen.  
Wie artig stimmt bei Dir nicht jede Tugend ein!  
Du hast Beredsamkeit und kannst verschwiegen sein.

Aria zu einer Abendmusik

Befördert, Ihr gelinden Saiten,  
Den sanften Schlummer süßer Ruh!  
Rhodante legt die müden Glieder,  
Der Arm wird schwach, das Haupt sinkt nieder  
Und schlägt die holden Augen zu.

Ihr angenehmen Nachtbetrüger,  
Ihr süßen Träume, schleicht herein  
Und sucht, wie Bienen jungen Rosen,  
Der schönsten Seele liebzukosen  
Und nehmt so Herz als Lager ein!

Ergötzt sie mit den schönsten Bildern,  
Die Scherz und Lieb erdichten kann,  
Entdeckt Ihr mein getreu Gemüte  
Und steckt das zärtliche Geblüte  
Mit stark- und frischem Zunder an!

Der Himmel wacht mit tausend Augen,  
Doch nicht so gut als meine Treu.  
Die wacht und läßt sich nicht ermüden,  
Bis daß sich Leib und Geist geschieden,  
Und trägt Dein liebstes Konterfei.

Schlaf, Engel, schlaf voraus und liege  
Im Schoße der Zufriedenheit!  
Denn eine Nacht voll Scherz und Küssen  
Wird bald Dein Bett erweitern müssen;  
Und diese Nacht braucht Munterkeit.

Johann Christian Günther.





## Sieg des Kapitalismus?

Im Frühsommer wurde das Stichwort „Erfassung der Sachwerte“ in die Steuerdebatte geworfen; und sofort gings, wie heutzutage mit Allem, was einem positiven Gedanken auch nur von fern ähnelt: von den Hagelstürmen politischer Gegenwinde wurde der Keim verweht. Natürlich verhiß auch dieser Vorschlag keine Lösung des unlösbaren Entschädigungsproblems; aber er bot die Möglichkeit, durch einen ehrlichen Erfüllungversuch die Grenzen der Erfüllbarkeit beweiskräftig für Freund und Feind abzustecken. Papiersteuern allein genügen ja nicht zur Deckung des Bedarfes, den die Reparation dem Reich aufzwingt. Nur durch Beteiligung des Reiches an der privatwirtschaftlichen Substanz und durch deren Verpfändung an das Ausland kann ohne völlige Zerrüttung der Markwährung die für die nächsten Zahlungen notwendige Goldmarksumme aufgebracht werden. Die Sonderbesteuerung der Sachwerte war aber auch dadurch gerechtfertigt, daß deren Besitzer sich bisher jeder fühlbaren Besteuerung durch Abwälzung entzogen und sogar während der allgemeinen Vermögens- und Kaufkraftverschiebung der Inflationzeit das Minus der anderen Volksschichten zu ihrem Plus gemacht hatten. Herr Wirth, der im Reichsfinanzministerium zwar herrschte, aber nicht regierte, hätte den Widerstand der Industrie wohl zu brechen vermocht; aber er behandelte die Sache zunächst „diplomatisch“; und als die Valutapanik begonnen hatte und die Garantiekommision drängte, versuchte er, die Initiative, die ihm, dem Staatsmann und Gesetzgeber, gebührte, der Industrie, also dem Objekt der Gesetzgebung, zuzuschieben. Der Reichsverband der deutschen Industrie bot, statt der „Erfassung der Sachwerte“, als Ersatz oder als Abschlagszahlung, eine freiwillige Kreditaktion an. Das hätte fürs Erste vielleicht genügt. Die Hauptsache war: schnelle Hilfe. Mancher Schicht der Industrie schien aber die Verschleppung der Sachwertsteuer wichtiger als die Kreditaktion. Die war von der münchener Industriellenversammlung im Grundsatz gebilligt worden. Plötzlich aber hieß es, eine neue Situation sei entstanden und deshalb die ganze Kreditfrage noch einmal zu erörtern.

Worin war die Situation verändert? Der Spruch über Oberschlesien hatte über Erwarten hart gelautet; aber von Oberschlesien war in München weniger geredet worden als von dem die Exportausnutzung der Industrie angeblich bedrohenden wiesbadener Sachleistung-Abkommen, als dessen Verteidiger Minister Rathenau in der münchener Versammlung Beifall gefunden hatte.



Und dem inzwischen beschleunigten Valutasturz mußte doch wohl auch eine Beschleunigung der Kreditaktion folgen? Daß viele Industrielle diese Meinung vertraten, ehrt sie. Aber sie kamen gegen die „großen Kanonen“ vom Niederrhein nicht sofort auf. Deren Gebrumm und Geböller, Katastrophenpolitik und psychologische Schlaueit erwirkte einen Beschluß seltsamer Art. Man forderte Sicherheit und stellte Bedingungen; zuerst (so und nicht anders wars zu verstehen) solle das Reich seine Defizitwirtschaft abstellen: dann sei von der Industrie Hilfe zu hoffen. Eine Ursache der Defizitwirtschaft ist aber gerade die Weigerung der Industrie, dem Reich die zur Deckung seiner Ausgaben erforderlichen Steuern, die zur Rentabilisierung der staatlichen Verkehrsanstalten unentbehrlichen Tarifierhöhungen zu bewilligen. Während die Industrieprodukte schon um das Zwanzig- bis Dreißigfache der Friedenssätze verteuert waren, mußten die Reichseisenbahnen sich mit höchstens um das Acht- bis Zehnfache gesteigerten Fracht- und Personentarifen begnügen.

Aus dem Nebel der Andeutungen trat allmählich ein weit-sichtiger Plan hervor. Die Industrie verlangte die Auslieferung der Reichseisenbahnen an das Privatkapital und erbot sich, dafür dem Reich die Sorge um den Teil des Reichsdefizits abzunehmen, der auf diese Verkehrsbetriebe entfällt. Dieses Defizit ist aber zum Teil nur ein „rechnungmäßiges“. Wenn das Reich die Tarife dem Geldwert von heute anpaßt, die Kosten der Neuanlagen von den laufenden Ausgaben trennt und auf Kapitalkonto verbucht, wenn es also die fiskalische Betriebsweise durch die kaufmännische ersetzt, braucht es zur Sanirung nicht die Hilfe der Industrie und erhält sich obendrein die unverschuldete Goldwertsubstanz, die ein privater, auf Erwerbsdrang und Eigensucht gestellter Riesentrust leicht zu willkürlicher Gewinnsteigerung ausnutzen könnte.

Die Sanirung der Eisenbahnen ist notwendig und im Rahmen der Verfassung ohne Aufteilung von Reichsbesitz durchführbar. Die Forderung, als Gegenleistung für einen durchaus nicht ungeheuren Goldkredit, der im Grunde nur eine Abschlagszahlung auf geschuldete Steuern der Sachwertbesitzer wäre, dem Privatkapital die Eisenbahnen auszuliefern, lehrt erkennen, welches Machtgefühl die Schwerindustrie auf ihrem erfolgreichen Ver-trustungsweg und jenseits von politischer Verantwortlichkeit in sich aufgezüchtet hat. Daraus würde Allmacht, wenn die Träger der Großproduktion die Hand auf die Reichsverkehrsbetriebe legen dürften. Die Exekutivgewalt des Staates würde Schemen, Verbraucher, Klein- und Mittelgewerbe verlören in solchem Trust-



staat mit doppelten Boden jede Einflußmöglichkeit und den Arbeitern bliebe nur die nicht immer scharfe Waffe des Strike. Vor drei Jahren erflachte das Großunternehmertum von den andringenden Arbeiterheeren Schonung und bot alle seine dialektischen Künste zu dem Beweis auf, daß und warum „noch nicht“ sozialisiert werden könne. Tempora mutantur. Schneller Zeitenwandel! Heute fühlt das Privatkapital sich stark genug zum Sturm auf die letzten Schanzen des ermatteten Staatssozialismus. Cheiron.



## Notizbuch

**E**in lausitzer Wende erbat die Veröffentlichung der folgenden Beschwerde, die mir, leider, fest begründet scheint.

„Die Wendenfrage ist eine innerpolitische Angelegenheit des Deutschen Reiches und gehört als solche vor die internationale Öffentlichkeit nur, wenn die wendische nationale Minderheit den Schutz der Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages und seines Zusatzantrages über nationale Minderheiten zu beanspruchen hat. Anders verhält es sich mit der Pflege der wendischen Sprache im Rahmen des Schulwesens. Leider ist durch die Kurzsichtigkeit der maßgebenden Instanzen diese Angelegenheit aus ihrer natürlichen Basis verschoben worden und bildet einen wunden Punkt in der Gesetzgebung des Reiches sowohl als auch der beiden in Frage kommenden Einzelstaaten Sachsen und Preußen, so daß sie eine internationale Angelegenheit zu werden beginnt. Die vor einiger Zeit von Dresden aus durch die Presse verbreitete Nachricht, daß das sächsische Gesamtministerium den Herausgebern des neuen wendischen Lesebuches für Volksschulen zehntausend Mark gewidmet habe, und insbesondere der daran geknüpfte Schlußsatz, dadurch sei bewiesen, daß die Wenden nicht unterdrückt werden, giebt Anlaß zu falschen Schlüssen; und es sei einem geborenen Wenden, der die Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennt, gestattet, sine ira et studio auf einige Momente hinzuweisen, die die Sache einmal auch von der anderen Seite beleuchten. Ich glaube mich dazu um so mehr berechtigt, da ich als Sozialist weder auf der Seite der Extremisten, noch weniger aber bei den ‚sachsentreuen Wenden‘, einer reaktionären, antisemitisch-feudalistischen Gruppe, stehe.

Zunächst gilt der Grundsatz, daß der Staat die moralische und staatsrechtliche Verpflichtung hat, allen seinen Mitbürgern eine umfassende Entwicklung ihrer Fähigkeiten und geistigen



Qualitäten zu ermöglichen. Dazu gehört nach dem Urtheil bedeutender Staatsmänner und Pädagogen auch die Pflege der Muttersprache. Nun gilt aber gerade in Deutschland, leider auch heute noch, der amtliche Grundsatz, daß ein deutscher Staatsangehöriger keine andere als die deutsche Sprache als Muttersprache haben könne. Daß Dies ein Irrthum ist, bedarf wohl kaum der Widerlegung; gewisse deutsch-nationalistische Kreise verwechseln den Begriff der Staatssprache mit dem anderen, für den einzelnen Staatsbürger oder eine Gruppe solcher eben so wichtigen Begriff der Muttersprache. Für den Wenden ist Das also die wendische Sprache, die schon als ein Kulturdenkmal gepflegt werden müßte, für deren Erhaltung aber auch noch andere wichtige Gründe sprechen, die nicht, wie oft behauptet wird, auf politischem, sondern auf wirthschaftlichem Gebiet liegen. Die wendische Sprache ist schon als Medium zur Erlernung einer anderen slawischen Sprache von unschätzbarem Werth. Dieser allgemein giltige und mir durch die eigene Erfahrung bestätigte Satz kann als Beweis hier genügen.

Zur Erhaltung der wendischen Sprache (noch gar zu ihrer Pflege) hat der Staat bis jetzt nahezu nichts gethan. Es giebt heute weder eine wendische Volks- noch Mittelschule für eine aus etwa zweihunderttausend Seelen bestehende nationale Minderheit. Es ist wahr, daß der Staat die Wenden nicht unterdrückt, denn es kann ja schließlich auch nicht seine Aufgabe sein, einen Theil der Bürger, die diesen Staat bilden, zu unterdrücken. Aber er unterläßt ihre naturgemäße Entwicklung, indem er seine Pflichten in Bezug auf die Ausbildung der natürlichen Fähigkeiten vernachlässigt. Man wird es schwerlich als ein besonderes Verdienst dieses Staates bezeichnen können, wenn er für die Herausgabe eines wendischen Lesebuches (des ersten) einige Tausend Mark aus Staatsmitteln anwendet, denn Das ist einfach seine Pflicht. Schon die Thatsache, daß die Initiative zur Herausgabe eines wendischen Volksschullesebuches von privater Seite ausging, giebt Anlaß zum Nachdenken. Den wendischen Lehrern, die allen und nicht geringen Schwierigkeiten zum Trotz sich dieser Aufgabe unterzogen, weil sie die Nothwendigkeit erkannten, gebührt größerer Dank als dem sächsischen Ministerium für seine zehntausend Mark. Viel wichtiger als all Dies ist die Thatsache, daß es keinen obligaten wendischen Schulunterricht giebt. In Sachsen ist für die sogenannten wendisch-deutschen Schulen erst in neuster Zeit dieser Unterricht mit drei Schulstunden wöchentlich, die in der Hauptsache auf Religion entfallen, eingeführt worden, jedoch mit dem der Willkür Thür und Thor öffnenden Zusatz: „sobald die Eltern wünschen“. Der Unsinn dieses Zusatzes wird klar, wenn man sich vorstellt, wie viele Kinder wohl am Geschicht- oder Geographie-



unterricht theilnehmen würden, wenn Das der Entscheidung der Eltern überlassen bliebe. In keinem Lehrerseminar Sachsens oder Preußens erhalten die für die wendischen Schulgebiete bestimmten und aus ihm stammenden Lehrer eine Ausbildung in ihrer Muttersprache. Deren Gebrauch wird, derb oder leise, gestraft.

Die Zeit scheint zwar vorüber, in der sich ein Provinzialrath erlauben konnte, den Lehrern zu befehlen, gegen den Gebrauch der wendischen Sprache mit den härtesten Prügelstrafen vorzugehen. Bezeichnend für die inneren Verhältnisse der Deutschen Republik ist aber, daß der Erlaß des preußischen Kultusministers über die wendischen Schulen von den Ausführungsorganen in sein Gegenteil verkehrt wird. Junge Lehrer, die Ostern das Seminar verließen und die wendische Sprache beherrschen, werden von der Behörde nicht angestellt, obwohl die Gemeinden sie gewählt haben. Aeltere wendische Lehrer, die auf eigenen und der Gemeinde Wunsch gern noch in ihrer Schule weiterwirken wollen, werden pensionirt und durch einen ehemaligen Kriegslieutenant-Lehrer ersetzt. Den Wenden bleibt, wollen sie ihre kulturelle Lage verbessern, wirklich nichts übrig als der Versuch, anderswo Hilfe zu finden. Wer Das nicht einzusehen vermag, ist mit Blindheit geschlagen.“

Warum sollen die Bleibsel der Wendennation nicht ihre Sprache wahren, nicht die Sonderheit ihres Kulturerbes pflegen? Deutschlands Regirer, Parlamente, Preßdespoten haben der ihnen oft gestellten Frage niemals geantwortet. In Brüssel soll, noch in diesem Jahr, ein internationaler Kongreß das wichtige Problem staatlicher Minderheitenbehandlung erörtern und, wenns möglich wird, durch rasch in Rechtskraft reife Beschlüsse lösen. In Polen, der Czechoslowakai, Italien, Rumänien, Dänemark, Lett- und Esthland hausen deutsche Minoritäten; morgen wohl auch in Litauen. Deutsche fordern, mit Recht, daß diesen nicht vom Staatshaus der Heimath überdachten Stammesgenossen überall erlaubt sei, als Deutsche zu leben und ihre Kinder in deutsche Sitte zu erziehen. Mit reinem Gewissen, also wirksam, ist die Forderung nur zu begründen, wenn Deutschland erweisen kann, daß es selbst den auf seiner Erde wohnenden Minderheitnationen kein wesentliches Recht weigert. Bedenket's wohl; die Anderen werdens nicht vergessen. Vernunft räth, dem Wendenstämmchen Luft und Licht zu gönnen und den Czechen zu zeigen, wie sich „bei uns“ slawisches Blut regen dürfe. Getrost, Urteutonen: fand in dieser Deutschen Republik, „der freisten der Welt“, Rath der Vernunft denn jemals Gehör?

\*



Ein Beispiel; aus einem Haufen eins. Seit Jahren rief ich hier zu dem Verlangen nach öffentlicher Rechenschaft für all die Sammelei auf, deren Gedräng und Gebimmel uns seit 1914 so oft lästig wurde. Forderte den Nachweis, durch beglaubigte Ziffern, was aus den erbettelten Millionen geworden, wie viel davon für das Auf und Ab, den Troß und Praß der hoch und höchst gerühmten „Organisationen“ verkrümelt und verplempert worden sei. Auf Gipfeln, in Wipfeln blieb still. Wie notwendig der Aufruf in Wachsamkeit war, lehrte in unserem grünen November die Hauptverhandlung, in der ein berliner Schöffengericht über die Privatklage eines Beleidigten urtheilen sollte.

„Das Gericht beschloß, in die Beweisaufnahme einzutreten, und vernahm den Referenten für Wohlfahrtspflege im Reichsarbeitministerium, Ministerialrath Dr. Karstedt. Zuerst gab der Zeuge einen historischen Ueberblick über die von den verschiedenen amtlichen Stellen seit Beginn des Krieges erlassenen Verordnungen zur Bekämpfung des sogenannten Wohlthätigkeits-Swindels. Alle diese Maßnahmen sollen demnächst in einem Reichsgesetz zusammengefaßt werden. Der Zeuge erklärt dann, daß in den letzten Jahren von Organisationen, die zu wohlthätigen Zwecken (Oberschlesien, Verwundetenfürsorge, Auslands-Deutschthum usw.) gesammelt haben, über hundert Millionen zusammengebracht wurden, die zum allergrößten Theil nicht den Zwecken, zu denen sie gegeben wurden, zugeführt worden sind, sondern in der Form von Provisionen, Gehältern, Spesen usw. Angestellten und Veranstaltern der einsammelnden Organisationen zu Gute kamen. Auf Aufforderung der Parteien erklärte der Zeuge sich bereit, das Material, das ihm von preussischen Ministerial- und Polizeibehörden zugegangen sei, dem Gericht zur Verfügung zu stellen, damit es das Geschäftsgebaren solcher Wohlfahrtunternehmungen gründlich nachprüfen könne.“

So stands in der Zeitung. Warum das Ministerium und der Ministerialrath nicht, statt den Zufall unvorsichtiger Klage abzuwarten, die Geprellten früh warnten? Nur Helios vermags zu sagen, der alles Irdische bescheint. Nun aber, zu spät, weiß Jeder: „Ueber hundert zusammengebettelte Millionen sind zum allergrößten Theil nicht den Zwecken, denen sie zugedacht waren, zugeführt worden.“ Allzu spät. Kein Fluch auf die Cirkularschnorrer, Tellerknaben, Büchsenjungfern bringt Deutschlands Armen die hundert Millionen zurück. Noch aber hört unser Ohr nirgends Geschnaub der Leitartikel. Und doch ist der „tadellos organisirte“ (und nur dem Harmlosesten erst jetzt entschleierte) Schwindel millionenmal schlimmer als der thöricht



rohe Unfug Hungernder, Frierender, Zerlumpter, die Auslagenfenster einschlagen und aus Waarenspeichern „mit stürmender Hand“, wie die Große Zeit des Seelenstahlbades sie lehrte, das der Lebensnothdurft Unentbehrliche, vom „Feindbund“ der Besitzer ihnen Versagte erobern; vastehste: erobern.

\*

Ein anderer Bericht über Gerichtsverhandlung:

„Eine Anklage wegen Körperverletzung im Amt und mittels gefährlicher Werkzeuge, Mißbrauches der Amtsgewalt und Nöthigung im Amt beschäftigte die Vierte Strafkammer des Landgerichts III. Die Anklage richtete sich gegen den Polizeiwachtmeister Schutte, den Oberwachtmeister Martin, den Hauptwachtmeister Meyer und die Unterwachtmeister Grunwald, Zimmer, Hahn, Adrian und Kienert, sämmtlich von der ‚Hundertschaft zur besonderen Verwendung‘. Nach dem Wortlaut der Anklage ist der zwanzigjährige Registraturgehilfe Dickfach aus Charlottenburg in Begleitung seiner Freunde Wenzel und Glaubke im Februar eines Abends an der Ecke der Lohmeyerstraße und Kaiser-Friedrich-Straße in Charlottenburg in Wortwechsel mit einem Manne gerathen, der eine weinende Frau schlug. Der Mann, der jetzt angeklagte Schutte, kam auf sie zu und forderte Dickfach auf, zur Wache zu kommen. Dort erklärte der Angeklagte Meyer, Alles solle verschwinden, was auf der Wache nichts zu thun habe. Die Zeugen Wenzel und Glaubke mußten deshalb die Wache verlassen. Dickfach wurde in ein anderes Zimmer geführt, in dem Grunwald saß. Als Dickfach den Sachverhalt schilderte, rief der Angeklagte Meyer: ‚Du lügst, Du Lump, Du Verbrecher!‘ Bei diesen Worten kamen plötzlich mehrere Polizeibeamte, darunter die jetzigen Mitangeklagten, in das Zimmer, rissen dem Dickfach den Mantel und den Rock ab, so daß er in Hemdsärmeln dastand, zogen ihn über den Tisch und schlugen mit Gummiknüppeln und anderen Gegenständen auf ihn los, bis er das Bewußtsein verlor. Als er wieder zu sich kam, merkte er, daß er mit Wasser begossen war. Er wurde gefragt, ob er die Wahrheit sagen und ein Protokoll unterschreiben wolle. Als er erklärte, daß er nur unterschreiben werde, was wahr sei, wurde er zum zweiten Mal über den Tisch gezogen und geschlagen, so daß er wiederum das Bewußtsein verlor. Nachher unterschrieb er aus Furcht vor weiteren Mißhandlungen das Protokoll, ohne daß er es lesen durfte oder es ihm vorgelesen worden war. Er erstattete am nächsten Tag, nach seiner Entlassung aus der Wache, Anzeige. Nach langer Berathung kam das Gericht zu dem Urtheil, zwei Vorfälle seien zu unterscheiden: die auf der Straße und die in der Kaserne. Die Beweisaufnahme habe ergeben, daß in der Kaserne geradezu unerhörte Dinge vorgekommen sind: Dickfach ist länger auf



der Wache festgehalten, als nothwendig war, und in unerhörter Weise mißhandelt und beleidigt worden. Martin ist wegen Beleidigung zu 100 M. Geldstrafe verurtheilt worden, Meyer, der durch sein Verhalten die Schutzpolizei in erheblichem Maße gefährdet und sich einer überaus rohen Handlungsweise schuldig gemacht habe, zu 1 Jahr 3 Monaten Gefängniß und Unfähigkeit zur Bekleidung eines öffentlichen Amtes auf die Dauer von 3 Jahren, Grunwald zu 3 Monaten Gefängniß. Die übrigen Angeklagten wurden freigesprochen.“

Die glorreiche Republik Friderici Ebert hat uns an ähnliche Prozesse, Berichte gewöhnt. Daß in einem Staat, der Hunderte, zu Sühnung kommunistelnden Radauschwatzes, in Zuchthäuser sperrt, gegen solcher Schandthaten schuldige Wichte nicht die Höchststrafe verkündet, daß ihnen von bourgeoisen Polizeifrommheit so, zum Lachen oder Heulen, milde Poen auferlegt wird, ist ein Skandal. Aergerer, daß die Macher Oeffentlicher Meinung zu Abwehr dieser Dauerschmach kein Fingerchen heben und daß in den Mastbuden für „gelernte Volksvertreter“ nie ernstlich von all dem Gräuel die Rede ist. In keinem Weststaat könnte eine Regierung, deren Schutzorgane in solche Bestialität entartet sind, sich auch nur einen Tag noch halten. Noch einmal: der Fall Dickfach ist durchaus nicht vereinzelt. Jeder deutsche Republikaner kann alltäglich, allnächtlich unter irgendwelchem Vorwand auf eine Polizeiwache geschleppt und dort verprügelt, getreten, angerülpst, in wissentlich falsche Aussage gemartert werden. Die Vorstellung peitscht keinen Athem in Sturm. „Man muß sich eben in Acht nehmen, Kinder!“ Hier aber, Patrioten, ist Grund, nationale Ehre zu wahren, Schande zu meiden. Der Fremde, der von so infamem, niemals zulänglich gesühntem Mißbrauch der Amtsgewalt hört, muß in den Glauben straucheln, in den üppigen Herbst eines von allen Zaubern der Technik bedienten Barbarenreiches verschlagen zu sein.

\*

Euch dufte eins seiner Leckerfrüchtchen vom Stamm.

„Im Rahmen des Reit- und Fahrturniers, Sportpalast, Potsdamer Straße, fand heute eine interessante Modenschau Statt. Alle, die sich für sportliche Moden interessiren, kamen bei dieser Schau auf ihre Rechnung. Es gab eine Fülle neuer Dinge zu sehen, die das Entzücken der Zuschauer erweckten, die aus allen deutschen Gauen zu diesem Sportfest herbeigeeilt waren. In die Manege war ein 75 Meter langer, 3 Meter breiter Steg gebaut, von einer geschmackvollen Blumenguirlande eingefast. Die Vorführung der Kostüme hatten in lebenswürdiger Weise bekannte Bühnen- und Filmschauspielerinnen übernommen. Zuerst trat



aus dem Blumenhain die charmante Lilly Flohr, in einen kostbaren Pelz des Hauses Karl Salbach gehüllt, und sprach mit graziöser Schelmerei einen launigen Prolog von Kaspar Hauser. Unter der Fülle der geschmackvoll hochstehenden Darbietungen fielen die hervorragenden Lederentwürfe und Reitkleider des Hauses Gerard Bresserauf. Außerordentliche gediegene Schöpfungen für Damen und Herren hatte C. Benedikt zum Start geschickt. Die Modelle von A. C. Steinhardt machten durch ihre aparte Buntheit und Originalität der Firma alle Ehre. Besonders bemerkte man die gut gearbeiteten Gegenstände der jungen Firma W. Clementz. Allgemeines Entzücken erweckten die ungemein geschmackvollen, in jeder Beziehung sensationellen Pelze von Karl Salbach, denen sich die schönen Pelzmäntel von Johanna Marbach würdig an die Seite stellen konnten. Was Friedmann & Weber zur Schau brachte, wies neue Wege der Sportkleidung. Farbenbunt und lustig waren die gestrickten Jacken, Kleider, Hüte und Mäntel. Ein neues Gebiet der winterlichen Sportkleidung, das gestrickte Kleid, machte in diesem Umfang seinen ersten Schritt in die Öffentlichkeit und wurde seinem Werth gebührend begrüßt. Baron Drecol zeigte kapriziöse Sportkleider und Pelze, auf der hohen Kulturstufe stehend, die Alles kennzeichnet, was unter der Direktion dieses Meisters geschaffen wird. Die junge Firma Marie Latz brachte höchst amuse, kunstvoll ausgearbeitete Wintersportkleider und tadellose Reitdresses sowie ausgezeichnete Lederjacken. Paula Schwarz war mit tadellosen sportlichen Pelzjacken und eben so kleidsamen wie aparten Sporthüten vertreten. Bemerkenswerth waren auch die Pelzsportjacken der Firma Fritz Schmidt. Hedy Sven, in einer wundervollen Goldtoilette, unterbrach die Vorführungen durch einen amüsanten Vortrag, in dem sie Goldeswerth mit sportlichen Energien verglich. Die Vorführungen werden Freitag und Sonnabend in der Zeit des Nachmittagsthees wiederholt.“

Diese Prunkfeste, drei von hundert, die jede Woche bringt, wurden öffentlich gefeiert und beschrieben, während die Commission des Réparations in Berlin die Behauptung nachprüfte, Deutschland könne, ohne seinen Lebensrest zu vernichten, nicht die nächste Schuldenrate abzahlen. Ist von einem Ehrlichen, der diese Fassade Deutschlands sah und roch, mit Fug zu verlangen, daß er der Angabe glaube, nicht die gewohnte Ausflucht fauler Schuldner drin wittere? Ja? Dann, Wackerer, erglühe in Scham vor dem Gedanken, die fälligen tausend Mark mit unerbittlicher Härte von dem Mann einzufordern, der vor Deinem Auge gestern die in Seal gehülste Gattin aus seinem neuen Mercedes-Wagen hob und, in evening dress, neben der Knisternden, Funkelnden an Heinroths Trüffelpkrippe schritt.



Soeben gelangt zur Ausgabe:

# GEORGE GROSZ

## Das Gesicht der herrschenden Klasse

57 Zeichnungen. III. erweiterte und im Format vergrößerte Auflage. 13.—25. Tausend

Ignaz Wrobel in der »Weltbühne« vom 18. 8. 1921

„55 politische Zeichnungen sind von George Grosz unter dem Titel »Das Gesicht der herrschenden Klasse« im Malik-Verlag erschienen. Neben der Mappe »Gott mit uns« das meisterlichste Bildwerk der Nachkriegszeit“

Preis broschiert 6.— M. In Halbleinen 18.— M.

50 numerierte und vom Zeichner signierte Exemplare auf Japan und in Halbpergament u. Seide, à Expl. 150.— M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Am 5. Dezember gelangt zur Ausgabe:

# GEORGE GROSZ

## Im Schatten

Mappe mit 9 Lithographien Format 40/50

Einmalige Ausgabe in 100 Expl. Jedes Blatt vom Zeichner signiert

Ausgabe A: Nr. 1—5 in Ganzseide, auf schwerem echten Japan . . . . . 2000.— M.

Ausgabe B: Nr. 6—20 in Halbleder, auf schwerstem, echt handgeschöpftem Bütten 1500.— M.

Ausgabe C: Nr. 21—50 ebenso, in Halbseide  
1200.— M.

Ausgabe D: Nr. 51—100 auf leichterem, echt handgeschöpft Bütten, in Halbleinen 900.— M.

Subskriptionen mit 20% Preisermäßigung werden bis zum 5. Dezember 1921 entgegengenommen

## DER MALIK-VERLAG

Berlin-Halensee



# DRESDNER BANK

## Außerordentliche Generalversammlung.

Gemäß § 25 der Statuten werden die Aktionäre zu einer **außerordentlichen Generalversammlung**, welche

**Sonnabend, den 10. Dezember 1921,**

**vormittags 9<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr,**

im Bankgebäude: **Dresden, König-Johann-Str. 3**, stattfinden wird, eingeladen.

### **T a g e s o r d n u n g :**

1. Statutenänderung:

§ 7 Absatz 1 soll den Zusatz erhalten: „Die Gewinnberechtigung neuer Aktien kann auch abweichend von den Bestimmungen des § 214 Abs. 2 des Handelsgesetzbuchs festgesetzt werden.“ Im § 19 Abs. 2 werden die Worte: „nach vorhergegangener dreimonatlicher Kündigung“ durch das Wort „jederzeit“ ersetzt.

2. Beschlußfassung über die Erhöhung des Aktienkapitals um 200 000 000 Mark unter Ausschluß des gesetzlichen Bezugsrechts der Aktionäre und Festsetzung der Bedingungen für die Ausgabe und Begebung der neuen Aktien.

3. Statutenänderung:

§§ 5 und 6 sollen entsprechend dem Kapitalerhöhungsbeschluß gefaßt werden.

4. Wahlen zum Aufsichtsrat.

Zur Ausübung des Stimmrechts in der Generalversammlung sind nach § 27 der Statuten diejenigen Aktionäre berechtigt, welche ihre Aktien oder eine Bescheinigung über bei einem deutschen Notar bis nach Abhaltung der Generalversammlung hinterlegte Aktien spätestens am 5. Tage vor dem Tage der Generalversammlung, den Tag der Generalversammlung nicht mitgerechnet, bei einer der nachverzeichneten Stellen:

bei der **Dresdner Bank** in **Dresden** und **Berlin** sowie ihren übrigen Niederlassungen,

bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt** in **Leipzig**,

bei der **Württembergischen Vereinsbank** in **Stuttgart**,

bei der **Deutschen Vereinsbank**

bei dem Bankhause **L. & E. Wert-** } in **Frankfurt a. M.**  
**heimber**

bei dem Bankhause **F. A. Neubauer** in **Magdeburg**,

bei dem Bankhause **A. Levy**

bei dem Bankhause **Siegfried Simon** } in **Köln**,

bei der **Dürener Bank** in **Düren**,

bei dem Bankhause **Simon Hirschland** in **Essen**,

bei der **Eschweiler Bank** in **Eschweiler**,

bei der **Oldenburgischen Landesbank** in **Oldenburg**,

gegen eine Empfangsbescheinigung hinterlegen und bis nach der Generalversammlung daselbst belassen.

Stimmberechtigt sind auch diejenigen Aktionäre, die eine Bescheinigung der **Bank des Berliner Kassenvereins** vorlegen, wonach ihre Aktien spätestens am 5. Tage vor dem Tage der Generalversammlung, den Tag der letzteren nicht mitgerechnet, bei der Bank des Berliner Kassen-Vereins bis nach Abhaltung der Generalversammlung hinterlegt sind.

**Dresden**, den 12. November 1921.

**Direktion der Dresdner Bank**

**Nathan.**

**Jüdel.**

## Wichtigste Börseninformationen

bringt

### „Die Börse am Montag“

Prels 1.— Mark

Überall erhältlich

Verlag „Die Börse am Montag“, Berlin W 8, Leipziger Straße 39





Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probesendung. Postfach 2. Hamburg 31.

**Emser**  
**Quellsalz**  
zum Gurgeln bei Katarthen.

**Bad Kissingen. Hotel Büdel**  
gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten von den Quellen. **Bekannt gutes Haus.** Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung durch den Besitzer **A. Büdel.**

# LOUIS MICHEL

Bankgeschäft / Berlin W 56, Französische Str. 29  
Spezialzweige des Effektengeschäfts

Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

## „Sarotti“ Aktiengesellschaft.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen Prospektes sind

nom. **M. 12 000 000.—** neue Aktien  
der

„Sarotti“ Aktiengesellschaft  
zu Berlin

12 000 Stück zu je M. 1000.— Nr. 6001—18 000

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im November 1921.

**Georg Fromberg & Co.**

**Berliner Handels-Gesellschaft.**

**von Goldschmidt-Rothschild & Co.**

## Wiener Restaurant

Friedrichstr. 88  
Mittelstr. 57—59

TELEPHON:  
Zentrum 4086

**KRZIWANEK**

Pilsner Urquell

Weltberühmte Küche

## Das große Bilderbuch des Films

200 Seiten Illustrationen / Preis M. 10.—

ist das in Kupfertiefdruck hergestellte, an Inhalt und Ausstattung reiche Prachtwerk für jeden Filmfreund. Zu beziehen vom

**VERLAG FILM-KURIER BERLIN W 8**

## BAD NEUENAUH

**Bonns Kronenhotel**

Haus 1. Ranges, 110 Betten

Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet

Go gle



# Ilse, Bergbau-Actiengesellschaft.

Die ordentliche Hauptversammlung der Aktionäre unserer Gesellschaft vom 13. Oktober 1921 hat die Erhöhung des Grundkapitals um M. 50 000 000 auf den Inhaber lautende Stammaktien zum Ausgabepreis von 100 %, sowie um M. 25 000 000 auf den Namen lautende Vorzugsaktien zum Ausgabepreis von 100% beschlossen. Die Stammaktien sind eingeteilt in 50 000 Stück zu M. 1000, die Vorzugsaktien in 50 000 Stück zu M. 500. Beide Aktienarten sind vom 1. Januar 1922 ab voll dividendenberechtigt.

Sämtliche Aktien sind von der Mitteldeutschen Creditbank in Berlin gezeichnet worden, mit der Verpflichtung, M. 50 000 000 Stammaktien und M. 12 500 000 Vorzugsaktien den bisherigen Aktionären zu den Bedingungen der Uebernahme anzubieten.

Nachdem der Erhöhungsbeschluß sowie die durchgeführte Kapitalerhöhung in das Handelsregister eingetragen sind, fordern wir unsere Herren Aktionäre auf, das Bezugsrecht auf die Stammaktien zum Kurse von 100% und auf die Vorzugsaktien zum Kurse von 100% bei Vermeidung des Verlustes dieses Rechts in der Zeit

**vom 19. November bis 10. Dezember d. J. einschließlich**

werktätig in den üblichen Geschäftsstunden unter den nachstehenden Bedingungen bei folgenden Stellen auszuüben:

in <b>Berlin</b>	bei der <b>Mitteldeutschen Creditbank und</b>
	" " <b>Direktion der Disconto-Gesellschaft,</b>
in <b>Frankfurt a. M.</b>	" " <b>Mitteldeutschen Creditbank und</b>
	" " <b>Firma Gebrüder Sulzbach,</b>
in <b>Hamburg</b>	" " <b>Mitteldeutschen Creditbank Filiale Hamburg und</b>
	" " <b>Vereinsbank in Hamburg,</b>
in <b>Köln</b>	" " <b>Mitteldeutschen Creditbank Filiale Köln und</b>
	" " <b>A. Schaaffhausen'scher Bankverein A.-G.</b>

## A. Stammaktien.

1. Auf eine alte Stammaktie von M. 1000 Nennwert enthält eine neue Stammaktie von M. 1000 Nennwert.
2. Behufs Ausübung des Bezugsrechts sind die alten Stammaktien ohne Dividendenscheinbogen mit zwei gleichlautend arithmetisch geordneten Nummernverzeichnissen zur Abstempelung einzureichen. Die Formulare sind bei den obigen Bezugsstellen erhältlich.
3. Die Einzahlung auf die neuen Aktien ist mit 25% für jede Stammaktie ohne Zinsen zuzüglich Schlußscheinstempel bei Ausübung des Bezuges, mit weiteren 25% am 15. Januar 1922 und mit den restlichen 50% am 30. April 1922 bei der gleichen Stelle, bei der die erste Einzahlung erfolgt ist, zu leisten.
4. Ueber die geleisteten Einzahlungen werden Quittungen erteilt, gegen deren Rückgabe die Aushändigung der Aktienurkunde erfolgt. Die Bezugsstellen sind berechtigt, aber nicht verpflichtet, die Legitimation des Vorzeigers der Kassenquittung zu prüfen.
5. Die Notierung der neuen Stammaktien an der Berliner Börse wird nach Vollzahlung beantragt werden.

## B. Vorzugsaktien.

Die Bedingungen zum Bezuge der neuen Vorzugsaktien sind folgende:

1. Auf zwei alte Vorzugsaktien über je M. 500 Nennwert entfällt eine neue Vorzugsaktie über M. 500 Nennwert.
2. Behufs Ausübung des Bezugsrechts, **das nur den im Aktientuch unserer Gesellschaft eingetragenen alten Vorzugsaktionären zusteht**, sind die alten Vorzugsaktien ohne Dividendenscheinbogen mit zwei gleichlautenden arithmetisch geordneten Nummernverzeichnissen unter Angabe der Namen der alten Vorzugsaktionäre zur Abstempelung einzureichen. Die Formulare sind bei den obigen Bezugsstellen erhältlich.
3. Die Einzahlung auf die neuen Aktien ist mit 25% für jede Vorzugsaktie ohne Zinsen zuzüglich Schlußscheinstempel bei Ausübung des Bezuges, mit weiteren 25% am 15. Januar 1922 und mit den restlichen 50% am 30. April 1922 bei der gleichen Stelle, bei der die erste Einzahlung erfolgt ist, zu leisten.
4. Ueber die geleisteten Einzahlungen werden Quittungen erteilt, gegen deren Rückgabe die Aktienurkunde ausgehändigt wird.

Grube Ilse N.-L., den 24. Oktober 1921.

**Ilse, Bergbau-Actiengesellschaft.**  
**Der Vorstand.**



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrg. 3. Dezember 1921

Nr. 10

---

## Theater

### Othello auf der Bühne\*)

**W**oher käme dem Sohn afrikanischen Küstengebirges der Drang, in den Empfindenspuls der Frau, in die von seiner Gluth erschlossene Knospe ihrer Seele sich einzufühlen? Othello weiß nicht, was in ihr, noch, wer um sie ist. Der Unbehauste ohne Rast und Ruh ließ sich aus sorglos freiem Stand in Bürgerlichkeit herab: und fügt sich, dennoch, nicht in Bürgerordnung. Desdemona hat alle Blinkfeuer ererbter Sitte gelöscht, die Pallassschleier der Weibeshoheit abgestreift und wollte des Einen Ding nur, von dem Einzigen neugeschaffen sein. Hier sind die tiefsten Punkte, liegen die Wurzelknollen des Dramas. Daß Jago sie nicht mit dem Spaten des Verstandes aufgräbt, sondern („mit der Nase des Hirnes“: könnte Shakespeare geschrieben haben) wittert, wie der Löwenjäger das Nahen des königlichen Thieres, dessen Ruch an einer Luftsträhne hängt: Dieses erweist ihn als ein Genie des Bösen. Auch die Führung seiner Intrigue lobt den Meister. Zuerst dünnes Verdachtsgespinnst; danach dick geknoteter Wortbeweis. Cassio habe vor seinem Ohr mit der Bettgunst der Frau geprahlt und von „Liegen“ geflüstert. „Bei ihr?“ „Bei ihr, auf ihr, wie Ihrs, Herr, wollt.“ Othello stammelt. Dieses Spiel sehen, gar das Thier mit den zwei Rücken betasten? Sein heraklischer Bau bräche unter der Last widernden Grauses. Aber auch die anderen Sinne bäumen sich schon gegen die Vorstellung. „Nase, Ohren, Lippen . . . pfui!“ Der Feldherr liegt

---

\*) S. „Zukunft“ vom sechsundzwanzigsten November 1921.



in Ohnmacht. Und ist, nach dem Erwachen, nun erst reif für die Vollwirkung des Indizienbeweises: sein erstes Brautgeschenk, das ihm geheimnisvoll heilige, ist in Cassios Zimmer gefunden, ist von dem Stabschef seinem Mäuschen geschenkt worden. Das Gelübde des großen Doppelschwures (bei dem kristallinen Aether, bei den ewigen Sternen) muß sich erfüllen. Meisterlich. Doch genialisch nur die geschwinde Erkenntniß der zwei Menschen und des Sitzes ihrer reizbaren Schwachheit. Aus den Wurzelknollen steigt der Saft, aus dem die (in Deutschlands Sprache, leider, verweibte) Sonne Blüthe und Frucht zeugt. Von den tiefsten Punkten aus muß jedem Drama der Grundriß des Bühnenaufbaues ersonnen, muß auch die Innenarchitektur bestimmt werden.

Daß der Spielleiter dieser Pflicht fehlt, tritt nicht ins Bewußtsein des Lauschers, den eines Hauptspielers Urgewalt berauscht. Auf ein jämmerlich kahles Brettergerüst stürmte, aus zitzenhaft bibbernder Leinwand, die Weißbierberlinern Cyperns Küste vorlügen wollte, Ernesto Rossi, sprudelte den Taumel seines Glückes über das armseligste Statistenhäuflein hin, preßte, nur für eines Herzschlages Dauer, die auf langer Kriegsfahrt, in Orkanen Ersehnte an sich, fühlte die ganz leise Abwehr der vor Fremdaugen Scheuen, schlang seinen Mantel um ihre Schultern, ihre aufglühenden Wangen und hauchte, das durchsonnte Blau des Mittelmeeres im Blick: „Andiamo!“ Noch, fühlte vor der Rampe der Tölpel selbst, ist Diese ihm Braut; der letzte Schleier noch nicht gesunken. Noch haftet in jedem Ohr der Schrei, der, da Brabantios grimmige Selbstsucht die Tochter dem Eidam verdächtigt hat, aus jähem Schreck in kindhaft frommen Glauben überschlug: „Mein Kopf an ihre Treue!“ Wie ein königlich verendender Leu, so stöhnt, unter des Verleumders klug bohrendem Wort, der Stolze, der in hundert Schlachten der unbewegte Thurm war und gestern noch rief, das Milchzähnchen eines Zweifels werde die Liebe aus seiner Brust reißen, erste Argwohnsregung schon dem verwilderten Edelfalken den Fußriemen lösen, wäre er noch so fest in die Fasern des Herzens verknotet. Ein altbiblischer Richter tritt an Desdemonens Bett (das prächtigste aus dem nahen Trödelladen), der Heim-



schmach, wie im Feld stets der Ehre, gewiß und zu Sühne entschlossen, bereit. Wem verleidete die Jämmerlichkeit des Schmierensapparates das Schauspiel? Vor dem Auge unserer Seele loht und verprasselt Othellos Tragoedie. Jagos, wenn der hagere Edwin Booth, ins Dunkel (einer für Schwänken gezimmerten, mit wackelig angebohrten „Versatzstücken“ und „Salonmobiliar“ unter wippenden Soffiten bestellten Bühne) gekauert, aus der eingesunkenen Brust, dem tiefrissigen Hals das Kleid bösen Trachtens hervorspinnt, das schleimig wachsende Natterngesträhn mit der Lippe, ehe sie es herausläßt, zu kosen scheint, dann die mächtigen Augen eines aller Satansbrut vervetternen Nachsohnes aufschlägt, die schon eingeurnt waren, doch mit ihrem Aetzfeuer den Sarkophag einäscherten; wenn er straff nun, jeder Zoll treuer Soldat und wachsamer Standartenhüter, vor dem General steht, bis in Selbstaus-tilgung ihm und der Dienstpflicht verlobt, hinter Schwielen und Stacheln das Gemüth des wackersten Lehnsmanne. „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze“: das oft bespöttelte Wort spricht bittere Wahrheit. Ein paar Jahre gingen, seit durch den Hofkutsch am berliner Gendarmenmarkt der mythenhaft gewaltige Othello Matkowskys schritt und raste, loderte und ermattende Funken stiebte: Krieger und Kind, Elementarkraft und Martyrer. „Fahr' wohl, wallender Helmbusch, stolzer Krieg, der Ehrgeiz macht zu Tugend, fahr' wohl mein wiehernd Roß, schmetternde Hörner, Muth schwellende Trommel, fröhlich schrille Pfeifen, Du, königlich Panier, und aller Glanz, Pomp, Brauch, Rüststoff ruhmreicher Kämpfe, Du, Mordgeschütz, aus dessen rauhem Schlunde des ewigen Himmels Donner dröhnt, fahret wohl! Othellos Tagwerk ist gethan.“ Auge, Antlitz, Haltung, Stimme, Wesenswucht, Duft aus Morgenland, spielfrohe Zärtlichkeit und zügellos tobender Zorn, fürstliche Menschenvernunft von heißer Dünung des Blutes überschäumt: wird Solches je wieder? Kein heute Leben-der sah eine gewaltigere Schöpfung deutscher Schauspielkunst. In keiner der Zeitungen, die ich, leider, durchblättern muß, hatte ein „Kritiker“ sie auch nur erwähnt; und in jeder war sie von jedem einst doch mit den abgegriffenen, fettigen Worten des Lobes gehudelt worden. „Denn, o, vergessen ist das



Steckenpferd. Immerhin aber denkbar, daß eines großen Mannes Angedenken seinen Tod um ein Halbjahr überdauert.“ Noch, wenn Matkowsky in Harburg, in Zoppot den Mauren spielte, wurde, auf schmierigen Brettern, Tragoedie. Er trat, ohne die leiseste Neigung in Nachahmerschlaueit, in die Spur der Rossi, Salvini, Booth, deren hoch aufwirbelnde Kunst das Erinnern an die robust fälschende Leistung des Senegalnegers Ira Aldridge weggeweht und den schönen, noblen, auch Wildheit wirksam posirenden hellbraunen Kolonialbrigadier des Herrn Barnay ermöglicht hatte. Von der Regieseite aus versuchte zuerst Herr Reinhardt die Nachgestaltung des Wunders. Ich konnte, was daraus, den Vielen zu Lust, wurde, nicht lieben; nur der Pracht und der Feinheit manches Bildes mich freuen. Das Reich großer Tragoedie muß, von den Tantaliden bis zu den Nibelungen (des letzten deutschen Dramatikers von unverjährender Bedeutung), der Zauberer, der unserer Bühne viel und manches Unverwelkliche gab, erst erobern; dem Besitzer prächtiger Grenzprovinzen kann es nicht schwer werden, wenn Ballung der Kräfte ihn des Mühens werth dünkt. Er hatte die bürgerfraulich holdeste Desdemona (Frau Heims), hatte den Rhythmus eines Alt-Venedig (Bassanios, freilich, nicht Brabantios) im Ohr und sah ein Kypros, an dessen Küste Aphrodite dem Schaum entstiegen sein kann. Doch der Inhalt seines Dramas blieb die Geschichte von der Senatorstochter, die sich in einen afrikanischen Kriegermann verliebt; dem „Lokalen“, den „faits divers“ zugehöriger Stoff. Der Symphonie des Gedichtes fehlte die dunkle Stimme des Feldherrn, dem Herr Bassermann das männlich reine, urwüchsig zarte Gemüth ließ, aber allerlei Niggermerkmal anhing und die Qual gellen Ueberschreiens, ängstenden Tonkippens, knarriger Klangzerquetschung aufzwang. Herr Wegener äugte vom Jago schon nach dem Othello (Booth hat Beide, in stetem Rollenwechsel mit einem sicheren Partner, gespielt) und fand, ein seinem schwartig-rüden Mephisto nachgebildeter Höllengolem könne ihn von der Darstellung des Fähnrichs entlasten. Ich hoffe, Herr Reinhardt, den die Fratze katholisirender Taglichttheateri, das Filmgeschäft und ein übleres, weil wagnerloses Bayreuth nicht lange aufhalten darf, kehrt, mit gewandeltem Auge



und den Furchen ernsten Erlebnisses, auf den Bauplatz der Tragoedie zurück. Strindbergs Traumspiel und Offenbachs Orpheus, leichte Geniespiele, denen jeder modisch Behende genügt, brauchen ihn nicht. Herakles und Orestes, Shakespeares Fürsten und Grübler, Tasso, Faust, Herodes, Hagen warten auf ihn. (Zunächst wird in den bunt schimmernden Trümmern seines Baues wohl Herr Moissi den Feldherrn Venedigs spielen. Wien sah ihn schon. Alexander Iwanowitsch Othello, schwächlicher Südslawe aus dem fumer Bezirk, auf der Nazarenerschule in Tula erzogen . . .)

Nun hat Herr Jeßner, Intendant des Staatsschauspielhauses, der Tragoedie des in Civilisirtenland hilflos unheimischen Helden das lebendige Kleid zu wirken getrachtet. Weil ich in fast allem Wesentlichen, in Wesentlichstem ihm nicht zustimmen kann, sei sogleich angedeutet, was für ihn zeugt: Suggestivkraft (die dem Spielleiter wichtigste, wenn sie nicht Falsches suggerirt), das Vermögen rascher Einfühlung in den Hirnpuls, das besondere Tempo eines Dramas, eifernder Ernst und flinke Erkenntniß der Darstellertalente (von Männern). Aus dem Marzipantheater eines Höflings, der vor seinen Hauskamin roth beklebte, elektrisch durchglühte Scheite legt und dessen Regiebefehle „viel mehr Roth, viel weicher Alles, nur ein diskreter Strahl auf Frau Hofrath, jauröth, aber viel weicher, Traum in der Dämmerung“ und ähnlich Wilhelminisches heischen, hat Herr Jeßner geschwind ein würdiges Schauspielhaus gemacht; das, mit all seinen schlimmen Mängeln, dem Kunstsucher in Berlin heute schon liebste. Möglich wurde es ihm, weil unseren Regirern auf ein Halbdutzend Millionen längst nicht mehr ankommt und er deshalb ein junges Personal dem alten aufpfropfen durfte (das nur in Prinzenstückchen, in dem wider Freytags Philisterwillen dick geschminkten und geölten Journalistenschwank, in einem unwahrscheinlich verpuppten, verzuckerten, entmenschten „Peer Gynt“ noch mitspielt und dann den Haufen in Wonnegeprunz entzückt). Dieser neue Herr hat keinen Protagonisten durch Ueberangebot einem anderen Spielhaus entlockt (und müßte seinen Stolz darein setzen, auch fortan selbst seine Leute zu finden und zu erziehen). Was er bringt, ist fleißig vorbereitet, verschweigt nicht schon nach dem dritten Abend, ist für erschwinglichen



Preis zugänglich und dient zu mählicher Schaffung eines „Repertoire“, eines festen Bestandes werthvoller, sorgsam eingeübter Dramen, die, ohne mörderische Abhetzung in Serien, ohne schändende, nur unserem instinktlosen Schaupöbel erträgliche „Umbesetzungen“, einander folgen, ablösen, allgemach sich zum Wandelbild der Weltdramatik reihen.

Aber . . . Zunächst sei hingetupft, was ich, zu Erwägung oder als Ablehnung, vorgebracht hätte, wenn ich, nach einem halbwegs reifen Probe-Schauspiel, um ein Urtheil über Gewolltes und Gewordenes ersucht worden wäre.

Der Regisseur muß in der Welt des Gedichtes, dem er den Körper zu bauen versucht, durchaus, wie ein Zugehöriger, nicht nur Zugelassener, heimisch geworden sein. Dem Wollen des Dichters auf Höhen, in Tiefen nachgespürt und mit den handelnden und leidenden Menschen des Vorder- und Hintergrundes, den winzigsten selbst, gelebt haben. Muß ihre Atmosphäre, ihren Rang und ihr Verhältniß zu einander so gut kennen wie der in unserer Wirklichkeit ihm Nächste. Hier sind drei Welten. Othello ist eine für sich; im Innersten ganz einsam und nur deshalb leicht in Wahn zu verleiten, der dem Geselligen, gesellschaftlich Eingebürgerten beinah kindisch scheint. Das venezianische Patriziat, die zweite Welt, der, unter dem Dogen und Senat, Gratiano, Lodovico, Rodrigo, Montano, Cassio angehören, blickt aus scheuer Bewunderung auf den Mauren; fühlt sich ihm aber fremd und erträgt ihn nur, weil sie, zum Schutz ihrer „höheren Civilisation“, den Wildling braucht. Englands Gentry stünde so zu einem Maharadscha, der ihr Heer in Sieg über Deutschland geführt hätte. Die dritte Welt ist Jagos, Emiliens und kleinerer Leute. Mit Denen verständigt Othello sich leichter als mit dem Stadtadel, dem er sich als Macht gleichen Rechtes, der ihm sich als dankbaren Souverain zu zeigen bedacht ist. Das ist nicht Kleinkram, Herr Intendant. In Ihrem „Dritten Richard“ (horrible, most horrible, trotz rühmlicher Willensstraffung) beliebte Ihnen, den Mannen des Hofes und Heeres, wie Gliederpuppen, die Hälse und Rümpfe zu drehen, Arme und Beine zu spreizen, wie eines Khanes Hordenknechte sie sich in den Staub werfen zu lassen: mit strammer, von allem Rindvieh, natürlich, froh beblöckter Abkehr von dem Geist



des Gedichtes, das im Globus-Theater ausgepiffen worden wäre, wenn die Väter des um das hölzerne O gelagerten Adels als Sklaven vorgeführt hätte. Sogar der fast essexisch stolze Lord Buckingham, dernach Richards Krönung sogleich vor den Thron tritt und, uneingeschüchtert von Uebellaune, den zugesagten Lohn heischt, er sogar mußte, auf Ihr Geheiß, sich schlängeln, bücken, wenden, Gummimännchen und Kreisel sein. Herr Forster wars; einer Ihrer Glücksfunde. Etwas wie ein Verlaine der Schauspielkunst. Um irgendwas innerlich früh Verwüstetes flattern Klänge persönlicher Lyrik; schwingen auch in der überschlanken Gestalt und vergeistigen den Offizierskopf. In dem Mann ist Humor und Feuer, Schwärmerssehn sucht und grimmige Ironie; mindestens ein Stück von dem luziferischen Reiz Mitterwurzers wäre ihm zu entbinden; Philipp Faulconbridge (in dem herrlichen, nie gespielten „König Johann“), Richard der Zweite, Mercutio, Petruccio, Kleopatras Antonius, Clavigo, Tasso, Gyges, Alving und Rosmer, mancher Strindbergmensch, unter zärtlich strenger Zucht mit Diesem zu wagen. (Sonst: hier wird, was der Leiter des Lessingtheaters für Wilde und Shaw, Porto-Riche und Donnay, für Herrn Kaiser und die jüngeren deutschen Dramenskizzirer braucht.) Auch sein Cassio war dem Willen des Dichters näher als alle anderen Gestalten. Doch ihm fehlte der wache Führer. Cassio heißt bei Shakespeare Lieutenant, bei Ihnen „Stellvertreter“; leidiger Nothbehelf (obendrein schmerzhaft kratzende Erinnerung an die „Große Zeit“ des Mordschwindels, der die Menschheit um fünfunddreißig Millionen Menschen ärmer machte). Cassio ist der nach Othello im Rang Höchste und folgt ihm ins Amt des General-Gouverneurs von Cypern. Also weder ein Jüngling, wie im Deutschen Theater und anderswo, noch ein Kommißkerl. Er ist Lieu-Tenant des Generalissimus; Stabschef, capo di squadra, General lieutenant, Generalquartiermeister: wie Ihr wollt. Verkehrt in den Häusern Brabantios und Othellos, weiß um dessen Liebe zu Desdemona, stellt sich aber vor Jago unwissend. Er hat die Gesetze der Strategie und Taktik gründlich studirt, führt das Schiff, das Verona in den Seekrieg der Mutterrepublik schickt, sitzt gern über Büchern, hat in Antlitz und Wesensart die weiche Anmuth seiner florentiner Heimathlandschaft, liebt



Geschäker und Weineswallung, kann aber nicht die Weibchen abschütteln noch Herr über den Teufel Kohol werden. Ein vornehmer, auffällig hübscher Mann aus der besten Gesellschaft, dem die Frau eines Feldherrn sich zuneigen könnte, ohne auf die Streu der Preußenprinzessin zu sinken, die ihre Brünste von den stämmigsten Bullen der Schloßwache kühlen ließ. Rang und Verkehrsbrauch muß auf der Bühne deutlich sichtbar sein. Ihr Cassio wird von Jago beklopft, umarmt, geknufft und wälzt in Trunkenheit sich auf der Erde. Unmöglich. Othellos Wahn scheint uns Narrheit eines Tropfes, wenn der ihm als Nebenbuhler Verdächtige so erniedert wird. Jago heißt Fähnrich (Ancient). Ist aber nicht, was uns der Titel vorstellt; weder so jung noch so tief auf der Rangtreppe. Sondern Erster Standartenoffizier; der für die Fahne haftbare Unterführer. Die uns verständlichste Bezeichnung wäre: Adjutant. Der durch Tüchtigkeit emporgekommene Troupier, der dem Generalstäbler, dem „feinen Hund“, den Posten neidet. Das in die Zeitung gesetzte Bild, Jeder eine umflochtene Pulle Cyprier im Arm, der rechte Jagos gönnerhaft (als des Beziehers höherer Gage) auf der Schulter Cassios, der geschmeichelt lacht, illustriert die Verkennung des Außen und Innen im Verhältniß der Zwei. Signor Rodrigo (richtiger: Sennor; denn es ist ein Spaniername, der in Venedig wunderbarlich hallt) ist, trotz einer wie ewige Krankheit sich forterbenden, auch ins Deutsche Theater aufgenommenen Tradition, nicht ein „Fatzke“, ein lächerlicher Trottel, sondern ein von Geilheit blinder Bock, ein frecher Junker, der um jeden Preis Desdemona ins Bett ködern will. Ihr Jago nimmt ihn auf den Schoß, streichelt ihn wie ein Püppchen, macht Eiapopeia: in dem Kunstinstitut des Direktors Striese wärs nicht auffällig. In dem nebligen, doch kräftige Schönheit verheißenden Jünglingsgedicht „Kreuzweg“ des Herrn Zuckmayer spielte ein breitmäulig Derber, der, glaube ich, Witte heißt. Dieser oder ein ihm Aehnlicher müßte und könnte den Lümmel mit zwei vollen Beuteln machen. Verleumdung, Bestechung, Mordversuch: zu lachen giebs da nichts.

Noch andere Fehlbesetzung ärgert. Sie ziehen Gratiano, den Oheim, und Lodovico, den Vetter Desdemonas, in eine Gestalt zusammen. Meinetwegen; obwohl keine Nothwendig-



keit hier Eingriff in die Majestätzone des Alldichters befiehlt. Dann aber (so gern ich den würdigen Künstler Kraußneck, der die Rede meisterlich gliedert und aus ostpreußisch Gedungenem durch fromme Hingebung an das Pathos ins Kothurnische zu wachsen scheint, auf der Bühne begrüße) darf Lodovico nicht als Greis dargestellt werden. Einen so Alten schickt der Senat nicht als Boten über See. Der fände andere Worte über Othellos Mißhandlung der Frau. Dem riefe sie der General nicht zurück und spräche: „Hier habt Ihr sie. Was wollt Ihr nun mit ihr? Gehorsam ist sie.“ Desdemonas gewichtiger Seufzer, Lodovico sei ein feiner Mann, wird sinnlos, wenn er einem Greis gilt, nicht dem seelisch eleganten Vetter, dem sie Brabantio wohl manchmal zgedacht hatte. Der ist nun tot; Gram über ihre Ehe mit Afrikanerblut, Reue über sein häßlich die Tochter verdächtigendes Wort hat ihn gebrochen, nicht des Alters knöcherne Hand. Als ein Fünfziger mußte er, hitzig von Hochmuth und Hausmonarchenwahn, zu Anklage vor den Senat treten. Im Staatsschauspielhaus ist er schneeweiß und in der Rede, des Mundes und der Hände, urjüdisch; Scheilock, der über Jessikas Paarung mit dem Fremdstämmigen klagt. Seit der redliche, kluge, impetuose Menschengespeler Pohl, vor Jahrzehnten, als Kleists Odysseus von dem „Hellenenstreit vor der Dardanerburg“ so sprach, daß zu fürchten war, er werde den Peliden Acheles (mit dem Ton auf der ersten Silbe) nennen, biege ich aus, wenn er, in Hauptrollen, nicht Jargon reden darf. Muß ich sagen, daß diese Anmerkung nicht das Allergeringste mit Antisemiterei gemein hat? Auch hierüber muß ausgesprochen werden, was ist. Die stärkste, die fast allein starke politische Empfindung des Neudeutschen scheint Judenhaß, Antipathie gegen jüdisches Wesen. Scheint. Nicht einmal diese Regung ist echt, kommt aus Natur. Oft erwähnte ich, daß von Offenbach, Kalisch, L'Arronge bis auf Blumenthal, Kadelburg, Fall und das Gekribbel der noch Kleineren, Juden die Possen, Schwänke, Operetten schufen, die des Spießers Wonne sind, und daß die Witze und Couplets, die ihn in Entzücken staumeln reißen, von Juden erfunden wurden, von Juden ihm vorgetragen werden. Was Einen so heimathlich anweht, so bierfröhlich stimmt, kann nicht fremden Wesens sein. Auch in dem kläg-



lichputzigen Spektakel grundlos langwieriger und in der Presse (die für Ernstes „keinen Raum hat“) mit ekler Geschäftigkeit ausgemünzter Gerichtsverhandlung über zehn nurliterarische Geschlechtsakte eines lebenswürdig alternden Schwächlings standen neben Semiten gestern ja Kernteutonen zu der drolligen Behauptung, der nette, selbst nur als Sekret eines jüdischen Kopfes denkbare Quark sei „ein großes Kunstwerk“ und die Frage, ob Millionenscheffelei aus öffentlicher Verhökerung solcher Sexualschnurre ein sauberes, der Volkswohlfahrt nützliches Gewerbe sei, hebe sich aus dem Gefilde des „Kampfes für die Freiheit der Kunst“. Die Anklage war thöricht; merkwürdiger aber, daß „völkisch reinblütige“ Richter das Geldgeschäft in ihren Urtheilen als „eine sittliche That“, im Namen des deutschen Volkes, priesen und daß Vollgermanen in das „Gutachten“ straukelten, des Tannhäusers mystagogisch ärmliches Sinnengeflacker, der Wälsungen Liebe und (programmatischer) Fortpflanzungdrang könne das Schamgefühl eher verletzen als der Anblick des Um und Auf, Vor und Nach bei „Koitus in allen Preislagen“, dessen Unterleibslust nicht bis in den Bezirk des Herzens, der Seele aufsteigt. Nach Alledem ist das Gestöhn über die „Verjudung der deutschen Schaubühne“ (in deren Leitung und Regie Reindeutsche ja kaum noch mitwirken) nicht ernst zu nehmen. Möchtet Ihr, Lippenantisemiten, die Barnowsky, Berger, Bernauer, Friedmann, Haller, Hollaender, Jeßner, Lubitsch, Martin, Meinhard, Reinhardt, Robert, Rotter denn missen? Ihr spüret ja nicht einmal Israels Ton und Geberde im Kleide des Ariers; waret bereit, Herrn Moissi, in dem kein Tröpfchen jüdischen Blutes ist, für einen Moses zu nehmen, weils die beliebte Einklammerung des „richtigen“ Namens Euch vorlog, und glaubet einem jungen Jesaia den Richard Gloster, dem leidenschaftlich klugen Talmudistenhirn den signorialen Leichtsinn Lavagnas und dem trefflichen Doktor Pohl Hebbels Tischler und Anzengrubers Bauer. Kundigen aber, die den Geist, die lautere Inbrunst und den Verein edlen Gedankengutes aus dem Alt-Asien der Buddha und Jesus, dem Neu-Europa der Hume, Pascal, Kant, Goethe im Judenthum nach Gebühr schätzen, müßte das Theater ersparen, deutliches Rassemerkmal an falschem Platze zu sehen. Da Keinem je einfallen konnte, aufs



Haferblond der Frau Höflich die Perücke der Jüdin von Toledo zu stülpen, dürfte auch Keiner planen, die drei Männer in Ibsens „Gespensstern“, die nur Norweger scheinen können, von Juden, unverkennbaren, alle drei, spielen zu lassen und dadurch den (ohnehin schon ins Unwahrscheinliche verstaubten) Vorgang des spirituellen Lehrgedichtes unglaublich zu machen. Und fühlte der Regisseur nicht, daß dieser Brabantio nicht der Vater der Desdemona sein konnte, die vor uns trat?

Ein schlankes Fräulein, das nicht mehr, als es ist, scheinen, nicht mehr, als es hat, geben will und drum nicht, der in heißem Aufschuß ihr Glas sprengenden Blumenzwiebel ähnlich, selbst ihren Reiz zerstört. Mildes, doch kleinbürgerlich karges Reiz. Keine Venezianerin; nie ist sie durch senatorisches Gepräng, nie durch den Palazzo Vendramin al Carmine geschritten, der, schwört der pfffige Cicerone, Othellos Heim war. Im fußfreien Rock des märkischen Wandervogels wäre ihr, mit Laute und Rucksack, wohler als im Schleppkleide der Signorina. Fräulein Hofer hat nicht den expressiven Kopf, das flinke Blut, den graziösen Witz ihrer Schwester, der Tänzerin Sterna; ist ihr in Mädchenanmuth aber verwandt. Ihre Konsonantenaussprache ist noch nicht ganz rein. (Die Herren Kraußneck, Decarli, Legal müßten als Vortragslehrer walten; auch, endlich, dafür sorgen, daß von der Bühne jedes Wort ins Ohr des Hörers dringt. Das unserer Bildungphilister heuchelt Verständniß; versteht aber, auch in der Schumannstraße, nicht drei Viertel, bei Shakespeare kaum die Hälfte. Kein Wort fallen, ungehört versummen zu lassen und dennoch „natürlich“, dennoch leis zu scheinen: da ist, Damen und Herren, die Aufgabe des Theatersprechers. Flüstern, wispern, die Silben verkrümeln kann jeder Schüler und Handwerksbursche.) Die Palette des Fräuleins Hofer ist so klein, daß ihre Desdemona in jedem Ton und Gestus ihrer Prinzessin Leonore gleicht; und die zwei Frauen haben doch keinen Wesenszug gemein. Aber das Gefühl quillt aus schlichtem Herzen, wird nicht fürs Theater filtrirt und gesüßt. Daß die sonst wirksamste Szene, Entkleidung und Schwänchensang, matt verrieselt, liegt nicht nur in dem kunstlosen, billig schlotternden Vortrag des Liedes (das nur der Genius gebären konnte), sondern tiefer, wie wir noch sehen werden, in der modischen



Schrulle des Regisseurs. Der müßte zunächst nun nach Weibheit, zarter und wilder, fröhlicher und verruchter, auf die Birsch gehen. (Nicht wieder nur nach solcher, zu der des Meiningers gescheite Frau, die Schauspielerin Ellen Franz, zu sprechen pflegte: „Kommen Sie, liebes Kind, wieder, wenn Sie nicht mehr nach dem Butterbrot Ihres Elternhauses riechen.“) Was neben Fräulein Hofer dort Jungweiber mimt, ist arg. Und Emilia, deren letzte Szene die Hörer in Herzensaufruhr heulen könnte, fast so unerträglich wie ihr Mann. Ueber den ich lieber gar nicht spräche. Denn Herr Steinrück, der ihn zu spielen vorgiebt, ist ein vielfach bewährter Mime, dessen Verdienst um die Modernisirung des münchener Hoftheaters Wedekind mir oft rühmte und dem, auf festem Grund grobschlachtiger Realität, Manches, bis dicht vor Büchners Woyzek, ansehnlich gelang. Ueber seinem Jago krächzt, wie einst über seinem shawischen Caesar, der Rabe: Nevermore! Aufgedunsen, mit Doppelkinn und der Allure des vom Eros der Köchinnen verwöhnten Metzgergesellen, Alles ringsum begönnernd, betätschelnd: nie hätte der vornehme Maure Solchen in seinem Dunstkreis geduldet noch gar dem Ehrenkummer, der Anklägerrede dieses Pöbelwanstes geglaubt. Ohne die Fackeln der Phantasie fände Keiner den Höhleneingang in Jagos Wesen. Dessen Stärke ist Dialektik und Menschenkenntniß; sein Listenreichthum dünkt mich nicht so groß wie manchen britischen und deutschen Shakespearepflüger. Er hat die Kraft und, mit unerwärbarem Herzen, die Wirkensgrenze Derer, die nur sich, niemals eine Sache, wollen. In das Aechzen des waidwunden Feldherrn spritzt eiskalter Hohn: „Seid Ihr in die Sünde der Frau verliebt, dann stellet Ihr einen Freibrief zu neuer aus; wen gehts an, wenn Ihr es hinnehmen könnt?“ Desdemonia, die sich in das Geständniß herabließ, welche Qual schon die Wiederholung des Schimpfwortes Hure (whore) ihr schaffe, erhält von ihm ein Zuckerstänglein: „Der Herr zankt, weil er vom Staatsgeschäft Aerger hat.“ Immer ein Wort, eine Phrase, an der des Anderen Zunge lutschen kann. Seht Ihr den Mann nicht? Er sitzt in vier Klubs, läuft in Lackschuhen durch alle Salons, aus denen ein Zutreiber anzuhalftern, ein Applaus zu sichern ist, und steht täglich in der Zeitung; auf allen Sätteln ist



er fest, reitet, turnt, schwimmt, segelt, hat alle Wissenschaft, Kunst, Technik an Schnürchen, ist Philosoph, Politiker, Erdballökonom, Baumeister, Ingenieur, Maler, Musiker, Verschmied, Industriekenner, Schriftsteller, Finanzirer, Heiland m. b. H.; hat für Jeden ins Auge ein schmeichelndes, hinter dem Rücken ein infamirendes Wort; würde Frauen, deren Männer er braucht, Liebe heucheln, das Andenken des eigenen Vaters auslöschen, Geschwistern Erbstücke wegkapern, keine Schandthat scheuen, wenn sie ihm Förderung verheißt; prangt drum unter jedem Himmel, jeder Regirungsform in Ehren (die Andere „verleihen“), ist allbeliebt, gilt Jedem als redlich, als Talent und Charakter. Seht Ihr ihn nicht? Shakespeare sah ihn in fast epenhaft einfachen Verhältnissen; hat aber alles Wesentliche solches Prachtkerles erfüllt und beleuchtet. Nicht Richard Gloster, miltonischer Höllenfürst, Mephisto, weder Nero noch Tigellinus: ein erst heute recht „Zeitgemäßer“, ders, wenn er sich nicht einmal verrechnet, „zu was bringt“. Jedes Wort Jagos ist wichtig. Wenn er nicht, bis in Fiebersgluth, die Aufmerksamkeit fesselt, nicht an seiner Lippe das Ohr des Hauses hängt, kann die Tragödie nicht, wie sie soll, wirken.

Der beste aller in unserem Gesichtskreis möglichen Jagos wäre Herr Kortner. (Herr Krauß, vollkommen in manchen kurzen Rollen, zu denen ja noch Scheilock, mit nur zwei Hauptszenen, gehört, hat für weiträumige Menschen, für lange Kraftspannung in Seele und Leib nicht den rechten Athem und wird unter der Last solcher Aufgabe leicht „expressionistisch“, hier auf Deutsch: schlecht.) Doch Herr Kortner wollte Othello sein. Unter allen Neuen ist er der Stärkste; und von den Aelteren sind nur vier, fünf ihm gleich oder (einstweilen) überlegen. Ist seine Palette groß? Noch ähnelt sein Marquis von Keith seinem Richard und einzelne Töne des Mauren kamen aus der Kehle des reuigen Caliban. Er ist ganz jung, hat aber auf der Bühne nicht den Zauber wilder Jugend und nur seine Darstellung alter Männer fand ich völlig vollendet. (Nur da will er auch nicht „so ganz nur Jude scheinen“.) Sein Verrina war der Glanz einer sauberen, rhythmisch gut geführten, doch in der Farbe stumpfen Aufführung der Knabentragedie „Fiesko“.



Meisterlich, zwischen Traum und Wirklichkeit irisierend, der Vater in den „Echten Sedemunds“, dem lyrisch schönen, in Architektur und Plastik schwachen Gedicht des Traumskulptors Barlach (das den Regisseur Jeßner zur bisher feinsten Leistung beflügelte). Diese Alten wandeln sich nicht, sind starr; und deshalb von den Darstellungsmitteln des Herrn Kortner ganz zu umfassen. Starrheit ist seine Gefahr. Seine Menschen bleiben, wie sie beim Anlauf ins Drama waren; zeigen niemals die Wirkensspur, die umwandelnde Kraft des Geschehens. Der verschüttete gleicht dem auf Gipfeln prahlenden Keith; der thronende, der geschlagene Richard aufs Haar dem, der durch den Vorhangsspalt sein Programm ins Publikum schrie. An ihr Ziel aber, das heute nicht anders ist als in Ekhofs Zeit, gelangt Schauspielkunst nur, wenn auch ihre Geschöpfe, denen der Natur gleich, vom Strom des Eriebnisses, schwellenden oder versiechenden, irgendwie, schnell oder sacht, verändert werden, aufblühen oder welken, von ihrer Wesenshülle, von Blick und Ton, wie von einem Differentialmanometer, Unterschiede der Spannung, des atmosphärischen Druckes abzulesen sind. Fände der Richard, der die Schnickschnackweiber, weil sie in ihm den von Gott Gesalbten lästern, von der Trommel überdröhnen läßt, noch die Töne, die Anna ihm an ihres Gatten Bahre erbuhlten? Die Einbildnerkraft des Herrn Kortner ist stark genug zu Gestaltung einer Persönlichkeit; scheint danach aber zu erlahmen. Er sieht einen Kerl, stellt ihn wuchtig auf die Bretter, läßt ihm Sonne und Hagel, Frost und Sturm des Schicksals nicht unter das Wort, die Empfindenshaut, dringen; fragt auch kaum, ob der Kerl, den er zum Anlauf schickte, so ist, wie ihn des Dramas (Geschehens) Ablauf erweisen wird. Richard ist häßlich, verwachsen, wurde mit Zähnen geboren, konnte früher beißen als lächeln; bleibt aber ein Gloster, Bruder der Edward und Clarence. Dieser ist pöbelig roh, im Verkehr mit Königinnen wie der Einpeitscher mit Filmstatistinnen, pechschwarz, speckig, jeder Zoll ein Scheusal; als habe im Schoß eines verluderten Makkabäermädels ihn ein maraudirender Parther gezeugt. Der Zwang, zu glauben, daß dieser Angeln, Sachsen, Normannen abscheulich Fremde die Krone Englands und den Segen der Kirche errang, macht das blendend grelle Jugendstück (Shakespeares



„Räuber“) noch unwahrscheinlicher. Und könnte der Othello, der so schüchtern vor den Senat tritt, die Geschichte seines Herzensglückes, deren rauschendes Melos den greisen Dux selbst hinreißt, in sanften Entschuldigungsversuch dämpft, auf Cypern, als dem Orkan Entronnener, mit niedergeschlagenem Auge, mit Geberde und Ton hoferischer Jungferndarstellung, vor Desdemona steht, könnte er in seiner letzten Rede auf die dem Staat geleisteten Dienste pochen, als Mörder, dicht vor dem Selbstmord noch wurzelfest in dem Anfangsglauben, „daß sein Verdienst darf ohne Scheu so stolzes Glück sich fordern“? Dieser Othello ist noch Entwurf. Löblicher als das Vollbringen des Wollens des jungen Künstlers. Der las vielleicht, daß dem großen Davison, dem er sich ähnlich fühlen oder wünschen mag, der Regisseur Laube die ersehnte Maurenrolle mit dem Satz abschlug: „Othello ist ein Löwe und Sie sind ein Tiger.“ Herr Kortner hütete sich, Tiger zu werden; kann aber nicht Löwe sein. Der Feldherr fehlt. Wer glaubt Diesem den wallenden Helmbusch und Schlachtensieg? Trügt mein Gedächtniß nicht, so hatte er in Venedig und bei der Landung kein Schwert, nur einen Dolch an der Hüfte. Gewiß nicht in der Brust den Befehlerton, dessen Majestät zweimal mit dem ersten Laut den Aufruhr der Geister bändigt. Der heimisch in, beseligt von Krieg? Pazifiste! („Schreiben Sie den Kerl g v; giebt ja genug braunes Kanonenfutter.“) Auch der „große Mann“ fehlt; doch ihn vermöchte der Künstler zu zeigen, wenn ihm der Mangel bewußt wird. Noch ist er zu bürgerlich, kein Sohn des Atlasgebirges, der als Knabe Datteln vom Baum naschte, als Jüngling sich auf der Straußjagd stahlte, zwischen Kamelhöckern den Traum der Wüste in sich trank; im Innersten nicht königlich einsam. Um nicht ins Tigrische zu entarten, wagt er kaum, sich auszurasen; wird allzu weich und gleitet manchmal in die Gefühlsschwelgerei, die dem Stamm Davids das Feuerblut der Rebe ersetzt. Der Abschied von Krieg und Ruhm, die ihm Leben sind, die Drosselung des Verdächtigers, der Entschluß zu heiligem Eid unter kristallenem Aether, der Schauder vor der Geilheit von „Ziegen und Affen“: von diesen und anderen Höhen des Gedichtes kann, wenn Jago nur nasses Stroh liefert, nicht Gluth lohen. Erst in Gewetz mit einem würdigen Wider-



part sprüht dieser Othello wohl Funken; weicht auch die Starrheit: und der Verfall, die mähliche Zerstörung des Menschen im Helden wird sichtbarer, mitfühlbarer als gestern im Solospiel des Frühreifen, von aller Fährniß raschen Triumphes Bedrohten. Doch er hat echtes, schlackenloses Gefühl, Leidenschaft, eine an Tönen reiche Stimme (die er nicht ins Lyrisch-Innige quetschen darf), hat dem bassermännischen Nigger die Gemüthszartheit abgelauscht, den ethnologischen Behang aber gelassen, giebt dem edel Kindhaften des schlichten Semiten persönlichen Ausdruck; und scheint entschlossen, vom Haschen nach Irrlichtern (Intensität, Wortballung, Expressionismus) in Menschendarstellung umzukehren.

Mit ihm der Regisseur, den die Förderung dieses von ihm gefundenen Könners höchste Pflicht dünken mag? Das Königsdrama war ganz kalt, von außen, zu Verblüffung, inszenirt (hier paßt das gräuliche Zunftwort). Richards heimstes, nur seinem Ohr hörbares Trachten als Leitartikel über die Rampe posaunt, Clarence auf den Locus gebannt, die Mörder, als Clowns, auf dem Souffleurkasten, die Lords Marionetten und Schmeichelmöpfe, die Teppichtreppe als Hauptquartier und Schlachtfeld, vor jedem Aktschluß drometende Stimmen, erstarrende Gruppen, Lebende Bilder, Spon-  
tinis Opernklamauk: gewaltsam wurde der Zuschauer aus dem Ring des Dramas, der auch ihn umschließen müßte, gestoßen, mit Bewußtsein die Magie des Gedichtes zerrissen. Immer wieder hörte ich Schaljapins Mephistolachen aus dem Flohlied. „Da wurden seine Geschwister bei Hof auch große Herrn. Hehe! Jawohl! Was sagt Ihr, Spießer, nun?“ Das Tollste der Schluß. Auf der obersten Treppenstufe Richard, bis an den Gürtel nackt, mit schwarz bewaldeter Brust, die Riesenkrone im Arm; er lallt: „Ein Pferrd! Ein Pferrd!“ Lallts, bis er dem Auge entschwunden ist. Tabesparalyse oder Dementia praecox? Fünf Minuten zuvor hat er mit funkeln-  
dem Versgeschmetter die erblassenden Herzen seines Heeres in Blutsröthe gehämmert. Läßt ihn der Dichter verblöden? „Ich setzte, Knecht, auf einen Wurf mein Leben und will der Würfel Ungefähr bestehn. Mich dünkt, es sind sechs Richmonds hier im Feld: Fünf schlug ich schon an seiner Stelle tot. Ein Pferd! Ein Pferd! Mein Königreich für'n Pferd!“



Das ist sein letztes Wort. Die wilde Tapferkeit, das dem Tod selbst trotzig Heldenthum hebt den Unbändigen über allzu gemeines Scheusal. Herr Jeßner ändert Shakespeares unsterblichen Logos, frisirt Richard in einen Paralytiker um: und köpft also das Gedicht? Ringsum Jubelsgebraus. Das Ganze, dachte ich, ist der bestaunenswerthe Bluff eines Publikumskenntners, Preßverächters. Dieser Kömmeling aus Königsberg will, um jeden Preis, schnell auffallen, das gemiedene Hülsenhaus über Nacht ins Gerede bringen und sagt sich: „Da Kino (Knoblauch) gut, Caviar (Shakespeare) noch besser schmeckt, muß die Mischung dem Berlin des Filmfimmels, Kulturgewimpels, Kunstgeprotzes wie Ambrosia munden.“ Richtig: Richards Gelall steckt in fast allen Feuilletons die Gimpel an. „Ein Genie! Leopolds Krone! Maxe mag sein G'schnas Salzburger und Mrs. Lot anbieten. Christus erstand. Freude dem Sterblichen, den er dem erblichen, schillernd verderblichen Reinhardt entwand!“ Der tüchtige Brahm, den, obwohl er nie auch nur versucht hat, Regisseur zu sein, und als Dramaturg die Poeten Sudermann, Fulda, Skowronneck, Hirschfeld, Lubliner, Vacano, den Strindberg, Wedekind, Wilde, Björnson, Shaw vorzog, die von dem Staatsspielleiter in Trance Geschläferten bis in den siebenten Himmel schieben, ränge in noch grasserem Entsetzen als Herr Bassermann, der allein überlebende Standartenträger, die Hände vor so unverschämter Abkehr von Weg und Ziel unverfratzter Menschendarstellung. Der Mann, dachte ich weiter, erwirbt sich, auf seine Weise, rasch Gehör; birg Dein Urtheil, bis offenbar wird, wie er den errafften Kredit nützt. Auch Keith, den ich später sah, verrieth den Wunsch, d'épater le bourgeois“, dem Snob das Kinngübchen zu krauen. Schwarze Silhouetten, auf Weiß, auf Roth, Daumierröcke; nach einer Stunde ermüdet das vom ersten Anblick entzückte Auge. Der Fieberpuls und das sermologisch Eindringliche der Rede hätte Sanctum Franciscum Wedekind, dessen bildlose, naturferne Sprechdramen wie Tanks über die Bretter donnern sollten, hoch und höchst gefreut; ob auch die Entzeitlichung, die von Gretors und Langens München nur ein paar Dialektquasten baumeln ließ? Fiesko: Der von Farbe klirrende Fahnenwall vor dem schon verdammten Doriabesieger



ein fast genialischer Einfall; der wider Shakespeares Majestät frevelte, duckt sich vor der Schillerfrommheit des Oberlehrers und des hahnischen Haenisch, der, noch aller Künste und Kulte Schirmherr, unter der Familienloge unseres Schankdogen thront: die Tochter des Genuesenherzogs „winkt“ noch immer aus dem Palastfenster einen schwarzen Gauner, der für ihre Rechnung eine Gräfin vergiften soll, und diese Gräfin wird dann „aus Versehen“ von ihrem Mann erstochen; nicht einmal diese unnöthige Kinderei ist gestrichen. Im Othello vermisste ich zunächst den klaren Gedankengrundriß jeder Szene (den Inhalt jeder müßte, auf der ersten Leseprobe, der Spielleiter in unzweideutige Sätze herausmeißeln). Brabantios Palast wird nicht aus tiefem Schlaf gebrüllt. Der General giebt sich, zwischen Entführung der Senatorstochter, Zorn und Anklage des Vaters, Alarmruf zu ernstem Feldzug, gar zu schlaff. Die Senatssitzung ist pittoresk, aber falsch gesehen. Civilsenat des Reichsgerichtes vor einer Alltagssache. Vier, fünf alte Herren, schläfrig, in rothen Roben. Nichts von der Spannung, der jähren Angst dieser Stunde. Die Senes der Republik, aus den Betten geholt, keuchen aus der Gondel, zwischen Fackelträgern, ins Markusschloß; „blitzschnell“, wie der Feldherr, sollen auch sie dem Rufe folgen. Durch das Scharlachgedräng schieben sich Boten, Matrosen. Das Türkenheer ist mobil, schon auf der See, ungewiß nur, ob es den Kurs auf Rhodos oder auf Cypern richte. Da, endlich, tritt Der ein, den „die Oeffentliche Meinung, des Erfolges unbeschränkte Herrin“ (lange vor der Tyrannis Ullstein-Mosse-Scherl-Stinnuli sagts der Doge) an die Spitze des Vertheidigerheeres heischt. Der Anblick Othellos schon lindert, wie Sauerstoffzufuhr, das Greisenasthma, Verhexung, Entführung? Nur schnell; vor dem Morgengrau muß die Adria seine Flagge sehen. Empfindet Ihrs im Staatsschauspielhaus? Bildlich, sprachlich, rhythmisch das Kräftigste: der Auftritt des Herolds mit Trommler und Wachmann; für die Ansage eines Volksfestes zu stark illuminirt. Wo aber blieb Venedig, wo Cypern? Schauplatz der Handlung ist eine Tortenschüssel auf fünffach gestuftem Sockel. Schauplatte. Ringsum Horizont. Herr Jeßner will nicht „ausstatten“ (trotzdem in seinen Coulissenschuppen auch genug Gutes ist), will, Donnerwetter,



stilisiren und so? Meinetwegen. Das älteste Siena von Picasso malen, die Aischylos-Szene von Kandinskij bepinseln zu lassen, ginge mir wider den Vernunftstrich. Doch graue Theorie bleibe uns heute fern. Wir kennen Dramen, die, zeitlos, nicht von Umweltsitte determinirt, im Aether werden, vergehen. Othello braucht Venedig (das schwarze, nicht Bassanios und Reinhardts), in Enge die Reibung an ererbter Patriziergewohnheit, die isolirende Luftschicht auf Kypros, braucht dort das Hausgeräth, das den in Verwaltergeschäft verschlagenen Krieger dem Auge erkennbar macht. Er ist nicht müßig, aber auch nicht in seinem Element; muß, zum ersten Mal, Akten lesen, Erlasse wägen; den am Schreibisch Enthürnten ritzt Jagos erster Giftpfeil. Und wie könnte Desdemonens Spätabendwehmuth auf der Tortenschüssel, ohne Schrank, Truhe, Thür, Bett, ohne die Traulichkeit und den Wesensduft eines Frauengemaches, der innigen Nachhall wecken, der dem Gelärm und blutigen Graus des letzten Aktes die Wirkung doppelt? Der erst zeigt das Bett; schneeweiß, geräumig, eines Operirwütherichs Wonnetraum. Ringsum, noch immer, Horizont. Ward die Senatorstochter gewöhnt, im Freien zu pennen? Aber . . . Narrt Gaukelspiel? Nein: neben ihr liegt, leibhaft, breitstämmig, Othello. Der schalt sie Hure, brünstige Ziege, schwor ihrer Verruchtheit unerbittlich grausame Rache: und liegt nun, unter der selben Decke, neben ihr. Viel ärger, Intendant, als die Idiotisirung Richards ist dieser Frevel; roher noch die Gotteslästerung, die des Gedichtes Magie zerfetzt. Denn durch neunzig von hundert Hirnen schwirrt oder krabbelt, da unten, da oben, die hochnothpeinliche Bürgerfrage: „Ob sie . . . ? Oder nur . . . ?“ Auf dem Balkon des Hauses, in dem die Frau schläft, ließ der Dichter soeben den Mann aufknirschen: „Ich komme, Dirne! Dein Blick, Dein Reiz soll mir im Herzen sterben, Dein sündig Bett das Blut der Sünde färben.“ Ließ ihn ins Zimmer der Schlafenden treten, das Licht löschen, sein Schwert ablegen. Daß der Regisseur wider Dichters Befehl, in der Verhängnißstunde, handelt, daß er, weil auf der im All schwebenden Schüssel weder Wand noch Thür ist, Emilia also nicht pochen, Othello nicht öffnen kann, den Wortlaut willkürlich ändert: was, all in seiner Dünkelsfülle, ist neben



der Seelenblindheit, die solche Bettgemeinschaft, nach dem Geschehenen, möglich wähnt! Erst der verblutende, im Selbstopfer entsühnte Leib des Helden sinkt auf das Bett, das ihn nun nicht mehr, als „sündig“, widert. Muß ich berichten, wie emsig der preußische Staatsafrikaner drin turnt, wie rüstig er die Frau zwischen seine Oberschenkel klemmt, sich auf ihr austobt, sie, als wärs Balg, hin und her zerrt, und daß selbst Venedigs Gesandter und Jagos Entlarvung ihn nicht aus dem molligen Turnplatz aufscheuchen? Gewissen mußte Herrn Kortner verbieten, solcher Weisung zu gehorchen. Büßersqual muß Herrn Jeßner allstündlich, beim Mahl noch und mitten durchs Traumbild von Lustgepinkel der Rezensenten, ins Ohr gellen: „Nie wieder Bluff! Wolle die Sache, nicht Dich! Lerne als demüthigen Diener des Dichters Dich fühlen, redlich von seinem Geist, dem Du in Treue das lebendige Kleid weben sollst, Dich mühen und meide wie Pestland den Qualmpfad der pfiffigen Buben, deren äffisch kletternde, springende, schwitzende Excentric-Regie nach der Zeitung schielt (und stinkt).“ Dann erst krönet ihn. Amen.

### Die Alten Moskauer

1905. Rußlands Krieg gegen Japan hatte nur Niederlagen gebracht. Aus der allzu laut angekündeten Revolution war nichts geworden als Meuchelmord und Winkelgemetzel. Europa hatte sich von dem ersten Staunen erholt und fand die Geschichte nur noch komisch. Das ist der junge Riese, vor dessen Wink alle Staatsgewalten einst bebten, das im Westen umworbene, im Osten gefürchtete Weltreich? Nirgends Zucht; noch nicht einmal der Wille zur Organisation; nirgends ein Mann. Ein faulendes, zerfallendes Barbarenland; unsere Liberalsten hatten es immer gesagt. Knirschend trug der Russe die Schmach. Das haben wir nun. Nicht nur den Jammer, die Noth dieses dummen Krieges: für jeden Einzelnen auch noch die Schande, das Bewußtsein persönlicher Entwerthung. Das hat der Tshin uns mit seiner Leistung beschert. Und keine Hilfe. Europa will uns nicht hören. Hat Alles vergessen, was wir ihm gaben. Dostojewskij, Tolstoi, das ganze Geschlecht, das aus Gogols „Mantel“ erwuchs. Kam solches Psychologengenie, solche Epenkunst aus kulturlosem Boden? Durften Rjepin, Aiwassowskij, Trubezkoi,



Somow sich nicht neben Eure tüchtigsten Maler und Bildner stellen? Warum horchet Ihr auf Die jetzt nur, die ihr Vaterland schmähen, ihm Schrecken sinnend, wie einer Negerrepublik ihm Eure aufgetragenen Kleider anziehen wollen? Keine Antwort. Auf allen Gassen nur der Ruf, Rußland sei zum Untergang reif. Auch die Literatur habe ihm nur Unheil gebracht: das Volk, statt es zur That zu spornen, in fromme Träume gelullt. In Moskau wurde ein Mimenhäuflein ungeduldig. Gar zu albern, überall zu hören, daß wir nichts können, zu jedem sehenswerthen Werk untauglich sind. Leute, die seit acht Jahren auf weise abgegrenztem Gebiet redlich gearbeitet hatten. Nicht in der Zunft erwachsen, doch mit allen Künsten der Zunftmeister vertraut. Um die Mitte der neunziger Jahre wars auch auf Rußlands Brettern lebendig geworden. Hoftheater und pariser Truppen in beiden Hauptstädten: ganz schön. Nur ein Bischen langweilig, Dramen und Spieler stets aus Frankreich zu beziehen. Unsere Menschen und unsere Konflikte sind anders. Gribojedows „Unglück, zu viel Geist zu haben“, Gogols „Revisor“, Pisemskijs „Leibeigener“, Ostrowskijs Kleinbürgerkomoedien, manchmal sogar Tolstois „Macht der Finsterniß“ und „Früchte der Bildung“ werden ja aufgeführt; geben uns aber auch nicht viel von noch modernem Erleben. Unseren Jungen, Allen, die nach Garschinkamen, und der Jeune Europe, der so Großes gelungen sein soll, ist die Gnadenpforte gesperrt. Dazu das alte Weh und Ach offiziellen Bühnenbetriebes. Großfürstliche Launen. Weiberwirthschaft. Keine Intimität, kein Zusammenhang zwischen Literatur und Theater. Antoine hat in Paris gezeigt, wie mans machen muß. Hat Autoren und Spieltalente gefunden und allmählich selbst die stolze Kundschaft der Comédie in sein Rebellenheim gelockt. Alexej Suworin machts in Petersburg nach. Spielt alles Neue, Alles, was in Europa Marktwert hat. Immer die Petersburger! Die bilden sich in ihrem Rieselsumpf längst ein, die Kultur gepachtet zu haben, und belächeln das träge, aus der Mode gekommene Mütterchen Moskau. Denen müssen wir endlich zeigen, daß wir nicht die rückständigen Asiaten sind, für die sie uns halten. Konstantin Alexejew, ein Industrieller, hatte mit Herren und Damen aus der moskauer Gesellschaft Theater ge-



spielt. Leichte Sachen: Lustspielchen, Vaudevilles, Schwänke, Operetten. Als der Erfolg den Versuch krönte, wurde aus der Spielerei bald heiliger Ernst. Der Millionär Morosow gab Geld, der Dramatiker Nemirowitsch-Dantschenko literarischen Rath: der Wettkampf mit dem Kaiserlichen Theater war möglich. Moskau jubelte, Petersburg fand Alles hoch übertroffen, was die Franzosen ihm je geboten hatten. Durfte man sich hinaus wagen? Gefährlich. Frau Sawin hat die Berliner nicht interessirt. Gewiß spielen sie dort viel besser. Stanislawskij hat ja in Meiningen erst gesehen, was ein Regisseur vermag. Jetzt aber, in solcher Noth, im Gestöber schmähender Rede darf man nicht zagen. Immerhin wird Europa sagen, daß wir fleißig gewesen sind; wird der armen Heimath ein Bischen Achtung zu erstreiten sein. Mehr können wir leider nicht wirken. Das Künstlerische Theater ging auf die Reise.

Der Russe hat die Optik des Epikers; hat sie auch, wenn er sich um theatralische Wirkung bemüht. In der Heimath konnte ihm solche Wirkung gelingen: der Zeiger rückte im Zarenreich langsam vor und das Publikum hatte Muße, bedächtig die Dinge, die ihm vors Auge gestellt werden, zu betrachten. Der Europäer möchte im Eilzugstempo ans Ziel, möchte in dem aufgeblätterten Buch, das nach des Tages Last über kurze Abendstunden hinweghelfen soll, rasch die letzte Seite lesen; der Russe freut sich der Reise, die seines Daseins traurige Monotonie angenehm unterbricht, und ist zufrieden, wenn das Buch recht viele Blätter hat, auf denen bunte, blutrünstige oder zu Fröhlichkeit stimmende Geschichten verzeichnet sind. Uns erzählen die slawischen Bühnenprätendenten zu viel; der Neugier ihrer Landsleute können sie nie genug erzählen. Dazu kommt, daß der russischen Massenpsyche der eigentliche dramatische Nerv fehlt; daß sie zu rücksichtslos hitziger Parteinahme sich schwer nur entschließen kann. Der Russe ist, selbst der Mushik, vom Rassen-genie zu reichlich mit psychologischem Spürsinn bedacht, als daß der kindliche Versuch, die Menschheit in Engel und Teufel, in Ganzgute und Ganzschlimme zu scheiden, ihn befriedigen könnte; er hat im Leid seines Erlebens alles menschliche Geschehen von beiden Seiten, der hellen und der sonnenlosen, kennen gelernt, ahnt die Komplizirtheit aller Triebe



und Hemmungen in der *bête humaine* und sieht in dem Verbrecher sogar, in dem von der Staatsgewalt mit dem Kainszeichen Bemakelten, nur den Unglücklichen, dem die geschäftige Phantasie tausend mildernde, erklärende, entschuldigende Umstände sucht und findet. In der slawischen Zone zärtlichen Mitleidenskultes wuchs der Welt noch kein großer Dramatiker. Katharina wollte mit derbem deutschen Herrnwort ihrer neuen Heimath schnell eine Dramatik schaffen; bald aber mußte auch sie einsehen, daß aus unfruchtbarem Boden nicht auf Kommando zu ernten ist und daß ihr Dershawin (dessen Oden noch heute in Rußland Bewunderer haben) auf eigenem Grund nur nachahmende Handwerkerarbeit zu liefern vermochte. Die dramatische Dichtung der Russen, deren Epik seit Gogols Tagen mächtig in die Weltliteratur gewirkt hat, war bis gestern unter fremdem Einfluß geblieben: die Tragiker haben sich an Victor Hugo, Delavigne und deren Erben gehalten, die Komiker der Technik und Typenkunst Molières nachzustreben versucht. Die moskauer Künstler kamen. Aus der Stadt, der ein deutscher lutherischer Pastor, Johann Gottfried Gregory, im siebenzehnten Jahrhundert (unter Alexej Michailowitsch, dem Zögling eines Morosow) das erste Theater und die erste Theaterschule schuf. Und gaben Deutschland mit Zins und Zinseszins zurück, was die russische Kunst einst von ihm empfing. Sie brachten kein starkes Drama, nicht eins von hohem Eigenwerth: und doch war jeder Abend ein Sieg. Wie wurde Das möglich?

Sie spielten zuerst das Mittelstück aus der verschollenen Godunow-Trilogie des Grafen Alexej Tolstoi. Ein achtbares Historienspiel; ungefähr auf der Linie von Delavignes Ludwig dem Elften. Der Europäer müßte nachdenklich werden, wenn er hört, daß ein Drama, in dem ein Zar als halbidiotischer Schwachkopf dargestellt ist, lange vor der „Revolution“ auf russische Hofbühnen kommen konnte. Romantischer Ueberschwang im Stil Hernanis und der Maria Tudor ist gemieden und mit ernsthaftem Eifer, ohne um Gunst zu buhlen, versucht, die Handlung aus der Wesenheit der Menschen erwachsen zu lassen. Zar Fjodor Iwanowitsch, der Sohn des Schrecklichen, ist sanft, liebenswürdig, gutmüthig, doch ein Männchen ohne Knochen, ohne her-



rische Entschlußkraft und hellen Verstand. Der Tatarensproß Boris Godunow, sein Schwager, ist klug, zäh, tapfer und rasch zur That: ein Bonaparte aus kaltem Orient. Die Bojaren schwanken zwischen dem angestammten und dem imponirenden Herrn. Wenn der Zar zur Scheidung von seiner holden Irina gezwungen würde, wäre Boris entwurzelt. Wenn sie den Zarewitsch Dmitrij zum Gossudar ausriefen, wären sie von dem Schwärmer und von dem Hausmeier befreit. Da kommt die Kunde, Dmitrij sei in Uglitsch gestorben und der Tatarenkhan rücke mit seiner Horde gegen Moskau vor. Zagend vernimmt es der letzte Rurik; nur weinen kann er und aus seiner Ohnmacht die Frage himmelan senden, warum gerade er zum Kaiser ausersehen sei. Boris aber kennt kein Zaudern. Ordnet, wie in ruhiger Zeit, die Staatsgeschäfte, giebt, um die Bojaren jetzt nicht zu reizen, einem zuverlässigen Manne den Oberbefehl über das Heer und folgt ihm als einfacher Kriegermann in den Kampf gegen die Horde. Das ist der politische Inhalt des Dramas.

Daß Russen es einst mißverstanden, ist nicht dem Regisseur zuzuschreiben. Herr Konstantin Alexejew, der sich als Schauspieler Stanislawskij nennt, hat seine Aufgabe klar erkannt. Die Historie lebt in jedes Russen Gedächtniß, die Intrigue ist schon welk, die Wesensart der Menschen zu monoton, im Lauf der Handlung zu wenig entwickelt, um drei Stunden lang fesseln zu können. Wo ist der tiefste Punkt des Gedichtes? In dem Verhältniß des Volkes zu seinem Zar. Von hier aus muß diese Welt erbaut werden. Nur zweimal zeigt uns der Dichter das Volk. Zuerst kündigt der Zar ihm, Boris habe sich dem mächtigen Bojaren Shujskij versöhnt; dann, vor der Erzengelkathedrale, erfährt es, daß Shujskij, den Boris einkerkern ließ, sich getötet habe, Fjodors Bruder Dmitrij gestorben und die Horde in Moskowien eingefallen sei. Diese zwei Gelegenheiten müssen genutzt werden. Jede einzelne Gestalt in den Haufen hat persönliches Leben; und doch seufzt und jubelt, winselt und brüllt aus Aller Brust die russische Seele. Die Massenpsyche einer bestimmten Zeit. Wir sehen etwas Merkwürdiges, westlicher Gewöhnung kaum Faßbares. Dieser Zar ist Gott und ist Bruder. Der stolzeste Bojar und der elendeste Mushik wirft sich dreimal



vor ihm in den Staub, berührt, wenn er ihm naht, mit dem Haupte dreimal die Erde; und spricht mit ihm dann wie mit Seinesgleichen. Die Formen der Anbetung; und dennoch nicht der Gestank aus dem Pferch der Knechte. Jeder weiß: Väterchen ist ein schwaches Kerlchen, das stes das Gute will, oft aber, aus Schwachheit, das Böse schafft, ein armes Menschenkind, das seines Lebens nicht froh und des Geschickes nie Meister wird; doch unser Väterchen. Batjushka, dem wir gehorchen müssen. Gott gab ihm die Krone, Gott wird ihn führen, Gottes Allmacht uns vor dem Schlimmsten gnädig bewahren. Gott, der ihn im Schoß einer Zarin weckte, beten wir an. Was könnte ein Godunow uns sein? Den rief der Herr nicht zum höchsten Amt. Der bleibe uns immer ein Fremdling. Fjodor Iwanowitsch gehört zu uns, wie unsere schwarze Erde, wie unser harter Winter und andere Mühsal, die wir lieben lernten; und wie wir Iwans Faust küßten, weil Gottes Zorn sie geballt hatte, so müssen wir uns auch vor dem Zärtling beugen, der vielleicht gesandt ward, die uns vom Vater geschlagenen Wunden zu heilen. Bei aller Ehrfurcht bleibt man mit Väterchen aber auf Du und Du; zupft ihn am Rockzipfel und schwatzt, wie mit dem Nachbar, mit ihm, bis er ungeduldig wird. Spricht man zu Gott denn anders? Der läßt sich auch nicht Euer Majestät nennen, heischt auch nicht, daß man stumm auf seine Ansprache warte. Alle Obrigkeit ist von Gott; ist sies nicht, so maßt sie sich nur Herrnrecht an und darf von uns nicht Gehorsam fordern. Zar, Pope, Polizeimann. auch wenn sie die Amtspflicht nicht erfüllen, stehlen, Hurerei treiben, trunken im Straßenschmutz liegen, haben vom Weltenschöpfer einmal die Weihe empfangen. Frage nicht, Brüderchen, wie ihr Wandel ist, sondern bücke Dich vor der heiligen Macht, deren Gefäße sie sind. Diese islamische Stimmung mußte gezeigt werden; sonst war der Sinn des Dramas nicht zu verstehen. Und die Kunst eines Meisters wirkte ihr das Gewand.

Auch der Pracht des alten, von der Tatartshina noch nicht völlig aus der Demokratie gelockerten Zarthums. Fühlt der liberale Europäer nicht, daß er im Orient ist? Das Schloß funkelt von Gold; die Karawane hat köstliche Stoffe



und edles Gestein herbeigeschafft; Wand und Decke prangt in leuchtenden Farben. Jeder Bojar kleidet sich wie im Westen kein mittlerer Territorialherr; und das zerlumppte Volk, dessen harte Fronarbeit die Häufung solcher Schätze ermöglichte, stöhnt nicht, sondern freut sich des Pompes. Wie in eine Höhle kriecht man ins Schlafgemach der Zarin; und scheut sich doch nicht, auch da den Gossudar mit Botschaft und Warnung zu suchen. Hörtet Ihr im Westen je eine Glocke, die wie diese klang? So ruft, mit tausend Zungen, nur die Allmutter Moskau. Hell tönt es, nicht schrill; schnell schwingt der Klöppel und für unser Gefühl ist im ersten Augenblick gar nicht feierlich. Ueber die Menge aber kommts wie Verzückung, wie die Erfüllung sehnächtiger Traumwünsche. Oder ist Hysterie? Das windet sich wie im Krampf, schlägt die Brust, lallt irre Laute, steht starr und stürzt dann, als hätte aus den Wolken sich eine Hand gereckt und den Aufrechten mit einem Streich gefällt. Die Glocke wimmert und jauchzt, das Land schluchzt und erbebt in Hoffnungwehen; und auf seiner Höhe krümmt sich der Zar: Warum ich, Urewiger? Warum gerade ich?

Ihrer Heimath, dem Europäern noch immer unfaßbaren Räthselreich, gaben die Moskauer Körper und Stimme: so wurde ihr erster Sieg möglich. Nach Tolstois Zarentragoedie brachten sie uns Gorkijs „Nachtsyl“; ließen nach dem alten auch das neue Rußland sehen. Wie schwach das Drama ist, wie arm an äußerem und innerem Geschehen, merken wir erst, wenn die Worte, weil sie russisch gesprochen werden, auf unser Ohr nicht wirken. Wundervolle Erquickung, im Theater einmal nur die Aktion zu genießen, nicht dem Gerede (dessen Ueberfülle unser Drama nachgerade zu ersticken droht) mit ängstlicher Lauschgier folgen zu müssen. Aber nur wenige Dichter bestehen die gefährliche Probe; die meisten sind schnell verloren, wenn Wortkünste ihnen nicht in den Schein dramatischer Wirkung helfen. Herr Gorkij kann reden, klug, nachdenklich, hitzig, in guter Stunde auch kleine Menschheit gestalten, hat aber nicht den Athem des Weltenschöpfers, nicht die große Vision, die einen Kosmos gebiert und ohne erläuternde Worte sich Wirkung erzwingt. Er hat das *refugium peccatorum*, das er uns zeigen will, lange



gesehen und kann es drum schildern; wie ein ungewöhnlich begabter Reporter, ein russischer Conan Doyle, der die erlebten Vorgänge gern ein Bißchen illuminirt. Aristide Bruant und Xanrof haben diese Sachen besser gemacht. Im grauen Alltagslicht würde das Häuflein der Entgleisten, Verschütteten weniger reden, agiren, tragiren. Daran zu denken, reizt uns der manchmal sehr mühsam aufgebotene „Realismus“ der Milieudarstellung. Nun verstanden wir auch die Worte nicht; konnten über Lukás fromme Späße nicht lächeln, den pointirten, Beifall heischenden Jammer des Barons nur aus der Gebärde errathen. Hüllenlos trat der Mechanismus des Stückes vor Augen und wir sahen, wie kahl all das Gerüst vor uns steht.

Für den Regisseur ist bequem. Illuminirtes Elend: Das kann heutzutage Jeder; bei Antoine, Reinhardt und Brahm machte man ungefähr eben so gut. Nur zwei Impressionen sind mir geblieben. Abend im Nachtsyl. Zwei Oellampen spenden karges Licht. Hinter braunen Fetzen wehrt die Schlossersfrau sich gegen den Tod, der ihr sanft doch, als Erlöser aus langer Qual, naht. Auf der großen Pritsche der Baron mit zwei Lastträgern und einem Schiffbrüchigen beim Kartenspiel. Der Schlosser und der delirirende Mime sehen zu. Väterchen Luka sitzt am Lager des vergräzten Weibleins, das den Knochenmann heranschlurven hört. Nach der Vorschrift soll, wenn der Vorhang aufgeht, sofort geredet, dann, während das Gespräch weitergeht, von zwei Stimmen eine Strophe gesungen werden. Der russische Regisseur läßt die ganze Kumpanei singen; und dann erst das Gerede beginnen. Die Wirkung ist mit Worten nicht nachzumalen. Man hört den Stimmen an, daß diese Männer gar nicht an den Gesang denken; innerlich mit ganz Anderem beschäftigt sind: mit dem Kartenspiel, mit ihrer Lage, mit dem Leben, das hinter den braunen Fetzen verflackert. Wider den Rhythmus, den Sinn des Liedes steigern, beschleunigen, färben sich diese Stimmen und verrathen, was in jedem Sänger vorgeht. Aus dem deutschen Text wissen wir, daß da von der Sonne gesungen wird, die nicht bis in den Kerker dringt; von einem Gefangenen, der seine Ketten nicht sprengen kann. Wollens jetzt aber nicht wissen. Da stöhnt eine sterbende Frau und ein vom Schicksal weichgeklopfter Alter streichelt ihr zärtlich



die hagere Wange. Und dicht daneben hocken Menschen, die nichts gemein haben, die von den Polarkreisen des Erlebens kommen, und erhitzen sich beim Kartenspiel, das dem Glücklichen ein paar Kopeken bringen kann. Nichts gemein? Die Sorge ums Brot für den nächsten Mittag; das ganze Leid der Kreatur. Einerlei, ob Der Baron, der Andere Packknecht ist. Ihre Stimmen vermählen sich; und auch ihr Fühlen klingt zum Choral zusammen . . . Dann das Gebet des Tataren. Wir kannten ihn kaum. Ist er ein Fürst, wird er nur vom Spott so genannt? Nun spreitet er Etwas über sein Pritschenplätzchen, ein Tuch, eine Matte, kniet drauf, wiegt sich in den Hüften und betet. Lange; so lange, daß dieses lautlose Asiatengebet auf Ungläubige komisch wirken könnte. Doch keine Lippe verzieht sich. Die Inbrunst des Gestus bannt die dreisteste Lachlust. Und es ist, als belebe sich allmählich das steinerne Antlitz dieses Menschen; wie eines Götzenbildes, das im Wirbel umgebender Ekstasen zu athmen anfängt. Als kennten wir diesen Tataren. Gewiß: ein Fürst. Der Ahnherrsche hier. Entwaffnet; in Fron erniedert, zwischen Diebe und Säufer gepfercht; und die Haltung, der Ton des Wesens immer noch fürstlich. Und wieder fühlen wir Rußland uns näher. Strolche, die andächtig schwärmen, Verbrecher, die mit dem Schutzmann auf Du und Du sind; und in der rechtgläubigen Gemeinde der fremde Bruder Tatar.

Vom Kopf bis zur Zehe russische Menschen. Nur der Baron ist anders; in Typus und Geberde mehr Europäer; nicht nur aus anderer Klasse. Der deutsche Regisseur hat nicht bedacht, daß Moskowien keine Barone hat, ein Baron für den Russen nur ein Balte sein kann. Herr Katschalow (der als das nach Stanislawskij stärkste Talent der Truppe gilt, den Marcus Antonius und den Prinzen Hamlet spielt, in Berlin damals aber zu keiner großen Aufgabe kam) giebt ihn als Balten. Seinen kurländischen Dialekt, über den der Russe lacht, hört unser Ohr nicht; doch das Auge sieht, daß es einen Menschen anderer Rasse vor sich hat. Nicht oft zeigt Gestalterkraft auf den Brettern sich so diskret. Keine Wirkensmöglichkeit wird versäumt; und nie kokett nach Beifall geblinzelt. Sehr gut ist auch sein Mädchen. Famos, wie diese Nastja, sobald ihre Wuth für Sekunden verglimmt, die Ciga-



rette wieder ansteckt. Jede Gestalt lebt im eigenen Licht und steht richtig im Raum. Der trunksüchtige Schauspieler ist kein Delobelle, dessen Hirn noch der Glanz einst erbrüllter Siege umflimmert, sondern ein fast schon zertretenes Würmchen, das im Alkoholdunst nur müde noch zuckt. Luka kein ehrwürdiger Apostel, sondern ein fideles Schlauköpfchen, das sich eine Spelunkenphilosophie zurechtgemacht hat und mit seinem pffiffigen Altruismus längst nicht mehr Prügel einhandelt. Um Haupteslänge aber ragt Satin über Alle hinaus. Eine kleine Rolle. Ein Halbgebildeter, nicht mehr ganz jung, irgendwie deklassirt und ohne Hochmuth nur im Sumpf heimisch. Auf der Pritsche liegt er und gähnt; und das Gähnen schallt wie Geheul. Richtet sich auf, reibt die Augen, stiert auf die Gefährten; und langsam löst sich die Zunge. Fremdwörter werden ausgespien, wie Schleim, der morgens den Erwachten belästigt. „Organon“, „Makrobiotik“, „transzendal“. Was nützt solche Wissenschaft hier im Nachtsyl? Ueber dem grauen Bart und den Schmatzlippen lachen zwei dunkle, lüsterne Augen. Ein Schwung: der Kerl steht auf den Beinen. Lang, sehnig, stark, reizend verlüdet. Den könnte Frans Hals gemalt haben. Er räkelt sich; und der Lümmel hat eine allerliebste freche Grazie. Der (noch ehe er viel geredet hat, fühlen wirs) ist der König in diesem Reich. Er ists: Stanislawskij.

Erst in Tschekows „Onkel Wanja“ lernen wir ihn ganz kennen. Wieder ein Drama ohne Geschehen, ohne äußere Aktion und innere Entwicklung. Wieder eine andere Provinz russischer Menschheit. Russisch die ungeheure, an die Ehrfurcht des pekinger Reiskärners vor dem literatus erinnernde Schätzung der Gelehrsamkeit. (Herr Professor Zerebrakow, ein träger Wanst und Schwätzer, hat den Nimbus des großen Gelehrten und Cerebralmenschen: und die Sippe opfert sich seinem Ruhm; keucht und schwitzt unter Lebensmühe, auf daß dem Unermeßlichen kein zum Behagen nothwendiges Putzgeräth fehle.) Russisch die Selbstherrschaft sinnlicher Triebe und die Unfähigkeit, auch nur eine Weile den Willen zu stetigem Thun zu zwingen. (Einer empört sich gegen die Haustyrannie, bedroht den Wanst mit der Waffe, merkt bald aber, daß seine Kraft nicht weiter reicht,



und läßt sich kirren; und der Fettklumpen mit der Aufschrift „Herr Professor“ lastet für Lebenszeit nun auf der Familie.) Kein starker, auf die Menschen fortwirkender Vorgang; nicht einmal der Plan einer Architektur. „Szenen aus dem Landleben“. Ein feiner Poet, dem Krankheit die Sinne geschärft hat, führt uns hinaus, öffnet eine Thür und läßt uns ein Häuflein seltsamer Menschen sehen. Und wenn er die Thür wieder schließt, hat sich nichts Wesentliches geändert. Der alte Professor a. D. wird mit seiner schönen, muthlos langenden Frau in Charkow genau so leben wie bisher auf dem Landgut; schlechte Bücher lesen, werthlose Artikel schreiben, essen, trinken und sein Schicksal bestöhnen, weils ihm den Ruhm versagt hat, den es minder Beträchtlichen freigiebig gewährt. Sein Ansehen, der Glaube an seine Größe ist ein Bischen erschüttert; doch Schwager und Stieftochter werden sich auch künftig kasteien und schinden, um seinem Leben die Ornamente zu sichern. Ilja Ilitsch Teljegin, der arme Verwandte, der wegen seiner Pockennarben das Waffelchen genannt wird, bleibt auf dem Gut und braucht nicht mehr, aus Rücksicht auf die Nerven des Herrn Professors, so leise an den Saiten seiner Guitarre zu zupfen. Schwiegermama durchackert, als hinge an der Erfüllung dieser Pflicht das Heil ihrer Seele, sämtliche Brochuren über die Frauenfrage. Und Sonja, das arme unschöne Stieftöchterlein, quält sich weiter, die Gutswaaren abzusetzen, addirt, subtrahirt, schreibt Rechnungen aus und schluchzt in die Kissen, weil der Doktor ihres Herzens nichts von ihr wissen wollte. Menschen, die reden, Stunden lang, halbe Nächte lang, Thee trinken und Cigaretten rauchen, auch wohl ernsthaft nachdenken und Projekte machen, jäh auffahren, Alles in Scherben schlagen, dann die Ohnmacht ihres Willens erkennen, weinen und weiterträumen, weiterleiden. Russische Menschen, für die es keine Konvenienz, keinen contrat social giebt und denen schon die Vorstellung besonnenen Handelns Unbehagen erregt. Korrekt sein, üblen Schein meiden, nach einem die Nützlichkeit wägenden Plan sein Leben einrichten: gräßlich langweilig; taugt für die steifen, eckigen, fleißigen Deutschen, die vor jedem Unternehmen bedenken, was daraus werden



könne. „Entartung“, sagt Tschechow; „Mangel an Kraft zum Kampf ums Dasein, an Selbstbewußtsein, Kenntnissen, Fleiß. Dieser Mangel bewirkt, daß der von Hunger, Frost, Krankheit geschwächte Mensch, um den Rest seines Lebens zu fristen und seine Kinder vor äußerstem Elend zu bewahren, unbewußt, ganz instinktiv nach Allem greift, womit er Hunger und Kälte abwehren zu können glaubt, und dabei, ohne an den nächsten Tag zu denken, schonunglos Alles zerstört.“ Entartung? Die Slawenstämme, die im neunten Jahrhundert die Rodsen baten, ihrem schönen, großen und reichen Land Ordnung und Recht zu schaffen, und sich freiwillig unter die Herrschergewalt der drei Warjaeger Rurik, Sineus und Truwor duckten, waren schon von der selben Art wie tausend Jahrespäter das Geschlecht, dem Nekrassow rieth, dem schrecklichen Geschick sich zu fügen. „Wir können ihm nicht entinnen. Wir liegen noch nicht im Grab, wir leben noch, athmen: und sind für die That doch längst abgestorben. Verdammt sind wir zu großem Wollen; die Kraft zum Vollbringen ist uns versagt.“ So fand sie einst der Tatarenkhan; und so sind sie geblieben. Auch im Alltagsgeschäft, nicht nur in Revolution und Krieg, ohne ausdauernde Initiative. Menschen, die Alles an ein Attentat setzen, jubelnd, mit frommem Lächeln, vor den Henker hintreten und noch heute bereit sind, ihr Haus, ihre Hauptstadt in Brand zu stecken; doch unfähig, einen von der Vernunft diktirten Plan, der Geduld fordert, in ruhigem Kraftgefühl auszuführen.

So ist Tschechows Doktor Astrow. Ein Landarzt; klug, mitleidig, kühn, redlich; immer bereit, zu helfen (und sich im Glanze solcher Hilfeleistung dann stolz zu spiegeln), nie, zu emsiger, unscheinbarer Arbeit in Reihe und Glied zu treten. Bäume pflanzen und pflegen, in der Wildniß Kultur schaffen, seis auch nur im engen Bezirk, das Land vor Verfall und Zerstörung bewahren: Das wäre herrlich. Wenn mans nur allein vermöchte! Aber die Masse ist dumm und träg, stumpf und müde, von Hunger und Krankheit gequält; die Wege sind weit und schlecht und nach kurzer, erschlaffender Sommersgluth kommt früh wieder Schneesturm und die weiße Leichenstarre der Natur. Nichts zu machen. Das Klima lähmt und keine Menschengemeinschaft rüstet sich zu hart-



näckigem Kampfe wider dieses Hemniß, zu einem Kampf, der sie stählen und die Tauglichsten auslesen könnte. Un-genutzt schlummern die Schätze im Boden. Die Waldpracht wird ausgerodet und wärmt die schmutzige Hütte. Dagegen vermag der Einzelne nichts. Wenn Astrow auf seiner Gedankenbahn zu dieser Ueberzeugung gelangt ist, fängt er zu trinken an; in jedem Jahr mindestens einmal. Dann gehts. Dann wagt er skrupellos die gefährlichste Operation, hats fast nie zu bereuen und dünkt sich einen Kerl, dessen Erdentage eine Spur hinterlassen werden. Nur für ein paar Stunden aber befreit Alkohol von den lästigen Hemmungen. Und nun sieht der Nüchterne wieder, daß er Ostrowskijs „Mann mit dem großen Schnurrbart und den kleinen Fähigkeiten“ gleicht, daß er ohnmächtig vor einer Aufgabe steht, die eines geduldigen Riesen Lebensarbeit heischt, und ächzt, wenn er ans Bett eines Kranken gerufen wird, dem er wahrscheinlich doch nicht helfen kann. Eines Tages kommts wie ein Taumel über ihn. Die schöne Frau des Professors: da wäre endlich ein Bischen Lenzjubiläum in grauen Herbst zu bringen. Warum nicht? Der Professor ist alt und kraftlos, die Frau von unruhiger Sehnsucht nach Erlebniß erfüllt; und Astrow fühlt an der Reaktion, daß er mit seinem männlichen Schwärmertrieb auf den Brennpunkt ihrer Weibheit wirkt. Er streckt, Helena Andrejewna an sich zu reißen, die Arme aus, spottet, mit gierig zitternder Lippe, über seine Wehrlosigkeit vor solchem Reiz, umklammert sie eine Sekunde lang, küßt ihren Mund: da werden sie gestört. Noch einmal beginnen? Jetzt sind die Sinne gewarnt; wären zum zweiten Mal nicht zu überrumpeln. Eine lange Belagerung? Dazu reicht die Energie nicht. Lieber mags ein Traum bleiben. Ein Kuß auf die Wange. Adieu. Dabei ließe ers; und die Brunst wäre im Hohn über die eigene Schwachheit bald gekühlt. Jetzt aber bäumt sich die Frau, packt einmal noch den mit allen Nerven Begehrten, preßt Mund auf Mund . . . Der Wagen wartet schon. Der Herr Professor hats eilig. *Finita la commedia.*

Den Doktor, den Herr Stanislawskij uns sehen ließ, werde ich nicht vergessen. Den kenne ich nun besser als Manchen, der oft in meinem Zimmer saß. Diese Haltung, mit hängenden Schultern und nach vorn wippenden Knien.



Im Auge den glänzenden Wurm der Wälsungen; und in den abgetragenen Kleidern eine Noblesse, daß Onkel Wanja mit seiner schönsten Kravatte neben ihm wie ein geschniegelter Subalternbeamter aussieht. Mit vierzig Jahren schon grau, abgearbeitet, verwahrlost, struppig, die feinsten Furchen der Persönlichkeit vom Alkohol weggespült. Und doch begreift man, daß er zu jeder Frau den Blick heben darf, jede sich gern in seinen Arm träumt. Auf diesen Trümmern adeligen Menschenthumes liegt der Glanz einer Sonne, die in ein seltsames, wildes, nie beschriebenes Glück zu locken scheint. Wenn er in leichtem Rausch tänzelt, bleibt er vornehm. Wenn Helena Andrejewna, die erforschen will, ob er die Liebe der Stieftochter erwidere, durch eine Schwelbung der Stimme, durch die dunkle Färbung der Pupille die Unrast, das Verlangen ihrer Seele verräth und er, wie ers gewöhnt ist, ehe er eine Diagnose stellt, auch hier unwillkürlich das Perkutirhämmerchen aus der Tasche holt, leuchtet der verwüstete Kopf von lustiger, lüsterner Klugheit. Noch ists Experiment; auch in der Frau nur der keusch aufdämmernde Gedanke, wie schön es sein müsse, Diesem im Geist sich zu vermählen. Nun aber wittern die Thiere einander. Wie ein Panther, der zum Sprung ansetzt, knickt er zusammen, reckt die Fänge: und hält die Beute. Sie wollte sich wehren und kanns nicht. Hat die Arme gehoben und läßt sie sinken; als brächen sie, wie dürre Zweige im Sturm. Nie vielleicht ist die Trübung des Bewußtseins, die der Geschlechtstrieb wirkt, das plötzliche Versinken ins Animalische auf einer Bühne so sichtbar geworden. Auch Tschechows Witwe, die sich mit der komplizirten und undankbaren Rolle der Helena Immakulata abquälen muß, zeigt mit klügstem Takt, wie in der Dame das Weibchen erwacht, und hüllt im Sinken noch den erglühenden Leib in einen Schleier, der uns den grausigen Anblick maenadischer Wuth erspart . . . Jede Rolle wird so gespielt, daß nichts zu wünschen bleibt. Wundervoll der gedunsene Professor mit der soignirten, wie mit Kapaunenfleisch gepolsterten Hand; eine ungemein repräsentative Menschenfassade, hinter der man keine Wohnstätte suchen darf. Das runde Waffelchen, das im Gutshof nur geduldet ist, nicht zu viel Platz einnehmen will, nur



mit halbem Gesäß deshalb schüchtern auf dem schlechtesten Stuhl kauert und über jedes Späßchen doch so herzlich lachen kann, daß der Zuschauer den Reiz im Zwerchfell zu spüren meint. Und als unschöne Stieftochter Frau Lilina Stanislawskij. Ein feines, kluges, verhärmtes Mädchen. Ein Schattenpflänzchen, dem immer nur Thränen die Wurzel tränkten.

Wieder hatte der Regisseur die hier von ihm geheischte Pflicht klar erkannt und mit getreuster Sorgfalt erfüllt. Tschechow nicht wie Gorkij behandelt. Dort war ein Zustand zu zeigen, die Illusion eines Gewimmels zu schaffen; das Verbrechermelodrama braucht starke Farben und wird erst durch die wirre Fülle aller in solcher Elendsherberge möglichen Nebengeräusche recht lebendig. Bei Tschechow muß Alles gedämpft sein, matt, blaß; russisches Landleben auf die Bühne zu bringen, den Hintergrund mit bunten Typen zu füllen, wäre leicht; wäre aber falsch. Nur um die Menschen handelt sichs hier; um Dialoge, seelische Betastungen und Perkussionen, aufzuckende und verhuschende Regungen, von denen die Aufmerksamkeit nicht abgelenkt werden darf. Den Ton dieser Schwächlinge stimmen und ihrem Denken Atmosphäre geben: mehr darf der Regisseur hier nicht thun. Nichts Schwereres konnte ihm zugemuthet, nicht mit noblerer Kunst die Aufgabe bewältigt werden. Unser Ohr fühlt, daß diese Menschen schon lange zusammen leben, Einer an des Anderen Stimme und Denkart gewöhnt ist und die leiseste Andeutung sofort versteht; und daß nur der Doktor von draußen kommt, aus fremdem Erleben. Wie oft sahet Ihr auf den Brettern wohl eine Familie, deren Familiarität Euch glaubhaft schien? Hinter den Coulissen, merktet Ihr, kennen sie einander nicht. Und hattet beim Eintritt in jeden Familienkreis doch empfunden, wie anders Eure Stimme, Euer ganzes Wesen klinge als dieser engen Gemeinschaft. Die Russen waren so intim, daß der Hörer sich wie ein Horcher vorkam, wie ein Eindringling, dem Diskretion gebiete, schnell wieder zu verschwinden. Die Leute ahnen ja nicht, daß sie belauscht werden; sind auf Besuch nicht vorbereitet. Der Kronleuchter, die Möbel mit Schutzüberzügen verhüllt. Auf dem Tisch die Reste des Mahles. Alles unsauber. Jeder im schäbigen Hausrock bei der Alltagsverrichtung. Ists nicht häßlich, arglosen Menschen ins heimlichste Leben zu gucken?



Ein Theater, das nur der Kunst, nicht dem Kapital, zinst, nicht auf Maximaleinnahmen angewiesen ist. Ein Theatergenie und ein tüchtiger Dramatiker theilen sich in die Herrschaft. Ein Stück, das nicht ganz fertig, nicht im winzigsten Detail erwogen und nach Menschenermessen gegen alle schlimmen Zufälle gefeit ist, darf noch nicht auf die Bretter. Fünfzig, sechzig Proben; ist's nöthig, noch mehr. Die feinste, fruchtbarste Arbeit beginnt erst, wenn bei uns der Herr Direktor schon das Rampenlicht anzünden heißt. Einem, der sich unter kundiger Führung durchaus nicht in seine Rolle finden kann, wird sie abgenommen. Und experimentirt, bis das Erreichbare erreicht ist. Mit Alledem ist die Leistung noch nicht erklärt. Diesen Menschen ist das Theater nicht, Geschäft, nicht Vergnügen. Sie fühlen sich als Träger einer nationalen Mission. „Das Vaterland blickt auf uns; das arme Rußland, dems so schlecht geht und über das Jeder draußen die Nase rümpft. Dem müssen wir Ehre machen. Beweisen, daß auch bei uns ernsthaft gearbeitet wird, kluge Organisation und straffe Zucht möglich ist. Jeder Abend wird zur Schlacht. Mag es den letzten Blutstropfen kosten: wir müssen siegen!“ Sie haben gesiegt. In großen und kleinen Städten selbst spröde Herzen Rußland kennen gelehrt. Kennen und mitleidig lieben.

. . . . Aus vergriffenen Heften sammelte ich diese Stücke. Weil die Moskauer, ohne ihr Haupt, ein heimloses Zugvogelschwärmchen nur, wieder in Berlin sind? (Ich werde sie kaum sehen. Einem, dessen Arbeitertrag mit der Mark gesunken, nicht mit Papierpreis und Löhnen gestiegen ist, wird Theaterbesuch in Schieberien zu theuer.) Die Erinnerung an Stanislawskijs Künstlerisches Theater wurde geweckt, weil sie, sanfter und doch klarer als Rüge, empfinden lehrt, was unseren „Betrieben“, allen, fehlt. Alexej Tolstoi, Gorkij, Tschechow: aus dem von ernster Liebe selbstlos betreuten Beet wächst Kleines in Größe. Wenn Götz durch die Manege brüllt, was der reife Goethe ihn verschlucken hieß, Adelheid dem Vehmrichter die Lenden spreizt, Othello, weils doch bezahlt ist, noch einmal „der Liebe pflegt“, verzwergt das Geniewerk und Mistbeetesdünste verscheuchen die Gottheit.



**Bankhaus**  
**Fritz Emil Schüler**  
**DÜSSELDORF**

== Königsallee 21 ==

Für Stadtgespräche: 982, 1964, 2264, 5108, 5403, 5979,  
8665, 16386, 16295, 16453; für Ferngespräche: F 101, F 102,  
F 103, F 104, F 105, F 106, F 107, F 108, F 109, F 110

Telegramm-Adresse:  
„Effektenschüler“

**Kohlen-, Kali-, Erzkuxe / Unnotierte Aktien u. Obli-  
gationen / Ausländ. Zahlungsmittel / Akkreditive  
Scheckverkehr / Stahlkammer / Ausführl. Kursberichte**

Mitglied der Düsseldorfer, Essener und Kölner Börse

Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und  
ausländ. Börsen sowie sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.

**Otto Markiewicz**

**Bankgeschäft**

**Berlin NW 7 ❖ Amsterdam ❖ Hamburg**

Unter den Linden 17

Gänsemarkt 60

**Anleihen und Renten - Erstkl. mündelsichere Anlagen**

**Devisen - Akkreditive - Kreditbriefe**

Umwechslung fremder Geldsorten  
zu kulant. Bedingungen

**Ausführung aller Bank- und Börsentransaktionen**

— Bereitwillige Auskunft-Erteilung über Industrie-Papiere —

**❖ Finanzierungen ❖**

Telegramme: Siegmarius-Berlin — Markitto-Hamburg / Zentrum 9153, 9154, 5088, 925, 8026



Soeben erschienen:

# MAXIMILIAN HARDEN KÖPFE

Gesamtausgabe in drei Bänden

Geheftet 150,— Mark, in Halbleinen 225,— Mark

---

KÖPFE I. Inhalt: Der alte Wilhelm — Bismarck — Kaiserin Friedrich — Johanna Bismarck — Richter — Stöcker — Gallifet — Holstein — Waldersee — Ibsen — Zola — Matkowsky — Die Wolter — Mitterwurzer — Menzel — Böcklin — Lenbach.

KÖPFE II. Inhalt: Der junge Wilhelm — Kaiserin Augusta — Nikolaus II. — Franz Josef — König Ludwig — Leo XIII. — Lueger — Briand — Herbert Bismarck — Tolstoi und Rockefeller — König Eduard — Hedwig Niemann — Réjane — Johannes der Täufer.

KÖPFE III. (Prozesse.) Inhalt: Richter Pontius — Therese Humbert — Der Hauslehrer — Das Blumenmedium — Gräfin Kwilecka — Fürst Eulenburg — Moritz Lewy — Hau — Schönebeck — Sternickel — Moltke wider Harden.

---

ERICH REISS VERLAG

Go <sup>BERLIN W62</sup> gle



# LOUIS MICHELS

Bankgeschäft / Berlin W 56, Französische Str. 29

Spezialzweige des Effektengeschäfts

Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

## Porzellanfabrik C. M. Hutschenreuther

Aktiengesellschaft in Hohenberg a. d. Eger

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen Prospektes sind

nom. **M. 4 000 000.—** neue Stammaktien

4 000 Stück zu je M. 1000.— Nr. 6001—10 000

der **Porzellanfabrik C. M. Hutschenreuther Aktiengesellschaft**  
zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im November 1921.

**Gebr. Arnhold.**

**Abraham Schlesinger.**

## BAD NEUENAUH

**Bonns Kronenhotel**

Haus 1. Ranges, 110 Betten

Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet

## Schiffahrts-Aktien

Kolonialwerte, Städte- und Staatsanleihen, ausländische Kupons

**E. CALMANN, HAMBURG**

## Wertvolle Fingerzeige



gibt Ihnen



## „Die Börse am Montag“

Für M. 1.— überall erhältlich

Vierteljährlicher Abonnementspreis M. 12.—

Verlag „Die Börse am Montag“, Berlin W 2, Leipziger Straße 39



Ich kaufe:

## Moderne Meister

Achenbach	Kauffmann	Schönleber
Baisch	Keller	Schreyer
Bochmann	Knaus	Schuch
Böcklin	Kokoschka	Schwind
Braith	Kröner	Slevogt
Corinth	Leibl	Sperl
Dahl	Leistikow	Spitzweg
Defregger	Liebermann	Stuck
Deiker	Lier	Thoma
Diez	Lenbach	Trübner
Federbach	Manzel	Ude
Friedrich	Munkacsy	Vautier
Gebhardt	Munthe	Verboeck- hoven
Grützner	Pettenkofen	
Hodler	Picasso	Voltz
Israels	Richter	Wenglein
Jutz	Schleich	Zügel

## Alte Meister

anerkannte, wirklich erstrangige Italiener und Spanier des 14. bis 17., Deutsche und Vlamen des 15. und 16., Holländer des 17., hervorragende Franzosen des 18. und allererste, also bedeutende Franzosen des 19. Jahrhunderts

### Franz. Impression

### franz.u.engl. Farbstiche

Angebote mit Motiv, Größe und Preisforderung erbittet

## A. Blumenreich

Berlin W 35, Blumeshof  
T.-A. Kurf. 9438

# Emser Wasser

gegen Katarrh, Husten u.s.w.

## Bad Kissingen. Hotel Büdel

gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten von den Quellen. Bekannt gutes Haus. Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung durch den Besitzer **A. Büdel.**



Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probesendung. Postfach 2. Hamburg 31.



## Für die Bank- und Handelswelt

ist

# „Die Zukunft“

das

## Insertions-Organ

Preis-Offerten und Entwürfe  
unverbindlich durch die

## Anzeigenverwaltung der „Zukunft“

VERLAG ALFRED WEINER  
Berlin W 8

Original from



# Mitteldeutsche Creditbank

Frankfurt a. M. — Berlin.

## Bezugsangebot

auf Mk. 30 000 000.— neue Aktien

Die außerordentliche Generalversammlung unserer Gesellschaft vom 18. November 1921 hat beschlossen, das Grundkapital um M. 50 000 000.— auf M. 140 000 000.— zu erhöhen durch Ausgabe von 50 000 auf den Inhaber lautenden, vom 1. Januar 1922 ab dividendenberechtigten Aktien zu je 1000 M. Unter Ausschließung des gesetzlichen Bezugsrechtes der Aktionäre sind die neuen Aktien an ein Konsortium zum Kurse von 180% frei von Stückzinsen mit der Verpflichtung begeben worden, einen Teilbetrag von M. 30 000 000.— den alten Aktionären derart zum Bezug anzubieten, daß auf je 3000 M. alte Aktien eine neue Aktie von 1000 M. zum Kurs von 180% zuzüglich des Schlußnotenstempels, jedoch frei von Stückzinsen bezogen werden kann.

Nachdem die erfolgte Erhöhung des Grundkapitals in das Handelsregister eingetragen worden ist, bieten wir namens des Konsortiums in Gemäßheit der Beschlüsse der vorerwähnten Generalversammlung den Inhabern der alten Aktien die neuen Aktien zu nachstehenden Bedingungen zum Bezug an:

1. Auf 3000 M. alte Aktien kann eine neue Aktie von 1000 M. zum Kurse von 180% zuzüglich des Schlußnotenstempels jedoch frei von Stückzinsen bezogen werden.

2. Das Bezugsrecht ist bei Meidung des Verlustes in der Zeit

**vom 23. November 1921 bis einschließlich 10. Dezember 1921**

bei einer der folgenden Stellen geltend zu machen:

in **Frankfurt a. M.**

und

in **Berlin**

} bei der **Mitteldeutschen Creditbank**

ferner

bei sämtlichen **Zweigniederlassungen der Mitteldeutschen Creditbank** an anderen Plätzen

außerdem:

in **Coblenz u. Köln**  
in **Leipzig**

bei der Firma **Leopold Seligmann**  
bei der **Allgemeinen Deutschen Creditanstalt (Abteilung Becker & Co.)**

in **Meiningen**

bei der **Bank für Thüringen** vormals **B. M. Strupp Aktiengesellschaft**

in **München**  
in **Stuttgart**

bei der Firma **H. Aufhäuser**  
bei der Firma **Doertenbach & Cie., G. m. b. H.**

in **Tübingen**  
in **Hechingen**  
in **Sigmaringen**

} bei der **Bankcommandite Siegmund Weil.**

3. Bei Ausübung des Bezugsrechtes sind die Aktien, für die das Bezugsrecht ausgeübt werden soll, ohne Gewinnanteil- und Erneuerungsscheine mit einem doppelt ausgefertigten Anmeldeschein, für den Vordrucke bei den Anmeldestellen erhältlich sind, einzureichen. Mit der Einreichung ist der Bezugspreis von 180% mit M. 1800.— für jede Aktie und der Schlußnotenstempel einzuzahlen. Ueber die Zahlung wird auf einem der beiden Anmeldescheine, der dem Einreicher zurückgegeben wird, quittiert. Die alten Aktien werden mit einem die Ausübung des Bezugsrechtes kennzeichnenden Stempelaufdruck zurückgegeben.

4. Die Aushändigung der neuen Aktien an den beziehenden Aktionär erfolgt gegen Rückgabe des mit der Quittung über die Einzahlung versehenen Anmeldescheines bei derjenigen Anmeldestelle, die über die Empfangnahme des Geldes quittiert hat, gegen Empfangsbestätigung. Der Zeitpunkt der Ausgabe der neuen Aktien wird bekanntgegeben werden.

**Frankfurt a. M.,**

**Berlin,**

den 22. November 1921.

**Mitteldeutsche Creditbank.**



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrg. 10. Dezember 1921

Nr. 11

---

## Unter dem Heilmond

### Europas Valuta

**E**uropas Entthronung ist, in aller Stille, Ereigniß geworden. Die alltäglich nur mit Mär von den Herren Schiffer, Rathenau, Lewald, Kraemer und ähnlich gigantischen Selbstversorgern mit Ruhm Gespeisten merkens noch nicht. Und die erbärmliche Berichterstattung aus Washington (der das Bureau der Konferenz dadurch vorbeugen konnte, daß es selbst unparteiische Berichte schnell und billig ausgab) täuscht auch Solche, in denen noch Wille zu Wahrheit lebt. Seit der militärischen Niederlage wirkt obendrein zu aller Darstellung des hinter Deutschlands Grenzen Geschehenden leis immer der Wunsch mit, zu erweisen, daß „Denen draußen auch nichts gelingt, weils eben ohne Deutschland nicht geht“. Dieser nicht sehr würdige, doch begreifliche Wunsch färbt jetzt wieder das Urtheil. An jeder Ecke höret Ihr: „Die Konferenz? Fauler Zauber. Amerikanischer Humbug. Wird ja nichts draus.“ Was draus wird, ist hier und heute noch nicht ganz deutlich. Schon aber gewiß, daß von diesem Winterkonzil ab die Geschichte einst das Ende der Europäerallmacht datiren wird. Auf allen internationalen Kongressen des neunzehnten Jahrhunderts, in London (Meerengen, Niederlande), Wien (nach Waterloo), Paris (nach Napoleons Sturz, dann nach dem Krimkrieg), Berlin (nach dem russo-türkischen Krieg und dem Vorfrieden von San Stefano), noch in Algesiras und, 1918/19, wieder in Paris, herrschte Europa. (Daß ers herrschen ließ, ihm nicht den Glauben ans Herrscherrecht nahm, war der im



tiefsten Wortsinn fatale Irrthum des Präsidenten Wilson.) Jetzt ist, in Washington, unser Kontinent, der alte, in den zweiten Rang hinabgedrückt worden; ist er Objekt, nicht mehr Subjekt, der Verhandlung. Denn mag sie zunächst sich auch nur um die Kontingentirung der Kriegsflotten, um die Machtvertheilung im Stillen Ozean und in der Gelbenwelt drehen: kommt, sofort oder etwas später, der Riesentrust United States-British Empire zu Stand, dann gebietet sein Wille, hinter dem sechshundert Millionen Menschen stehen, aller europäischen Politik und Wirthschaft; und auf ernste Beachtung könnten höchstens noch Vereinigte Staaten von Europa rechnen, nicht der Knirps, der ein Bündel geflickter Vaterländer und den mageren Ertrag sonnenlosen Ackerbaues, zerklüfteten Gewerbes mitbrächte. Ich ahne den Einwand, England, das in Washington vornan sitzt, sei doch europäische Großmacht. Die unserem Erdtheil vorgelagerten Kanalinseln sinds; konnten es, gerade seit ihr Volk den unklugen Vorsprung aufs Festland bereute, sein, weil Europa von Nationalfeindschaft geschwächt, von Nachbarsneid bis ins Eingeweide zerfressen war. Sie waren auch das selbstherrlich regirende Haupt des Britischen Reiches. Diese Herrschaft haben die großen Dominions, Australien, Kanada, Neuseeland, Südafrika, nun abgeschüttelt. Ohne ihre Zustimmung darf in der londoner Downingstreet fortan keine ins Weite wirkende Entscheidung fallen. Vor zwanzig Jahren erbat Australien von Mutter Britannia Schutz gegen Japanereinwanderung. Ein Kontinent, dessen Erdfläche noch größer als die der Vereinigten Staaten von Amerika ist, der aber nicht mehr Einwohner hat als Groß-Paris ( $5\frac{1}{4}$  Millionen; auf je eine Quadratmeile hat China 200, Japan 356, Australien nur 2 Bewohner), mit ungeheuren Strecken fruchtbarsten, doch durch Tropenklima Weißen gesperrten Landes wehrte sich gegen die nahe Gefahr der Rasseverderbniß. In zwei Jahrzehnten waren noch nicht tausend Europäer zugewandert; sollte in Australiens Nordflanke sich nun der Menschenüberfluß aus Japan und dem noch näheren Java ergießen und die ethnische Einheit des Australbritenvolkes wegschwemmen? Joseph Chamberlain überredete, als Kolonialminister, die



tokioter Regierung in Annahme des Einwanderungsverbotes. Das wurde 1911, auf Verlangen des inzwischen den Briten verbündeten Tennoreiches, dem Drang nach Erneuerung des Bündnisses geopfert; die Streichung aber, die Gelbeneinwanderung gestattet hätte, von den Parlamenten Australiens und Neuseelands nicht ratifiziert. Auch in die Ausdehnung der Sperre auf die den Dominions nach dem Großen Krieg zugefallenen deutschen Kolonien mußte sich Japan fügen. Weil die Hauptsorge dieser jungen Weißenstaaten der „gelben Gefahr“ gilt, jauchzte Kanada, Neuseeland, sogar Südafrika dem Satz des australischen Ministerpräsidenten, der, wie Hardings Staatssekretär, Hughes heißt, zu: „Das weiße Australien freut sich jedes Kriegsschiffes, das in Amerika vom Stapel läuft.“ Denn jedes erschwert den Japanern Erobererkrieg. Wollte England nicht die großen Dominions, die Grundstützen seiner Weltmacht, in ein zunächst ideelles Schützlingverhältniß zu Amerika entgleiten sehen, so mußte es die von ihnen auf der Reichskonferenz, im vorigen Sommer, ausgesprochenen, mit gewichtigem Nachdruck betonten Wünsche erfüllen: Lösung des Bundes mit Japan, Festung der Freundschaft mit den Vereinigten Staaten und, zu diesem Zweck, Versöhnung Irlands. Washington ist das Werk der Dominions, die fortan das Schicksal des British Empire entscheidend mitbestimmen und vollkommen klar darüber sind, daß nur der Wall Englisch sprechender Völker auf die Dauer sie vor absplitternden Stücken des Mongolenblockes (China-Japan) schützen kann. Unwiederbringlich dahin ist die Zeit der Castlereagh, Palmerston, Beaconsfield, Salisbury, Lansdowne, Grey, die, ohne in andere Erdtheile eine Frage zu schicken, die Außenpolitik des Weltreiches besannen, beschlossen, vom Kabinet weihen ließen. Des Empire, nicht Englands, Sprecher ist der feine Skeptiker Arthur James Balfour, dessen Dialektik stärker als die Burleighs, seines Ahnherrn, ist (und dessen leidenschaftlos kalter Deutschenhaß, ein Kriegsgewächs, mählich wieder zu schwinden scheint). Hätte Europa noch die Hegemonie der Menschheit, dann wäre Verhandlung ohne Deutschland und Rußland unmöglich, unernste Zeitvergeudung. Im zweiten Rang wird es nur durch Frankreich großmächtig vertreten. Nur



aus dem beredten Munde des Herrn Aristides Briand, der die französische Delegation im November leitete, hat die Konferenz amtlichen Bericht über Europas Zustand empfangen. Was hat der verantwortliche Regierer Frankreichs gesagt?

„Das Frankreich unserer Wirklichkeit fühlt eben so stark wie irgendein anderes Volk, fühlt, vielleicht, noch stärker als irgendeins in sich den Drang, die zu Sicherung dauernden Friedens tauglichen Mittel zu finden. Wir wären glücklich, wenn wir hier die größten Opfer ankünden und Ihnen sagen dürften, das Bewußtsein der Sicherheit erlaube uns, die Waffen niederzulegen, und wir seien froh, durch diese Geberde unsere Bereitschaft zu Wiederherstellung endgiltigen Friedens erweisen zu können. Leider können wirs nicht. Leider haben wir nicht das Recht dazu. Denn die Möglichkeit der Friedenssicherung wird auch von dem Nachbar mitbestimmt, neben dem man lebt. Und zu Abrüstung eines Landheeres genügt nicht die Herabsetzung der Kopfzahl noch die Minderung des Kriegsgeräthes. Davon wird nur die materielle Seite der Sache berührt. Eine Friedensatmosphäre ist unentbehrlich; die moralische Abrüstung nicht weniger als die im Bereich des äußerlich Greifbaren: und ich hoffe, Sie überzeugen zu können, daß in Europa heute noch gewichtige Elemente der Unstetheit sichtbar sind und daß Frankreich unter Bedingungen lebt, die es, um sich zu sichern, nicht verkennen, von denen es den Blick nicht wenden darf. Ich bin hier in einem Lande, wo viele Männer unsere Lage kennen; in der ernstesten Kriegsstunde kamen sie zu uns, vergossen ihr Blut in den Strom unseres Blutes, sahen Frankreich, seine Leiden und Wundqualen, und erkannten, was Europa geworden ist. Sie haben gewiß zur Aufklärung des großen Amerikanervolkes mitgewirkt und ich bin Ihnen für Alles dankbar, was sie thaten, um die Giftgase wegzublasen, die das Antlitz Frankreichs entstellen oder einnebeln sollten. In diesem großen Land, wo an keiner Grenze Furcht, an keiner Vertheidigungspflicht wacht, ist es schwer, sich ein richtiges Bild von unserem Kontinent zu machen, wie wir ihn, nach dem Krieg, nach dem Sieg, erblicken; und ich begreife, daß ein amerikanischer Bürger fragt, was denn Europas Dauerfrieden noch hindere, da der Krieg gewonnen, der Friede unterzeichnet, Deutsch-



land besiegt, sein Heer sehr verkleint, sein Kriegsgeräth zerstört sei und Frankreich über ein starkes und reichlich ausgerüstetes Heer verfüge. Diesem Amerikaner wollen Manche einreden, Frankreich habe den Hintergedanken, sich auf den Platz des imperialistischen Deutschen Reiches zu setzen und eine Art militärischer Vorherrschaft zu erlangen. Keine andere Beschuldigung empfinden wir schmerzlicher, keine als grausamere Ungerechtigkeit. Mit all seinen Kräften, so inbrünstig wie je ein Land, ersehnt und erstrebt Frankreich den Frieden. Seit dem Waffenstillstand ist es oft enttäuscht worden; hat oft vergebens erwartet, daß ihm Gebührendes sich verwirklichen werde. Ein Jahr lang erörterte Deutschland die im Vertrag übernommenen Pflichten und weigerte deren Erfüllung; es wollte weder die Waffen ausliefern noch für die von ihm verwüsteten Gebiete zahlen. Frankreich war stark: und nahm, dennoch, den Trotz gelassen hin und verbot sich selbst jede Geberde, die den Zustand verschlimmern konnte. Frankreich nährt in seinem Herzen keinen Haß und wird alles ihm Mögliche thun, damit die Serie blutigen Zwistes mit Deutschland abgeschlossen sei. Aber es hat nicht das Recht, sich selbst, seine Sicherung zu vergessen, sich in Schwachheit verfallen zu lassen und durch diese Schwächung die auf neuen Krieg Hoffenden zu ermuthigen.

Ich will nicht ungerecht sein. Wohl sehen wir ein aus tapferen und vernünftigen Menschen bestehendes Deutschland, das den Frieden und die Einwurzelung demokratischer Grundsätze will. Diesem Deutschland wollen wir mit aller Kraft helfen; dazu treibt schon der Wunsch, sorgenlos in die Zukunft zu schauen. Aber es gibt ein anderes Deutschland, das im Krieg nichts gelernt hat und in dem das böse Trachten der Vorkriegszeit, der Ehrgeiz des Hohenzollern-Deutschland fortlebt. Dürfen wir es übersehen? Seine Entwicklung und seine Unternehmungen erzwingen unsere Aufmerksamkeit. Die Bedeutung des von Kapp geplanten Staatsstreiches war unverkennbar; gelang er, dann stand das alte Deutschland wieder auf. General Ludendorff, dessen Ansehen gewaltig ist und von dem die starke Partei der Professoren und Schriftsteller die Losungsworte empfängt, hat soeben ein Buch veröffentlicht, worin er sagt, Deutschland



müsse verstehen lernen, daß es in einer kriegerischen Epoche lebt und daß für den Staat, wie für das Einzelindividuum, Kampf die ewige Regel ist; dieser natürliche Zustand sei in die göttliche Weltordnung begründet. Ludendorff wiederholt die schrecklichen Sätze Moltkes, ewiger Friede sei ein Traum, nicht einmal ein schöner, der Krieg ein Theil der von Gott gewollten Weltordnung, ohne Krieg müsse jedes Volk in den Sumpf des Materialismus sinken; und der General selbst spricht den Satz aus, künftig werde der Krieg das letzte und das allein entscheidende Mittel der Politik sein. Sie wissen, welche Kriegerqualitäten die Deutschen auf blutigen Schlachtfeldern bewährt haben. Sie hörten, welche Lehre diesem deutschen Volk, nach einem Krieg, der Millionen Menschen ins Grab warf, vor dem Thor Frankreichs eingeschärft wird. Soll Frankreich sich darum gar nicht bekümmern? Nun genügt, freilich, schlimmes Trachten nicht zu dessen Verwirklichung. Der moderne Krieg fordert ungeheure Truppenmassen mit angemessenen Rahmen (cadres), Waffen und Wehrgeräth aller Art. Wir dürfen die Kraft der deutschen Soldaten nicht unterschätzen; unsere wissen aus heißem Kampf, welchen Heldenmuthes diese Deutschen fähig sind. Sieben Millionen Mann sind aus dem Krieg heimgekehrt. Sie sind da; nicht in Formationen, doch morgen mobilisirbar. Nach dem Friedensschluß hat Deutschland die Reichswehr geschaffen, die es für eine Polizeitruppe ausgiebt. Sie umfaßt nur, wie sie soll, hunderttausend Mann. Aber fast jeder war in dem kaiserlichen Heer Offizier oder Unteroffizier. Diese Reichswehr kann also der Armee von morgen die nöthigen Cadres liefern. Und beschäftigt sich diese Truppe, wie der Vertrag vorschreibt, nur mit Polizeiaufgaben? Nein. Alle geheimen Instruktionen des Reichswehrministeriums erstreben die Züchtung kriegerischen Geistes. Weiter. Nach dem Krieg schuf Deutschland sich Einwohnerwehren, die an Kopfzahl und Waffnung so groß, so gefährlich wurden, daß ein Ultimatum der Verbündeten die Auflösung erzwingen mußte. Daneben gab es eine Sicherheitpolizei, hundertfünfzigtausend Mann, fast nur aus früher aktiven Offizieren und Unteroffizieren gebildet. Wir forderten und erlangten die Auflösung: doch im selben Rahmen entstand



sofort die Schutzpolizei. Das Reich hat also eine Viertel-million Männer, die täglich zu neuem Krieg gedrillt werden. Und, noch schlimmer: die sieben Millionen Heimgekehrter sind in Organisationen eingegliedert, wie nur Deutschland, mit genialer Schlaueit, sie für sein Planen zu schaffen weiß, in Kriegervereine und Bünde ähnlicher Art, die jede Gelegenheit zu Festen, Gedenkfeiern, Zusammenkünften nutzen. An der Spitze der Regierung steht ein Mann, den ich für ehrlich halte, der mit löblichem Eifer die beschworene Pflicht zu thun versucht und dem wir gern weiter helfen werden. Aber das Cabinet dieses Herrn Wirth ist ein gebrechliches Ding. Und da Deutschland binnen ein paar Wochen sechs bis sieben Millionen Mann mobilisiren und encadriren kann, richte ich an das große, nach Gerechtigkeit dürstende Volk Amerikas die Frage: Würdest Du, neben einem Nachbar solcher Absicht und Kraft, die Gefahr mißachten und Dich selbst so schwächen, daß Dein Leben und, was noch wichtiger ist, Deine Ehre schutzlos sind? Kein Bürger Amerikas zaudert vor der Antwort: Niemals! Nun sagt man zwar, den Deutschen fehle das nothwendige Kriegsgeräth. Aber sahen wir nicht, wie schnell Armeen aus der Erde gestampft, bewaffnet, uns zu Hilfe geschickt wurden? Deutschland hat eine große, im Krieg angeschwollene Industrie, hat alles zu Waffenfabrikation Nöthige und kann sich schnell, während einer künstlich verlängerten Spannung im diplomatischen Verkehr, wieder eine starke Rüstung schaffen. Auch aus fremden, unserem Blick nicht erschlossenen Ländern ist Kriegsgeräth zu kaufen. Daß ein Schiff auf Stapel gelegt wird, ist nicht zu verheimlichen. Wer aber kann ergründen, wo in Deutschland Flinten, Maschinengewehre, Geschütz und Geschosse verborgen sind? Preußen schien schon einmal völlig entwaffnet; und Der, dessen Auge es damals zu täuschen vermocht hat, hieß Napoleon. Frankreich, dem man so oft leichten Sinn und Vergeßlichkeit vorwarf, hat zu furchtbar gelitten, sieht zu viele Witwen, Waisen, Krüppel auf seiner Erde, als daß es die Lehre des Krieges je wieder vergessen, je in Leichtsinn zurücksinken könnte. Wir haben nicht das Recht, unser noch immer bedrohtes Land zu entwaffnen. Als Rußland, das zwanzig Millionen Mann ins Feld schicken kann, sich auf



Polen stürzte, nach Europa vorstieß und die Gefahr entstand, das Heer der Anarchie und des Aufruhrs werde sich gewissen Strömungen des deutschen Wollens dienstbar machen: was wäre da aus Frankreich, aus Europa geworden, wenn nicht unsere Armee, als Kämpfer für Ordnung, Beide gerettet hätte? Und noch immer ist der Zustand Rußlands ungeklärt; noch immer ist eine Weltgefahr. Bedenken Sie, daß wir über die Begrenzung der Seekriegsmittel unter Freunden verhandeln und daß, trotzdem, jede Nation sich die zum Schutz ihres Lebens unentbehrliche Flotte sichert. Die Bedrohung mit Landkrieg ist uns näher; wir fühlen sie dicht über unseren Häuption. Die berechtigte Ungeduld meines Landes war sehr groß geworden, als ich, den Frieden zu wahren, mich zu Uebernahme verantwortlicher Macht entschloß. Ich war stets für den Frieden und nie wird ein Mann meines Schlages ihn stören; doch als ein elender Verräther stünde ich vor meinem Land, wenn ichs, in blinder Vertrauensseligkeit, geschwächt, neuem Ueberfall und der Verstümmelung ausgesetzt hätte. Als der Streit um Oberschlesien sich verschärfte und Deutschland seine Reichswehr einmarschiren lassen wollte, habe ich, nach einer der schwersten Stunden, die ein Staatsmann durchleben kann, gesagt: Das darf nicht sein. Ohne sichere Verfügung über die Machtmittel, die uns Gehorsam erzwingen konnten, wäre damals der Friede Europas gestört worden; in den jungen, gestern erst geschaffenen Staaten ist ohnehin noch viel Unruhe. Der neuste Versuch, die Monarchie wiederherzustellen, scheiterte schnell, weil alle Verbündeten vollkommen einig waren. Trotz allem seit dem Waffenstillstand Geschehenen haben wir nicht versäumt, das zu Abrüstung Mögliche zu thun. Noch gilt das Gesetz, das drei Jahrgänge zu je dreijährigem Dienst unter die Fahnen ruft. Doch die Regierung hat die Dienstzeit auf zwei Jahre herabgesetzt, also das Heimathheer um ein Drittel gekleinert. Auf die Hälfte der früheren Zahl wird es sinken, wenn wir, nach unserem Plan, morgen nur noch anderthalb Jahresklassen einberufen. Noch weiter zu gehen, ist unmöglich. Muß Frankreich in seiner schwierigen Lage allein bleiben, dann darf Niemand ihm das Recht schmälern, sich nach seinem Bedürfniß und seinen Kräften zu sichern. Der moralischen Ent-



waffnung Deutschlands aber werden wir erst gewiß sein, wenn es weiß, daß Frankreich nicht einsam, sondern noch von Denen umringt ist, die ihm gestern Gefährten waren. Dann erst wird in Deutschland den vernünftigen, arbeitsamen Menschen die Uebermacht zufallen, wird die Rachsucht schwinden und wahre Demokratie den Willen zum Frieden einwurzeln. Was wir zu Beschleunigung dieser Stunde thun können, haben wir, durch Wirthschaftabkommen, gethan und werden wir weiter thun. Der Tag, der den beiden Ländern die Bräuche normalen Verkehres zurückbringt, ist nah, aber noch nicht angebrochen. Für Frankreich wäre es ein höchst schmerzhafter Schlag, wenn draußen die Meinung entstehen könnte, nur wir seien gegen die Abrüstung und deshalb mit dem Tadelspruch der übrigen Konferenzmitglieder behaftet. Daraus könnte Hoffnung erwachsen, die den Frieden bedroht.“

Sie ist nicht erwachsen. Nach der Heimkehr hat, in Le Havre, Herr Briand erzählt, seine „schlichte Rede habe frenetischen Beifall geerntet. Zuerst sprach der edle Vertreter Englands: ‚Frankreich ist in einer Sonderstellung und hat Grund zu wachsender Vorsicht. Doch niemals kann ihm moralische Vereinsamung drohen. Mein Vaterland hat Hunderttausende kräftiger Männer verloren, sieht Hunderttausende verkrüppelt, hat ungeheure Opfer aller Art gebracht; es bereut diese Opfer nicht und wird sie morgen wiederholen, wenns die Sache der Freiheit und des Rechtes fordert.‘ Dem selben Willen gaben die Vertreter der anderen Länder Ausdruck. Und der schönste Ertrag dieser Stunde war die Rede des präsidiirenden Herrn Hughes, der verkündete, im Kampfe für Freiheit, Recht und Gerechtigkeit könne Frankreich niemals allein stehen. All diese Worte erfüllten mich mit freudigem Stolz. Ich empfand, daß die Mühe der Ozeanfahrt nicht unbelohnt geblieben war. Den Erfolg hatte ich der Größe der von mir vertheidigten Sache zu danken. Unseren militärischen Aufwand würden wir mit der größten Freude noch mehr einschränken, wenn man uns ungestörte Friedensdauer verbürgen könnte. Da man uns solche Bürgschaft nicht zu geben vermochte, muß man uns die traurige Freiheit lassen, im Rahmen unserer Kräfte uns zu Selbstschutz zu organisiren.“

Die (von den ersten Meldungen behauptete) Klage, der



Friedensvertrag habe Frankreich nicht, „seine natürliche Grenze, den Rhein,“ gegeben, steht nicht im Wortlaut der Rede. Da in Amerika der Glaube an das Selbstbestimmungsrecht der Völker den an Wilson überlebt, hätte die Angabe, eine Grenzung, die Millionen Deutscher in Frankreichs Staatsverband zwingt, sei „natürlich“, dem Redner geschadet, der damit ja zugegeben hätte, daß die Annexion des Rheinlandes, die doch wohl schwerer als die bismärckische des Elsaß zu begründen wäre, ihm als Strebensziel vorschwebte. Herr Briand hat manchmal wirksamer geredet. Doch trotzdem seine Militärziffern, wie alle in ähnlicher Stunde irgendwo verkündeten, nicht unbedingt glaubwürdig sind und besonders das im Havre über die Praestigien Frankreichs (das von keiner großen Weltentscheidung auszuschließen sei) Gesagte fast schon wilhelmisch klang, ists gewissenlos thöricht, ihn mit dem billigen Gallsaft der Ironie zu bespritzen. Sein Wissen von Geschichte und Diplomatie ist nicht größer als das der meisten Zeitungschreiber und Rechtsanwälte (das Tridentinische Konzil, de Trente, wurde „aus Verhören“ auf seiner Zunge, die Waldecks Kirchengesetz vertheidigte, ein Konzil der Dreißig, des Trente); unter allen heute möglichen Regirern Frankreichs aber, mögen sie Jonnart, Barthou, Poincaré oder sonstwie heißen, ist er der zu Verständigung mit Deutschland tauglichste. Ohne die Seh-, Hör- und Taktfehler des Ministers Simons, die das Deutsche Reich Milliarden gekostet haben, wären wir auf dem Weg in solche Verständigung weiter vorwärts gekommen. Sie muß so lange, wie es mit der Würde deutscher Nation vereinbar bleibt, mit Herrn Briand gesucht werden. Was er, in durchaus anständigem Ton, über Deutschland gesagt hat, ist zum großen Theil, leider, richtig, durch kindisch eiferndes Ableugnen („Bei uns denkt kein Mensch an Rachekrieg“) nicht widerlegbar und lehrt noch einmal er-messen, welchen Schaden die ruhlose Treiberei des Generals Ludendorff dem Vaterland stiftet. Dieser ungemein begabte Kriegstechniker, der seit 1916 alles Nothwendige, noch Mögliche verkannt, jeden Versuch leidlichen Friedensschlusses gehindert, strategisch den Feldzug geistlos und allzu extensiv, mit Truppenzerstäubung zwischen Ostende und Alepo, geführt, durch blinden Aberglauben an zerschmetternden End-



sieg die jähe Kapitulation und ihre bis nach Versailles fortwirkenden Folgen verschuldet hat, kann sich weder in Bekenntniß seines Irrsins noch in Erkenntniß neuen Zeitsehnens entschließen, dem seine Kraft doch zu nützlichem Dienst einzuordnen wäre. Um zu „beweisen“, daß er immer im Recht war und daß nur durch (von ihm zu führenden) Krieg und (von ihm zu gründende) Monarchie Deutschland wieder genesen könne, peitscht er den acherusischen Sumpf auf; bietet sich und Deutschlands Mannschaft den Westmächten zu Rezarisirung Rußlands an und wähnt, sie würden die hinter dem Plan lauernde Absicht auf ein neues Tauroggen, auf russo-borussischen Krieg gegen Frankreich, nicht wittern. Das Bewußtsein, von der Geschichte einst als der nach Wilhelm und Bethmann am Untergang deutscher Kaiserei Schuldigste verdammt zu werden, ist dem noch jugendlich Rüstigen, von Kriegsgraus nie Angekränkelten, dem kaum ein Fältchen das vollfleischige Gesicht furcht, unerträglich. Ueber Geschichte und Entwicklung des Militärwesens könnte er, dessen Fleiß im Krieg unermüdlich war, gewiß Lehrreiches schreiben. Er schreibt über Politik, von der er die Vorstellung eines tüchtigen Regimentsführers hat und die, schon weil einer ihrer Hauptzwecke die Vermeidung von Kriegen ist, dem Militaristen stets ein siebenfach versiegeltes Buch bleiben muß. Er spricht den Tantenklatsch nach, daß im Reich der Bolschewiken „das Weib Gemeingut wurde“, weist ehrsame Staatssekretäre Wilhelms, höfisch gedrillte Erzkapitalisten, nur, weil selbst sie Stunden erwachender Vernunft hatten, in die eisige Nacht des Sowjetsternes und beruft sich, wie auf Evangelium, auf die alberne, auch hier längst als Fälscherprodukt entlarvte Verkündung der „Weisen von Zion“, um glaubhaft zu machen, daß jüdische Weltverschwörung, nicht etwa Taub-Blindheit unseres Feldherrn, den Niederbruch Deutschlands bewirkt habe. Mit Wilhelm ist er, der anno 19, als Gemiedener, doch gern allerlei Schreibern aus Davids Stamm sein Herz ausschüttete, nun, zum ersten Mal, enig: in dem Urtheil, daß an allem Unglück die Juden schuld sind und, von Rechtes wegen, Männer und Weiber, gehenkt werden müßten. Die politisirenden Theile seiner Bücher sind irgendwie ernsthafter Erörterung unwerth; aber diese Wälzer werden in den



Ländern des „Feindbundes“ viel gelesen, bringen dorthier reichen, auch von Ueberpatrioten nicht verschmähten Ertrag und die Menschen dieser Valutaparadiese antworten unserem verwerfenden Spruch: „Millionen Eurer Landsleute schwören auf die Offenbarung Sankt Ludendorffs und jauchzen dem Verkünder, wo er sich zeigt, wie nie und nirgends einem Allbesieger, wie nur Messiasglaube dem von ihm Gesalbten, zu.“ Wir könnens nicht leugnen. Dürfen auch nicht hoffen, die Schädlichkeit solcher Schreiberei werde nun wenigstens, aus der Rede des Herrn Briand, erkennbar werden.

Der hat seinem Kopf die Scheuklappen noch nicht ganz enthakt: und sieht drum weder die von Frankreichs Politik (aus Ungeschicklichkeit und, trotz den drei Kanälen Nollet, Laurent, Haguenin & Co., Unkenntniß des deutschen Zustandes öfter als aus grausamer Wuth) gemachten Fehler noch die fauligen Stellen im Unterbau seiner Rechenexempel. Mögen noch so viele Gewehre, Kanonen, Mitrailleusen, Geschosse in Deutschland versteckt, mag die Umstellung der Maschinen noch so (max.) bauerschlau vorbereitet sein: nirgendher wären die zu Deckung modernen Kriegsbedarfes unentbehrlichen Rohstoffe zu erlangen; und von den sieben Millionen Mobilisabler, die sein umwölkter Blick marschiren sieht, wären die Industriearbeiter, Unabhängige und Kommunisten, nicht bis nach Spandau, von der anderen Hälfte die Kleinbeamten und Kleinbürger der (nicht mehr sozialistischen) Ebertpartei kaum bis nach Stendal zu schwatzen. Just darin beruht ja das ruchlose Verbrechen des Nationalistenrummels, daß seine Bewirker die Unmöglichkeit der täglich von ihnen geforderten Politik ungestüm starken Widerstandes gegen die Sieger genau kennen und selbst, wenn sie ans Ruder kämen, nicht anders, nur, vielleicht, mit besserer Kenntniß der Kesselkräfte, steuern würden als irgendein Herr Wirth. Mit Recht betont der Bretonne Briand, daß im Haag Frankreich all die Abrüstungsvorschläge unterstützt habe, deren Annahme durch das kaiserliche Deutschland verhindert wurde. Mit Recht. Aber hat er nicht in Washington die Ablehnung solchen Vorschlages genau so begründet wie im Haag die Herren von Hans Kriegen Gnaden: auf die Furcht des Friedsamern vor bösen Nachbarn? Auch er bot statt der nothwendigen Neu-



schöpfung nur Negation. Noch immer hat Deutschland zwanzig Millionen Menschen mehr als Frankreich, eine viel höhere Geburtenziffer und technisch-industrielle Kraft. Die Meinung, dieses unverbraucht kräftige Volk, dem, nach Intervallen der Wirrniß, Rußland sich stets wieder gesellen muß, durch Zwangsmittel, strenge Aufsicht, Geldauspressung, langfristige (im Moratoriumsfall noch zu längernde) Gebietsbesetzung und durch die Umfassung von Polen und Böhmen her in ohnmächtigen Gehorsam kirren zu können, ist Wahn. Eitler Wahn wie der starre Machtglaube, in den Bonaparte am Ausgangsthor der Habsburgergruft sich brüstete, ohne zu ahnen, wie schnell auf Wagram Waterloo folgen werde. Die Sicherung, nach der Herr Briand (vor einer von der *viola d'amour* seiner Kehle, wie gestern von Plançons und Tita Ruffos entzückten Damengemeinde) seufzte, kann Frankreich nur dadurch erlangen, daß es Deutschland, auch dessen noch krieglüsterne Schichten, in gut zinsende Wirthschaftverbündung einknüpft und so zugleich an die Pflicht zu Friedenswahrung fesselt. Der arlose Junker, der ohne Burschen und Dienstpferd dürftig pensionirte Offizier, der gestern reich Bepfründete, heute als Versicherungagent treppauf Keuchende, die auf Verkauf ererbten Hausrathes angewiesene Rittmeisterswitwe: was jetzt, mit Hoch- oder Mittelschulbildung, in der Verpflichtung zu Plätthemd, reinem Kragen, unverfettetem Hut hinkümmert, knirscht, die Faust ballt, wird dem Traum von Rachekrieg und Rückkehr nährender Kaiserherrlichkeit erst entsagen, wenns wieder gut leben und sich in den alten Rang hocharbeiten kann. Durch franko-deutsche Gemeinwirthschaft, Zollunion, unpolitische Aufbauarbeit in Rußland und Südosteuropa ist dieses Ziel zu erreichen. Und nur an diesem kann Frankreich sich sorgenlos sicher fühlen. Denn auch die „tapferen und vernünftigen Demokraten“, die seines Wortführers Baryton streichelt, dürfen nicht hehlen, daß es zu Ausfüllung der allgewaltigen Hegemonsrolle auf keinem Hauptgebiet bereitet und stark genug ist.

Das in Washington ausgestellte Bild zeigt nur das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland. Wer Europas Zustand erkennen will, muß noch Anderes sehen. Die franko-britische Feindschaft ist nicht mehr durch Phrasengewinde ver-



hüllbar. Das aristidische Hohnwort, da England seine Supradreadnoughts („capital ships“) offenbar zu Sardinienfang baue, könne Frankreich nur sagen, seine Tauchboote dienten der Tiefseeforschung, verstimmte den Earl Curzon of Kedleston in fast grobe Warnung vor Säbelgerassel, das dem dazu Verleiteten eben solches Mißtrauen erwerben müsse wie dem Deutschland Wilhelms und ihn bald in die selbe Einsamkeit gittern könne. Die Antwort der pariser Presse klang rauh. „Warnung taugt zu Verkehr mit Kindern und Untergebenen. Frankreich lehnt sie ab und läßt sich von England nicht ins Schlepptau nehmen.“ (Le Matin.) „Für einen Monat wenigstens müßte der Verdächtigungsfeldzug zum Stillstand kommen. Kann England uns nicht mehr verstehen, so können wir uns immerhin als Gentlemen von einander trennen.“ (Le Journal.) „Weil England nicht, mit seiner Uebermacht auf See, als Feind der Menschheit gehaßt sein will, schiebt es uns, die auf ein Landheer nicht verzichten dürfen, diese undankbare Rolle zu. Kriegsbrauch erlaubt solchen Streich; erlaubt ihn auch Freundschaft? Die Uebellaune und der Stimmaufwand eines Curzon, die schlechte Britengewohnheit, uns ihren Aerger ausbaden zu lassen, bringt uns nicht aus der Ruhe. Wir sind der häßlichen Reden und Handlungen satt. In Billigung des englischen Planes, durch Frankreichs Bankerot den Deutschlands aufzuhalten, wird kein Franzose sich je erniedern.“ (Grosclaude im Figaro.) In großen englischen Zeitungen wird gesagt, die Entente Cordiale mit Frankreich habe sich, wie das Bündniß mit Japan, überlebt und müsse, wie dieses, gelöst oder in einen Dreibund, dort mit Amerika, hier mit Deutschland, geweitet werden. Aus dem Privatgespräch mit britischen Politikern merkt man noch ernstere Sorge. Der Sondervertrag mit der Angora-Regirung, der den Türken, unter Frankreichs Protektorat, die Meerengen, Konstantinopel, Ostthrakien erhalte, den Khalifat von Paris vorbereite, Britaniens Stellung im Mittelorient, mehr noch in Indien erschwere, sei eine Felonie, die möglich wurde, weil Herr Lloyd George auf den Basileus Konstantin, das falsche Pferd, gesetzt hatte, die mit schmerzender Deutlichkeit aber lehrt, wie schnell Frankreich vergaß, daß nur England es vor Zermalmung unter der Wucht deut-



scher Heersäulen gerettet hat. Auf allen Ulkbrettern von Montmartre wird der Lord und der Tommy gehöhnt und geschmäht. Frankreich größert seine Kriegsflotte, den Fahrbereich und Tonnengehalt seiner Tauchboote, will kein einziges von der Bauliste streichen, rühmt sich seiner zwölftausend Kampfflugkähne. Wozu all der theure Aufwand? Kehrt die Zeit des Normannenherzogs Wilhelm, der England eroberte, zurück und will der Kleinbrite Briand, Sohn der von Angelsachsenhaß nie ganz gesäuberten Bretagne, vollenden, was dem Korsen, dem größten Condottiere, mißlang? Aristides darf von sich sagen, daß er immer für friedliche Politik war. Hätte sonst der Wütherich Clemenceau anno 19 in den berliner Archiven so eifrig nach der Spur des Tachtelmechtels Briand-Lancken gebirscht, die den Erbanwärter schlaffen Kleinmuthes, am Ende gar eines Caillauxfrevels zeihen könne? (Briands Rache war die Vereitelung der Kandidatur Clemenceau für das Präsidium der Republik.) Kein Leugnen aber verschleiert die Thatsache, daß Frankreich mit der Möglichkeit eines gegen England zu führenden Krieges rechnet. Als Khalifenschützer kann es die sechzig Millionen indischer Musulmanen in Aufruhr hetzen, von Anatolien und Syrien aus die britischen Vorposten in Mesopotamien, den Reichen Husseins, Feissals, Abdullahs gefährden, als Herr des Riesengebietes Algerien-Marokko-Tunesien der englischen Weizenzufuhr mit den Unterseewaffen die Straße sperren, als Belgiens Bundesgenosse die ganze Kanalküste als Angriffsbasis für Tauchboote und Aeroplane nutzen, Antwerpen, nach dem Wort Bonapartes, als Pistole auf Englands Brust setzen und von Calais aus die Reichweite seines neuen, die Dicke Bertha übertreffenden Ferngeschützes erproben. Kann das Inselreich, das nicht vierzehn Tage den Import von Nährstoff, nicht vierzig den von Grubenholz entbehren könnte, in Lebensgefahr bringen: wenns dem Willen zu Franzosenherrschaft über den Kontinent widerstrebt. Solches ist durch die Knebelung Deutschlands und das Scheiden Rußlands aus der Reihe aktiver Mächte möglich geworden. Nach triumphatorischem Siege glaubt Frankreich sich nur durch die Bankbrechermittel der Verzweiflungspolitik noch gesichert. Deutschland von Rhein, Ruhr, Main, Elbe, Warthe, Weichsel aus bedroht,



England in Unterseeblockade und Luftbombengefahr, aus den Wurzeln islamischer Großmacht gelockert, ohne den Mohammedanerdeich gegen die Hindufluth: *va banque!*

Mißtrauen und Sorge, nicht herrschsüchtiger Uebermuth, blendet auch auf dem Weltgefild Frankreichs Auge. Bläht sich sein Wille zu hoch, dann platzt ihm der Brustkorb. Noch ist ihm weder des eigenen Vermögens Grenze noch die Entthronung Europas bewußt geworden. Mählich wird offenbar, daß selbst ein Minister von Briands Talentfülle durch den Mangel an Weltkenntniß, historischer und diplomatischer Bildung in gefährlichen Fehlgriff verleitet wird; desto leichter, je emsiger er sich müht, der Heimathgalerie sich als den harten, starken, nicht nur als den behutsam flinken Mann zu zeigen, im Wachsen den lästig unzulänglichen Ruhm bloßer „*souplesse*“ los zu werden. Ein Talleyrand, schon ein Delcassé, Cambon, Courcel hätte erkannt, daß die von den Dominions geforderte, mit dem hohen Preis irischer Sinnfeinherrschaft bezahlte Entente des Britenreiches mit Amerika nicht lange mehr zu hemmen sei, wohl schon vor der ersten Konferenzsitzung im Umriß gesichert war. Herr Briand wähte, Frankreichs (künftige) Marinemacht und das (hier vorausgesagte) Angebot ostasiatischer Stützpunkte für die Sternbannerflotte könne das Zünglein über den Wägschalen werden. Saigon, das die amerikanische Admiralität ködern sollte, ist der beste Hafen zwischen Singapur und Hongkong, darum aber noch keine ausreichende Assekuranz gegen Japanerangriff; und die Erwähnung dieses Besitzes könnte grimmige Briten bestimmen, den Chinesenpatron in Washington zu erinnern, daß auch Indochina seinem Schützling entrisen wurde, ihm also, wie Kiautschau und Wei-Hai-Wei, zurückgegeben werden müsse. Psychologenkunst, die von Commynes bis auf Montaigne, La Rochefoucauld, Pascal, Stendhal, Balzac (und Forain) dem Acker Frankreichs üppiger als anderem entblühte, scheint nun dort in Schwarzer Brache zu liegen. Sonst würde nicht völlig verkannt, daß die englische Politik von Nothwendigkeit, nicht von Bosheit, Habsucht, neidiger Machtgier, zu Trennung von der französischen gezwungen wird. Frankreich ist nicht Paris, dessen Stimme allein ins Weite hallt: ist Kleinbauerland, das sein



breiträumig auf reichem Boden lebendes Volk selbst ernähren kann, auf Im- und Export von Massengütern nicht angewiesen, des Absatzes seiner Luxusausfuhr stets gewiß, von Arbeitslosigkeit beträchtlichen Umfanges kaum je bedroht, vom Stande der Weltwirthschaft fast unabhängig ist. Geldentwerthung ist auch ihm unbequem, doch niemals ernste Fährniß; und erleichtert die Aufnahme von Wein, Liqueur, Früchten, Schleckerstoff, Duftsäften und -seifen, Schneiderwaare, feinem Tand aller Arten in die Länder höherer Valuta. Der Bauer steht steif auf der Forderung, daß Deutschland seine Schuldscheine pünktlich einlöse, und spuckt auf die Regierung, die in berliner Bitte um Aufschub Anderes sieht als den Trugversuch eines faulen Zahlers. Der in Steuerscheu erzogene Städter rankt sein Hoffen um das Eingebild, als Herr über Erz, Kohle, Kali, der Schätze Nordwestafrikas, als Suzerain der Polen, Ungarn, Türken werde er, wenn die Entschädigungsraten die Staatskasse füllen, ohne gewichtige Eigenleistung herrgöttlich leben. Britanien, Deutschland, jetzt auch die United States sind in ganz anderer, in, trotz allen Kraftunterschieden, gleicher Lage. (Schon hier wird deshalb die Aussicht auf den Unsinn des Geredes von „Kontinentalpolitik“ frei.) Sie können nicht autarkisch leben, können nur von dem Ausfuhrertrag große Volkstheile nähren und lohnen, sie brauchen also sicheren Massenabsatz ihrer Rohstoffe und Fertigfabrikate; und ihr Puls, die Arbeitmaschine, stockt, wenn ihr Geld, das Tauschmittel, zu geringe Einkaufskraft hat oder durch Ueberwerth Verkauf hindert.

### Advent der Vernunft

In Kommunizirenden Röhren richtet der Grundwasserspiegel sich nach dem naher Flüsse, Seen, Teiche und in all solchen durch einen Kanal verbundenen Röhren ist der Spiegel gleichartiger und gleichgewichtiger Flüssigkeit, wegen des nach allen Seiten gleichen Druckes, gleich hoch. Dieses technologische Gesetz ist auf die Erdwirthschaft übertragbar: denn deren Felder sind, wie Kommunizirende Röhren, unter der Spiegelfläche durch einen Kanal verbunden. Weil Deutschland und die Staaten noch tiefer entwertheten Geldes nur ganz Unentbehrliches (und Lüdrianslust) auf dem Markt inter-



nationaler Rechnung kaufen können, sind in den Westreichen die Speicher übervoll, stehen hunderttausend Räder still, wächst von Woche zu Woche das Gewimmel der Arbeitslosen. In den vom Krieg bereicherten Neutralenländern wanken die Grundfesten alter Bankhäuser und Gewerbestätten. Von Gold wurde schon Midas nicht satt und auf Devisengletschern wächst keine Schaffensgelegenheit. In der Schweiz siecht das Gasthausgewerbe, Milch, Kindermehl, Chocolate (ride, Sarrotti!), Käse ist in Mittel- und Osteuropa unverkäuflich und Uhrenfabrikanten siedeln sich in Frankreichs Grenzland an, um wenigstens mit dessen schlechten Francs ihre Arbeiterlöhne zu können. Elsässer kaufen in Kehl, Lörrach, Freiburg, den Markparadiesen; können ihren Wein, Früchte, Gemüse und andere Nährstoffe aber nicht mehr in Baden verkaufen. In Saarabien ist der Markrentner neben dem von Regirergunst mit Francs Gelöhten ein Bettler. Altfrankreich bekümmert sich nicht. Deutschland, spricht mit unbelehrbarer Bauerszähe, soll zahlen, was es uns schuldet. Um zahlen zu können, muß Deutschland in ruhloser Hast die Ausfuhr Güter häufen: allen Exportstaaten des Erdwestens also durch Preisunterbietung (Valutadumping) lästig werden. Diese Möglichkeit schwände ihm erst, wenn seine Mark bis in die Nähe der polnischen, in die Schlucht der Oesterreicherkrone geweht oder das Sehnen Kurzsichtiger nach Steigerung der deutschen Stoff- und Waarenpreise auf den Weltmarktstand gestillt würde. Einstweilen wird die Wangenröthe, gesunde und hektische, unserer Wirthschaft durch die Thatsache erwirkt, daß zu Haus die Kaufkraft der Mark noch größer als draußen ist. Wäre sie gleich, dann müßte das Zeitung genannte Inseratendeckblatt  $2\frac{1}{2}$ , eine Straßenbahnfahrt 5, gute Butter 80, bester Kaffee 100, ein Paar Swellstiefel 1700, ein „salonfähiger“ Anzug 8000 Mark kosten. Noch sind die Indexziffern  $\frac{1}{2}$ ,  $1\frac{1}{2}$ , 52, 56, 900, 4500; und die Nutzung dieses Unterschiedes fristet das Leben deutscher Stadtwirthschaft. Der Firm des in Dollars zu zahlenden Rohstoffpreises scheint unersteigbar; da der Verarbeiter oder „Veredler“ des Stoffes aber, wenn er zu den Höchstgelöhten zählt, für die Woche 450 bis 500 Mark, nach dem Wechselkurs vom sechsten Dezember 2 bis  $2\frac{1}{2}$  Dollars, erhält, auch Werkstätte, Werkzeug, Zuthat,



Transport viel billiger als in den Weststaaten sind, kann das fertige Versandgut noch immer das Fabrikat der mit Dollars, Sterlingpfunden, Gulden, Schweizerfränkli, Peseten, sogar der mit Franzosenfrancs und Lire löhnenden Länder unterbieten. Diese Seligkeit währt so lange, wie die Abwehr der Weltmarktpreise, die den Export hindern, gelingt und der deutsche Arbeiter auf Neuanschaffung von Bett- und Leibwäsche, auf Ersatz abgetragener Kleidungsstücke, plunderigen oder zerbröckelnden Hausgeräthes verzichtet und mit Lohn zufrieden ist, der dem Nest Wärme und Licht, Eltern und Brut leidliches Futter sichert. So lange. Und was geschähe danach? Das Gesetz Kommunizirender Röhren bliebe in wirksamer Geltung, würde allgemach selbst in Frankreich, dem keine Goldmilliarden mehr zuflössen, anerkannt; und die durch Grundwasserkanäle mit Deutschlands Wirthschaft verbundenen Weltmarktbeherrscher würden von Selbsterhaltungstrieb in ernsthaft vorausblickendes Rettermühen genöthigt. Das, freilich, nur dem Leib eines von Vernunft und Gewissen regirten Reiches Genesung bereiten könnte.

Wir sind von Phrasiern, Genüßlingen, nach Applaus gierenden Selbstverknäuelern und redlichen Tröpfen regirt. „Der Vernichtungwille der Sieger erdrosselt uns.“ Der hätte seit drei Jahren das Ruhrbecken besetzt, vom Rhein eine Etapenstraße bis an die Spree gesichert, ins berliner Schloß einen Bissing, mit Industrie-, Bank-, Preßabtheilung etc. pp. gesetzt. Die Sieger, besonders die von gräßlichem Verlust noch nicht entschädigten, an das Luftgebild von Entschädigungsmöglichkeit geklammerten Franzosen, haben oft allzu hart, öfter unklug gehandelt. Wer aber hätte, Hand aufs Herz, geglaubt, im dritten Jahr nach der furchtbarsten Niederlage aller Geschichte werde das Land, das im fünfzigsten Aufwandsmonat diese Wahnsinnspartie gegen eine Menschenmilliarde verlor, wieder so aussehen, so geschäftig sich regen wie das Deutschland von heute? Nicht mehr Salzgehalt ist in Rednerei aus anderer Front. „Sachleistungen“ läßt, an Geldes Statt, der Gläubiger nur da zu, wo sie nicht seinem eigenen Gewerbe den Absatz kleinern. Zwei, drei breitströmende Steuerquellen: gut. Dutzende von Dummkopfs- hast ersonnene Steuern, mit neuem, deshalb nicht leistung-



fähigem, aberwitzig theurem Erhebungapparat und bis in Lächerlichkeit inquisitorischem Verfahren scheuchen in Umgehung, Verschleierung, Dauerverschwendung, lähmen den Spardrang; der ganze Haushaltsverbrauch wird, mit Auto, Senn-, See- und Schneereise, in die Geschäftskosten verbucht und der eine Thor, der alles Fällige gezahlt, seufzend sogar das Nothopfer dargebracht hat, wird von tausend Schlaunen verspottet, die noch um die Einschätzung für 19/20 mit ihrem Finanzamt raufen. „Erfassung der Sachwerthe, Goldwerthe“ ist nur auf dem Weg in Kommunismus nicht Zauberposse oder Lebensgefahr. Industrie, die, ohne Milliardenpfänder, von ihrem Kredit das Reich zehren ließe, könnte ihre Maschinen bald verschrotten. Der Antrag, à conto der den Briten geschuldeten Reparation die mesopotamische Eisenbahn zu elektrifizieren, mag verständig sein; daß aber, um ihn durchzudrücken, dicht hinter dem stärkeren Allumfasser Stinnes, dem auch Siemens unterthan ist, der Ewige Rathenau (AEG) nach London dampft und sich wieder einmal von all seinen „lieben Freunden“ in der Presse als Erdballswunder und Heiland umräuchern läßt, schleunigt weder den Beschluß des Zahlungsaufschubes (der die Frist der Rheinlandsokkupation schmerzhaft verlängern) noch den der Reparirmilliardenanleihe (die uns unter Finanzpolizeiaufsicht bringen würde). Die Parasiten der Staatsämter austilgen, Behörden auflösen oder zusammenschweißen, Entbehrlichem die Grenze sperren, Protzen und Schlemmer ächten, den großen Staatsbetrieben durch Kaufmannskunst Ertrag schaffen, einen Mobilisirungsplan, endlich, zu internationaler Arbeitsgemeinschaft in dem vom Schwarzen bis ans Weiße Meer gestreckten Riesenreich, dessen Erdschatz allen Kriegsverlust ersetzen kann, entwerfen, bis ins Winzigste ausfeilen, mit entlastetem Gewissen dann die Gläubiger zu Berathung vor offene Geschäftsbücher laden: dahin weist Deutschlands Nothpflicht. Wird ihr, nicht dem Sehnen nach schmeicheln-dem Beifall, „Erfüllung“ gesucht, so sei Zukunftsgestaltung dem unwandelbar über kommunizierenden Völkern waltenden Fatum der Schicksalsgenossenschaft anvertraut.



# Dujardin

Der wundervolle Weinbrand  
Delikatess-Brand



Dujardin & Co. G.m.b.H.  
UERDINGEN AM RHEIN UND LA ROCHELLE  
COGNAC CHARENTE MARITIME

**Rein deutsches Unternehmen!**

vormals Gebr. Melcher-Uerdingen a. Rh.

gegründet 1810

Go gle



# MAXIMILIAN HARDEN

## Zum sechzigsten Geburtstage

Mit Beiträgen von HERMANN BAHR, GRAF BERNSTORFF, ALFRED DÖBLIN, KASIMIR EDSCHMID, HERBERT EULENBERG, FELIX HOLLAENDER, ARTHUR HOLITSCHER, HARRY GRAF KESSLER, EMIL LUDWIG, HEINRICH MANN, MEIER-GRAEFE, FÖRSTER-NIETZSCHE, MAX REINHARDT, FELIX SALTEN, WILHELM SCHMIDT BONN, JACOB WASSERMANN, STEFAN ZWEIG u. a.

Das Heft, das nur in geringer Auflage gedruckt wurde, kostet steif geh. 5, — M

ERICH REISS VERLAG, BERLIN W 62

## MAXIMILIAN HARDEN KRIEG UND FRIEDE

Zwei Bände

Zehnte Auflage

Geheftet M. 20.—, in Halbleinen M. 40.—

### I N H A L T:

Erstes Kapitel: Österreich u. Serbien	Elftes Kapitel: Nikolaj Nikolajewitsch
Zweites „ Fata Morgana	
Drittes „ Kriegserklärung	Zwölftes „ Zu Haus
Viertes „ Hochzeitstimmung	Dreizehntes „ Kriegsziele
Fünftes „ Politik im Kriege	Vierzehntes „ Inselkrankheit
Sechstes „ Die Meerengen	Fünfzehntes „ Revolution
Siebentes „ Patriotismus	Sechzehntes „ Habsburgische
Achtes „ An Herrn Poincaré	Demokratie
Neuntes „ Hirn und Schwert	Siebzehntes „ Neue Welt
Zehntes „ Moral im Kriege	Achtzehntes „ Morgen
Neunzehntes Kapitel: Apokalypse.	

ERICH REISS VERLAG, BERLIN W 62





## VEREINIGUNG INTERNATIONALER VERLAGSANSTALTEN

(Frankes Verlag G. m. b. H. — A. Seehof & Co.)

G. m. b. H.

BERLIN SW 61, Blücherplatz 2

In unserem Verlag erschien:

# Heinrich Eildermann URKOMMUNISMUS UND URRELIGION

Geschichtsmaterialistisch beleuchtet

Geheftet 36,— M., gebunden 50,— M.

Bibl.-Ausgabe, auf holzfreiem Papier, gebunden 60,— M.

Dies umfangreiche Werk, das in die *frühesten Zeiten der Menschheit* scharf hineinleuchtet, will die *Anwendung der Marxschen Methode auf die neuen Forschungsgebiete* demonstrieren und den *Ausbau der modernen sozialistischen Geschichtsauffassung und Weltanschauung* in ganz besonderem Maße fördern.

### STIMMEN AUS DER PRESSE:

#### „VOLKSWILLE“

„Der gewaltige Gegenwartskampf innerhalb der Gesellschaft lehrt uns, daß die realen Mächte der Geschichte nicht die Individuen in ihrer Isolation, sondern die sozialen Vereinigungen derselben zu Klassen sind. Von solchen Gruppierungen und ihren Kämpfen miteinander geht Eildermann aus, beantwortet in überzeugender Weise die Fragen nach dem historischen Ursprung der Altersklassengesetze in der Horde, der Exogamie oder Außenheirat, der Namengebung, der Blutrache, der Probleme des Totemismus, der Gruppenehe, der männlichen und weiblichen Abstammungsrechnung usw. und gelangt überall zu neuen, frappierenden Resultaten. . . . Vielen Lesern wird der prähistorische Abschnitt als Einführung in die Vorgeschichte besonders wertvoll sein, doch bietet er auch dem Kenner auf diesem Gebiete neue Gesichtspunkte zur Beurteilung der historischen Zusammenhänge. Man sagt nicht zuviel, wenn man die Schrift: Urkommunismus und Urreligion als eine Ergänzung und Bereicherung unserer Marxistischen Literatur bezeichnet. Wir können sie dem Leser, der in die kommunistische Weltanschauung eindringen will, bestens empfehlen.“

#### „ROTE FAHNE“

„Das Buch bringt eine *Fülle nur angedeuteten Stoffes* . . . Das, was Eildermann will, hat er mit seinem Buch sicher erreicht: *Anregung schaffen.*“

#### „KLASSENKAMPF“

„Ein größeres wissenschaftliches Werk mit *reichhaltigem Inhalt* . . . Wir werden auf die *empfehlenswerte Schrift* noch zurückkommen.“





Keine Postkarten, sondern nur künst-  
 lische **Aktphotographie**. Man  
 verlange Probesendung. Postfach 2.  
 Hamburg 31.

**Emser**  
**Pastillen**  
 gegen Husten, Heiserkeit usw.

**Bad Kissingen. Hotel Büdel**

gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten  
 von den Quellen. **Bekannt gutes Haus.**  
 Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung  
 durch den Besitzer **A. Büdel.**

## Concordia, chemische Fabrik auf Aktien.

Die für das Geschäftsjahr 1920/21 auf **30 pCt.** festgesetzte  
 Dividende gelangt **sofort** bei dem Bankhause

**A. Reissner Söhne, Berlin,** zur Auszahlung.

Leopoldshall, den 26. November 1921.

**Der Vorstand.**

Linnemann.

## LOUIS MICHEL

Bankgeschäft / Berlin W 56, Französische Str. 29

Spezialzweige des Effektengeschäfts

Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

Für die Bank- und Handelswelt  
 ist

**„Die Zukunft“**

das

**Insertions-Organ**

Preis-Offerten und Entwürfe unverbindlich durch die

**Anzeigenverwaltung der „Zukunft“**

Verlag Alfred Weiner, Berlin W 8

## — Korpulenz —

**Fettleibigkeit** beseitigen **Dr. Hoffbauer's** ges. gesch.

**Entfettungstabletten**

Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel gegen Fettsucht und über-  
 mäßige Korpulenz, auch ohne Einhalten einer bestimmten Diät. Keine Schilddrüse.

— Leicht bekömmlich. — **Gratis-Broschüre auf Wunsch.** —

**Elefanten-Apotheke, Berlin SW 414, Leipziger Str. 74 (Dönhofspl.) Amt Zentr. 7192**

Original from

Google



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrg. 17. Dezember 1921

Nr. 12

---

## Plutokratie

**D**ie Verfassungform, die Feudalismus und Absolutismus ablöste, war demokratisch; die Herrschaftform plutokratisch. Heute ist Demokratie Fassade der Plutokratie: weil die Völker nackte Plutokratie nicht dulden würden, wird ihnen die nominelle Macht überlassen, während die wirkliche Macht in den Händen der Plutokratie ruht. In republikanischen wie in monarchischen Demokratien sind die Staatsmänner Marionetten, die Kapitalisten Drahtzieher; sie bestimmen die Richtlinien der Politik, sie beherrschen durch Ankauf der öffentlichen Meinung die Wähler, durch geschäftliche und gesellschaftliche Beziehungen die Minister.

An die Stelle der feudalen Gesellschaftsstruktur ist die plutokratische getreten: nicht mehr die Geburt ist maßgebend für die soziale Stellung, sondern das Einkommen. Die Plutokratie von heute ist mächtiger als die Aristokratie von gestern: denn Niemand steht über ihr als der Staat, der ihr Werkzeug und Helfershelfer ist. Als es noch wahren Blutadel gab, war das System der Geburtaristokratie gerechter als heute das der Geldaristokratie: denn damals hatte die herrschende Kaste Verantwortungsgefühl, Kultur, Tradition, während die Klasse, die heute herrscht, alles Verantwortungsgefühles, aller Kultur und Tradition bar ist. Vereinzelte Ausnahmen ändern nichts an dieser Tatsache.

Während die Weltanschauung des Feudalismus heroisch-



religiös war, kennt die plutokratische Gesellschaft keine höheren Werte als Geld und Wohlleben: die Geltung eines Menschen wird taxirt nach Dem, was er hat, nicht nach Dem, was er ist.

Dennoch bilden die Führer der Plutokratie in gewissem Sinn eine Aristokratie, eine Auslese: denn zu Erraffung großer Vermögen sind hervorragende Eigenschaften nötig: Tatkraft, Umsicht, Klugheit, Besonnenheit, Geistesgegenwart, Initiative, Verwegenheit. Durch diese Vorzüge legitimiren sich die erfolgreichen Großunternehmer als moderne Eroberernaturen, deren überlegene Willens- und Geisteskraft ihnen über die Masse minderwertiger Konkurrenten den Sieg brachte.

Diese Ueberlegenheit der Plutokraten gilt jedoch nur innerhalb der erwerbenden Menschenklasse; sie verschwindet sofort, wenn diese hervorragenden Geldverdiener gemessen werden an den hervorragenden Vertretern idealerer Berufe. Gerecht ist also, daß ein tüchtiger Industrieller oder Kaufmann materiell und sozial höher aufsteigt als seine untüchtigen Kollegen; ungerecht aber ist, daß seine gesellschaftliche Macht und Geltung höher ist als die eines Künstlers, Gelehrten, Politikers, Schriftstellers, Lehrers, Richters, Arztes, der in seinem Berufe eben so fähig ist wie Jener, dessen Fähigkeiten jedoch idealeren und sozialeren Zielen dienen: daß also das gegenwärtige Gesellschaftssystem die egoistisch-materialistische Mentalität höher belohnt als eine altruistisch-ideale.

In dieser Begünstigung egoistischer Tüchtigkeit gegenüber altruistischer, materialistischer gegenüber idealistischer liegt das Grundübel der kapitalistischen Gesellschaftsstruktur: während die wahren Aristokraten des Geistes und Charakters, die Weisen und die Gütigen, in Armut und Ohnmacht leben, usurpiren selbstsüchtige Gewaltmenschen die Führerstellung, zu der Jene berufen wären. So ist Plutokratie in energetischer und intellektueller Hinsicht Aristokratie, in ethischer und geistiger Beziehung Pseudo-Aristokratie; innerhalb der Erwerbsklassen Aristokratie, an idealeren Berufen gemessen Pseudo-Aristokratie.

Wie die Aristokratie des Blutes und des Geistes, so ist auch die des Geldes heute in einer Verfallsperiode. Die



Söhne und Enkel jener großen Unternehmer, deren Wille, durch Not und Arbeit gestählt, sie aus dem Nichts zur Macht emporgeführt hatte, erschlaffen meist in Wohlleben und Untätigkeit. Nur selten vererbt sich die väterliche Tüchtigkeit oder sublimiert sich zu geistigerem und idealerem Schaffen. Den Plutokratengeschlechtern fehlt die Tradition und Weltanschauung, der konservativ-rustikale Geist, der einst die Adelsgeschlechter Jahrhunderte lang vor Entartung bewahrt hatte. Schwächliche Epigonen übernehmen das Machterbe ihrer Väter, ohne die Gaben des Willens und Verstandes, durch die es errafft worden war. Macht und Tüchtigkeit geraten in Widerspruch: und unterhöhlen so die innere Berechtigung des Kapitalismus.

Die historische Entwicklung hat diesen natürlichen Verfall beschleunigt. Durch die Hochkonjunktur des Krieges emporgetragen, beginnt eine neue Schieber-Plutokratie die alte Unternehmer-Plutokratie zu zersetzen und zu verdrängen. Während mit der Bereicherung des Unternehmers der Volkswohlstand wächst, sinkt er mit der Bereicherung des Schiebers. Die Unternehmer sind Führer der Wirtschaft, die Schieber deren Parasiten: Unternehmertum ist produktiver, Schiebertum unproduktiver Kapitalismus.

Jede Hochkonjunktur erleichtert skrupellosen, hemmunglosen und gewissenlosen Menschen den Gelderwerb. Für Spekulation- und Schiebergewinne sind Glück und Rücksichtslosigkeit unentbehrlicher als große Willens- und Verstandesgaben. So repräsentiert die moderne Schieberplutokratie eher eine Kakistokratie des Charakters als eine Aristokratie der Tüchtigkeit. Durch die zunehmende Verwischung der Grenzen zwischen Unternehmertum und Schiebertum wird der Kapitalismus vor dem Forum des Geistes und der Öffentlichkeit kompromittiert und herabgezogen.

Keine Aristokratie kann sich ohne moralische Autorität dauernd behaupten. Sobald die herrschende Klasse aufhört, Symbol ethischer und ästhetischer Werte zu sein, wird ihr Sturz unaufhaltsam.

• Die Plutokratie ist, an anderen Aristokratien gemessen, arm an ästhetischen Werten. Sie erfüllt die politischen



Funktionen einer Aristokratie, ohne die Kulturwerte eines Adels zu bieten. Reichtum ist aber nur im Kleide der Schönheit erträglich, nur als Träger einer ästhetischen Kultur gerechtfertigt. Indessen hüllt sich die neue Plutokratie in öde Geschmacklosigkeit und aufdringliche Häßlichkeit: ihr Reichtum wird unfruchtbar und abstoßend.

Die europäische Plutokratie vernachlässigt, im Gegensatz zur amerikanischen, ihre ethische Mission eben so sehr wie ihre ästhetische: soziale Wohltäter großen Stiles sind eben so spärlich wie Maecene. Statt ihren Daseinszweck im sozialen Kapitalismus zu erblicken, in der Zusammenfassung des zersplitterten Volksvermögens zu großen Werken schöpferischer Humanität, fühlen sich die Plutokraten in ihrer erdrückenden Mehrheit berechtigt, ihr Wohlleben verantwortunglos auf Massenelend zu bauen. Statt Treuhänder der Menschheit sind sie Ausbeuter, statt Führer Irrführer. Durch diesen Mangel an ästhetischer und ethischer Kultur zieht sich die Plutokratie nicht nur den Haß, sondern auch die Verachtung der Oeffentlichen Meinung und ihrer geistigen Führer zu: da sie nicht verstand, Adel zu werden, muß sie fallen.

(Die russische Revolution ist für die plutokratische Geschichtepoche der Anfang vom Ende. Unter allen Umständen. Selbst wenn Lenin unterliegt, wird sein Schatten das zwanzigste Jahrhundert eben so beherrschen, wie, trotz ihrem Zusammenbruch, die Französische Revolution die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts bestimmt hat. Nie hätten im kontinentalen Europa Feudalismus und Absolutismus freiwillig abgedankt; dazu trieb sie nur die Furcht vor der Wiederkehr jakobinischen Schreckens, vor dem Ende des französischen Königs und Adels. Nach Menschenermessen wird dem Damoklesschwert bolschewistischer Forderungen die Erweichung harter Plutokratenherzen und ihre Stimmung für vernünftige Wünsche moderner Sozialpolitik leichter gelingen als in zwei Jahrtausenden dem Evangelium Christi.)

Wien. Dr. Richard N. Coudenhove-Kalergi.





# Der Jüngling

## I.

**D**er junge Oesterreicher erwachte in dem bescheidensten Gasthofs Zürichs, die Sonne schien herein und sein Herz schlug hoch auf. Reisen! Wieder weiter heute! Er riß das Fenster fort von der großen Bläue, in die sein Atem, aus emporgewendetem Mund, sich blühend mischte. Reisen; und wie! Mit der Erträumtesten; und Die war sein, sein, wiewohl Niemand es wußte, auch sie selbst nicht. Er staunte doch, die Welt überbot sich an Überraschungen. Vom Hause fort engagirt nach Deutschland, an ein richtiges Stadttheater, — aber er ist durch die Schweiz gereist, ist gewandert im Sommerregen, der schönen Glut, unter den blitzenden Nachthimmeln. Hat in Zürich ein Mädchen erblickt. War ihr nur begegnet, ihr nur gefolgt, hatte, anstatt sie selbst, die Spiegel angesehen, in denen sie vorbeiging, hatte stumm und geheim an ihrer Tür geharrt. Aber sie würde, träte er vor sie hin und sagte die ganze Gewalt seines Herzens in ihre Augen hinein, mit ihm fliehen von Vater und Mutter, aus dem großen Hotel fort in seine Dürftigkeit, sein Geschick. Flüchtig besann er sich, daß er kein Geld mehr habe. Dann würde einfach auch sie Komoedie spielen, die Liebe ihr Spiel und ihr Leben. Aber nicht einmal mehr so viel, um pünktlich anzukommen bei seinem Direktor! Wie denn, heute der erste September? Und im Warten auf sie schon Alles versäumt? Da lief er aus dem Haus, zum See nieder, atmete Bläue und hatte vergessen, was nicht fließend und endlos.

Vor dem großen Hotel stand schon das Auto, die Eltern stiegen ein. Nun erschien auch sie; da weitete sich der Raum. Portiers und Hausdiener schienen entrückt, der Bürgersteig ausgestorben und einsam trat sie auf, inmitten der feierlichen Strenge eines großen Vorganges. Sie milderte ihn, da sie ihr blondes Haupt zur Seite neigte. Aber ihr Gang war so stolz wie leicht und ihr Gesicht spiegelte hell den jungen Tag. Der schillernde Schleier ihr im Nacken wiederholte die zärtlichen Farben der Blumen, die sie im Arm trug.

Hatte ihr Blick nicht jählings schräg hergestrahlt über den gewohnten Huldigenden? Schon rollte der Wagen, er



aber stürzte zur Straßenbahn; rund dann am Bahnhof den Zug entlang. Sie war nicht zu sehen. Von Zweifeln beklommen drang er in seine Dritte Klasse. Kaum aber fuhr man, weiteten sich ihm, unter Schwatz und Geruch der Nachbarn, schon wieder das Herz und die Welt. Wohin sie reichten, nur Ruhm, nur Liebe! Und hier, der Hafen am Bodensee, im Flug erreicht, war der erste der Schritte, die Alles wahr machten. Dort trat sie hervor, grüßte ihn, diesmal deutlich und als verstehe es sich, mit einem langsamen Blick: er mußte nur stillhalten und dann sich nachziehen lassen. Auf das Schiff. Da entschwand sie ihm; und als das Getriebe der Reisenden sich lichtete, saß sie eingeeengt zwischen den Leuten, nur ihren Kopf umrahmte der blaue See, nur ihr Schleier flog gegen den Himmel auf. Ihr Vater, der die Handtaschen übereinander anordnete, ließ eine hinunterrollen. Drauf los, sie aufheben! Gleich auch den Namen gemurmelt: Franz Velten. Aber Der sah ihn kaum an mit seinem fremden Gesicht und packte schon wieder. „Hat sie es bemerkt? Sie blickt fort; was kümmert es sie. Auch ihre Mutter sieht fremd aus, nicht wie die Leute bei uns. Fremd, vornehm, kalt. Und der Vater hat einen Bart wie ein hoher Beamter. Sie sprechen preußisch, die Anderen hier alle auch.“ Entmutigt ging Franz bei Seite; da fiel es ihm mit der ganzen Schwere der Wirklichkeit in den Sinn, daß er, am anderen Ufer angelangt, keinen Heller mehr besitzen werde, laufen müsse und sich um Tage verspäte. Was tun, um Gottes willen! Sollten Liebe und Ruhm zugleich dahin sein!

Wie zur Antwort geschah es, daß der Vater von seiner Tochter den Platz neben der Mutter verlangte und daß sie aufstand, sich an das Ende der Bank zu setzen, gerade dort, wo am Geländer er selbst lehnte und in das Wasser sah. Sie gab nicht auf ihn Acht, er wandte den Kopf nicht. Nur daß sein Herz in Stößen ging. Nur daß sie reglos saß und auf das dunstige Ufer starrte, wie er in den Dunst der Ferne. Er fühlte, ohne zu sehen, Alles: ihr Brauenfalten, und daß es nicht Unzufriedenheit sagte, sondern scheue Erwartung. Auch ihm ward ernst zu Mut wie noch nie. Der Wind, der alle Stimmen verwehte, warf ihm ihren Schleier an die



Brust und trug nur ihr seine Stimme zu. Bevor er wußte, was geschah, hörte er seine Stimme.

„O sie nur lehrt die Kerzen, hell zu glühn!  
Wie in dem Ohr des Mohren ein Rubin,  
So hängt der Holden Schönheit an den Wangen  
Der Nacht —“

Im Sprechen war es ihm nicht mehr sicher, ob er Das nicht selbst erfand. Sie gab es ihm ein, da sie aufstand, sich an seine Wange neigte und in seine Verse hineinsprach: „Lieber!“ Er roch Veilchen, sie Beide hob es vom Boden, von allen Paradiesen wich der Morgendunst und man war stark! ... Da wußte er auch schon wieder, daß sie stillsitze, wie zuvor, und daß er eine Rolle spreche, freilich spreche wie noch nie. Beim letzten Klang dachte er: „Sie ist wunderbar,“ und tiefer Schmerz befiel ihn. Ihr Name wehte her: Hertha! Sie aber sah nicht um: zu ihm, als habe er gerufen, erhob sie das Gesicht, in dem Tränen standen, und inständig durchdrangen sich ihre Blicke.

Die Mutter rief nochmals „Hertha!“ Da riß er sich heftig los und schritt davon, mitten durch die Reihen. Mochten sie ahnen, daß hier Großes erlebt ward! Sein Gang, seine Miene beschrieben ihnen, wie sehr er die Einsamkeit suche. Er schritt nach vorn. Eine Haltestelle war erreicht, wo Viele ausstiegen; vorn ward es leer. Er legte seinen Mantel um, verschränkte die Arme und senkte darüber die Stirn. Gesammelt besann er das schwere Geschick des Verstoßenen, Fahrenden, den die Schönheit im Bann hält und die Gesellschaft der Tüchtigen meidet. So jung, so arm, so grad erst fort vom Vaterhaus: und für das ganze Leben Kampf und bis zum Tode Sehnsucht. Statt der Geliebtesten nur in Versen ihr Bild; und dann weiter! Verbannt von Allen und von ihr!

„Hier ist der Himmel,  
Wo Julia lebt, und jeder Hund und Katze  
Und kleine Maus, das schlechteste Geschöpf  
Lebt hier im Himmel, darf ihr Antlitz sehen:  
Doch Romeo darf nicht. Mehr Würdigkeit,  
Mehr Ansehn, mehr gefällige Sitte lebt  
In Fliegen als in Romeo.“

Er weinte das Gedicht, schrie es auf und stampfte es; er drückte die Faust in den Mund, er wollte sich hinwerfen. Da erstarrte er: unermeßliche Süßigkeit des Gefühls kündigte ihm an, sie sei da. Stehe hinter ihm, habe gehört, mit ihm



geweint und lächle jetzt: O, so lächelt der offene Himmel, und nichts bleibt mehr zu wünschen. Er sah es, zitternd, brennend, erstickend. Seine Arme breiteten sich langsam aus, indes er die Wendung machte, dorthin, wo sie und der Himmel waren. O Grauen! Nichts? Leere Sonne auf Brettern? Er brauchte eine furchtbare Anstrengung, den Anlauf zu zügeln, der ihn schon gegen das Ersehnte warf. Dann brach er in Tränen aus, nicht mehr die des Zornes und Begehrens, nur der kindlichen Ohnmacht.

Als er den durchschüttelten Nacken müde vom Geländer aufhob, lag das Schiff am Endpunkt. Er näherte sich und sah, wie ein Unbeteiligter, den Aussteigenden zu. Dabei gewährte er, ohne daß diesmal sein Herz sich bäumte, das Mädchen und wie sie zwischen ihren Eltern das Schiff verließ. Elender Zustand der erlahmten Wünsche, gekrampfte, leere Brust! Ihr Vater machte sich erstaunlich viel zu schaffen, hielt offene Papiere in der Hand und suchte umher. Da traf er seinen Blick; der Vater sah ihn sich an; und dann kehrte er um. Er kehrte auf das Verdeck zurück, Franz Velten ging ihm unwillkürlich entgegen. „Junger Mann, Sie versäumen wohl nichts,“ sagte der Vater und berührte seine Schulter. „Hier sind zwei Telegramme, ich muß zum Zug. Geld liegt bei. Ich kann mich doch verlassen? Na schön.“ Der Vater dankte nur mit einer jovialen Handbewegung; es war ein des Befehlens gewöhnter Herr. Jetzt hatte auch das Mädchen, von fern, noch einen Blick für den Verlassenen. Er sah, um Alles betrogen, hinterdrein. Darum das Engagement versäumt!

Am Land erst bemerkte er zwischen seinen Fingern die Papiere sammt dem Geld. „Ich habe Geld! Die paar Mark werden mich hinbringen oder doch fast. Alles ist gerettet.“ Worauf er seinen Reisesack hinsetzte, versucht, einen Freudentanz aufzuführen. Er unterließ es nur, um die Telegramme zu lesen. Gleich danach fiel er auf eine Bank beim Zollhaus. Sie war verlobt! Verwandte in Köln wurden aufgefordert, von dem Empfang der Familie dort abzusehen und nach Frankfurt zu kommen, wo auch der Verlobte eintreffe. Das zweite Telegramm war an Diesen ... Die Unglückliche! Daher ihre Tränen, die gefaltete Braue, die Erwartung. „Sie hat erwartet, daß ich sie entführe, sie rette. Ach, ich Träumer!“



Seine bittere Reue fand einen Ausweg. „Ist Dies nicht Fügung? Warum mußte der Vater die Telegramme unter Allen gerade mir geben? Mir, der ich der Letzte bin, sie zu befördern? Ich soll sie dennoch retten! Sie ist mir unverloren, ich finde sie wieder, meine Brust ist viel zu voll, als daß sie auf immer dahin sein könnte.“ Er staunte. Welch ein wunderbarer Zufall! In Köln ward nun vergebens gebraten und gebacken, und in Frankfurt stand an der Bahn kein Bräutigam mit Blumenstrauß. Er selbst aber hatte Geld, ins Engagement zu reisen. „Alles Dies wäre Zufall? Es ist Fügung! Ich stehe unter der Hand des Schicksals.“

## II.

Er mußte seinen Personenzug bis in die Nacht erwarten; und erst am Zweiten des Monats betrat er das Theater. Es stand frei, „zum Drumherumgehen“, und hatte einen Portier, was ihn schon einschüchterte. Das Treiben im Bureau, dem er eine Weile zusah, tat das Uebrige. Dieses geregelte Geschäftsleben unterbrach ein hergelaufener Anfänger durch Zuspätkommen! Der Direktor mit Kommandogesicht und ehernem Organ eilte diktierend, telephonierend, schuhriegelnd von einer Schranke in die andere, ganz Verwaltungschef. Plötzlich hielt er vor dem Fremden an, als sähe er ihn erst jetzt. „Welches Fach?“ fragte er ohne Besinnen; und gleich weiter: „Liebhaber. Also sprechen Sie!“ Und zum Klappern einer Schreibmaschine begann Franz:

„Hier ist der Himmel,  
„Wo Julia lebt...“

Er hatte begonnen, den Tod im Herzen; zum Schluß aber hörte er kein Klappern mehr, er sah das Antlitz der Geliebten über seiner Stirn schweben. Der Direktor sagte sachlich: „Ich kann Sie nehmen, mein engagirtes Mitglied ist ausgeblieben. Ihre Name?“ Da ahnte dem Armen sein Verderben: „Einen falschen Namen nennen!“ dachte er... und sprach den wahren schon aus. Die Miene des Direktors veranschaulichte kalte Ungläubigkeit. „Das hat sich bei mir noch Keiner erlaubt,“ äußerte er. „Sie bringen mich um zwei Tage. Bedaure.“ Abgetan blieb Franz beim Türpfosten übrig, indes der Direktor schon wieder andere Men-



schen behandelte. Eine Wendung: und hinter ihm schloß sich eine Welt.

Das war die Fügung? Darum ein Aufgebot von Begebenheiten und Gefühl? Unfaßbar! Mit der Hölle hatte auch sie, die der Himmel war, sich verschworen zu seinem Untergang. Wo war sie hin, jetzt, da es um ihn leer war? Ohne einen Menschen, ohne einen Heller, viele Hundert Meilen von jedem hilfreichen Gesicht, ein Ausgestoßener, im Herzen Gram und das Beißen des Hungers im Gedärm. Einem Solchen gebührten Nacht und Graus, Regen und Blitze über einer Haide. Die Stadt lag hinter dem Verbannten, vor ihm eine lange Landstraße. Prächtig ergoß sich die Septembersonne; dennoch sprach er:

„Raße, Donner, nach Herzenslust! Spei, Feuer, ströme, Regen; Nicht Regen, Sturm und Blitz sind meine Töchter. Euch schelt' ich grausam nicht, Ihr Elemente; Euch gab ich Kronen nicht, nannt' Euch nicht Kinder.“

Er zog den Mantel bis über den Nacken.

„Ein alter Mann, arm, elend, sich, verachtet“  
und wankte tief gebeugt

„In solcher Nacht  
„Mich auszusperren! Gieß' fort, ich will's erdulden.  
In solcher Nacht wie die! O Regan, Gonrill!“

Hier unterbrach von hinten eine Frau: „Nehmen Sie, alter Mann, Sie haben wohl lange nichts gegessen.“ Die brüchige Greisenstimme antwortete ihr grollend: „Nun, Dir wäre auch besser in Deinem Grabe, als so mit unbedecktem Leibe der Wut der Elemente zu begegnen. Ist der Mensch nicht mehr als Das?“

In Folge dieser Worte machte die Frau einen Bogen um ihn her und sah ihm von vorn besorgt unter den Hut. Vor dem jungen, aber entstellten Gesicht, in das sie blickte, prallte sie zurück, sie sagte zweifelnd: „Wollen Sie die Leute erschrecken?“ Er erklärte: „Ich übe mich. Ich bin Künstler.“ „Ach, so Einer!“ sagte sie. Sie war eine Art Dame und noch nicht alt. Er gab sich Haltung. „Nein, nicht so Einer. Ich bin Mitglied des hiesigen Stadttheaters“ Da sie sich abwartend verhielt: „Ich habe Schwierigkeiten mit meinem Direktor, weil ich auf der Reise aufgehalten wurde.“ Hierzu nickte sie. „Er hat Sie hinausgesetzt.“ Sie bekam ein Gesicht wie eine Mutter. „Und nun sind Sie ohne Unterkunft.“ Da



sah sie Tränen in seinen Augen und nahm ihn beim Arm. „Lassen Sie nur, Das können Sie mir später erzählen.“

Sie führte ihn vor ein großes Haus: Bierbrauerei und Gasthof von Johann Wimmer. „Da bin ich die Frau. Sie können in der Mansarde wohnen, bis Sie wieder Geld haben. Sind Sie hungrig, dann bleiben Sie gleich herunter.“

So ließ er sich im „Nebenzimmer“, das leer war, von ihr speisen. Er schlang; und sie lächelte. Als sein Tempo sich verlangsamte fragte sie: „Was wollen Sie nun tun?“ Ohne rechte Überzeugung schlug er vor: „Ihm schreiben?“ Sie brachte Papier und sah ihm über die Schultern zu, wie er hinmalte: „Hochzuverehrender Herr Direktor!“ Hier stockte er schon und sah auf. Da bemerkte er im Spiegel gegenüber, daß Dies eine merkwürdige Frau sei. Er hatte es ganz natürlich gefunden, daß sie ihn von der Landstraße auflas, unter Dach brachte und speiste. Durch Gang und Stimme wirkte sie anfangs mütterlich und als kräftige Geschäftsfrau. Jetzt stellte sich unvermutet heraus, daß in ihrem Gesicht die Flecken und Erschlaffungen der Haut nach Gram aussahen und daß ihr Blick zu trüb war, um befangen zu sein. Auch seufzte sie viel. Achtung, sie begegneten einander im Spiegel; er dachte kühn: „Aha!“ Sie wich aus. Dann stellte er noch fest, daß er eigentlich ein reizender Junge sei mit seiner großen hellen Stirnlocke, seinem fleischigen Mund, den dunklen Wimpern. Warum waren ihm bei der fernen Geliebten die eigenen Vorzüge nie eingefallen?

Plötzlich wendete er sich auf dem Stuhl um, sah ihr voll und weich in die Augen und begann, zu klagen. Er klagte Alles heraus, was er fühlte; und als nur der erste innere Widerstand besiegt war, ward ihm wohl dabei und er beherrschte seine Wirkung. Seufzte sie „Armer Junge“, so lächelte er mit berückender Wehmut. Nun aber in ihren Augen ein wirres Funkeln entstand, verhielt er sich ernst und still. Da kam ihre Hand, die schon längst unruhig wurde, schwach zitternd auf seine Stirn zu. „Dummchen,“ sagte die Frau, unter Streicheln, „Sie müssen ihm nicht erst schreiben. Wir gehen hin und ich sage ihm, was er zu tun hat. Das Bier für das Theaterrestaurant ist meins.“ Er küßte ihr die Hand, was ihm erlaubte, sie von seinem Kopf fortzunehmen. „Auweh“, dachte er, „Das will bezahlt sein.“



Die Frau setzte hinzu: „Wir gehen, wenn erst mein Mann zu Hause ist“; und schon kam der Mann, ein armer Alter, bis zur Nase im Halstuch, bei der Wärme. Er erklärte verständnisvoll, daß er wisse, auch Schauspieler könnten anständige Leute sein; was Franz für heute bezweifeln mußte.

Beim Direktor verlief sein zweites Auftreten wesentlich anders. Der Erwähnung des Bieres bedurfte es nicht und selbst auf eine Entschuldigung wartete der Herr nur flüchtig und übrigens umsonst. Dann nahm er Franz auf ohne sie. Bei Seite gab er der Fürsprecherin zu, es habe ihm schon Leid getan um den talentvollen Menschen. Sie entfernte sich und das neue Mitglied blieb gleich da, um sich einzuführen. Er begleitete sie aber bis auf die Straße und draußen ergriff er ihre Hand. „Frau Wimmer!“ Da sie ihm gültig zunickte, kam es ihm noch wärmer vom Herzen: „Mutter Wimmer!“ Womit er, ohne sich nach ihrem Gesicht umzusehen, wieder hineinlief. Wie hatte er zweifeln können an der Fügung! Umwege, ja; zuletzt aber war nur sein Bestes gemeint. „Mir ist geholfen. Könnte einst auch ich Einem helfen!“

Kaum öffnete er die Bühnentür, da lief ihm, aus der ersten Gasse, heiß und taumelnd vom Spiel, ein Mädel entgegen und packte ihn an, um nicht zu fallen. Er sagte freundlich: „Ich bin Franz Velten.“ „Geck,“ erwiderte sie; aber er begriff, es war ihr Name. Sogleich wollte sie weiter, jetzt war es an ihm, sie zu halten. „Liebhaber“, setzte er hinzu; und sie, in der Aussprache seiner Heimat: „Es eilt nicht“; wobei sie schon lief. Am Ausgang nach der Garderobe besann sie sich anders, bog den Kopf zurück und winkte über die Schulter.

Er begrüßte den stark behaarten Komiker, in dem er beim ersten Blick einen Feind erkannte, und den Helden, der ihm eben so schnell als zuverlässiger Kamerad galt. Dieser Raspe hatte eine sonnig durchdringende Art, zu sagen: „Ein schneidiges Mädel, die Geck!“ Als gebe er dem Kollegen das Mädel sammt seinem Segen und ermutigte ihn auch sonst zu jedem Wagniß.

Nach der Vorstellung ging Franz mit ihnen und der Geck zum Essen. Nicht lange: und unter dem Tisch begegnete sein Fuß einem kleineren, während oben die Geck den Ko-



miker anlachte; denn er schnitt Gesichter wie ein gefesseltes wildes Tier. „Lina, der Velten wohnt beim Wimmer draußen,“ sagte der Held. „Warum so weit fort?“ fragte sie, plötzlich ernsthaft. „Was haben Sie dort?“ Zu seinem Aerger ward er rot. Da zog sie den Fuß weg.

Bei Wimmers bewohnte er eine große Mansarde, die Spielraum bot, wenn er lernte. Mitten im Satz tat er wohl einmal einen Sprung nach der Tür und riß sie auf. „Mama Wimmer vergeht sich!“ rief er ausgelassen und zog die Er- tappte ins Zimmer. Sie durfte, nach halber Ueberwindung ihrer Verlegenheit, ihm die Stichworte geben, durfte das Publikum vorstellen und den Künstler verehren. Nie gab er sich einfacher und herzlicher, als wenn ihre Verehrung nicht ruhig und frei war. Zeigte sie sie sich seufzerreich, in lässiger Kleidung? Er beschwichtigte sie mit Schmeichelei, guter Laune, und sie verließ ihn dennoch beglückt. Ausziehen? „Sie hat mir Gutes getan, die Arme.“ Und ihr Mann, der ihn liebte! Denn der alte Wimmer fand sich durch Franz in dem Glauben bestätigt, daß auch Schauspieler anständige Leute sein können. Dieser spielte und sang nur ihm allein aus Operetten vor; und fast immer war er abends zu Hause. Schade eigentlich, wenn man ihn manchmal beim Kopf nahm und gern Etwas gekört hätte, was so Künstler erleben, es kam nichts Rechtes heraus. Franz wußte wohl, daß er von Lina, so harmlos er zu ihr stand, hier besser nicht rede. Die Wirtin erkundigte sich freilich, ob er denn unter seinen Kollegen keine Landsleute habe, und sah ihn grade dabei nicht an. Er verleugnete seine Landsmännin beherzt; da faßte die Frau ihn mit offenem Mißtrauen ins Auge und sagte: „Man hört so Manches.“ Aber er entwaffnete sie.

Gleich von seinem ersten Vorschuß konnte er der Kleinen ein Geschenk machen; denn was brauchte er bei Wimmers? Sein Unterhalt ward ihm kaum wie einem Verwandten berechnet. „Man muß die Menschen recht zu nehmen wissen,“ begriff er, „dann hat Jeder seinen Vorteil.“ So trat er auch gern seinem Freunde, dem Helden, eine Rolle ab. Dafür versprach Dieser ihm den Romeo; es zog sich aber hin bis in den November. Die Schwierigkeiten schien nur die Direktion zu machen, obwohl er doch gerade auf diese Rolle



hin ihn dabehalten hatte. Mit seinem Freund Raspe sprach Franz sich deutlich aus über den Tyrannen. Eines Tages fand er im Bureau kalte Gesichter und der Direktor ließ sich verleugnen. Eines anderen Tages war Alles wieder gut und er hatte den Romeo.

Er spielte ihn bei der ersten Aufführung ungleich und fühlte es selbst. In der Szene mit dem Bruder Lorenzo versagte er, natürlich war es die Schuld seines Feindes, des Komikers, der den Mönch spielte. Die Monologe der Anbetung und Sehnsucht, er wußte es, bevor er noch begann, daß er sie unvergleichlich besser auf dem Schiff gebracht hatte, als der Schleier der einzig Ersehnten ihn anwehte, und als noch der Schmerz um die Verlorene... Ach nein! Grade durch den Schmerz blieb sie ihm unverloren. Und er bäumte sich, er tobte ihn aus. Dies war vielleicht schon sein Höhepunkt. Im Auftritt der beglückten Liebe, innige Umarmung, „es war die Nachtigal und nicht die Lerche,“ entzückte Fräulein Geck; aber Romeo schien nicht bei der Sache. Er sah auf zerwühlten Kissen, in der Beleuchtung des Morgengrauens, anfangs noch nicht das wahre Gesicht Julias. Nicht dies kindlich runde, dennoch schon gewitzigte und gar nicht edle in krausem, schwarzem Haar hätte hier ruhen sollen. Indes er aber die Augen schloß und wieder öffnete, verzauberte er es unter seinen Lippen: und es war Julia. Ueber seine selbsterschaffene Julia strömten, aus ihm hervor, alle Herzensgluten Romeos. Fast hätte er vergessen, es sei Spiel, denn Julia weinte mit ihm. Sie weinten geräuschvoll, wie zwei Kinder. Es war ein echter Abschied und hatte großen Erfolg.

Er war überwältigt von sich und ihr. Das muntere Geschöpf, mit dem man sich neckte oder stritt, und diese süße Wildheit! Nach dem Aktschluß erwartete er sie in dem Gang vor ihrer Garderobe. Erhitzt bog sie um die Ecke, öffnete die Arme und lief in die seinen. Die Tür hinter ihnen ging auf, die Garderobenfrau drückte sich heraus, ließ sie umarmt hineintaumeln und schloß andächtig die Tür.

Das Erste, was Franz wieder redete, war, daß sie sich selbst übertroffen habe, und sie bezog es richtig auf ihr Spiel. Auch sie sagte ihm etwas Angenehmes, während sie sich puderte. Im selben Zug: „Dich hat doch sicher Niemand



gesehen, wie Du herkamst?“ Und mit einem Blick im Spiegel: „Weißt Du eigentlich noch immer nicht, wer Dir den Romeo wegschnappen wollte? Dein Freund Raspe.“ Er war sprachlos; aber da ward geklopft, Er mußte auf die Bühne.

Noch bei seinem Auftritt bedachte er, wie Dies zusammenhänge. Raspe, sein Freund, hatte ihn also bei dem Alten verpetzt. Wer aber hatte den Direktor wieder umgestimmt? Als er im Grabgewölbe der Capulets den Grafen Paris erstochen hatte, bat er die aufgebahrte Julia um eine Erklärung. „Frage nicht,“ erwiderte sie; und war sie bei dem schwachen Licht nicht rot geworden? Sie verharrte im Starrkrampf, bis er seinen großen Satz gesprochen hatte, dann fand sie es nötig, einzuschieben: „Gerade Der, den Du für deinen Feind hältst, hat Dir geholfen. Wir Beide waren droben.“ Nicht, daß er dem Komiker dafür Dank wußte! Der wollte noch mehr als ihm eine Rolle wegnehmen. Als er Julia küßte und das Gift trank, flüsterte er: „Dann lag Dir an mir?“ Wie aber sie nachher seinen Leichnam küßte, sagte sie nicht nur: „Deine Lippen sind warm,“ sie hauchte auch: „Wie Du dumm bist!“

An diesem Abend saßen sie allein; und wenn sie an einem späteren, so viel bei Franz lag, wieder zu den Kollegen hätten stoßen können, Lina wollte nicht. Zu Haus bei ihr stellte er eine Untersuchung an. Ihre Kälte zu Raspe war zu auffallend, als daß Franz sie nur für eine Wirkung ihrer Liebe zu ihm selbst ansehen konnte. Sie behauptete dennoch: „Wegen Dir. Er war gegen Dich gemein.“ Worauf es Franz wieder ganz natürlich fand. Etwas in ihm aber ärgerte sich; er begehrte auf und erklärte, so blöd lasse er sich nicht anlügen, er wisse schon. Sie zog einen verachtenden Mund, blieb aber ungewöhnlich ruhig. Erst allmählich ließ sie sich hinreißen; und unter Streiten und Sichversöhnen erfolgten die Geständnisse. „Wirst wenigstens Du mir keinen Kummer machen?“ fragte sie, erschöpft, wie er: „Ach! Ihr seid Alle gleich!“ Worin er gerade diesem Raspe gleiche, das wollte sie nicht sagen. Viel später, schon gähnend, fragte sie, ob er an seinem Freund Raspe das unverschämte Armband, mit den Brillanten, bemerkt habe. Frauen, die jungen Leuten Kostbarkeiten verehren, gebe es nun einmal. „Aber



ernst nehmen kann ich sie nicht.“ Damit schloß sie ein, indes Franz, aufgestützt, noch unruhig dem Nachhall lauschte.

Erst diese Aussprache gab seinen Beziehungen zu der Geck in seinen Augen etwas Endgiltiges, er war entschlossen, für sie einzutreten. Vor dem ersten Schaufenster, wo sie stehen blieb, bot er ihr, ohne nur zu berechnen, das Kleid an, das sie sich wünschte. Da sie zögerte, redete er ihr zu: „Mir macht es nichts, ich brauche so wenig.“ „Das ist es gerade,“ sagte sie rätselhaft, und ging weiter. Er war gekränkt, sie warf ihm vor, was er ihr auf der Probe verdorben habe, und sie wandten einander den Rücken.

Entzweiung war nur eine Gelegenheit, sich schneller zu vereinigen; aber Geschenke nahm sie nicht, „nun gerade nicht“ und „darum“. Als sie sogar auf der Bühne und im Beisein Raspes ein Pfund Pralinées ausschlug, ward er bleich und beschloß, ein Ende zu machen. „Achtung!“ rief gerade ein Arbeiter. „Da geht sie hin,“ sagte Raspe. Zwischen Arbeitern, die Coulissen trugen, stand Raspe allein ihm noch gegenüber und winkte ihr nach, mit dem Gelenk, woran das Armband blitzte. Sein Blick, sonst sonnig eindringend, bohrte und dem Metall der Stimme war Hohn zugesetzt; Velten indessen sah das Armband und war seiner Sache gewiß. Ein Schimpfwort, das vernichtete, — und die Faust hielt er bereit. Da stieß ein Arbeiter den Helden an; oder der Held den Arbeiter? Es ging zu schnell. „Achtung!“ rief der Arbeiter, aber Franz Velten hatte die Coulissee schon auf dem Fuß. Es war eine Quetschung, er mußte verbunden zu Hause sitzen; nun kam viel Besuch und unter den Ersten der Held. Ihm gebühre der Vortritt zu seinem Freund und Kameraden, denn auch ihn selbst hätte die Coulissee treffen können. Er hatte sogar den Direktor bewogen, dem jungen Mitglied eine freundliche Zeile zu schreiben. Was gab es da noch? Man schüttelte sich die Hände. Die Kollegen klatschten Beifall; auch die Geck. Sie saßen nachmittags auf dem Bett und am Boden, Kaffee und Grog wurden heraufgebracht und in dem Rauch unzähliger Cigaretten war nur noch Geschrei, kein klares Gesicht mehr, höchstens daß, vom beleuchteten Klavier her, der Komiker durchdringlich schmerzlich grimassirte. Einmal aber, als Alle schon fort waren,



ging unversehens ein Spalt auf und Lina, weiß vom Schnee- gestöber, sprang dem Liebsten an den Hals. Sie war wieder da, sie hatte sich von den Anderen fortgestohlen, draußen im Dunkeln, und war an der Küche vorbei, auf dem Bauch wie ein Indianer, zurückgelangt. „Die Treppe hat geknarrt, aber Der muß schneller sein,“ rief sie triumphirend, „der mich fängt,“ schloß sie gedämpft, sprang in den Kleiderschrank und zog hinter sich zu: Franz begriff nicht, warum. Schon klopfte es und die Wirtin trat ein.

„Mama Wimmer!“ Franz wollte aufspringen und wäre bald mit dem Stuhl umgefallen. Die Frau schwieg und lehnte an der Tür wie ermattet: „Nur nicht so freudig überrascht,“ sagte sie langsam und gramvoll. Sie schwieg und schickte trüb gehässig Blicke hin. Ihm blieb zum ersten Mal das begütigende Wort aus. Die Frau sprach in das Zimmer hinein wie in einen Raum ohne Widerhall. „Jetzt ist er krank, wer weiß, woher. Von einem Stoß sieht Niemand so bleich und aufgezehrt aus. Man hat ihn gepflegt und ausgefüttert, hat er hier nicht gearbeitet wie im Himmel? Wer für seine Theaterkunst wohl mehr getan hat, wir hier oder so Eine, die ihn verführt! Ich, ich hab’ ihn nicht verführt.“ Munter griff Franz ein. „Mama Wimmer, soll ich Ihnen denn ausdrücklich eine Liebeserklärung machen? Wenn ich nur in die Knie sinken könnte: Aber der Stuhl fällt um.“

Ueberraschender Weise schwang sie nun die Arme; sie hielt sich die Ohren zu. „Das ertrag ich nicht. Heuchler! Schuft! Hat mich verrückt gemacht, daß ich nicht weiß, was anstellen, und er höhnt!“ Franz streckte die Hände vor; sie aber nahm nichts mehr von ihm, weder Trost noch Reue. „Wenn ich ein Tier wäre,“ sagte sie dumpf, „hätte ich auch schon genug. Mehr dürfen Sie gegen mich nicht tun.“ Ganz tonlos: „Warum sind Sie hiergeblieben? Haben eine Geliebte und bleiben noch? Ich gehöre zu meinem alten Manne, denken Sie, und haben auch Recht, ich will nichts Anderes mehr.“ Auf einmal ausbrechend: „Wohin gehören dann aber Sie? Auf die Straße, wo ich Sie aufgelesen habe! Wie! So ein Bübchen läßt sich von ehrlichen Leuten freihalten und trägt sein Geld zu einem schlechten Mädels, das überall nimmt. Jetzt soll er merken wie es tut, jetzt wird nicht



länger gefackelt!“ Ganz Wirtin, stieß sie die Hände in die Hüften und keifte: „Hinaus aus dem Haus, aber vorher zahlen! Hat sich was mit Punsch und Kaffee,“ wobei sie hinstapfte und Alles vom Tisch räumte. Zuletzt ergriff sie sogar die Lampe. Franz wickelte in wilder Eile den Verband vom Fuß; er wollte der Megäre entgegentreten. Dabei murmelte er: „Ich habe doch Geld.“ Laut wagte er es nicht zu sagen, denn das Geld lag im Schrank. Inzwischen stieß die Frau die Tür auf, klirrend und polternd war sie draußen sammt Geschirr und Lampe, wandte sich noch um: „Kein Abendessen giebt es!“ und schlug zu. Verblüfft hörte er sie den Schlüssel umdrehen und davongehen.

Zuerst lauschte er nur. Dann flüsternd: „Lina!“ Keine Antwort, er zog den Schuh an und wollte hin; da war es ihm, als dränge aus dem Schrank ihr unterdrücktes Schluchzen. Wie er noch ratlos stand, trat sie hervor. Sie ging mit verkrampfter Miene auf den von ihm verlassenen Stuhl zu, als suchte sie nur diesen, und fiel aufwimmernd über die Lehne. Franz blieb ganz still, er fühlte, sie beweine das Leiden der Anderen, ein noch unerhörtes Leiden, das grob und ungeschminkt an sie rührte, und beweine die frühe Ahnung ihres eigenen Frauengeschickes. Er neigte sich über sie: „Lina!“ Und sie gab ihm die Hand, nur die Hand, aber in ihr war zu fühlen, wie viel sie verstanden habe, was Alles nun aufgeklärt sei. Sie erhob sich, sie hatte langsame Bewegungen, ihr Gesicht, mattweiß im Dunkeln, schien, nur durch ihre Bewegungen, veredelt und der Achtung würdiger. Am geöffneten Fenster standen sie Hand in Hand, dann Schulter an Schulter, tief versenkt in irgendein großes Geschehen, das sich ankündete: da ging der Mond auf. Kälte, Mondlicht und weithin zitterndes Land ergriffen die Reglosen wie Klänge nie gewesener Dinge und feierlich fügte sich in ihnen eine Liebe, die Traum und Gesang war.

Da seine Freundin heftiger erschauerte, schloß er das Fenster. Wie kam es doch, daß es sie fror, hungerte und daß sie Gefangene waren? Er berührte seine Stirn und machte einige Schritte, die unsicher waren, weil sie von ihr fortführten. Inzwischen stützte Lina ein Knie auf den Klaviersessel, hauchte über ihre Finger und schlug an, auch Dies



nur ein Hauch. Dann sang sie, schwach silbern, in die selten fallenden Töne; da hielt er an und vergaß vollends. Er dachte nur, zu lauschen und zu fühlen, so lange das Leben dauere. Es geschah aber, daß ihr vom Mond beglänztetes Gesicht, das noch den Ausdruck eines kaum erloschenen Klanges trug, sich herwendete, stumm rufend. Ihn trug es zu ihr wie einen Schlafwandler, sie empfing ihn, noch knieend, und floß an seiner Hüfte hin, gelenkt von seinen träumenden Händen. Ihr Arm glitt, leicht wie ein Lichtstreif, nach seiner Schulter; weich in ihren Arm gebogen, schmachtete, von seiner Brust her, das süße Schmerzensgesicht der Liebe zu seinem hinan, das zart und ernst war. In diese eine schmale Flamme zusammengeschlagen, standen sie und brannten.

Einmal nahte ihnen ein Schatten, verdichtete sich und rief sie mit seiner Schattenstimme zurück aus ihrer lichten Welt. Sie fühlten und vernahmen ihn, noch bevor sie erfaßt hatten, Dies sei Schluchzen. Drüben auf der dunklen Tür, ein noch dunklerer Umriß gab, in sich selbst verkrochen, dies arme Mißgetön ab. Er öffnete sich, eine Frau war es, demütig ging sie zu jenen Beiden und neigte, schlicht lächelnd, sie, die sich getrennt hatten, wieder zu einander.

### III.

Eine Reihe von Tagen verging ihnen, ernst, friedevoll getragen, wenn auch zuweilen ein Wenig schleppend, obwohl sie im Theater wieder zusammen arbeiteten. Durch einen Zank hätte ihr Tempo sich ausgleichen können, aber keiner kam, Langeweile und Verstimmungen kamen. „Es war schöner, als wir noch Etwas zwischen uns hatten“, fühlten Beide. Jetzt aber ward ein Stück einstudirt, worin Franz Velten nicht beschäftigt war. Lina spielte mit dem Komiker: da gab es Abwechslung. Sie verließ die Probe angeregt wie nie, was ihren Freund schon ärgerte. Erblickte er aber erst den Komiker! Die schwarze Miene des Komikers wurde von einem Zähnefletschen des Triumphes erhellt. Der Sonderling und böse Narr, mit dem Niemand je des Näheren verkehrt hatte, schloß sich an Velten an und lobte das Dasein. Franz atmete erst wieder auf, wenn Jener in den Mantelkragen tauchte und ihn nicht grüßte. Harte Prüfungen waren die



Ausflüge zu Dreien: Sogar bei Wimmers draußen mußten sie zusammen essen, die Geck bestand darauf. Hier erbat der Komiker es kniefällig von ihr, daß sie ihn mit ihrer Cigarette verbrenne; und sie tat es auch, indes sie mit der andern Hand den Eifersüchtigen im Zaum hielt. „Laß mir meinen Affen in Ruh!“ forderte sie von ihm. „Oder zwischen uns ist Alles aus.“ Sein Anblick war so mitlcliderregend, daß Frau Wimmer, als sie Schnäpse brachte, ihn nicht ertrug und, ohne servirt zu haben, verschwand. Dafür standen am Abend, nach einer bewegten Aussprache, die Dinge besser als seit Langem. Der Komiker verließ fortan nicht mehr den Hintergrund der Ereignisse, sie stritten und versöhnten sich wie früher und es konnte so weitergehen, wenn die Saison so weiterging.

Sie endete aber, Alles stob auseinander, ein Jeder seinem Stern nach, und Franz fuhr einige Stunden vor Lina. Sie brachte ihn noch zur Bahn. Welch ein Abschied in ihrem kleinen Zimmer, nun wilder Schmerz, nun Glück in Tränen! Wie sie aber hinter seinem Koffer durch die Straßen gingen, waren die Liebenden zum letzten Mal als Kollegen verschiedener Meinung. „So Etwas von Untalent!“ war, halb zankend, halb im Scherz, das letzte Wort Linas, bevor sie ihm, angesichts des Bahnhofes, davonlief. Ihr Röckchen flatterte auf im Frühlingswind und sie war fort. Bei der Ausfahrt des Zuges stürzte sie dann noch draußen an eine Schranke, winkte und lachte. Plötzlich, er schwenkte den Hut noch, drückte sie das Gesicht in das Taschentuch.

Als sie endgiltig verschwunden war, setzte er sich, sah in den blauen Himmel, dachte: „Aus“; und wäre gern traurig gewesen. Aber ihr Bild vor seinem Auge blieb nicht lange traurig; und bald zerging es im Blauen. Da schlug auch schon sein Herz hoch auf. Reisen! Neue Abenteuer, neue Ueber- raschungen der Welt, — und endlich auch die Liebe, die unerhörte, einzige! Sie trägt noch die gleichen Züge, und Dem, der immer und überall gläubig ihr entgegenfährt, wird sie wieder begegnen; so ist es gefügt. Wird ihn entrücken, erhöhen, über alles Maß und Verdienst beseligen, anders, als eine kleine Komoediantin, die einen Winter lang, mit billigen Freuden und unbedeutenden Widrigkeiten, dem Kollegen Kameradschaft hält. Ein schillernder Schleier verheißt das



hohe Nahen, schon grüßt Dich ein Blick, dessen überirdische Farbe Du nie mit Namen genannt hast, und blonder Schein umleuchtet das Glück selbst! Da bliebe wohl Keiner zu Haus, und wär' es der Aermste an Hoffnung. Du aber hast Bürgschaften. Hervor zog er die zwei, nie aufgegebenen Telegramme. Du hast Zeichen vom Schicksal . . . und hast auch den Auftrag, es nun einem Anderen zu sein, dem vielleicht bedeutsam geholfen werden soll, wie einst Dir. Jetzt kannst Du es! Franz Velten befühlte seine Brusttasche. Viel war nicht übrig, seit Lina sich herbeiließ, sie mit ihm zu leeren. „Aber ich habe immer noch mehr Geld, als ich brauche. Wo ist nun der Mensch, dem ich als Retter erscheinen soll?“ Gehoben hielt er Umschau unter seinen Nachbarn; aber es waren gutgenährte Landbewohner.

Dann in den Schnellzug nach München. Da saß vereinzelt eine junge Dame, elegant und von selbständigem Wesen. Freilich verhielt sie sich eher ablehnend, sie dachte wohl nach; jetzt zog sie aus ihrem silbernen Beutel das Portemonnaie und zählte. Sie zählte sogar nochmals. Hierauf sah sie zu Franz Velten hinüber, wie, um ihn verantwortlich zu machen. „Es fehlt Etwas,“ sagte sie bestimmt, „und ich muß durchaus nach Hamburg.“ Er nickte, als habe er nichts Anderes erwartet. „Ich stehe Ihnen zur Verfügung,“ erklärte er ruhig. Sie aber schwieg jetzt und klappte, ohne von ihm wegzusehen, das Portemonnaie zu. Er fürchtete, die gute Gelegenheit zu versäumen. „Ueberzeugen Sie sich selbst,“ (und er holte eilend die Briefftasche hervor) „daß ich durchaus in der Lage bin.“ „Sie sind reich,“ sagte die junge Dame, mit einem leisen Lächeln. „Ich hatte es nicht bezweifelt. Leider darf ich nichts annehmen.“ Und sie rückte in den Winkel.

Er fühlte, daß er sie schonen müsse; sie hätte sonst glauben können, er suche einen Vorwand, dreist zu werden; und damit jedes Mißverständniß fortfalle, erzählte er einfach. Er sagte ihr, wie er damals zu seinem Reisegeld gekommen war, und daß er jetzt nichts natürlicher finde, als ihr auszu helfen. Sie mußte es wohl einsehen, sie kam wieder näher und von den Scheinen, die er hinhält, nahm sie einen. „Aber werden Sie Ihr Geld auch zurückbekommen?“ fragte sie mit ihrer merkwürdig schleierlosen Stimme. „Denken Sie einmal



nach, ob Sie dem Herrn aus Köln das seine zurückgegeben haben.“ Da er bestürzt saß: „Sehen Sie.“ Dazu lachte sie, ein unbestimmbares Lachen, ob bitter oder leichtsinnig. „So wird man durch das Leben. Sie haben noch viel vor sich,“ sagte sie, in einem Ton, ob spöttisch oder zärtlich. Plötzlich gab sie sich einen Ruck. „Nun muß ich Ihnen meine Adresse lassen. Ich bin Lehrerin.“ Ihm gefiel es nicht, so leicht genommen zu werden. „Sind alle hamburger Lehrerinnen so fesch wie Sie?“ fragte er im Ton des Lebemanns. Sie nahm es nicht übel; „kommen Sie nachschauen“; und machte es sich bequemer auf der Bank. Er bot ihr eine Cigarette an, sie rauchte, dabei musterte er sie. Nicht mehr ganz jung, hinter dem kurzen Schleier der Mund, der freilag, schon ein Wenig blaß; aber sie war gut gepflegt, ja, geschmeidig, daß es auffiel. Ob sie Tanzstunden gab? Eine solche Erscheinung ertrug, ohne den Schick zu verlieren, auch die unfrische Federboa und Schuhe, die schon Sprünge zeigten. Auf ihrem kargen Urlaub gab sie sich wohl dem Zug nach Höherem hin, den solche Frauen in sich tragen mochten. Er betrachtete sie mit wohlwollender Kennerschaft, dankbar, weil er so günstig dastand.

Erst spät bemerkte er, daß sie ihn aus den Augenwinkeln prüfte. „Kaufmann sind Sie nicht,“ sagte sie. „Und was sonst?“ Als er sich aber vorgestellt hatte, verstand sie Alles. „Dann haben Sie keine Sorgen. Dann können Sie sogar Ihr Geld verschenken.“ Was sie sich unter einem Schauspieler denn vorstelle. „Sie fahren durch die Welt und nehmen nichts ernst.“ Einer solchen Meinung durfte er mit aufrichtiger Geringschätzung begegnen; er belehrte sie aber nachsichtig. „Auch Unsereins erlebt Manches und sogar schneller als Andere, kann man sagen. Es ist nicht immer leicht.“ Während dieser Worte blitzten an seinem Geist vorbei: der Abschied von der Geck, Lina Geck mit dem Komiker, den ihre Cigarette verbrannte, Lina an seiner Hüfte hingeflossen, in der kalten, verschlossenen Mondscheinmansarde, Julia und ihr Romeo, die Wirtin Wimmer als Megäre und als Opfer, der Held als feiger Mörder, der Direktor, ihn kalt in das Elend stoßend, die Landstraße, von der eine gute Frau ihn auflas, und in ungewisser Ferne der blinkende See, das



dunkle Schiff, darauf vorn sein Ich, umzuckt vom Ungewitter seines Schmerzes, aber auch an der Brücke wieder er, zwei Telegramme in der Hand, und ohnmächtig dahingehend jenes helle Gesicht, das sich noch herwandte, den schon verwehenden Schleier . . . Als es vorbei war an seinem Geist, blieb nur die Frage: Was noch? Ihm schien, Dies sei Alles, was das Leben uns Menschen zu eröffnen habe, und er sei ihm auf den Grund gelangt. Seine Miene sagte es, Mund, Stirn und Auge arbeiteten, für weite Sichtbarkeit, an der Darstellung durchkämpfter Leidenschaft, gewitzigten Weltblicks, reifen Sichabwendens. „Ein guter Schauspieler scheinen Sie zu sein,“ äußerte daraufhin sein Gegenüber. Sie sah vor sich hin, ihre schleierlose Stimme trübte sich nun. „Eigentlich ist es schön“, äußerte sie noch. Begierig fragte er, was. Aufblickend sagte sie: „So viel Ahnunglosigkeit.“

Da hüpfte Franz von seinem Sitz auf. Ob sie denn selbst eine Ahnung habe, was bei ihm Alles vorkomme. Er habe eine ältere Frau ausgenutzt, ja, der Verzweiflung und dem Selbstmord habe er sie zugetrieben. Sein Gegenüber hörte die stolze Selbstanklage gelassen an. „Ich kann mir denken, wer der Ausgenutzte war,“ erwiderte sie. Franz, der errötet war, wollte bekräftigen, aber der Zug hielt an und Leute stiegen hinzu, ein älteres Ehepaar mit gutem Gepäck. Die junge Dame machte das Netz dafür frei, sie beseitigte die neue, gelbe Handtasche ihres bisherigen Nachbars, um eine genau so gelbe hinzulegen, die den neuen Mitreisenden gehörte. Dann setzte sie sich bescheiden und gab sanft die Auskünfte, um die sie gefragt ward. Den Schauspieler, der mitreden wollte, schien sie nicht mehr zu kennen, dagegen berichtete sie den beiden Alten Beispiele ihrer Fähigkeiten als Reisebegleiterin. Jetzt war sie Reisebegleiterin! Franz Velten verbrachte den Rest der Fahrt stumm staunend. Im Innersten empfand er Reue: er hatte schlecht von Frau Wimmer gesprochen.

In München, als er sich empfahl, würde er seine Worte gern noch berichtigt haben, aber die junge Dame hatte vollauf mit dem Ehepaar zu tun, sie winkte ihm nur obenhin. „Vielleicht begegnen wir uns hier.“ Das Hotel, das er auf-



suchte, war besetzt, auch das nächste wies ihn ab; München hatte irgendeine Ausstellung. Nach zwei Stunden, es war Abend, irrte er noch immer durch die Straßen; da rief ihn aus einem Wagen eine Frau: sie, die Lehrerin. Die beiden alten Leute hatte sie untergebracht, „mitsammt ihrer gelben Reisetasche,“ sagte sie, übertrieben munter, und lachte zugleich über die seine, die er immer noch umhertrug. Sie versprach ihm ein Zimmer in ihrer Familienpension. „Aber die ist weit und jetzt hat man Hunger.“ Er stieg zu ihr ein, stürzte im Dunkeln über ein Gepäckstück und fand die Lage, Alles in Allem, seiner nicht würdig. Um sie zu verbessern, griff er, kurz entschlossen, nach seiner Begleiterin und küßte sie heftig. Sie hielt still, dann versetzte sie mit ihrem besonderen Lachen: „Ich habe ja nicht gesagt, daß es kein lustiger Abend werden soll. Warum strengen Sie sich so an?“

Als er schon, seine Tasche in der Hand, das „Künstlerhaus“ betrat, fiel ihm ein, daß er ihr Gepäckstück nicht habe, es lag noch im Wagen. Der Wagen war noch sichtbar, er wollte ihm nach, aber seine Dame hielt ihn zurück. „Ich habe doch nichts gehabt!“ rief sie, geradezu entsetzt. „Sie sind nicht bei Besinnung.“ So mußte es wohl sein, aber es kam durch sie. Ihre Ueberlegenheit und Gewandtheit wirkten verwirrend, ja, hinreißend. Sie hatte ihren langen weißen Handschuh ausgezogen, der Kellner stand noch neben ihnen, da glitt Franz schon mit den Lippen über ihren Arm, wobei er sich geschickter Weise nach dem Handschuh bückte, der dank ihm drunten lag. Sonst war er doch so schlagfertig nicht. Solche Leichtigkeit des Genusses, ein ganzes Glas Wein, ein Witz, eine heimliche Liebkosung, Alles zugleich — ach, Das flog ihm zu, aus diesem unbeschwerten Wesen mit den duftenden Händen, den Lippen, die nun kirschrot schwellten, dem Glanzblick. Glückliche prangende Welt, in die er versetzt war, eine runde, gemalte Laube, darunter kleine Bilder wunderlicher Masken, der Ausblick aber hinweg über hundert festliche Köpfe in eine lange, von Spiegeln umflirrte Galerie, tafelnd bei vielen Kerzen, vor verhängten hohen Bühnenfenstern und zur Musik der Zigeuner. Da sollte das Leben noch Tücken haben, der Erfolg nicht vor Deiner



ausgereckten Hand stehen, der Himmel nicht winken? Hell berauscht, verhaltenes Jauchzen in der Stimme, erzählte er von der glänzenden Saison, die hinter ihm liege, den immer reicheren, die erst kämen. Die Frau gegenüber sah ihm, auf ihre verschränkten Finger gestützt, in die Augen, indes er sprach. Das beschwingte ihn. Er rief: „Wundervoll, daß ich Das bin, Das kann! Mich binden? Unnütz. Mich erwartet die Welt, ich fühle, sie wird mich einst groß nennen. Groß!“ wiederholte er träumend; und eine Gestalt, um die blonder Schein floß, ließ ihm den Schleier entgegenwehen, er spürte das Fächeln.

Die Frau aber, die ihm in die Augen sah, sagte nun: „Bravo! Nur keine Ketten! Was tun Sie mit dem lumpigen Sommerengagement! Der Ruhm ist für Den, der das Leben beherrscht. Kommen Sie mit mir nach Paris!“ Er fragte: „Gehen Sie als Lehrerin hin?“ Worauf sie ihn zuerst nur ansah und dann auflachte. Er lächelte traumhaft zurück. Da packte sie seine Hand und herrschte heiß: „Komm!“ Auch er loderte auf, er rief nach dem Wagen.

Sie gelangten in eine Wohnung, zu der die Frau den Schlüssel hatte. Er wollte nicht fort von ihr; „nicht, bevor Du mein bist!“ flehte er. Sie darauf: „Kind! Hüten Sie sich, Sie brächte ich weit.“ „Das will ich gerade“ „Dann öffnen Sie Ihre Reisetasche!“ Sie schob ihm die gelbe Tasche unter die Lampe des leeren Zimmers. „Oeffnen,“ sprach er folgsam nach und suchte. Hier ist der Schlüssel“; und sie stellte sich ihm gegenüber auf. Er sah sie an, dann wieder in die Tasche, die rot gefüttert war, wie noch nie zuvor. Auch enthielt sie wenig, vom Seinen nichts. Ein schwarzer Kasten, Papiere drin. Obligationen? Was noch, ein Schmuck? Unsicher sah er auf seine Gefährtin. Sie nickte. „Nun weißt Du, daß Du mit mir kommen wirst, wohin ich auch will.“ „Diese Tasche ist nicht meine,“ sagte er ratlos. Sie begegnete ihm fest. „Du hast sie in Deiner Hand getragen und die Marke des Gasthofes, wo Du den ganzen Winter gewohnt hast, klebt darauf.“ Er fragte noch: „Wer hat sie auf diese fremde Tasche geklebt und wo ist meine?“ Da stampfte sie auf. „Dummkopf! In dem Wagen, mit dem ich Dich mitnahm, ist sie geblieben. Und Du gehörst nun mir!“



Ihm stand der Mund offen, aber vor seinen Augen, die an ihr hafteten, klärte es sich. Er sagte suchend: „Sie haben also in dem Wagen meine Tasche mit einer anderen vertauscht, die Sie gestohlen hatten. Sie sind eine ...“. Dies Wort dachte er nur, hinter erweiterten Augen. „Ist es möglich?“ dachte er. „Sie, die dort vor mir steht... Und ich, der doch fast Alles schon erlebt hatte!“ Er senkte die Stirn, beschämt durch sie und ihretwegen. Plötzlich stieg es heiß auf, bis in seine Kehle, er konnte kaum vorbringen, was ihm eingegeben wurde. „Arme Frau!“ Und er reichte beide Hände hin, wie zur Hilfe. Sie wich aber fort wie gestochen. Da ließ er sich, schwer im Kopf von einer ungeahnten Welt, die ihr Chaos auftat, in den Diwan fallen. Zog die Füße auf das Polster. Machte, starr, ferne Entdeckungen. Wie lange später, sank ein Gewicht auf seine Füße. Mühsälig erkannte er die knieende Gestalt, die mit Brust und Armen, heftig durchschüttelt, darüber lag. „Nicht weinen,“ murmelte er. „Schlaf“, es ist wieder gut.“

Er erwachte bei hellem Tag, in einem Zimmer, das fremd und leer war. Es sah umher, kein Gegenstand, der sein wäre. Seine Reisetasche? Plötzlich sprang er vom Diwan, trat unter die Lampe und betrachtete den Fleck am Boden, wo gestern Nacht dies Abenteuer geendet hatte. Nichts mehr, die Frau nicht noch die fremde Tasche mit den Wertpapieren und Edelsteinen. Auch seine eigene blieb verschwunden. Vielleicht war sogar sein eigenes Geld fort? Er zog die Briefftasche: es war da ... und auch ein Papier, das nicht darin gewesen war, mit Bleistift hastig beschrieben: „Ich hatte es mir anders gedacht. Jetzt hätte ich Lust, zu werden wie Sie. Es ist zu spät. Aber ich werde an Sie denken. Wenn Sie einmal traurig sind und nicht wissen, warum, dann seien Sie gewiß, ich habe gerade an Sie gedacht.“

Er trat zum Fenster, der schöne Tag schien ihm beschattet. Nicht lange; die unsichtbare Wolke zerrann schon. Er riß das Fenster fort von der großen Bläue, in die sein Atem, aus emporgewendetem Mund, sich blühend mischte.

München.

Heinrich Mann





## Habsburgs Ende

**A**ls am zweiten Dezember 1848 Kaiser Ferdinand in Olmütz zu Gunst seines Neffen Franz Joseph auf die Krone verzichtete und sich der achtzehnjährige Jüngling bedanken wollte, sagte der Gütige: „Gott schütze Dich. Bleib brav. Es ist gern g'schehn.“ Er vergaß, hinzuzufügen: „Mögest Du auch Glück haben!“ Nichts aber ist dem Kaiser Franz Joseph so treu geblieben wie das Unglück. Sein Bruder wurde hingerichtet, sein Sohn tötete sich selbst, seine Frau, sein Thronfolger und dessen Gattin fielen durch Mörderhand. Als der Kaiser sein Ende nahen fühlte, war sein Reich in einen aussichtslosen Weltkrieg verwickelt und die Auflösung gewiß.

„Viribus unitis“ so hieß der Wahlspruch Franz Josephs; der eigentliche Grundsatz seiner Regierung aber lautete: „Divide et impera.“ Den Forderungen des Tages zu genügen, schien ihm das Ziel der Staatskunst. Er hat klerikal regiert und liberal, absolutistisch und konstitutionell, centralistisch und foederalistisch, deutschfreundlich und deutschfeindlich; seine Lieblingminister mußten zu Allem fähig sein und deckten oft damit ihre Unfähigkeit. Nie wurde aufrichtig versucht, das Nationalitätenproblem dieser neunsprachigen Monarchie ernstlich zu lösen. Immer aber wurden die einzelnen Volksstämme gegen einander ausgespielt. Entstanden in einem czechischen Bergwerk- oder Fabrikbezirk Unruhen, so sandte man oberösterreichische Dragoner hin und der Friede war bald hergestellt. Es giebt kein einfacheres Herrschen als durch Gewalt, keinen überzeugenderen Grund als die Flinte; so lange es geht. Werden die Völker mündig und lassen sich nicht mehr gegen einander als Polizei verwenden, dann zeigt sich, ob der Staat die Kraft hatte, die großen Fragen der Zeit innerlich zu lösen, ob er seinen Bürgern mehr geben kann als die Ruhe des Kerkers und des Friedhofes.

War den Habsburgern im Lauf der Jahrhunderte gelungen, durch günstige Verträge und Eheschließungen, durch List und Gewalt ein großes Reich aus verschiedenartigsten Stücken zusammenzubringen, so konnte diese Macht ihre Daseinsberechtigung auf die Dauer doch nur aus inneren Gründen, aus einem Königsgedanken schöpfen. Als solcher galt



lange der Kampf gegen die vom Osten her andrängenden Türken. Es war eine europäische Aufgabe, in deren Dienst sich die Habsburger um so williger stellten, als sie unter diesem Vorwand von den so oft widerspenstigen Ständen Subsidien und Mannschaften erhielten und damit den Kern eines Stehenden, außerhalb der Kronländer verwendbaren Heeres bildeten. Unter religiösem Zeichen wurde auch die Vernichtung der staatlichen und kulturellen Selbständigkeit Böhmens, Mährens und Schlesiens betrieben. Nachdem man den Czechen ihre Religion, ihren Adel und dessen Güter genommen hatte, hinderte nichts mehr die Errichtung der böhmischen Hofkanzlei in Wien. Weniger erfolgreich waren die Versuche, Ungarn, das die Bedrängniß der Dynastie stets rücksichtslos auszubeuten wußte, ins Reich einzugliedern.

Der weise Palacky, den die Czechen den Vater der Nation nennen, hat gesagt, man müßte die österreichische Monarchie im Interesse ihrer Völker begründen, wenn sie nicht schon bestünde. Den im Südosten Europas vorgelagerten Stämmen den Nutzen der Teilhaberschaft an einem großen Verkehrs- und Wirtschaftsgebiet und doch zugleich die vollkommene Entwicklungsmöglichkeit als freien Nationen zu gewähren: Das wurde zwar als moderner Königsgedanke ausgesprochen, aber in der Praxis nicht ausgeführt. Ungarn wurde den Magyaren, Galizien den Polen ausgeliefert, eine Partei gegen die andere ausgespielt und so überall Eifersucht und Unfriede genährt. Herrschaft durch Unfriedensstiftung war aber nur so lange haltbar, wie Naturalwirtschaft, Mangel an Verkehrsmitteln, geistige Vereinsamung die Völker lähmten. Seit die Dampfmaschine arbeitet, die Eisenbahn fährt, Technik und Handelsbrauch verfeinert sind und ein klassenbewußtes Proletariat im Staat mitwirkte, mußte man dem Geist der neuen Zeit Rechnung tragen. Die allgemeine Schulpflicht, Wehrpflicht und (in gebührenden Abstand) das Wahlrecht folgten. Jetzt wäre die Stunde gewesen zur Lösung des Nationalitätenproblems im Sinn einer größeren Schweiz. Der Thronfolger Franz Ferdinand hat sich eifrig mit diesen Fragen beschäftigt und wollte auch den Ungarn das allgemeine Wahlrecht geben. Gerade er, ein Feind der magyarischen Oligarchie und ein Freund der Slawen, wurde von



Slawen ermordet. Franz Joseph war schon zu alt für eine großangelegte Reform, die auf den Widerstand aller seiner Berater und Pfründenjäger gestoßen wäre. Der Weltkrieg trieb in die geschichtliche Wendung. Die Nationalitäten, mit Ausnahme der Deutschen und der Magyaren, trennten sich von dem alten Stammreich und traten auf die Seite der siegenden Entente. Dieser letzte Schlag blieb dem greisen Kaiser erspart. Wie ihn sein Nachfolger ruhmlos und ideenlos erduldet, darüber ist nichts mehr zu sagen.

Die „Kaiserlichen Räte“ wurden von den Visitekarten gestrichen und die schwarzgelben Briefkasten anders lackiert. Viele begeisterte Republikaner waren außerhalb der Arbeiterschaft noch nicht zu finden. Aber auch kein mannhafter Widerspruch zu hören; von all den Excellenzen, Geheimen Räten, Generalen, den Spitzen und Fruchtnießern des Kaisertums wurde keine ernste Opposition laut. Das schaffende Bürgertum aber war so kriegsmüde, verschüchtert und nach Erwerb hungrig, daß ihm die Frage der Regierungform kaum wichtig schien. Nur Frieden, Ruhe, Arbeit, nur keinen Bürgerkrieg: Das war der Wunsch.

Eine Rückkehr in Monarchie, gar zu den Habsburgern ist ausgeschlossen. Man hört zwar alte Weiber beiderlei Geschlechtes diese Rückkehr prophezeien und daran die Behauptung knüpfen, dann werde das Kilo Kartoffeln wieder sechs Heller, nicht wie jetzt, sechsundsechzig Kronen, kosten. Aber jeder Verständige weiß, daß all Dies eitles Geschwätz ist. Das erbliche Königtum ist eine veraltete Regierungform, der schon an sich der Freistaat vorzuziehen ist. Wo eine alte Dynastie waltet und sich durch der Zeiten Flucht geschlängelt hat oder wo noch naturalwirtschaftlich-patriarchalische Lebensverhältnisse bestehen, mag Alleinherrschaft dauern. Ist man sie aber einmal los, hat man die der Menschenwürde alleinentsprechende Form des Freistaates errungen, dann giebt es kein Zurück, am Wenigsten zu der abgelebten und geistig zurückgebliebenen Dynastie der Habsburger. Je ruhiger sie sich halten, je weniger sie durch Putscherei sich blossstellen, um so besser werden sie dem Andenken ihrer Familie dienen.

Wien.

Dr. Otto Lecher.





Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probesendung. Postfach 2. Hamburg 31.

**Emser**  
**Quellsalz**  
zum Gurgeln bei Katarrhen.

**Bad Kissingen. Hotel Büdel**

gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten von den Quellen. **Bekannt gutes Haus.** Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung durch den Besitzer **A. Büdel.**

# LOUIS MICHEL

Bankgeschäft / Berlin W 56, Französische Str. 29

Spezialzweige des Effektengeschäfts

Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

Die auf 10% für die **alten** Aktien und auf 5% für die **jungen** Aktien festgesetzte Dividende gelangt sofort mit **M. 100,—** bzw. **M. 50,—** pro Dividendenschein bei der **Dresdner Bank**, bei der **Deutschen Bank**, und bei dem Bankhause **von Goldschmidt-Rothschild & Co.** in **Berlin** zur Auszahlung.

Berlin, den 1. Dezember 1921.

**Max Hasse & Comp. Aktiengesellschaft**

Der Vorstand.

Hans Hasse. Kolb. Freund.

## Barmer Bankverein

gegründet  
— 1867 —

**Hinsberg, Fischer & Comp.**

gegründet  
— 1867 —

Kommanditgesellschaft auf Aktien

**Kapital und Rücklagen: M. 260 000 000**

**Hauptsitz in Barmen.**

Niederlassungen in: Aachen, Ahlen i. W., Altena i. W., Andernach, Aurich, Barmen - Rittershausen, Bentheim, Betzdorf, Bielefeld, Bocholt, Bochum, Bonn, Brühl (Bezirk Köln), Bünde i. W., Burgsteinfurt, Castrop, Cleve, Coblenz, Köln, Köln-Mülheim, Coesfeld, Grefeld, Dortmund, Dülmen, Düsseldorf, Duisburg, D. - Meiderich, Emmerich, Emsdetten, Essen, Gelsenkirchen, Gevelsberg, M.-Gladbach, Goch, Greven, Gronau, Gummersbach, Gütersloh, Hagen i. W., Halver, Hamm i. W., Haspe i. W., Heiligenhaus, Herford, Herzogenrath, Hilden, Hoerde, Hohenlimburg, Hückeswagen, Iserlohn, Königswinter, Kohlscheid, Langenberg, Leer, Lennep, Lütenscheid, Lüneburg, Mainz, Meinerzhagen, Menden i. W., Mettmann, Milspe-Verde, Münster i. W., Nevers, Norden, Norderney, Ohligs, Opladen, Osnabrück, Papenburg, Plattenberg, Renscheid, Rheine i. W., Rheydt, Siegburg, Siegen, Soest, Solingen, Schaaksmühle, Schwelm, Schwerte, Steele, Stollberg, Uerdingen, Unna, Vallendar, Velbert, Viersen, Warendorf, Werdohl i. W., Wermelskirchen, Wipperfurth, Wülfrath, Wurselen. — Agenturen: Borkum, Bunde, Dornum, Esens, Hage, Haren-Ems, Juist, Lathen-Ems, Marienhafen, Papenburg-Obenende, Sögel, Weener, Wittmund. Kommanditen: von der Heydt - Kersten & Söhne, Elberfeld, Barmen-U., Cronenberg, Volwinkel, S. & H. Goldschmidt, Frankfurt a. M. Agenten für Holland: von der Heydt - Kersten's Bank, Amsterdam. Keizersgracht 520—522.

Vermittlung aller bankmäßigen Geschäfte. Vermögensverwaltung — Steuerberatung.

An- und Verkauf von Devisen und Valuten auf sofortige Lieferung und Termin. Kurssicherungstratten.

Google

Original from



Soeben erschienen:

# MAXIMILIAN HARDEN KÖPFE

Gesamtausgabe in drei Bänden

Geheftet 150,— Mark, in Halbleinen 225,— Mark

---

KÖPFE I. Inhalt: Der alte Wilhelm — Bismarck — Kaiserin Friedrich — Johanna Bismarck — Richter — Stöcker — Gallifet — Holstein — Waldersee — Ibsen — Zola — Matkowsky — Die Wolter — Mitterwurzer — Menzel — Böcklin — Lenbach.

KÖPFE II. Inhalt: Der junge Wilhelm — Kaiserin Augusta — Nikolaus II. — Franz Josef — König Ludwig — Leo XIII. — Lueger — Briand — Herbert Bismarck — Tolstoi und Rockefeller — König Eduard — Hedwig Niemann — Réjane — Johannes der Täufer.

KÖPFE III. (Prozesse.) Inhalt: Richter Pontius — Therese Humbert — Der Hauslehrer — Das Blumenmedium — Gräfin Kwilecka — Fürst Eulenburg — Moritz Lewy — Hau — Schönebeck — Sternickel — Moltke wider Harden.

---

ERICH REISS VERLAG  
BERLIN W62



**Regina - Palast am Zoo** *Inhaber: Reeg & Arnold*  
*(Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche) Telephon: Steinplatz 9955*  
**Kurfürstendamm 10 und Kantstraße 167-169**  
*Täglich nachmittags und abends:* **Erstes Intern. Kammer-Orchester**  
*Dirigent: Otto Hartmann. Konzertmeister: C. Bartholdy.*  
*Am Flügel: W. Lautenschläger*

## „Ilse“ Bergbau Actiengesellschaft.

Auf Grund des bei den unterzeichneten Banken erhältlichen Prospektes sind

**M. 20 000 000.** neue Stammaktien  
der

**„Ilse“ Bergbau-Actiengesellschaft**  
in Grube Ilse N.-L.

Stück 20 000 über je M. 1000.— Nr. 30 001—50 000  
zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden  
Berlin, Frankfurt a. M., Köln, Hamburg, im Dezember 1921.

Mitteldeutsche Creditbank. Gebrüder Sulzbach.  
A. Schaaffhausen'scher Bankverein A.-G. Vereinsbank in Hamburg.

**Brillanten** Perlen, Smaragde, Perlschnüre  
kauft zu hohen Preisen  
**M. Spitz** Friedrichstr. 91-92, I. Etg.  
zwischen Mittel- u. Dorotheenstr.

Die auf 20% festgesetzte Dividende für das Geschäftsjahr 1920/21  
gelangt sofort bei der Deutschen Bank in Berlin und bei der Bank für  
Handel und Industrie in Berlin, Halle a. d. S. und Sangerhausen zur Auszahlung.  
Sangerhausen, den 3. Dezember 1921.

**Maschinenfabrik Sangerhausen**  
**Actiengesellschaft**

Der Vorstand. Eichel. Stempel.

Für die Bank- und Handelswelt  
ist

**„Die Zukunft“**  
das

**I n s e r t i o n s - O r g a n**

Preis-Offerten und Entwürfe unverbindlich durch die

**Anzeigenverwaltung der „Zukunft“**

Verlag Alfred Weiner, Berlin W 8

— Dr. Hoffbauer's ges. gesch. —  
**Yohimbin-Tabletten**

— Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz —  
**gegen Schwächezustände beiderlei Geschlechts.**

Original-Packg. 50 St. 29,50, 100 St. 58,—, 200 St. 115,—. Literatur versendet gratis

**Elefanten-Apotheke**, Berlin 414, Leipziger Str. 74 (Dönhofsplatz)

Amt Centrum 7192



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

---

XXX. Jahrg. 24. Dezember 1921

Nr. 13

---

## Finstere Weihnacht?

Republik Irland

**D**avid Lloyd George hat Robert Devereux Essex gerächt und die Jubeldepesche, die dem Premierminister stürmischen Dank des fünften Königs George zutrug, überjauchzt den Gedächtnisnachhall der Wuth, die aus den noch immer rothen Löckchen der fast siebenzigjährigen, doch (offiziell) jungfräulichen Königin Elisabeth der ungehorsame Dünkel des liebsten Günstlings aufflackern ließ. Drei Jahrhunderte haben diesen Gedächtnisnachhall kaum zu dämpfen vermocht. Bald nach seiner Enthauptung begann Earl Essex, als Tragoedienheld über die Bretter zu spuken, wurde, als Weiberliebling, von Briten, Franzosen, Italern, Deutschen für die Rampe geputzt, reizte den hamburgischen Dramaturgen Lessing zu langwieriger Untersuchung, tobte zuletzt noch in Laubes Knüppel, dampfpathos sich, in weißem Atlas und schwarzem Sammet, auf Hof- und Stadtbühnen aus und wird dem Theater gewiß auferstehen, wenn Einen, dem selbst nichts einfällt, der inbrünstige Drang nach Tantieme treibt, den bewährten Stoff zu noppen, zu waschen, sengen, walken, moiriren, dekatiren, bis durch solche Appretur dem Marktbedarf Gefälliges hervorgehunzt ist. (Los, Pffiffel! Essex fliegt im Eindecker von Ulster nach London, wird im Panzerauto bis in den zweiten Gefängnißhof geschafft, der ihm heimlich anhangende Chauffeur wirft eine Handgranate, die den Towerkommandanten tötet, die Obersten Hofchargen, Typen zwischen Ramackers und George Grosz, wählen einen Betriebsrath zu



Verhandlung mit der Königin, die am Telephon gerade eine Nachtverbindung erwartet, um die Nottingham auf ihr Lesbos zu laden; und vergesst nicht, Roberts und Southamptons Freundschaft so „erotisch zu betonen“, daß Ihr, wenn irgend ein Rückständiger dagegen muckt, einen „Kampf für die Freiheit der Kunst“, mit zwei Dutzend Gut-Achtern aller Kaliber, führen könnt. Dann strömt die Menge und Ihr dürft die Forderung höherer Platzpreise wagen. Fehlts wo: Shakespeare als versoffener Leiter des Globus-Bordells, nur für Männer, und als Aufbügler der vom edlen Bacon ihm zugeschobenen Dramen wäre auch nicht von Pappe. Lokalfarbe, Erdgeruch, Zeitgemäßes: los! Nie war ein Ding leichter zu drehn.) Wir glauben nicht mehr, wie Thomas Corneille und Lessing, daß Irlands wegen Essex die weltberühmte Mauschelle erhielt und den Kopf verlor, der, als sein eigener, ihm immerhin werthvoll war. Elisabeth schlug seine schönbärtige Backe, weil er, wohl nach hartem Nachtdienst, Ihrer Majestät ins Ohr geschrien hatte, ihr Handeln sei eben so krumm geworden wie ihr dürrer Rücken. Acht Monate danach wurde er, dennoch, zu Bändigung des Irenaufruhrs berufen und an die Spitze der Truppen gestellt, die das frech aufgereckte Haupt der Ulster-Grafschaft Tyrone in Gehorsam ducken sollten. Robert ging ungern. Alles, was für Raleigh, den Vorletzten in Elisabeths Gunst, gewesen war, und, außer Francis Bacon, die ganze Sippe des großen Lord Burleigh, insbesondere dessen gewandter Sohn Robert Cecil, war gegen den neuen Günstling der Alten, die täglich ihren Reiz gerühmt hören wollte. Durfte er sie Monate lang dem Einfluß der Cecils ausliefern? Ganz hatte sie ihm die heimliche Ehe niemals verziehen; und daß er die Anklage, mit vier Hofdamen, immer pünktlich der Reihe nach, intim zu verkehren, nicht widerlegen konnte, erwies, wie lau er im wichtigsten Innendienst der Königin war. Die ehrte in ihm den Entschleierer des von ihrem spanischen Arzt Lopez geplanten Mordanschlages und einen Helden des Krieges gegen Spanien, hatte ihn drum auch, damit Großadmiral Howard im Rang nicht höher rage, zum Marschall von England ernannt; all Dies aber, Wort und Tand, bot keine zulängliche Sicherung gegen die



Gefahr langer Abwesenheit, die von der feindlichen Hofpartei gewiß schlau ausgenutzt würde. Da er das irische Kommando nicht ablehnen durfte, erbat und erlangte er vor dem Abmarsch wenigstens das Recht, stets, in ihm beliebiger Stunde, heimkehren und der Königin persönlich Vortrag über den Gang des Feldzuges halten zu dürfen. Will er ihn lässig führen? Sein Unterführer Harrington wird schmähschlägig geschlagen, vom dubliner Kriegsgericht zum Tod verurtheilt, eben so je der zehnte Mann des verprügelten Corps; und durch Seuche und Desertion schrumpft das Heer auf ein Viertel seines Bestandes. Elisabeth, die rasche Siegespost und (woran ihr nicht wenig lag) kostbare Beute erwartet hat, war schon in Wuth, weil Essex gegen Munster, nicht, dem Befehl gemäß, gegen Ulster, vorgerückt ist; und zieht nun die Erlaubniß zu beliebiger Heimkehr und Immediatvortrag zurück. Sechs Monate nach dem Ausmarsch muß der Marschall den an Heeresmacht ihm überlegenen Grafen von Tyrone um Waffenstillstand ersuchen. Dem weigert Elisabeth die Ratifikation. Nun sprengt Manneszorn alle Bande höfischer Erziehung und Sitte. Essex fühlt sich in Ansehen und Amt gefährdet, trotz dem Verbot, eilt nach England zurück, dringt, mit vertragenem Koller und staubigen Reitstiefeln, morgens in das Schloß, das Schlafzimmer der Königin, die noch nicht frisirt ist, umklammert ihre Füße, lallt (wahrscheinlich), nur die undämbbare Sehnsucht nach ihrem prangenden Leib habe ihn heimgetrieben (ungefähr so stands später in Gnaden gesuchten seiner Schwester): und speist mittags als erlauchter Gast an der Tafel Ihrer Majestät. Doch unaufhaltsam ist seines Schicksals finsterer Abend. Zweimal hat er königlichen Befehl mißachtet. Die in Ueberschätzung seiner Verdienste gedrillte Menge wähnt, an dem schlechten Ausgang der irischen Sache sei der Hof, nicht der vergottete Marschall, schuld. Er muß fallen. Er fällt. Zunächst nur in Ungnade und mildes Urtheil eines Sondergerichtes. Mit der Gunst des eitlen Nochimmerrothkopfes aber verliert er auch die Pfründe, das einträgliche Weingut, die Möglichkeit, sich die hoch gehäuften Schuldenlast zu entbürden, strauchelt in blinde Verzweiflung, daraus in unkluge Verschwörung; und am fünfund-



zwanzigsten Februar 1601 fällt, unter dem dritten Schlag des Scharfrichterbeiles, das schöne Haupt Dessen, den der amtliche, zu Verfahrensrechtfertigung vor dem murrenden Volk bestimmte Prozeßbericht „the late Earl of Essex“ nennt. Elisabeth (Frau Ristori, die einzige große Tragoedin Italiens, gab, seelisch und technisch, ein unvergeßbares Meisterbild der welken, geistig zerrütteten, vom Sexus aus verwesenden Majestät) hatte das Todesurtheil hastig unterschrieben, dann die Unterschrift zurückgezogen, vom Großsiegelbewahrer eine neue Urtheilsausfertigung gefordert, wieder unterschrieben. Raleigh und die Cecils, auch Francis Bacon, der an Essex zum Judas geworden war, konnten aufathmen.

Nichts mir Bekanntes stützt, aber auch nichts stürzt den Glauben, Essex habe mit bewußtem Willen die Niederwerfung der Iren vermieden, deren Keltenseele in wildem Zorn wider England glühte, seit 1171 Heinrich der Zweite in die Grüne Insel eingebrochen war, sie vom vierten Papst Hadrian als Lehen erbeten, sich dreist zum Lord of Ireland ernannt, die Stammesverfassung aufgehoben, die besten Landstücke an seine Barone vergeben hatte. So lange schon, fast achthundert Jahre, glimmt oder prasselt zwischen Kelten und Angelsachsen der Streit. Irlands erste Bedränger, die Normannen, die in der Mitte des neunten Jahrhunderts um Dublin ein Königreich schufen, waren entmacht, seit 1014 bei Klontarf König Brian sie schlug (kein Ahn des Aristeides von heute, der sich aber auch der kelto-gaelischen Kultur näher als der saxo-wikingischen fühlt). Was dem Marschall Essex mißlungen war, gelang elf Monate später einem Dutzendgeneral. Das Heer des Tyroners wurde, trotz spanischem Beistand, in Kapitulation gezwungen, tiefer noch als unter den Heinrichs die Britenmacht in den Boden gerammt und mehr als eine Halbmillion Morgen des Insellandes englischen Siedlern angeboten. Thomas Wentworth, den der erste Karl Stuart zum Earl of Strafford ernannt hat, hält mit tollkühnem Muth und verschlagener Grausamkeit ein paar Jahre lang die Iren in Ruhe. Nach seiner Abberufung und Enthauptung wirbelt die Wuth über den von Jahr zu Jahr frecheren Landraub neue Flammen auf, der Rath kühler Mönche, die ketzerischen



Sachsen wegzujagen, ohne ihnen nach dem Leben zu trachten, wird überhört und zu Tausenden verröcheln die Opfer irischer Rachsucht auf offenem Feld. Die Sonne dieses Erfolges nährt Hoffnung, die zuvor nie ans Licht kam. Nuntius Rinucci hat, im Namen des Papstes, versprochen, nach schroffer Trennung von dem Angelsachsenreich werde Irland die Vorrechte eines Kirchenstaates erlangen. Wie Engelsbotschaft klangs in das Ohr frommer Papisten; und ist eine der Abreißung ihrer Insel günstigere Gelegenheit denkbar als der englische Machtsstreit zwischen Krone und Parlament und die Hinrichtung Karls des Ersten? Keine; wenn nur mit dem Erben des Geköpften und mit dem Statthalter Marquis of Ormond zu rechnen ist. Doch Cromwell selbst wird Lord-Lieutenant von Irland; und die Eisenfaust des Puritaners zwingt, mit Schwert und Feuer, die Rebellen, das ganze Römernest unter Englands Herrscherwillen zurück. Nach neun Monaten ist das Land entwaffnet, gebändigt, durch Blutverlust, Seuchen, Hunger, Auswanderung so geschwächt, daß fürs Erste neuer Widerstand nicht zu fürchten scheint. Was Cromwell zu thun übrig ließ, thaten Ireton und Ludlow; im Sinn ihres Meisters sorgten sie auch dafür, daß immer mehr irischen Katholiken die Erde genommen und, besonders in Ulster, Munster, Leinster, englischen Protestanten gegeben wurde. Fast ein Menschenalter lang währt Kirchhofsruhe. Dann tost ein neuer Blutstrom durchs Land und ergießt sich, diesmal, nördlich von Dublin in den Boyne. Kampf Wilhelms, des dritten Oraniers, und seiner Queen Mary gegen Jakob den Zweiten, der, als frommer Katholik und Schützling Louis des Vierzehnten von Frankreich, außer den Bezirken der protestantischen Siedlerstädte Londonderry und Enniskillen, die ganze Insel für sich hat. Daß ihm, als dem Brecher des Urvertrages zwischen Volk und König, von England die Krone genommen wurde, hebt ihn nur im Auge der Iren. Aber Heer und Flotte der Protestanten sind stärker als die franko-irischen: am Boyne schlagen Wilhelm selbst und Marschall Schomberg den König Jakob und seinen französischen Generalissimus Lauzun; und zwei Jahre danach wird, 1692, die Flotte, die den Stuart an Englands Küste zurückbringen soll, bei La Hogue besiegt



und die Uebermacht Englands (dem, freilich, Niederländer unter dem Admiral Almonde geholfen hatten) zu See noch vor dem Ryswicker Frieden endgiltig gesichert. Unter Denen, die Jakobs Katholikenbegünstigung dem Oranier zutrieb, war Herzog Henry von Grafton, der, selbst Bastard Karls des Zweiten von Stuart (und der Barbara Villiers), in Schombergs bunt gemischtem Heer mitfocht und an einer beim Sturm auf die Stadt Cork empfangenen Wunde starb. Ihn hatte rascher Umblick gelehrt, daß der Ozean die völlige Trennung, der Sankt Georg-Kanal die völlige Einung der zwei Inseln verbiete. Für immer? Wer den Gräuelfilm durchs achtzehnte Jahrhundert weiterkurbeln ließ, wird davon überzeugt. Erdraub und Katholikenverfolgung sind in diesem Jahrhundert das Werkzeug englischer Staatsraison. Der Katholik darf keines öffentlichen Amtes walten, keine Waffe tragen oder bergen; die Ehe, die er mit einem Weibe protestantischen Bekenntnisses schliesse, wäre eben so ungiltig, wie (seit 1727) sein zu Abgeordnetenwahl bereiteter Stimmzettel. Wählen, verwalten, regiren, sich wehren soll nur der von Londons Oraniern mit Ackerland gefütterte, in allerlei Vorrecht gehätschelte Eindringling. Doch alles zu Rachethat wider den Uebermuth dieser Orangemen Brauchbare wird in das engmaschige Netz kelto-katholischer Geheimbünde eingefangen. Die Weißen Kerle, Rechtsbengel, Eichenherzen hielten den Glaubenszorn wach; und die Sucht, Irlands Ackerbau, Viehzucht und Industrie der Gewinn gier des Eroberers zu opfern, war so sichtbar, daß ein von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsender Theil der protestantischen Siedler über die gewissenlose Gunstwirthschaft nicht freundlicher urtheilte als der bedrängte Katholikenschwarm. Zweimal darf Irland von Frankreich Hilfe hoffen: während Nordamerika die Fessel löste, die es an Mutter Britania band, und nach der Französischen Revolution. Die Gefahr des Franzoseneinbruchs erwirkt die Reform der übelsten Gesetze und Verwaltungs mißbräuche. Furchtbar aber enttäuscht die zweite Hoffnung, deren Garben vom Denkmal der Menschenrechte her glühen. Drei Landungsversuche, sogar Hoches, scheitern ertraglos. Der vom Bunde der United Irishmen vorbereitete Aufstand



ist verrathen worden, wird niedergedrungen, mit dem Leben von dreißigtausend Iren und den letzten Bleibseln parlamentarischer Selbständigkeit gebüßt. Die vereinte Weisheit des großen Pitt und des gerissenen Castlereagh umklammert den Knauf des Glaubens, Irland werde sich beruhigen, wenn es kein Parlament mehr habe. Die Finalunion von 1801 giebt den Iren in dem Unterhaus hundert, in der Peerskammer zweiunddreißig Sitze; nimmt ihnen aber die Volksvertretung, die bisher in Dublin tagte. Nimmt? „Die Irenmehrheit hat der Verschmelzung der zwei Parlamente zugestimmt.“ Aus freiem Willen?

Heftig wird die Frage von dem Mann verneint, dessen kühn aus der Barristerrobe aufgereckter Feuerkopf das nächste Halbjahrhundert irischer Geschichte beherrscht. „Erschlichen, durch Bestechung erschachert war Eure Mehrheit“: ruft Daniel O’Connell, der beliebteste Rechtsanwalt Irlands und der beredteste Anwalt irischen Rechtes. Er gründet den Großen Katholikenverein, läßt sich ins Unterhaus wählen, trotzig, als Katholik, von der Eidesleistung ausschließen, erzwingt von außen den Bruch dieses Brauches, sitzt, bald als Erkürter der Hauptstadt Dublin, im Britenparlament, ist von dem Glanz Eines umleuchtet, der Vermögen und Einkunft der Heimathsache geopfert hat, sein Blut, in Zweikämpfen, ihr zu opfern bereit war; und seine mit nie ermattender Kraft ins Volk geschleuderte Losung, nur Widerruf (repeal) der anglo-irischen Union können in Gerechtigkeit führen, wird das aufrüttelnde Stichwort der Massenbewegung. Dublin wählt ihn zum Lord-Mayor, die Heimkehr des aus dem Untersuchungsfängniß Entlassenen wird Triumphzug, das ganze Ireland jaucht ihm zu. Da spricht er den Gedanken aus, nach dem Widerruf der erzwungenen Union werde ein freier Bund Iren und Engländer einen: und von dieser Stunde an tropft sein Anhang mählich ab. Das wilde Jung-Irland fordert gewaltsame Trennung von England, beruft den Nationalkonvent: und weckt, zum ersten Mal, jenseits vom Atlantic, mächtig tönenden Widerhall. Noch ahnt Niemand, daß die Neue Welt die Wende des Irenschicksals bestimmen, erzwingen werde. Unermüdlich aber haben die ausgetriebenen und abgewanderten Iren in den Vereinigten Staaten die Stim-



mung gedüngt und in Beeten gezüchtet; das Elend, die Hungersnoth ihres der Erdscholle beraubten, bis in das Allerheiligste seines religiösen Dranges geknechteten Volkes in so grellen Farben gemalt, daß mancher Anglo-Amerikaner vor der Gluth des ihn umflackernden Nationalhasses erschrak. In Amerika entstand der Schreckensbund der Fenier, wurde eine Regirung der Irischen Republik geschaffen und eifrig nach der Gelegenheit zu Amerikanerkrieg gegen England ausgespäht. Das scheint nicht, ist aber viel wichtiger als die höllisch bunt leuchtende Episode Parnell. Der schart, trotzdem er Protestant ist, im Parlament fast neun Zehntel aller Iren um seine Sturmflagge, stürzt mit den Tories die Whigs, mit den Whigs die Tories, nöthigt sein Homeruleprogramm dem sehnsüchtig nach der Macht langenden Gladstone auf, wird durch die Spaltung der Whigs, den Abmarsch Josephs Chamberlain und der anderen „Unionisten“ von dem Wahn seiner Mehrheitrechnung enttäuscht und, weil Gerichtsspruch ihn des Ehebruchs mit der Frau seines üblen Parteigenossen O'Shea schuldig fand, von Gladstone selbst gevehmt. („Kann ein Ehebrecher Parteiführer und Vertreter eines für Recht und Freiheit streitendes Volkes sein? Nimmermehr. Von allen Kanzeln, aus den Spalten aller für Anstand und Sittlichkeit vor dem Inseratenthail begeisterten Blätter zeterte es gegen den unreuigen Sünder, der schamlos genug war, durch hartnäckiges Leugnen die mitschuldige Frau nicht der Meute auszuliefern. Wie viele Kaiser und Könige, Päpste, Kardinale, Bischöfe Ehebruch, scheusälteste Unzucht getrieben hatten, ohne an ihrer Würde deshalb Einbuße zu erleiden: davon war nicht die Rede. Die gekrönten Freunde der Lichtenaus und der Reiterjungen hatten die Gnade Gottes; und Parnell hatte nur sein Genie. Nach verzweifelter Gegenwehr unterlag der ‚Verbrecher‘. Gladstone, der größte Philister, kam über ihn. Und sein Irenvolk? Wusch die Hände in Unschuld; war des Hirten müde, der nicht willig der Heerde nachtrabte. Völker kennen, wie Kinder, keine größere Lust als die, verhätschelte Puppen nach einer Weile zu zerstören.“ Aus Hardens Apostata.) Auch Parnell hatte die Kernmacht, den Kriegsschatz, von einer Werbereise durch die Vereinigten Staaten heimgebracht, wo Millionen irischer



Katholiken in dem Ketzer seitdem Irlands ungekrönten König ehrten. Die Führernamen wechseln; ungewandelt aber, auf beiden Seiten ungemildert, herrscht der Terror. Im Mai parnellischen Tribunenruhmes wurden im dubliner Phoenixpark Lord Cavendish, das Haupt der irischen Verwaltung, und sein Unterstaatssekretär gemordet. Als Parnells Volksthümlichkeit verbleicht, ist dem neuen Verwaltungschef, Salisburys ungemein klugem und energischem Neffen Balfour, trotz allen Besserungsversuchen im Engen und Kleinen nicht gelungen, in den Flugsand des Hasses irgendwo über den Winter haltbares Saatgut der Gemüthsbefriedung fest einzufurchen; und selbst dieser in Stunden hellen Bewußtseins nur der Vernunft gehorsame Skeptiker lebt unter dem Schandnamen des „blutigen Balfour“ im Massengedächtniß. Gladstone, mit dem Balfour, als junger, in der Debatte bis heute unübertroffener Führer des Unterhauses, noch die Klinge kreuzen durfte, hat in einem „Kapitel aus einer Autobiographie“ erzählt, warum er einst die Entstaatlichung der Anglikanischen Kirche in Irland gefordert habe, und in der „Geschichte eines Gedankens“ die Entstehung, Einwurzelung und das Reifen des Homeruleplanes dargestellt. Seine Gegner hoben lächelnd die Achseln, fragten, wozu der, nach D'Israelis Wort, stets von der Fluth seiner eigenen Sophistenberedsamkeit Trunkene langer Satzreihen, ganzer Schriftsätze bedürfe, da doch offenbar sei, daß er in beiden Fällen nur von dem Wunsch getrieben ward, die Tories zu stürzen und selbst wieder Premierminister zu werden. Das Irrlichteliren des alten Halbkatholiken (Puseyiten) habe ja nur zwischen rascher Gewährung des national selfgovernment und dauernder Anwendung rauhster Gewalt die Wahl gelassen; und von der Aera Gladstone werde drum die Nachwelt den Verfall des Britenreiches datiren.

Die Prophetie war falsch; richtig aber die Voraussicht, daß der Homerulezwist das ganze Antlitz der englischen Politik verändern werde. Nicht mehr Tories und Whigs, Konservative und Liberale standen einander gegenüber, sondern, seit nun fünfunddreißig Jahren, Unionisten und Homeruler, die, Beide, je nach dem Mehrheitbedarf, sich den Iren verbündeten. Vor vierzehn Monaten, als der irische Dichter, Bürgermeister von Cork, in Waffen ergriffene Rebell Terence



Mac Swiney im londoner Brixton-Gefängniß sich durch qualvollen Hunger gemordet hatte, erinnerte ich an eine aus dem Schoß der Grünen Insel erblühte Legende. Auf Golgathas kahler Höhe habe ein irischer Krieger den Heiland vom Kreuze zu lösen versucht und sei, mit gezücktem Schwert, in zornigem Eifer dann zwischen die Schächer und Knechte vorgestürzt. Aus den Nägelwunden aber fiel vom Blute des Gekreuzigten ein Tropfen auf die Faust des Wüthenden: und dieser eine Tropfen aus Duldersader entballt sie, daß ihr das Schwert entsinkt; und in dem Herzen des Kriegers stirbt jeder ungestüme Drang, jeder Trieb zu Rächung des Unrechtes. Lebt, fragte ich, der Geist dieser Christlegende nicht mehr in Irenseelen? Einsam könnte, nach völliger Trennung von England, ihre Insel nicht gedeihen. Für ein Ideal, nicht für ein Phantom, wollte Mac Swiney sein Leben auf den Opfertisch werfen. Sieht ihn Irland am Kreuze, so fühle es auf seiner Hand auch den Tropfen, der Rachsucht wegspült. Durch ein hunderttausendköpfiges Menschengespäth wurde, in einem von der Fahne der Irischen Republik umhüllten Sarg, der Leib des Martyrers, der am vierundsiebzigsten Hungertag verschmachtet war, zur letzten Ruhstatt getragen. Irische Freiwillige, einer nach dem Gesetz hochverrätherischen Armee Angehörige, umringten den Wagen, auf dem die Leiche des, nach der Flaggeninschrift, „von Feinden in der Fremde gemordeten Brigadegenerals der Republik Irland“ ruhte; und in unabsehbarem Zug folgten die aus der Heimath abgeordneten Wollensgenossen dem toten Führer. Der thront als Heiliger in irischen Eisenherzen; von den Kugeln und Handgranaten seiner Rächer fallen täglich englische Offiziere und Wehrmänner: und in Englands Hauptstadt blößen vor seinem Erdrest Hunderttausende das Haupt. Hinter dem Sankt Georg-Kanal überlebte noch Rachsucht. Doch Irlands Ueberwinder schien bereit, für die Veröhnung hohen Preis zu zahlen. Nur in England, so rauschte es stolz damals durch die Britenpresse, ist solche Bestattung eines Mannes möglich, der gegen den Reichsbestand die Waffe gehoben hatte. Die drei Sprecher des rebellischen Sinn Fein, die im April 1919 aus Amerika nach Paris gekommen waren, um von der Friedenskonferenz die Lösung



des Irenproblems zu fordern, wurden von dem Präsidenten Clemenceau angeknurrt, von dem Präsidenten Wilson auf den Völkerbund vertröstet und mußten, da Herr Lloyd George, nach allem in der Kriegszeit von Irland Unternommenen und Geplanten, einen Wuthausbruch der noch reizbaren Oeffentlichen Meinung Britaniens scheute, sich in Gespräch mit dem General Jan Christian Smuts, dem klug nach Gerechtigkeit strebenden Premierminister Südafrikas, bescheiden. Der hat später auch mit dem Mathematikprofessor De Valera, dem Sohn einer Iren aus der Ehe mit einem Hispano-Amerikaner, verhandelt und ihm das erreichbare Ziel gezeigt: die Hebung in den Rechtsrang der großen Dominions, „die nicht nur im British Empire, sondern auch unter den Weltvölkern mit England gleichberechtigt sind“. Als Präsident der Irischen Republik hat Herr De Valera am siebenzehnten August 21 in Dublins Mansion House den Dail Eireann eröffnet, das hundertdreißig Abgeordnete aus den Süd- und Westgrafschaften vereinende Rumpfparlament. Die schwierigsten Klippen dräuten vor der Frage nach dem Huldigungsgelübde, das die Iren an den König Britaniens bindet, und vor der Verständigung mit Sir James Craig, dem Vertreter dernordirisch-protestantischen Grafschaften von Ulster. Schon aber war auf ihre Umschiffung zu hoffen. „Bleibt die Einheit der Wehrmacht (Flotte) und Diplomatie gesichert, dann wird selbst der Eigensinn des Walisers Lloyd George der Dominion-Home-Rule sich nicht länger entgegenstemmen. Knickern darf England nicht mehr: denn erst die Beruhigung Irlands, dessen ausgewanderte Söhne in den Vereinigten Staaten eine Großmacht sind, ermöglicht die Freundschaft mit Amerika, die das Hauptziel britischer Politik ist oder morgen werden muß.“ („Zukunft“ vom sechsten November 20.) Drei Wallisern ist das schwere Werk gelungen: Herrn Lloyd George, dem australischen Premier Hughes (auch die Ahnen des amerikanischen Staatssekretärs gleichen Namens kamen aus Wales) und dem tief in Irlands Erde eingewurzelten Publizisten Arthur Griffith, der um die Jahrhundertwende neue Formen passiven, also nicht leicht strafbaren Widerstandes gegen die englische Herrschaft gezeigt, die Fahne von Sinn Fein geißt hatte, der Lehrer des heim-



gekehrten De Valera geworden war und ihn, wie nun offenbar wird, als Staatsmannskopf noch immer hoch überragt. Ein nüchterner Politiker ohne „panache“, ohne Freude an glitzernder Rhetorik und Massenaufzügen mit Musik und Fahnen. In seinem kleinen, wenig gelesenen, selbstherrlich, ohne feige Schonung von Mitarbeitern und Abonnenten, geleiteten Wochenblatt, das, wie vor achtzig Jahren Mitchells, „United Irishman“ hieß, mahnte er unermüdlich die Volksgenossen, ihr Vaterland als eins von unübertroffener Eigenart, unverwelklicher Keimkraft zu empfinden, zu hegen, nur, wo es irgend möglich ist, seine Produkte zu kaufen, seine gaelische Sprache, die keltische Mundart, in der Ossian seine Lieder sang, zu lernen, niemals sich in den großen Strom des Angelsachsenthumes zu verlieren. Dieser schwächliche, kurzsichtige, fast dürftig hausende Mann hatte den Muth und die Größe, um den Preis seines Erfolges und seiner „Beliebtheit“ sich das Recht zu Aussprache des ihn richtig Dünkenden zu wahren. Nie hat er, Beifall oder Gunst zu erlangen, die Ueberzeugung gebügelt, gefältelt. Ob er seine Stunde erleben werde, wußte er nicht. Fand sie ihn lebend, so sollte sie ihn makellos, in würdiger Bereitschaft finden. Er hat den Pakt des Davidbundes unterschrieben, an dem der Demagogendrang De Valeras noch allerlei schlimmen Fehl rügte; und ist heute der Vormann im eigentlichen Sinn der Schöpfer des Irischen Freistaates.

Wer bedenkt, daß noch 1913 das englische Oberhaus die sanfte Home Rule Bill des Herrn Asquith ablehnte, kann, nur er, den Umfang des von den Iren eroberten Geländes ermessen. Unermeßlich sind noch die Folgen des Friedensschlusses, dem selbst der Unionistenführer Bonar Law, der Sohn des Home Rulefeindes Chamberlain freudig zugestimmt, Australiens und Kanadas Parlament, Amerikas Sinn Fein laut zugejauchzt hat. Acht Jahrhunderte lang hat Sachsenblindheit die Vernichtung der irischen Kultur, Sprache, Land- und Stadtwirtschaft erstrebt. Irland sollte eine Kolonie, die nächste, sein, deren Erde von England beherrscht, nur zu Bereicherung Englands ausgebeutet wird. Ein nahes Kleinamerika; ein helleres, aber auch viel ärmeres Indien. Washingtons Amerika brach die Sklavenkette; und in Downingstreet mögen Aeltere sich noch erinnern, daß schon in Gladstones Tagen, 1886, im



„Indian Spectator“ gesagt wurde, der Gang der indischen Staatsentwicklung werde dem irischer ähnlich sein. Schon hat Indien ein Stück Selfgovernment erlangt; und der Rebell Gandhi kann noch ein Griffith-Schicksal erleben. Jetzt erst hat England den fruchtlosen Versuch zu Unterjochung, zu Provinzialisierung Irlands aufgegeben. Zum ersten Mal wird die Grüne Insel, das alte Erin wahrhaft frei. Denn trotz grauer und grellbunter Ueberlieferung von der Pracht seines Heerkönigthumes, als dessen hehrster Held Brian Born in Tarathronte, von der Herrlichkeit seiner Theilfürsten, Druiden, Rechtshüter, Barden, wars immer, im Lauf der wirrsten aller Europäergeschichten, das Siedelgebiet und Beuteland Fremder: Römer, Skandinaven, Normannen, Angelsachsen. Unverwischlich aber blieb die Eigenart dieses Volkes und unbrechbar seine Kraft, die Eindringlinge in das Gesetz und den Rhythmus seines Wesens zu zwingen. „Wer als Normannenbaron mit blankem Schwert unseren Boden betrat, wird es bald, als Irenrebell, gegen England heben“: raunt ein altes Inselspruchwort. Jonathan Swift und Oliver Goldsmith, Arthur Griffith und Bernard Shaw (von den Dichtern nur Sheridan und Wilde nicht) stammen aus Britengeschlecht: und scheinen mit allen Wurzelfasern doch der Irenerde verbunden. Lord Edward Fitzgerald, der als Englands Gefangener starb, weil er versucht hatte, mit der Hilfe des revolutionären Frankreich den Engländern Irland zu entreißen, war ein Enkel der Wikingnormannen, deren Erobererfaust den irischen Bauern die Erde nahm. Auch in Amerika hat die Dauerbarkeit des irischen Kelten und seiner Fähigkeit zu Assimilirung oder Aufsaugung fremden Volksthumes sich bewährt. Dem Britenreich gab er selbst in der Knechtschaft viel; nur, freilich, was ein unterdrücktes, stets nach Gelegenheit zu Befreiung auslugendes Volk zu geben vermag: große, drum nützliche Gegner, starke Satiriker, von Swifts unsterblichem Genie bis auf Shaws schillernde, allgemach überspitzte Talente, wuchtig schreitende Führer der Opposition, Jesaias und Jeremias. Niemand kann sagen, was von dem freien Irland zu erwarten wäre. Hier ist nicht ein Polen, das nach langem staatlichen Erlebniß zerstückt, verschüttet, eingescharrt wurde und aus der Gruft nun auferstand. Alles müßte hier neu, ohne Grund-



mauer und Stab der Tradition, geschaffen werden, wenn der zähe Widerstand De Valeras und seiner Unversöhnlicher überwunden und, im achten Jahrhundert, den Boden der Keltensinsel zum ersten Mal von Englands Truppen befreit würde.

Umordnung des englischen Parteiwesens (die nicht Rückbildung zu sein braucht) wäre die erste Folge. Die Scheidung in Unionisten und Homeruler hätte keinen Sinn mehr; und da die Iren nur noch in ihrem dubliner Parlament und in der Reichskonferenz Sitz und Stimme hätten, wäre Konjunkturbündelei mit ihnen fortan unmöglich. Der Traum Randolphs Churchill (des Vaters, der, scheint mir, D'Israelis einziger Erbe war) von der „Tory-Demokratie“ könnte Wirklichkeit werden und, bis tief in die Gewerkschaften hinein, alle werdender Pflicht Bewußten in eine breite Arbeitsgemeinschaft binden, die das über fünf Erdtheile gestreckte Reichsgeschäft mehr, als in Chamberlains Greater Britain, in der Völkerbundesvormacht der Grey, Smuts, Balfour zu hoffen war, erleichtern würde. Nicht nur das Verhältniß zu Amerika, Australien, Kanada, Neuseeland, Südafrika wäre gefestigt: auch das zu Frankreich. Die Entente Cordiale, die in kurzem Abstand auf den französischen Burentaumel und den Sudanstreit folgte und ein Nothbund gegen berliner Drohgefuchtel war, eine Brücke nach Rußland werden sollte, läßt Deutsche immer wieder vergessen, daß zwischen den Kanalanrainern Jahrhunderte lang Feindschaft, zu Krieg gerüstete und bereite, der Dauerzustand war. Und stets hakte die Franzosenhoffnung sich in die Oese des Irengrolles. Der vierzehnte Louis wollte „die Verwandten erlösen“, England durch Abtrennung Erins schwächen und in dem Keltenvolk der Grünen Insel einen von fremder Lockung nicht verführbaren Bundesgenossen erwerben. Dem selben Zweck diene das Unternehmen Hoches, das wie die Armada des spanischen Philipps scheiterte, die Landung des Generals Humbert, der die Irische Republik gründen wollte, doch mit seinem Pronunziamento nur die Verhängung des Standrechtes und noch härterem Machtdruck erwirkte; und knirschend zieh, in Longwood, der gefesselte Bonaparte selbst sich des Fehlers, vom Nil aus, nicht im Georgskanal, die Zähmung des Britenleu versucht zu haben. Als Republik und Dominion



ist Irland ein festerer Tragbalken franko-britischer Freundschaft, als Kanada je werden konnte, an dem die schmerzende Erinnerung haftet, daß es mit seinem Reichthum, seinen Entwicklungsmöglichkeiten dem Franzosenreich entglitt, weil dessen blindem Lilienkönig eingeredet worden war, die „paar Schneefelder“ (quelques arpents de neige) seien keines Kraftaufwandes werth. Noch tobt, während ich schreibe, im Dail Eireann Mr. De Valera, der als Rebellenführer und Rugbyspieler größer schien, wider den „schimpflichen Vertrag“; unwahrscheinlich ist aber, daß er auf die Länge gegen Griffith und Collins, den Generalissimus der Republik, siegen werde. „Unsere Vorschläge lassen Irland die vollkommene Freiheit im Rang der Dominion, sichern es vor englischer Herrschaft (die wir nicht erstreben) und bedrohen keins seiner nationalen Ideale. Nie bot sich, in seiner ganzen Geschichte, dem Irenvolk solche Gelegenheit. Das aufrichtige Sehnen nach dauerndem Frieden trieb uns, so weit zu gehen; aber die Grenze ist erreicht.“ Das schrieb, vor vier Monaten, der Britenpremier. Wenn Uebermuth jetzt mehr heischte, als das Imperium ohne Selbstzerrüttung gewähren kann, müßte die den Iren günstige Amerikanerstimmung jäh umschlagen: und das Irland, von dessen Sache Amerika sich abgewandt hätte, braucht der Brite nicht zu fürchten. Und Ulster? Ihm bleibt die Wahl frei, ob es, mit sorgsam geschütztem Sonderrecht seiner Religion, in den südlichen Freistaat eintreten oder seine Selbständigkeit wahren will. Die Schwierigkeit (schon die des Betrachters, den wirklichen Zustand zu erkennen) ähnelt der Oberschlesiens. Wie dort die eingewanderten Preußen, so haben in Ulster die normanno-anglischen Eindringer, die Enkel der eisernen Cromwellkrieger, die Söhne der Orangemen, Städte und Industrie geschaffen, die Eingeborenen von der Scholle gedrängt oder in Knechtsdienst gezwungen. Sie dürfen sich die Schöpfer des Wohlstandes und der Kultur nennen, doch nicht verschweigen, daß nur das Recht roher Gewalt diese Schöpfung ermöglicht hat. Und wie im industrialisirten Oberschlesien unter der deutschen Herrenschaft von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Gekribbel des polnischen Arbeitervolkes kräftiger, nicht lauter nur, wurde, so erstarkte auch in Ulster das schwellende Heer irischer



Industriefroner. Die sind den anglisirten, von ihrer Arbeit bereicherten Städten unentbehrlich und werden, als Katholiken und Kelten, die innere Einung der Republik vorbereiten, deren protestantische Bürger bald froh sein werden, wenn ihr Glaube, Landbesitz, Gewerberecht nicht angetastet wird. Der Kampf um das Werkzeug zu Produktion, um Gewinnantheil, Besitz und Bestimmungsrecht wird den religiös-politischen übertönen. Für Großbritannien (England und Schottland), das eine Aufruhrsprovinz, eine unlöschbare Brandstatt verliert und einen Gefährten von unverbrauchter Jugendkraft findet, ist ein ungeheurer Machtzuwachs, in jedem Fall Genesung von saekularem Wundfieber. Und Herr Lloyd George kann nach fünfjährigem Ministerpräsidium auf einen Bilanzgewinn blicken, wie nirgends je ein Staatsmann seinem Land einen erworben hat. Den dankt er nicht nur seiner genialen Verhandlerkunst, die ihn zum Schöpfer und Meister einer neuen Konferenzart, als eines zuvor unbekannten Instrumentes der Politik, vorausbestimmte, sondern auch dem in Erlebnis geläuterten Trieb seines Gewissens. Erinneret Euch, mit welchen Schreckensmitteln, Zerfetzung, grausamem Ausnahmerecht, Aechtung unsere civilen und militärischen Stümper für den Fall deutschen Sieges Elsässer, Lothringer, Polen, Dänen bedrohten. Nach triumphalem Sieg bietet England den Iren, die es nicht mitzukämpfen zwang und die hundertfach des Hochverrathes, der Rebellion im Krieg schuldig wurden, würdigen Frieden, schrankenlose Freiheit. Weil es erkannt hat, daß die dazu verpflichtende Stunde schlug. Halbt unserem Ohr auch diese Lehre vorüber?

### Dysangelien

Statt die Bedeutung des Hauptwerthe der Politik umwerthenden Vorganges aufzuhellen, fütterte die Presse uns zwei Wochen lang mit Berichten über den langweiligsten, unnöthigsten, ertraglosesten aller je geführten Strafprozesse. Oft rieth ich, die Jagow und Genossen laufen, die Bauer, Ehrhardt, Kapp, Lüttwitz, Pabst, Schnitzler heimkehren zu lassen, rechts und links allen Hochverrathssud, der nach zwei Dutzend hochverrätherischer Staatsumsturze ranzig stinkt, mit dem Scheuerlappen breiter Amnestie wegzuwischen. Da-



zu fehlte oben, wieder einmal, die Civilcourage. Nun hat das leipziger Späßchen einen Marknotenbergr gekostet; und als Ertrag bleibt uns das Bedauern, daß Fachmänner vom Schlag des Strafgesetzkomentators Ebermaier und des Rechtsanwaltes Grünspach von solchem Quark Wochen lang nützlicher Berufsarbeit entzogen wurden. Da ein sozialdemokratischer Professor, der den ehrlichen, armen, in Krankheit gepeinigten Kommunisten Erich Mühsam, seinen Schulfreund, in dem (bayerisch offiziell „Festung“ genannten) Massenkäfig Niederschönenfeld besucht und von Herrn Schiffer lobesam gründliche Nachprüfung der in dem Buch „Zwei Jahre Mord“ belichteten Verbrechen gefordert hat, jetzt auf dem Stuhl des Reichsjustizministers sitzt, durfte der ihm unterthane Oberreichsanwalt, selbst wenn ers gewollt hätte, die Stacheln nicht bergen; mußte mindestens sagen, daß andere Putschmacher, die vor Gericht sich auf das Gebotdrängen der Ueberzeugung beriefen, in seinem Urtheil hoch über den „Feudalen“ stehen, die auf der Angeklagtenbank das fromme Popoköpfchen verfolgter Unschuld hißten. Sonst aber . . . Excellenz hier, Excellenz dort. „Darf ich mir die Frage gestatten, ob . . .?“ „Wenn dieser Punkt schon aufgeklärt wurde, bitte ich um Entschuldigung.“ Konversation; nicht Verhör. Jeder Angeklagte und Zeuge hat das Recht auf würdige Behandlung. Ob der zu Vernehmende Minister oder Barbier, General oder Stiefelputzer ist, darf in Wort und Ton des Richters nicht fühlbar werden. Ausländer, die zugehört hatten, spotteten: „Komoedie! Damit nur ja nichts Unbequemes herauskomme, ließ man Jeden sein Sprüchlein ableiern, faßte Keinen rauh an, umschlich heikle Fragen, protokolirte nicht einmal die verdächtigste Aussage. Wo ist der deutsche Briex, der Eure ‚Rothe Robe‘ schreibt!“ Ich glaube nicht an bewußte Absicht auf Rechtsdämpfung. Kein anderes civilisirtes Land hat eine so traurig haltlose, von Vorurtheil in Zufall stolpernde Strafgerichtspraxis wie Deutschland (fast jede weithin hörbare Hauptverhandlung, wider Erzberger, Hölz, die Schupogiganten, Grupen, beweist es); und die zu Revision der Rechtsanwendung berufenen Senate des Reichsgerichtes sind zu Thaterforschung selten noch tauglich. Niemand darf den darin Sitzenden den



Willen zum Recht absprechen; Niemand aber auch darob staunen, daß der ungemein tüchtige Landwirth Wangenheim, sogar der bethuliche, seines Liebreizes allzu gewisse Traugott Jagow (der, rund heraus, als berliner Polizeipräsident nichts geleistet, nicht das Kleinste gebessert, nur durch koketten Zungentrab Ruhm geerntet hat), ihrem Nationalempfinden näher ist als irgendein Kommunist und daß diese Gefühlsverwandschaft selbst in dem von der Schuld eines Kappiden leidig Ueberzeugten die Haltung, innen und außen, bestimmt. So, Senatores, gehts nicht. Die Eröffnung des Hauptverfahrens ablehnen oder gerade diese verwöhnten, allzu lange privilegierten Herren nicht sanfter streicheln als den armsäligsten Erdarbeiter. Denn erst, wenn sie sich „nur in Gottes Hand“ fühlen, schmilzt die Kruste ererbten, erwöhnten Dünkels; die Selbstsicherheit vertröpfelt und sie sagen mehr, als gewollt oder verabredet war. Und just dem Zeugen aus dieser Gesellschaftschicht muß die Pflicht und Gefahr des Eides ins Bewußtsein gehämmert werden; sonst schlendert mancher im Wahn der Unantastbarkeit den Weg Philipps Eulenburg. „Schon das wissentliche Verschweigen Ihnen bekannter Thatsachen könnte Sie, Herr Zeuge, in die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung bringen.“ Das hätte Gedächtnißriegel gesprengt. Wurde aber nicht versucht. So brachten denn zwei Verhandlungswochen nichts Neues, gar nichts, ans Licht. Die Angeklagten kannten das Ziel des Häuptlings Kapp nicht, wollten nur die weimarer Verfassung schützen, waren Handlanger, nie Führer; sind also unschuldig und würden, wenn das Gericht sie für schuldig hielte, durch die Amnestieverheißung gedeckt. Eroica... Die kaiserliche, die republikanische Garde: Teigmannchen aus dem selben Mehl. In dieser Marcia funebra wirkt General Von Seeckt, der zum Frühstück Bolschewiken verschlingt und bis gen Abend dann „den Tag“ vorbereitet, wie ein kluger Alt-römer. Er hatte den Muth, noch am neunzehnten März 20 dem Kapitän Ehrhardt seines Vertrauens, den Führer und die Brigade seiner Dankbarkeit zu versichern und ihm zu schreiben: „Ich sage Ihnen zu, daß ich mit meiner Person dafür einstehe, daß ein gegen Sie angeblich erlassener Haftbefehl nicht ausgeführt wird, so lange die Marinebrigade



unter meinem Befehl steht.“ Kalt, leis, alle Fenster des Wesens, die Luken sogar dicht verhängt, Octavio als preußischer Generalssohn und Oberbefehlshaber in einer („Du lieber Himmel, wenns den Leuten Spaß macht!“) Republik: der Einzige, der gefährlich werden könnte und der zu rechter Zeit sich von der verwegensten Stoßtruppe der Reaktion Heeresfolge gesichert hat. Alles Andere streift die blutrünstige Burleske. Nur in einer von solchen Ministern, Parteiführern, Prätorianern, Zeitungsmächlern betreuten Republik konnten solche Monarchisten Unfug anstiften. Dem Großmaul, das in Leipzig Cromwelltöne rülpste, schlotterte im berliner Kappmärz der Unterkiefer und noch tiefer war die Heldenhose „jestrichen voll“. Ungefähr so müßte der Staatstreich Papagenos gegen den Präsidenten Monostatos aussehen. Nirgends vornan ein Kerl, nicht mal ein Martyrchen; und Herrn Ehrhardt, der als ein furchtloser Lagergott thront, läßt die Jammerregierung den Haftbefehl durch die Post zustellen und ihr Generalissimus als einen unschädlichen Papierfetzen ankünden. General Lüttwitz wäre, mit seinem noblen Greisenkopf, in diesem edlen Kreis noch die würdigste Gestalt und hätte sich wohl ernsthaft gewehrt, wenn er als rabiater Verfassungswächter und erzrepublikanischer Lausknicker vom Kameraden Ludendorff hingepinselt worden wäre. Dessen Aussage muß in den Berichten entstellt worden sein. Dicht neben dem Haus, wo er, in Newmans Wohnung, saß, war Kapps Werkstatt und Werbebureau. Die Zwei schienen eng assoziiert, ließen sich gemeinsam, manchmal mit dem Freiherrn von Wangenheim als Drittem im Bund, von Wirtschaftkundigen die nächsten Aufgaben der Finanz-, Export- und Sozialpolitik erläutern („sie lernen regiren“: hieß es); und als der Putsch mißlungen war, tadelten Grämliche den General, der sich, wie anno 18, von Verantwortlichkeit und Gefahr weggedrückt habe, erwiderten die ihm noch Anhänglichen, von vorn herein sei ja ausgemacht worden, daß „Erich“ erst vortreten dürfe, wenn Rückschlag des Glückspendels nicht mehr zu fürchten sei. Was der Prozeßbericht meldete, klang, als habe General Ludendorff von dem Plan Kapps kaum mehr gewußt als Einer, der fernher die Glocke läuten hörte. Nach der Angabe der ihm Nächsten war er, vor



und nach dem Großen Wecken am Brandenburger Thor, Mitbereiter, Hirn und Hort des Unternehmens, das scheitern mußte, weil in der Schicksalsstunde diesem Hirn, wie in Avesnes, sich kein fruchtbarer Gedanke entband. (Großes Technikerkönnen in einem Dutzendgeist genügt nicht zu Führung ins Weite.) Undenkbar ist auch, daß der Zeuge Ludendorff von dem vielerwähnten Herrn Schnitzler als von einem ihm flüchtig Bekannten und einem „Wirrkopf“ gesprochen habe. Das ist dem „finanziellen Fachmann“ der antisemitischen Kappiden zuzutrauen, dem pfiffigen Geschäftswitterer Samuel Marx, der, weil er vor fast einem Vierteljahrhundert ein Weilchen das höchst wichtige Amt des oldenburgischen Konsuls in Danzig verwaltete, noch heute, immerhin also länger als die Erben römischer Königsmacht, Konsul heißt. Der durchaus arisch blonde Herr Karl Schnitzler aus Sigmaringen ist nicht Doktor, hat nie eine Hochschule besucht, sondern (was ihn ehrt) sein ansehnliches, ein Bischen bunt gesprenkeltes Wissen, Philosophie, Juristerei, Geschichte, als armer Zahntechniker selbst sich, aus Büchern, erworben. Er war Geheimanwalt des Romanschreibers Landsberger und des jungen Herrn Thyssen, Leiter einer Wochenschrift, die nicht leben konnte, Bewunderer, dann Verächter Erzbergers, den er als Privatsekretär des Grafen Oppersdorff und Mitredakteur des hyperkatholischen Kampfblattes „Klarheit und Wahrheit“ hitzig befehdete, mit dem Abgeordneten Korfanty intim, in der Kriegszeit ein kühler Zweifler an dem Segen ludendorffisch ausschweifender Strategie; und kam dann, im Dunstkreis der Division Lüttwitz, in regen Verkehr mit dem Oberst Bauer, half dem General Ludendorff bei der Fertigung und Korrektur des ersten, auch, vielleicht, des zweiten Wälzers, wechselte als ein Vertrauter aus einem ins andere Haus der Victoriastraße. Berlin ist dem flink auffassenden, scharfsichtigen und auf seine Art fleißigen Mann nicht gut bekommen. Als ein Orakel, einen zuverlässiger Führer durch Dickicht der Politik konnten den verleiteten Büchermenschen nur die unwissend Trägen bestaunen, die schon ihr Mangel an Bildung, Urtheil, Instinkt als einer absterbenden Kaste zugehörig erweist. Nur gerade ein Phantast, unklarer Projektspinner, Wirrkopf ist der anti-



wilhelmisch ernste Sigmaringer nicht, der kleine Geisteslegate von Eckermann und Gentz, aber auch von Vansen und moderneren Volksanwälten empfing. Hätte seine Mutter, eine in Demuth prächtige Dorfsinnirerin, das zu Studium nöthige Geld gehabt, ihr geliebtes Sorgenkind wäre ein in jedem Belang ordentlicher Professor geworden. Nun wurde ein nicht ganz beschlagener Tesman, der auf Löwborgs Weg strauchelt, doch nicht in Schönheit sterben, sondern genüßlich leben will. Ein Schnitzler, dems noch mit knurrendem Magen Freude bereitet, aus fremdem, nicht selbst geschaffnem Stoff allerlei Nettes oder Boshaftes zurechtzubasteln. Doch in das Bild harmlos scheuer Lämmlein, das in Leipzig ausgestellt werden sollte, taugte eben der Wirrkopf. Und kein Senatus beschnüffelt so hübsches Gemälde.

Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper . . . Wozu das Spektakel eines Strafverfahrens, dem neun Zehntel aller Richter, Edelmannschaft, Bürger hellen, irgendwie von Recht oder Rechtsschein zu sichernden Ausgang wünschen? Wärs anders: der Herr in Huis Doorn hätte nicht gewagt, seine „Geschichtstabellen“ und seinen Theaterbrief an Herrn von Hindenburg ans Licht zu bringen. Hundertmal, auch durch Wilhelms eigenes Zeugniß, widerlegten Schwatz; der aber, ein paar Wochen nach der Verkündung des von Bismarck dem Reichsverderber gesprochenen Urtheiles, Millionen deutschen Menschen wie Evangelium durchstrahlt und gepredigt wird Nur, wenn die Schande dieses Treibens, das Geschimpf Eines, der an drei Höfen um Schonung, um Schutz vor Auslieferung wimmern ließ, dem deutschen Volk draußen neuen Groll zeugt, muß der Ekel überwunden, das ölige Wortgesträhn noch einmal entfädelt werden. Einstweilen genüge die Wiederholung zweier vor neun Monaten gesprochenen Sätze. „Unsere Monarchisten juckts, wenn erwähnt wird, die Kaiserliche Regierung habe durch unaufrichtiges und leichtfertiges Handeln, durch Prestigesucht und Blindheit im Sommer 14 die Hauptschuld am Kriegsausbruch auf sich geladen; und sie glauben ernsthaft, trotz Wilhelms Briefen und Randnoten, trotz zwei Kriegserklärungen, Einbruch ins neutralisirte Belgien und den Lügen von Verschwörung, Ueberfall, Bombenwurf etc. pp. werde aus zwei Welten übermorgen



das Geständniß schallen: „Wir haben geirrt oder wurden von Schuften geprellt und unsere Dummheit hat vielen Millionen das Grab geschaufelt.“ Solcher Kindswahn hilft uns nicht vorwärts.“ In dem Babylon, das der Zorn Jesaias als die große Hure anspie, hausten die Trüger, die aus Sauer Süß machten. Gönnet ihrer Behendheit die Fälscherkunst. Nur Denen, die guten Willens zu Wahrhaftigkeit sind, zerinnt nicht das Silber der Seele zu Schaum; nur ihnen leuchtet aus Dunkel ein Stern, naht vom Berg der Friedensbote.

### Die Hirten singen

„Mit dünnem Stecken wird das zarte Knäblein junge Löwen und Lämmer zugleich auf die Weide lenken.“ Dämert der vom Messiaskünder erschaute Tag auf? Irland wird ein freies Glied im Körper des Britenreiches, an Rechtsvermögen nicht ärmer als England selbst. Das anglo-japanische Bündniß wird gelöst. Die Vertreter Englands und aller britischen Dominions, Frankreichs, Japans und der Vereinigten Staaten haben einen Pakt unterschrieben, der allen, zunächst auf zehn Jahre, die Unantastbarkeit ihres Landgebietes im Bereich des Stillen Ozeans verbürgt, jede der vier Mächte verpflichtet, im Fall der Bedrohung eines Lebensinteresses von den Vertragspartnern Rath zu erbitten, und für den gefährlicheren Fall des zwischen zweien drohenden Zwistes die beiden anderen zu Schiedsrichtern bestellt. Zuvor wurde die Kleinerung der Kriegsflotten gesichert. Selbst wenn das Abkommen über China vertagt werden müßte, hätte die Washingtoner Konferenz das kühnste Hoffen überflügelt. Das Problem unserer Zahlungnoth ist plump, von eitler Applausucht, angepackt worden. Auch aus dieser Finsterniß aber blinkt Licht. Deutschland ist in dem Jahr des londoner Ultimatums nicht gestorben, nicht in Nothklüfte gesunken; und seine Gläubiger wissen jetzt, daß sie, um selbst athmen zu können, ihm die Last erleichtern, in Zahlungsfähigkeit helfen, die Schäden der vom Krieg bewirkten Doppelung großer Industrieprovinzen ausmerzen müssen. Lichtlose Weihnacht? Nie durften wir von der dritten nach grauser Niederlage helleren Schimmer erwarten. Und nie schlug das Herz der Menschheit, der Puls ihres Einungsehnsens in edlerem Tak-





**Emser**  
**Wasser**  
gegen Katarrh, Husten u.s.w.

Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probesendung. Postfach 2, Hamburg 31.

Bad Kissingen. Hotel Büdel gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten von den Quellen. Bekannt gutes Haus. Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung durch den Besitzer **A. Büdel**.

# LOUIS MICHEL

Bankgeschäft / Berlin W 56, Französische Str. 29

Spezialzweige des Effektengeschäfts

Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

## Korpulenz

Fettleibigkeit beseitigen **Dr. Hoffbauer's** ges. gesch.

### Entfettungstabletten

Vollkommen unschädlich und erfolgreichstes Mittel gegen Fettsucht und übermäßige Korpulenz, auch ohne Einhalten einer bestimmten Diät. Keine Schilddrüse.

Leicht bekömmlich. — Gratis-Broschüre auf Wunsch. —

Elefanten-Apotheke, Berlin SW 414, Leipziger Str. 74 (Dönhofspl.) Amt Zentr. 7192

In der heute stattgefundenen Generalversammlung unserer Aktionäre wurde die von uns vorgelegte Bilanz nebst Gewinn- und Verlustrechnung genehmigt.

Es gelangen danach für 1920/21

**5% Dividende** für die **Vorzugsaktien**,  
**30% Dividende** für die **Stammaktien** und  
**50%** als besonderer **Bonus** auf die **Stammaktien** zur Verteilung.

Die Auszahlung erfolgt **von heute ab** gegen Rückgabe des Dividendenscheines Nr. 5 für 1920/21 **abzüglich 10% Kapitalertragsteuer** mit

<b>M. 54,—</b>	für die Vorzugsaktien à	<b>M. 1200,—</b>
<b>„ 432,—</b>	„ „ Stammaktien „ „	<b>600,—</b>
<b>„ 864,—</b>	„ „ „ „ „ „	<b>1200,—</b>

bei folgenden Einlösungsstellen:

- a) in **Berlin**: Bank für Handel und Industrie,  
Deutsche Bank,  
Emil Ebeling, Bankgeschäft,  
Nationalbank für Deutschland Kommanditgesellschaft auf Aktien,  
Mitteldeutsche Creditbank,
- b) „ **Gera**: Allgemeine Deutsche Creditanstalt,  
Filiale Gera,
- c) „ **Hagen i./W.**: Deutsche Bank, Filiale Hagen,
- d) „ **Stettin**: Landschaftliche Bank der Provinz Pommern,
- e) „ **Gotha**: Hofbankhaus Max Mueller,  
bei der Gesellschaftskasse.

Gotha, den 15. Dezember 1921.

**Harkortse Bergwerke u. Chemische Fabriken A.-G.**

Der Vorstand.



Soeben erschienen:

# MAXIMILIAN HARDEN KÖPFE

Gesamtausgabe in drei Bänden

Geheftet 150,— Mark, in Halbleinen 225,— Mark

---

KÖPFE I. Inhalt: Der alte Wilhelm — Bismarck — Kaiserin Friedrich — Johanna Bismarck — Richter — Stöcker — Gallifet — Holstein — Waldersee — Ibsen — Zola — Matkowsky — Die Wolter — Mitterwurzer — Menzel — Böcklin — Lenbach.

KÖPFE II. Inhalt: Der junge Wilhelm — Kaiserin Augusta — Nikolaus II — Franz Josef — König Ludwig — Leo XIII. — Lueger — Briand — Herbert Bismarck — Tolstoi und Rockefeller — König Eduard — Hedwig Niemann — Réjane — Johannes der Täufer.

KÖPFE III. (Prozesse.) Inhalt: Richter Pontius — Therese Humbert — Der Hauslehrer — Das Blumenmedium — Gräfin Kwilecka — Fürst Eulenburg — Moritz Lewy — Hau — Schönebeck — Sternickel — Moltke wider Harden.

---

ERICH REISS VERLAG

BERLIN W62

Google



Namhafte ernstlich an die Reichsgefährdung durch Bolschewikeneinbruch und Kommunistenaufruch glaubten. Darüber kann das Zeugniß des Generals Ludendorff Wesentliches nicht aussagen; als Schöpfer der Bolschewikengefahr schickt er, ein reuloser Raskolnikow, die Patrouillenreiter seines Hirnes immer wieder an den Ort seines Verbrechens (das wars als die That eines Militärmonarchisten und Eigenthumsschützers) zurück und möchte, ehe Nachwelt ihn mit rauher Dromete vor ihr Gericht ruft, die Bolschewiken ausroden, die er einschleppte, damit sie die seiner Strategie unerreichbare Waffenstreckung Rußlands erwirkten. Nicht so Befangene wissen, daß in den Jahren 19 und 20 der Schwatz von Trotzkijs Ein- und Levis Ausbruchplan nur die einem Monarchistenvorstoß günstige Atmosphäre schaffen sollte, und haben oft aus dem Mund Verschmitzter gehört: „Ohne Vorwand von links könnte der Zauber mulmig werden.“ Nur der felsfeste Glaube an Lebensgefahr des Vaterlandes gäbe aber den Angeklagten das Recht auf die Zubilligung mildernder Umstände. Allen sei sie gegönnt. Empört aber müßte ein Volk von unbeugsamem Rechtsgefühl sich wider den Mißbrauch aufbäumen, den Herren, denen nach gelungenem Staatsumsturz die höchsten und einträglichsten Aemter zufielen, den edlen Trieb „selbstloser Vaterlandliebe“ zu attestiren und den strafschärfenden Makel ehrloser Gesinnung Denen, aufs Kleid zu flicken, die einem sie heilig dünkenden Wahn ohne Aussicht auf irgendwann münzbaren Gewinn ein jung blühendes, oft (Luxemburg, Jogiches, Liebknecht, Lewiné, Landauer, Hölz und Genossen) sogar behagliches Leben opferten. Ein abgesägter Regierungspräsident macht, wenn er in Preußen Minister des Innern wird, einen Sprung, der dem Selbstlosen immerhin leidlich lohnt.

Nach meiner Kenntniß der Vorgänge kann ich nicht glauben, daß Herr von Jagow dem Schwarm zugehörte, der „das Centralunternehmen veranlaßte oder führte“. In Leipzig hat er durch quirlige Geschäftigkeit, Spiegelsucht und unbedachte Ausrede seinem leisen Vertheidiger Grünspach das ganz auf kühl den Hochverrathsbeweis abwartende Reserve gestellte Spiel verdorben und sich selbst mehr als die zwei (ungemein stark gewaffneten) Ankläger geschadet. Ibsens



Bildhauer, der hinter der Menschenfassade die alle Evolution überdauernde Thierheit erblickt, hätte diesen Warner vor Neugier als das stets nach Neuem gierige Eichhörnchen gesehen. Zäbern, Verfahren gegen den Abgeordneten Liebknecht, Einsturz der Monarchie: flink hat er immer einen Paragraphen, ein Argumentchen zwischen den Knabberzähnen. Der kleine Kletterläufer scheut nicht vor der unwahrscheinlich tollen Behauptung, ein Gesetz der preußischen Republik habe ihn zu Annahme des von Kapps Gnade bestimmten Amtes gezwungen; und merkt nicht, daß er auf einem dünnen, schon knackenden Zweig sitzt. Ein Amtsanmaßer, der wohlbestallte Oberpräsidenten und Unterstaatssekretäre wie Mohnköpfe mäht, mißfällt selbst den Altbeamteten, denen seine „Richtung“ sonst paßt und in deren Verwandtschaft er nicht gewüthet hat. „Wenn solche Absetzerei Gewohnheitsrecht würde, wäre auf dem Boden der gegebenen Thatsachen ja kein Mensch mehr seines Lebens sicher. Jeder Naphtali könnte sich auf Traugotts Vorgang berufen.“ Der schien auf das Frühstückgemetzel, von dem Hast und Noth der Stunde ihn zum Theil wenigstens entschuldigen konnte, gar stolz: und hatte drum versungen, verthan. Wo nicht, wie in Bayern, Herr Müller-Meiningen oder eine andere Leuchte der Demokratenpartei den Strafvollzug wider Rechtssinn und Brauch verändert hat, ist Festungshaft Aelteren nicht unerträglich. Der Festungstubengefangene kann Besuche (unter vier Augen) empfangen, sich selbst beköstigen, Möbel miethen, hat das Recht auf Urlaubsstunden, unbewachten Briefwechsel, ungehemmte Thätigkeit jeder Art. In Pommern wird Herr von Jagow nicht allzu bittere Pein leiden; und um die hohen Gerichtskosten, die den soldlosen Kleinjunker wunddrücken könnten, braucht der Liebling aller Kasinos und ostelbischen Rittergüter wohl nicht zu bangen. Die fünf Jahre, ein allzu langes Lustrum, wird er nicht absitzen. Recht und Anstand, deren Summe in Menschenmund Vernunft heißt, fordert nun aber, daß die Wohlthat der Straffreiheit auf die Armen erstreckt werde, die nach der Kappiade von dem Reichspräsidenten und den mit ihm entflohenen Ministern zu Generalstrike aufgerufen, in Zorn gegen Verschwörer gehitzt, dann, ohne den dünnen Harnisch alltäglicher Rechtsbürgschaften, vor Sondergerichte



gestellt und von deren hastiger Wuth verurtheilt wurden. Monarchistischen Helfern zu Hochverrath langwierige Voruntersuchung ohne Haft, zwei Reichsgerichtssenate, zwei Wochen Hauptverhandlung, „edle Beweggründe“, Amnestie oder Festung, sozialistische Ueberschreiter des Abwehrrechtes an die Wand oder in den Käfig, vors Standgericht und, als Ehrlose, ins Zuchthaus: läßt der Justizminister Radbruch diesen Rechtsspalt klaffen, dann taugt er in den schimmern- den Ring sozialdemokratischer Regirer wie Argan in die Medizinmännerzunft. Als Lisztschüler und (trotzdem) Marxist wird er in dem leipziger Urtheil lächelnd den Satz gelesen haben: „Fremd ist deutschem Gesetz der Glaube, der Zweck könne die Mittel heiligen.“ Fremd? Den meisten Staatsgesetzen ist, dünkt mich, dieser Glaube Anker oder Inbegriff. Nicht nur jede Strafe, Einsperrung, Knechtung, Tötung eines Menschen, auch der Zwang in Gesellschaftspflicht, Wehrdienst, Hingabe redlich erarbeiteter Vermögensstücke ist ein an sich häßliches Mittel, das nach der herrschenden Meinung von dem Zweck, dem Gedeihen des Staates, geheiligt wird. Lebt diesen lutherischen Leipzigern noch das Spukgeraun von verwerflicher Jesuitenmoral und wissen sie nicht, daß den von ihnen bestrittenen Glaubenssatz Macchiavelli und Hobbes in klareren Ausdruck geprägt haben als Pater Busenbaum? Und ist nicht die Gewährung mildernder Umstände, die dem von Zuchthaus Bedrohten das Festungthor öffnen, Folge der Erkenntniß, daß „selbstlose Vaterlandliebe“ im Fall Jagow das Verbrechen in ein starkem Ehrgefühl entkeimtes Vergehen geheiligt habe? Fremd ist den Revisoren der Rechtsanwendung alles Menschliche geworden. Davon zeugte die Hauptverhandlung, die von jeder gegen Putschmacher der linken Front in Marsferne blieb; zeugt nicht weniger deutlich das Urtheil. Aufrechte Kritik, nicht Lobhudelei, frommt unserer siechen Strafgerichtsbarkeit. Die Erben von Hellas haben nicht vergessen, daß Demosthenes die Athener warnte, die Schuld armsälig Kleiner ohne Erbarmen zu ahnden, die stolzirender Macht ungesühnt zu lassen.

#### Irissary

Irissary ist ein Pyrenäennest dicht bei der Kreishauptstadt Mauléon. Da, in der alten Landschaft Zuberna, sitzen seit manchem Jahrhundert die Basken, die, nach Lagardes Zorn-



wort, „gar keine Nation sind, sondern eine aus vorhistorischer Zeit in die historische herübergerettete Kuriosität, ein lebendiges Fossil“, deren Ibererblut aber lange so stark in den Pulsen pochte, daß kein fremder Eroberer es bändigen konnte. Sie haben die Araber und Karlinger überdauert; und als sie ins gallische Joch gezwungen und staatlich von den unter spanischer Herrschaft lebenden Stammesgenossen getrennt waren, haben sie alte Art und Sitte dennoch bewahrt: den Bilkar, den Rath der um die Gerichtseiche versammelten Greise, die aus Aquitanien mitgebrachte Sprache, den starren Ehrbegriff aus den Jugendtagen der Ritterromantik. Im Schicksalsjahr 1789, als Europas nie des Hoffens müde Kinder jauchzend das Märchenmorgenroth einer neuen Freiheit grüßten, wurde diesem durch generatio aequivoca entstandenen Stamm der letzte Rest alter Freiheit geraubt. Den Verlust der Staatsgemeinschaft und mühsam erhaltener Privilegien hatten die Basken aber lange zuvor schon an Europa gerächt: unter ihnen war, in der Provinz Guipuzkoa, Ignaz Loyola geboren worden; und dieses größten Baskensohnes Spur war in Aeonen nicht, wie auch der Sturm heulen, das Gestrüpp nachwachsen würde, aus den Kulturpflanzungen der Christenwelt wegzuwischen. Das war die Rache; die feinste, wirksamste, nachhaltigste, die eines Volkes gekränkter Genius ersinnen konnte. Damit haben die Basken sich begnügt; den Franzosen wenigstens sind sie nie allzu lästig geworden. Doch siehts in dem südwestlichen Reichswinkel natürlich aus wie überall, wo zwei Völker ums Lebensrecht gerauft haben, Deutsche und Czechen, Preußen und Polen, Briten und Iren; verachtend und dennoch mißtrauisch blickt der Sieger herab und aus des Besiegten Auge schießt der Haß nach dem Werkzeug, das ohnmächtiger Wuth zur Waffe werden könnte. So wars in Böhmen, in Posen und in den Pyrenäen. Und überall werden in unruhiger Zeit die Wollensklüfte besonders sichtbar. Wenn politische Leidenschaft erwacht, wenn eines Kapitalverbrechens Widerhall die Gemüther schreckt, dann sondern die Menschen sich, die bis dahin leidlich zusammen lebten, und finster schaut, ohne Zutrauen, Einer den Anderen an: Ist Der auch ein Patriot? Müssen von Diesem wir uns nicht falschen Zeugnisses versehen? Trotz den Klagen über Bedrängniß sind in solchen



Gegenden die dem Eroberervolk Angehörigen glücklich; und ungern würden sie in stillere Gegenden ziehen. Menschenmassenglück giebt es nur, wo Jeder unter sich, tief unten, eine Schicht fühlt, die er verachten, verfluchen, anspeien kann, ohne sich in eines Mächtigen Rächerzorn vorzuwagen.

In Irissary ist, in einem einsamen Gehöft, ein Greis ermordet worden. Goyetche; kein reicher Mann; und nur ein Baske. Die Sache wäre vielleicht bald vergessen worden, wenn in Mauléon nicht eine baskische Zeitung erschiene, deren Herausgeber die günstige Gelegenheit packt, um die Fremdenherren einmal gründlich zu ärgern. Auf jedem Blatt des „Eskual Herria“ schilt er die jämmerliche Unfähigkeit und Trägheit der Behörde, die Wochen lang nun schon vergebens nach der Spur des Mörders spähe. Nette Richter! Und diese Staatsanwaltschaft! Freilich: unser Gericht wird ja stets mit Kerlen besetzt, die sich anderswo unmöglich gemacht haben; Mauléon ist längst zum Verbannungsort für Beamte geworden und wird namentlich von den Richtern so gefürchtet wie von Soldaten und Offizieren die Strafkolonie, die sie mit lächelndem Grauen Biribi nennen. Um nicht der Lauheit geziehen zu werden, fängt auch die Lokalpresse allmählich zu murren an und zu fragen, ob die Justiz denn schlafe. Und der Oberstaatsanwalt, dem die Aufsicht über das Landgericht anvertraut ist und von dessen gutem Willen Wohl und Weh der richterlichen Beamten abhängt, läßt sich alle die Rechtspflege behandelnden Artikel schicken. Wüthend genug wird er schon sein. Ein so elendes Geschäftsjahr hat das Landgericht noch nie gehabt. Drei Freisprechungen; und vierzehnhundert Monate Gefängniß weniger als im vorigen Jahr. Die Richter von Mauléon sind eben keine Unmenschen; sie lassen den Herrgott einen guten Mann und Themis eine blinde Dame sein, amusiren sich, so oft die Enge des Nestes es irgend erlaubt, und ziehen, wenn die Geschworenen gar zu lange berathen, zur Urtheilsverkündung den Frack an, um die Abendmahlzeit nicht kalt werden zu lassen. Dieser Skandal aber geht ihnen doch über den Spaß. Drei Freisprechungen, fast gar keine neuen Anklagen und ein Ermittlungverfahren, in dem nicht das Geringste ermittelt wird. Das fällt ja auf Alle zurück. Und Keiner von Allen will als Landgerichts-



rath in diesem öden Provinzwinkel sein Amtsleben beschließen. Nächstens wird der Posten eines Oberlandesgerichtsrathes frei; wer aber wird unter solchen Umständen an Mauléon denken? Eigentlich, wenn man recht überlegt, ist die Schuld der Staatsanwaltschaft. Die klagt nicht oft genug an, vertritt die Anklagen, die sie erhebt, nicht mit der nöthigen Entschiedenheit und hat ihre Untersuchungsrichter so schlecht gedrillt, daß sie Wochen lang über Akten sitzen, statt mit fester Hand einen Mörder zu fassen. Und Vagret, der Erste Staatsanwalt, will Oberlandesgerichtsrath werden und hat sich die rothe Amtstracht des Appellhofes schon angeschafft! Warum er gerade? Weil er drei Leute auf Lebenszeit ins Zuchthaus gebracht hat? Eine achtbare Leistung. Seitdem aber ist er schwach geworden; und nach dem neuen Mord versagt er ganz. Ein Skandal; hier, wo große Sachen so selten sind!

Vagret ist ein stiller Mann, der seine Pflicht thut, so gut ers vermag, am Monatsende ohne Groll die dreihundertfünfundneunzig Francs einstreicht, die der Staat ihm für Arbeit und Repräsentation zahlt, und seufzend die Klagen und Vorwürfe der ehrgeizigen Gattin über sich ergehen läßt. Die paßt in die Welt; täglich räth sie dem Manne, an Strebsameren sich ein Beispiel nehmen: nur durch die Politik kommt man heutzutage schnell hoch, mit Abgeordneten muß man intim werden, Ministern den Hof machen, ehe ihre schlecht gezimmerten Thrönchen wackeln. Dazu hat Vagret aber kein Talent. Er ist kein Cato, ist von Eitelkeit nicht frei und hat gejubelt, als ihn die Botschaft von der Ermordung des baskischen Greises aus erstem Schlaf riß. Das konnte der große Erfolg seines Lebens werden. Was Andere durch Verwandte und Bekannte erreichen, würde ihm als Lohn eigener Kraft zufallen. Ein Jammer, daß dieser Mörder sich nicht fassen läßt. Schon wispert es rechts und links, das Ermittlungsverfahren solle von einem pariser Kriminalkommissar geleitet werden. Das wäre die Schande; dann gäbe es höchstens noch einen langen Todeskampf bis zur Pensionirung. Der vom Oberlandesgericht ernannte Schwurgerichtspräsident, der nach jeder Session an den Justizminister berichtet, behandelt den Ersten Staatsanwalt schlecht und die Kollegen stecken die Köpfe zusammen: „Der gute Vagret wird wohl bald fällig



sein; er ist auch wirklich allzu schlaff geworden. Drei Freisprechungen; trotzdem nur Provinzialanwälte plaidirten! . . .“ In Noth blinkt Hilfe auf. Der Untersuchungsrichter hat es satt, das Stichblatt des Städtchens zu sein; er giebt, unter dem Vorwand plötzlicher Erkrankung, die Akten ab und sein Nachfolger wird ein Landrichter, der sich verpflichtet, binnen drei Tagen den Mörder hinter Schloß und Riegel zu haben.

Dieser Richter heißt Mouzon. Ein fideles Haus und ein guter Kerl. Jeden freien Tag verlebt er in Bordeaux mit Freunden und Freundinnen; da gehts dann hoch her (natürlich inkognito, um die Würde des Richteramtes zu wahren). In Mauléon begnügt der stattliche Vierziger sich mit schlichteren Vergnügungen; er hat sich eine Briefmarkensammlung angelegt und ist selig, wenn er ein seltenes oder wenigstens zum Austausch geeignetes Exemplar auftreiben kann. Dabei sehr tüchtig im Dienst. Eine feine Spürnase und im engen Kreis berühmt wegen seiner Kunst, wortkarge Angeklagte zum Sprechen zu bringen. Alle Dienstaltersverhältnisse kennt er auswendig, mit allen Kollegen, Vorgesetzten, Untergebenen ist er auf dem besten Fuß und dem Abgeordneten des Kreises hat er sich als rühriger Agitator unentbehrlich gemacht. Kein böartiger Streber, kein Kriecher; ein pfiffiger Durchschnittskriminalist, den weder Skrupel noch Zweifel plagen. Noch ehe ihm die Mordsache wider Unbekannt übertragen war, hatte er sich einen Vers darauf gemacht. Die Untersuchung war bisher von dem Aberglauben geleitet worden, der Mörder müsse ein Landstreicher sein. Irgendein baskischer Esel hatte nämlich dem Richter vorgeplärrt, er habe ein paar Stunden nach dem Mord Zigeuner aus dem Gehöft des alten Goyetche kommen sehen. Unsinn, sagt Mouzon; Landstreicher wählen Straßen, wo was zu erbetteln ist; Landstreicher essen und trinken, wenn Speise und Trank erreichbar sind, und stehlen, nach uralter Kriminalistenerfahrung, zunächst immer Stiefel. Im Haus des Gemordeten ist Brot, Wein, Fleisch unberührt geblieben und kein einziges Stiefelpaar fehlt. Also wars kein Landstreicher. Denen mag überhaupt der Teufel nachspüren. Nein: der Mörder muß dem Lebenskreis des Gemordeten nahgestanden und an dem Tode des Alten ein Interesse gehabt haben. Dieser Fährte nur



darf man folgen. Es müßte doch seltsam zugehen, wenn ein halbwegs gewandter Gendarm nicht in achtundvierzig Stunden herausbringen sollte, ob in dem Jammernest nicht Jemand wünschen mußte, der alte Goyette möge mit Expresspost in die Grube fahren. Und sind wir so weit, haben wir erst einen Angeklagten, der ins Loch gesteckt und dessen Name auf den Aktendeckel geschrieben werden kann, dann wird die blinde Göttin in ihrer Allgüte schon vorwärts helfen.

Mouzon hält sein Wort. Am dritten Tage sitzt der Bauer Etchepare in Untersuchungshaft. Ein Baske; famos. Und auf den ersten Anhieb schon Indizien die schwere Menge. Der Kerl sieht übel aus, leugnet hastig Alles, ist aufgeregt und vertheidigt sich ungeschickt. Das Beste wird sein, ihn zunächst mal eine Woche lang in der Isolirzelle zu kirren. Inzwischen kann man seine und seiner Frau Personalakten einfordern und sehen, was da auf dem Kerbholze steht. Richtig: vier Vorstrafen wegen Körperverletzung; na, einem solchen baskischen Rowdy ist der Mord am Ende doch zuzutrauen. Und die junge Frau, die so anständig aussieht, hat wegen Hehlerei einen Monat im Gefängniß gesessen. Feine Familie. Zwar giebs noch einen Entlastungszeugen: den Mann, der die Zigeuner gesehen haben will. Aber die Wippchen kennt man ja. Nach jedem Mord will irgendwer irgendwas gesehen haben. Nur Neulinge gehen noch in diese Falle. Und hier ists gar ein Baske; eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus. Wenn der Kerl mal erst ordentlich angeschnauzt ist und dadurch eine Ahnung von der Heiligkeit des Zeugeneides bekommen hat, wird er schon klein werden. Was weiß er denn überhaupt? Auf der Polizei hat er ausgesagt, er habe fünf oder sechs Zigeuner gesehen; jetzt, einen Monat später, waren es bestimmt nur fünf. Mit solchen Widersprüchen, mit so haltlosen Angaben wagt der freche Bursche die Justiz zu belästigen! Natürlich: ein Baske, ein Geschäftsfreund und Kumpan Etchepares. Dem wird Mouzon die Flötentöne beibringen. Ist er blöde, so heißt: Heraus mit der Sprache; dazu sind Sie hier. Wird er lebhaft: Keine schnodderigen Redensarten! Halten Sie den Mund! Sie haben nur auf meine Fragen zu antworten. He? Sie wissen wohl nicht, daß Paragraph 261 des Strafgesetzbuches



das falsche Zeugniß mit Zuchthaus bedroht und daß Sie, weil Sie dem Angeklagten früher Hammel verkauft haben (Sie sehen: ich weiß Bescheid!), ohnehin verdächtig sind? Der verschüchterte Bauer dankt schließlich seinem Herrgott, daß er nicht gleich verhaftet wird; und ist für die Hauptverhandlung unschädlich gemacht. Wider besseres Wissen und in der Absicht, das Recht zu beugen? Nein. Der Untersuchungsrichter ist seiner Sache sicher. Er hat seinen Mörder unter Verschuß und darf nicht dulden, daß die Justiz noch länger von Helfershelfern oder Faselhänsen auf falsche Fährten gelockt wird. Ist der Angeklagte, trotz allen Indizien, dennoch unschuldig: schön; dann muß er seine Unschuld doch auch beweisen können. Hat er vor fünfzehn Jahren dem alten Goyetche einen kleinen Weinberg abgekauft und sich verpflichtet, den Preis in Form einer Rente zu zahlen, die der Greis bis ans Ende seiner Tage beziehen soll? Ja. Hat er inzwischen den Weinberg weiterverkauft und war ihm seitdem, als einem Mann ohne Vermögen, die Pflicht zur Rentenzahlung erst recht lästig? Ja. Ist es wahr, daß er vor Zeugen gesagt hat, der liebe Gott müsse vergessen haben, Goyetche von der Erde zu rufen, und, es sei zu dumm, dem alten Ekel immer wieder Geld in den Rachen zu stopfen? Zögern . . . Ja. Wäre die Quartalsrente eine Woche nach dem Tag des Mordes fällig gewesen? Ja. Hat Etchepare, als er verhaftet werden sollte, seiner Frau zugeraunt: Keinen Ton davon, daß ich damals nachts draußen war? Nein. Das ist gelogen! . . . Merkwürdig. Ein Gendarm will beschwören, daß er diese Worte gehört hat; und außerdem noch den Angstruf: Ich sitze drin! Noch merkwürdiger, daß gerade an der entscheidenden Stelle des Verhörs der Angeklagte nicht bei der Stange bleibt. Bald schwört er, in der Mordnacht sein Haus nicht verlassen zu haben, bald giebt er zu, draußen gewesen zu sein, aber nicht in Irissary, sondern in den Bergen, um bei strömendem Regen ein über die Grenze geschmuggeltes Pferd, das ihm entlaufen war, einzufangen. Das Pferd hat er nicht gefunden. Kein Zeuge stützt den abenteuerlichen Versuch eines Alibibeweises. Und die Frau benimmt sich nicht minder auffällig. Ihre Vorstrafe leugnet sie. Alter Verbrecherbrauch. Dann wird



sie weich, schickt sich in den Glauben an irgendeine ihr selbst verborgene Schuld des Mannes, dem sie bei der Konfrontierung zuredet, sein Gewissen zu entlasten, widerruft, als er beim Leben der Kinder seine Unschuld betheuert hat, die frühere Aussage und wird schließlich frech. Ein Schulfall entlarvter Verbrecherpraxis. Der Landrichter Mouzon kann lachen. Im Handumdrehen hat er die Sippschaft klein gekriegt; nun soll ihm noch Einer mit der Zigeunergeschichte kommen. Er läßt Frau Yanetta Etchepare verhaften, weil sie hinreichend verdächtig ist, dem Thäter zur Begehung des Verbrechens durch Rath oder That wissentlich Hilfe geleistet zu haben. Vielleicht wird sie von den Geschworenen freigesprochen; jedenfalls ist sie auf der Angeklagtenbank unschädlicher als an der Zeugenbarre. Diese Leute wollen es ja nicht anders. Der Richter hat sie oft genug freundlich ermahnt, durch ein frühes Geständniß sich mildernde Umstände zu sichern. Dank? Nur Schimpf und Flüche. Mouzon kann die Voruntersuchung schließen und die Akten zur Erhebung der Anklage an die Staatsanwaltschaft abgeben.

Das Hauptverfahren wird eröffnet und die Sache vor das zuständige Schwurgericht verwiesen. Als Montesquieu den Geist der Gesetze prüfte, sagte er: „Au jugement du peuple on doit soumettre un fait, un seul fait.“ Und der Strafrechtslehrer Ferri, ein Sozialdemokrat, hat den Satz geschrieben: „Niemand denkt daran, seine Taschenuhr dem Schuhmacher zur Reparatur zu geben; die Ausübung der Strafjustiz aber verlangen wir vom erstbesten Krämer oder Rentier, Maler oder Kaufmann, der vielleicht niemals in seinem Leben einem Strafprozeß beigewohnt hat.“ In Mauléon sprechen Franzosen einem baskischen Ehepaar das Recht, sollen Ackerbürger und Bauern entscheiden, ob ein umständlicher Indizienbeweis die Anklage so fest stütze, daß ein Todesurtheil gefällt werden muß. Der präsidirende Oberlandesgerichtsrath, der die Akten kennt und während der Hauptverhandlung nur die eine Sorge hat, nicht etwa durch einen formalen Verstoß gegen die Strafprozeßordnung irgendeinen Grund zu Aufhebung des Urtheils zu geben, birgt seine Ueberzeugung von des Angeklagten Schuld nicht in des Busens Tiefe. Bei der Vernehmung umgeht er behutsam jeden



Punkt, von dem aus die Anklage erschüttert werden könnte; und mit kleinen Späßen sucht er die Geschworenen auf seines Glaubens sicheren Fels zu winken. Die beiden Hammel, fragt er lächelnd, haben Sie am Tage vor der That wohl geschlachtet, um sich für die Arbeit zu üben, Angeklagter? Solche Scherze erheitern den düsteren Morgen ein Bischen. Etchepare wäre verloren, wenn die sensationelle Sache nicht einen berühmten Vertheidiger aus der Hauptstadt herbeigelockt hätte. Der weiß, wo man ländliche Geschworene zuerst kitzeln, wo später mit starkem Griff packen muß; und nach der Peroratio ist die Freisprechung gewiß. Da erhebt Vagret sich zur Replik. Bisher hat er die Anklage ruhig vertreten und sich nur im Stillen gefreut, daß kein ihr ungünstiger Umstand erwähnt wurde. Jetzt, nach dem Triumph des Vertheidigers, regt sich die Berufseitelkeit; und darunter die Wuth des beamteten Routiers, der die Arbeit langer Wochen vernichtet sieht. Dieser Schwätzer, der die ganze Sache doch nur als Reklame benutzt, soll mit seinem Donnern und Säuseln, mit dem Aufgebot der erbärmlichsten Melodramenmittel die Geschworenen rühren, zu sich herüberschmeicheln, dem Ersten Staatsanwalt die Karriere verderben? An diesem in der Kriminalgeschichte des Städtchens großen Tage soll der höchste Vertreter des Rechtes vor allem Volk von einem schlaunen cabotin in den Sand gestreckt werden? Nicht mehr um Etchepare handelt sichs nun: ein Rhetorenduell ist's, ein Komoediantenkampf, dessen Ausgang über die Ehrenstellung des Protagonisten entscheiden soll. Auch in solchem Kampf heiligt der Zweck alle Mittel. Nie sprach Vagret so wirksam. Des Aermsten Hütte ist, ruft er, und des Reichsten Leben bedroht, wenn so ungeheure Gräueltath straflos bleibt; und an Euren Häuptern wird des Allmächtigen Zorn die geschändete Gerechtigkeit rächen, wenn Menschenschwäche in dieser Schicksalsstunde versagt. Wie Posaunenton hallt der Ruf durch den Saal und entschlossener Haß blickt aus der Geschworenen Auge: der stärkere Histrione hat gesiegt. Der Vertheidiger schweigt; er hat seine große Arie gesungen und fühlt, daß in diesem Augenblick nichts mehr zu machen ist. Vielleicht hat er schon einen Formfehler notirt, der zur Aufhebung des Urtheils führen



muß; und auf jeden Fall kann er sagen, daß die Sache eben nicht zu retten war. Doch . . . Der Erste Staatsanwalt ist ein ehrlicher Mensch. Während er in leidenschaftlichem Eifer um den Sieg, um sein Ansehen rang, ist ihm, unter des Bewußtseins Schwelle zuerst, ein Zweifel entstanden, der stieg und stieg und mählich durch die Nebel des Redner- rausches drang und zur felsfesten, den Posaunenton der Stimme übertönenden Gewißheit ward: Der Angeklagte, den Deine Zunge verdammt, gegen den Du die wildesten Triebe des Menschengethiers aufpeitschest, ist unschuldig und aus Worten nur, aus werthlosen, nichtswürdigen Worten das Gebäude gefügt, dessen Wucht ihn erdrücken soll. Du lügst, da Du ihn des Todes durch das Beil werth nennst, und mußt Dich schämen, je Deinem Kind noch ins Auge zu schauen, wenn Du nicht jetzt, in der letzten Minute, sagst, wie viel auch für seine Unschuld spricht. Der Vertheidiger verzichtet auf das Recht zu Duplik. Als die Geschworenen sich schon zur Berathung zurückziehen wollen, deren Ergebniß nicht mehr zweifelhaft ist, beantragt Vagret eine Pause. Vergebens bemüht er, dem Kollegen und Hörer zu jubeln, sich, in den verstaubten Bureaukratenherzen des Oberstaatsanwaltes und des Präsidenten dem Angstruf seines Gewissens einen Widerhall zu wecken. Dann sagt er vor Gerichtshof und Jury, was er zu sagen hat. Und die Angeklagten, die der Ankläger selbst nicht für überführt hält, werden freigesprochen. Die vierte Freisprechung in diesem Jahr! Das ganze Landgericht ist kompromittirt. Nur Mouzon kann immer noch lachen: er kommt, trotzdem er sich in böse Frauenzimmergeschichten verwickelt und Schutzleute beleidigt hat, als Günstling des mächtigen Abgeordneten ans Oberlandesgericht. Vagret wird noch ein Weilchen im Biribi der Juristen versauern und dann pensionirt werden; ein so zerfahrener, sentimentaler Herr taugt doch wirklich nicht für die Staatsanwaltschaft. Aber auch die Angeklagten gehen nicht mit heiler Haut aus dem Verfahren hervor. An dem Manne bleibt der Verdacht kleben, er ist geächtet, seiner kargen Lebensmöglichkeit beraubt und kann als Auswanderer ein neues Heim suchen. Und die Frau? Was sie Jahre lang unter Qualen dem Eheherrn verbarg, hat die öffent-



che Hauptverhandlung ans Licht gebracht, Als sechzehnjähriges Mädchen ist sie in der Hauptstadt vom flinken Sohn des Dienstgebers verführt worden; der junge Herr ist mit ihr und mit einer dem Vater gestohlenen Summe durchgebrannt und Yanetta hat, weil ein Gerichtshof sie für die Hehlerin hielt, einen Monat im Gefängniß gesessen. Das verzeiht ein basiskischer Bauer nicht. Etchepare zieht mit den Kindern, deren Pflege seine alte Mutter übernimmt, nach Amerika. Die Frau mag sehen, was aus ihr wird. Den Mann hat sie, die Kinder, die Ehre verloren. Wodurch? Sie hat nichts verbochen. Ein lüsterner Schlingel hat vor zehn Jahren ihre jungen Sinne be-  
thört, ein der Pflicht getreuer Untersuchungsrichter hat diesen Fehltritt aufgespürt, ein Schwurgerichtspräsident ihn, weil das Vorleben und die Vorbestrafung der Angeklagten wichtig ist, „thatsächlich festgestellt“. Alles ist in schönster Ordnung; die Beamten thaten, was sie im Interesse der Rechtspflege thun mußten. Das begreift Frau Etchepare nicht, trotzdem sie bei einer feinen „Herrschaft“ gedient hat. Sie sieht nur, daß sie aus der Menschengemeinschaft gestoßen ist, weil ein Richter mit zuckersüßem Wort einen Unschuldigen unters Beil bringen wollte. Der Haß des Armen, der ein Leben lang dem Mächtigen nur ein zur Arbeit oder zum Vergnügen brauchbares Werkzeug war, flackert in ihrem dumpfen Sinn auf; und sie tötet den Richter, der ihr die Ehre nahm, den Mann und die Kinder entriß.

Das ist der Inhalt des Dramas „Die rothe Robe.“ Kein gutes Drama, kein Werk eines Dichters, dem eine große Vision die Welt zeigt, wie nur er sie sehen kann. Das romanhaft mehr noch als romantisch stilisirte Bauerpaar und die aus Daudets Provence stammende Mutter passen nicht in den Sittenkomoedienton und der Totschlag scheucht des Betrachters Mitgefühl auf die Hintertreppe. Möglich, daß gerade die groben Effekte dem Stück den Erfolg brachten; möglich auch, daß der Verfasser, Herr Eugen Brioux, sie, so gering er sie schätzte, für nöthig hielt, um ein schwieriges und gefährliches Thema dem Haufen, der Schauspielhäuser füllt, schmackhaft zu machen. Wahrscheinlich sogar. Denn Herr Brioux gehört nicht zu den Artisten, die aus ihrer Technikerwerkstatt verachtend auf das Weltgewimmel der Wirklichkeit herniederblicken und leise nur lächeln, wenn Einer leugnet, *l'art pour l'art*,



die Kunst um der Kunst willen, sei aller Menschenkultur höchstes Ziel und banausisch albern das Trachten verschollener Dichter, auf der Mitlebenden Sitte und Sittlichkeit zu wirken. Mag Hinz verderben, Kunz verrecken und eines ganzen Volkes Lebenswurzel verdorren: wenn dem Poeten nur eine neue Form, ein nie noch erhörter Rhythmus gelingt. Von diesem Aesthetenvahn ist Herr Brieux frei, fast so frei wie weiland Herr Aristophanes, der nebenbei noch ein genialer Rüpel war. Das ist Herr Brieux nun nicht; aber ein gescheiter, manchmal nur allzu geistreicher Mann mit klarem, von keiner Heuchelei geblendeten Auge und dem redlichen Willen, die Menschen zu bessern. Er könnte sich auf Diderot und Rousseau, auf den zweiten Dumas, den Vorredner des modernen Dramas, und sogar auf Shakespeare berufen, dem des Schauspiels Zweck schien: der Tugend und dem Laster ihr Bild, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Der Franzose ist kein starker Plastiker. Seine Theaterstücke sind Moralitäten. Aber er führt seine Sache gut, kennt die Optik und Akustik eines Bühnensaales, spricht so, daß ein Erwachsener ihm zuhören kann, ohne sich danach des Lauschens schämen zu müssen, und hat sich, als Erster, in den Muth aufgerafft, im grellen Rampenlicht die Seele des Durchschnittsrichters zu enthüllen.

Als Erster? Hat nicht schon in Kleons Zeit Aristophanes die „Wespen“ geschrieben, Racine des Griechen politische Satire zu der Posse von den „Plaideurs“ umgearbeitet, Kleist den unsterblichen Dorfrichter Adam vor den Blick der Deutschen gestellt und mancher Komoede den Kadi mit der Narrenpritsche gestäupt? Gewiß; nur wollten sie Anderes als der Franzose. Die Geldgier der Heliasten, die für jede Gerichtssitzung drei Obolen einstrichen und sich auf der Agora an dem Bewußtsein rösteten, für ein paar Stunden die allmächtigen Herren der attischen Welt zu sein, traf der Hohn des Wespensdichters. Kleists geiler Adam ist komisch und verächtlich zugleich, weil er mit vollem Maul judiziert, in eigener Sache zu Gericht sitzt und, um den Hals aus der Schlinge zu ziehen, zur frechsten, zur dümmsten Beugung des Rechtes entschlossen ist, dessen strenge Wahrung in seine Hand gelegt ward. In tausend Büchern der Weltliteratur ist der



verknöcherte, mit Paragraphenweisheit gestopfte, Barbarenlatein sprechende, dem Leben und allem lebendigen Gefühl entfremdete Richter zu finden und in Ost und West ist seit Jahrtausenden der bestechliche Rechtspfleger eine der Volksphantasie vertraute Gestalt. Ihr Esel, sagt Aristophanes, bildet Euch ein, durch das Bronzetäfelchen des Heliasten den Göttern ähnlich zu werden, weil ein armer, vom Sykophanten Euch ausgelieferter Schächer winselnd die Hände zu Eurer Höhe hebt; Ihr Spitzbuben langet nach dem Richteramt, weil es Geld einbringt, nähret die Prozeßsucht der Parteien und pönet sie mit schwer erschwinglichen Bußen, damit Euch künftig der Sold nicht fehle. Mein Gegner, sagt Beaumarchais, hat dem ehrenwerthen Gerichtsrath Goëzman für den Schiedsspruch mehr Geld geboten als ich und damit eine mir ungünstige Entscheidung erreicht. Durch alle Zeiten und Zonen gellt so der Wuthschrei gegen die feile Justiz, die der Reichere kauft, wie eine Waare, ein Reitpferd, einen prostituirten Frauenleib. In Mauléon muß dieser alte Ruf verstummen; da giebt es keinen bestechlichen Richter. Unter den viertausend Richtern unseres Landes, so hören wir, wird kaum Einer für Geld vom Rechtswege weichen. Alle Richter und Staatsanwälte, die wir im Kampf um die rothe Robe des Oberlandesgerichtsrathes sehen, sind bürgerlich ehrenwerthe Männer, denen nie auch im Traum nur der frevle Wunsch nahte, von den Parteien Geld, von einer hübschen Angeklagten ein Schäferstündchen zu erpressen. Nicht einmal ohne Wohlwollensind sie. Jeder glaubt, in jedem Augenblick so zu handeln, wie die großen Interessen des Staates und der Gesellschaft fordern. Und wenn wir von diesen anständigen, korrekten, im Dienst eifrigen Leuten scheiden, müssen wir des grausen Wortes denken, das mit frommen Schauer einst Joseph de Maistre sprach: „J'ignore ce qu'est l'âme d'un scélérat, mais je crois savoir ce qu'est l'âme d'un honnête homme; c'est affreux.“ Die Menschen, deren Anblick uns zu solcher Erinnerung stimmt, sind Richter, Herren über Besitz und Ehre, über Leben und Tod; und die Darstellung ihrer Berufskrankheit ist ein Kapitel aus der Aetiologie der Strafrechtspflege. Das hatte noch Keiner gewagt. Nie zuvor ward über die Richter auf



der Bretterbühne Gerichtstag gehalten. Den Ruhm dieses Versuches kann selbst der freche Spötter aus Attika, durch dessen Hirn trunkene Grazien tobten, Herrn Brioux nicht rauben.

Im Katzensprung nach fetterer Beute hat Aristophanes in den „Wespen“ ein Symptom der Richterberufskrankheit gestreift. Der Hundeprozeß soll beginnen. Die Parteien werden vorgeführt. Da ruft Kleobold, der Richter aus dem Volk, als er den vierbeinigen Angeklagten erblickt: „Ein verfluchter Hund! Zehn Diebe aus dem Auge ihm sehn! Und wie mit dem Schwanz er wedelnd meint, mich zu hintergehn!“ Noch that das Thier nicht die Schnauze auf; wie aber sollte es nicht schuldig sein, nicht tückisch, verlogen, grundfalsch vom Kopf bis zum Schwanz, da einer Klage Gewicht es belastet? Doch wir schauen ins Zerrbild einer versunkenen Welt, lachen nur flüchtig und spitzen schon wieder das Ohr, auf daß die nächste politische Anspielung unserem hungernden Historismus nicht entwische. „Ich wüßte nicht,“ sagt Nietzsche im Vorwort zu seiner Streitschrift wider die Allzuhistorischen, „ich wüßte nicht, was die klassische Philologie in unserer Zeit für einen Sinn hätte, wenn nicht den, in ihr unzeitgemäß (Das heißt: gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zu Gunsten einer kommenden Zeit) zu wirken.“ Vielleicht wäre auch im aristophanischen Theater die Historie nützlicher für unser Leben, wenn wir, statt dem aus Ekklesie und Hetairie zusammengekehrten Klatsch nachzubirschen, uns lieber an die unzerstörbare Menschenspur hielten. Den Antiquar kitzelt der Ehrgeiz, die Masken zu lüften und der Räthselworte Richtung zu fühlen. Ists aber nicht wichtiger, wesentlicher für Den, der auf die Zeit wirken will, daß heute noch die Kleobolde denken wie einst der alte Heliast? Griechenlands Götterdeckt der Schutt der Jahrtausende und in Gräbern ruhen, in Museen, die letzten Reste hellenischer Pracht. Das Richteramt ist von der Volksgemeinde an eine Gelehrtenkarte gekommen. Noch immer blieb aber dem Angeschuldigten die Pflicht, seine Unschuld vor dem Thron der Gerechtigkeit zu erweisen, noch immer sieht der Richter zehn Diebe in des Belasteten Auge. Da ist fester Grund, den keine Weltwende lockern konnte; von hier aus läßt sich am Ende gar auf die „Rechtspflege“ kommender Zeiten wirken.



Eines Tages faßt ein junger Mensch den Entschluß, Strafrichter zu werden. Ein hehrer Beruf, wenn sich Milde der Strenge paart. Unabhängig, unabsetzbar, ein König auf seinem Stuhl. Und in der Verwaltung sind die Aussichten auch nicht mehr so gut wie früher. Mit schönem Eifer geht er ans Werk. Die Assessoren sind selten, die, wie Paillerons knabenhafter Vertreter der Anklagebehörde, ihren Anfängererfolg vor dem Schwurgericht mit dem Indianergeheul begrüßen: „Mein erster Kopf!“ Ist doch eine höllisch ernste Sache. Nach und nach aber gewöhnt man sich daran. Fast alle Angeklagten schwören bei ihres Herzens heiligsten Gütern, daß sie unschuldig seien, alle finden einen Anwalt, der nicht nur die Freisprechung, sondern auch die Bürgerkrone, die Speisung auf Staatskosten für sie verlangt. Das stumpft auf die Dauer ab. Uebrigens ist im Vorverfahren schon von ehrenwerthen und erfahrenen Männern der ganze Stoff gesammelt und gesichtet worden. Der Staatsanwalt ist als ein ruhiger, leidenschaftlos wägender Jurist bekannt; warum sollte er irren? Gegen Vorleben und Haltung der Belastungszeugen ist nichts einzuwenden. Und der beste Bruder ist der Bursche da auf der Sünderbank nicht. Das Kollegium, nicht der Einzelne, hat das Urtheil zu finden; und fehlbar ist jeder Menschenspruch. In dubio pro reo? Natürlich; stets. Aber dann blieben beinahe nur die Fälle der Ueberführung durch Augenschein. So klipp und klar liegen die Sachen gewöhnlich nicht; und Gesellschaft, Eigenthum, Autorität fordern ausreichenden Schutz. In der Robe lebt ein Mensch, der aufathmen, nicht im Wust der Arbeit ersticken will. Nicht jeder Sitzung und jedem Fall kann er so eifrig folgen, wie ers anfangs wohl that. Die Wirkung der Strafen, die er verhängen hilft, kennt er nicht; er ist im Fabrikbetrieb abgehärtet und regt sich kaum noch bei den größten Sachen auf. Längst hat ersich die Frage abgewöhnt, ob er an Anderen strafen dürfe, was er selbst that, morgen wieder thun wird, unter anderen Lebensverhältnissen thun würde. Die feierlichste Handlung, das Richten des Nächsten, wird eine Routineleistung, das Alltagsgeschäft überreizter, verärgerter kleiner Menschen. Aber diese Menschen sind unabhängig, unabsetzbar und nur ihrem Gewissen verantwortlich. Nur? Ja . . . der Staatsanwalt oder der Landgerichtspräsident



berichtet über sie. Und wenn das höhere Gehalt nicht vorwärts lockt, so doch die höhere, feinere Aufgabe, nach der die Sehnsucht drängt. Ach... und das lange, das endlose Sitzen im schlechtgelüfteten Saal der Thatgerichte! Dankbar drücken die Beisitzer des Präsidenten Hand: „Nur Ihr Verdienst, Herr Direktor, daß wir heute noch zu halbwegs menschenwürdiger Zeit nach Hause kommen. Mein Junge hat Geburtstag und unseres verehrten Referenten Frau hat gestern stark gehustet.“ Und der Direktor: „Wenn wir die niederträchtige Sache mit achtzehn Zeugen nur nicht noch mal kriegen! Seit Neun achte ich nur darauf, alle Luken und Ritzen, durch die uns die Revision hereinschneien könnte, fest zu verstopfen. Ein mit allen Hunden gehetzter Kerl, dieser Angeklagte!“ Der Kerl hat seit Neun um sein Bischen Leben gerungen.

Frau Etchepare ist sehr ungerecht, da sie das moderne und humane Gerichtsverfahren der Praxis vergleicht, verstockte Sünder auf der Folter zum Reden zu bringen. Worüber beklagt sie sich eigentlich? Wäre sie in der Hauptstadt sittsam geblieben, hätte ihr Mann nicht Pferde über die Grenze geschmuggelt und hätten Beide dem Richter gleich die Wahrheit gesagt, die reine Wahrheit, nichts als die Wahrheit, dann wäre Alles anders gekommen. Aber so sind diese ungebildeten Leute. Erst lügen sie dem Richter den Buckel voll und greinen dann, jedes ihrer Worte werde gegen sie ausgelegt. Was der nette Herr Mouzon thut, muß er thun, um das Recht, um die Grundlage aller Menschengemeinschaft zu schützen. Wie ers thut: Das im unbarmherzigen Licht der Bühne einmal zu sehen, ist immerhin nützlich. Kein Kriminalist sollte das Schauspiel versäumen; und an dem zweiten Akt, der ein Meisterwerk starker und leise doch nur unterstreichender Satire ist, sollten Seminaristen die Aufgaben der Voruntersuchung erkennen lernen. Die Französische Akademie hat das Stück des Herrn Brioux mit einem Preis gekrönt. Und weislich hat, da es nun (ins Lessingtheater) wiedergekehrt war, die berliner Kritik betont, daß nur Frankreichs Richter auf dem Schaugerüst stehen. Deutsche sind aus ganz anderem Stoff. Auch die Roben unserer Oberlandesgerichte; rothe giebt's nur in Leipzig. Und dessen Meisterschaft . . .

Die Engel stritten für uns Gerechte,  
Zogen den Kürzern in jedem Gefechte.



## Devisen auf das neue Jahr

„Wer kommt? Wer kauft von meiner Waar'? Devisen für das neue Jahr . . .“ Goethes leipziger Liederbuch meinte Sinnsprüche, nicht Abstände heimischer Geldwerthe von fremden. Wer heute starke Sprüche, übers Jahr noch nicht widerlegte, wüßte, Der könnte des Käuferdranges sich kaum erwehren. Sie haltens bedächtig mit dem späteren Neujaarslied unseres Dichters: „Zwischen dem Alten, zwischen dem Neuen hier uns zu freuen, schenkt uns das Glück; und das Vergangne heißt, mit Vertrauen vorwärts zu schauen, schauen zurück.“ Mit Vertrauen? Trotz dem im vorigen Heft Gesagten wollen Sie durchaus wissen, ob Wilhelms Angabe (in dem Schaufensterbrief) richtig sei: „Zu dem schweren, furchtbaren Entschluß, außer Landes zu gehen, habe ich mich nur auf Ihre und meiner übrigen berufenen Berather dringende Vorstellung durchgerungen, daß es allein auf diesem Weg möglich sei, unserem Volk günstigere Waffenstillstandsbedingungen zu verschaffen und ihm einen blutigen Bürgerkrieg zu ersparen.“ Nicht viel falscher, Treudeutscher, als das Meiste in der Epistel und den saftigen „Geschichtstabellen“. Da der erste Generalquartiermeister Groener und der Oberst Heye dem Kaiser gesagt hatten, seinem Befehl, gegen Aufruhr der Heimath zu marschiren, würde das Heer nicht gehorchen, war an Bürgerkrieg nicht zu denken. Und Desertion das zu Milderung der Feindesbedinge untauglichste Mittel. Der wahrhaft Königliche mußte die Abdankung anbieten und sich zu öffentlicher Verhandlung an hellem Tag jedem Gerichtshof stellen. Wilhelm, der sich noch jetzt hinter die Papierwand seiner „konstitutionellen Unverantwortlichkeit“ verkriecht, hatte am achten November 18 die „Opferthat“, den Verzicht auf die Krone, „völlig abgelehnt“ und eine „militärische Expedition gegen die Heimath“ angekündigt: also den Entschluß, nur zu Rettung seines Thronsitzes gegen das von der unsäglichen Qual der vier Kriegsjahre zermürbte Volk mit Waffengewalt vorzugehen. Dieser Entschluß wurde am Neunten widerrufen, weil die Berichte der Obersten Heeresleitung und des Reichskanzlers ihn als unausführbar erwiesen. Warum er nach Holland fliehe, hat Wilhelm, ehe er ins Auto stieg, seinem ältesten Sohn geschrieben:



weil er sich im Hauptquartier „nicht mehr sicher“ fühle; nicht viel sicherer, als im Schützengraben und noch weit dahinter sich Millionen gefühlt hatten, deren Desertion mit schmachlichem Tod gestraft worden wäre. Civilistenrath hat der Kaiser weder vor der Oktoberflucht aus dem berliner Schloß Bellevue noch vor der Novemberflucht aus Spa gehört; nur persönlicher und dynastischer Vorthail, nicht die Wirkung auf Waffenstillstand und Frieden, wurde erwogen. Fochs Bedinge waren am achten November den deutschen Parlamentären vorgelegt worden und hatten Wilhelm nicht gehindert, dem drängenden Kanzler die Abdankung zu weigern (deren Urkunde dann erst in Amerongen unterschrieben und von dem Kammerherrn Grafen Brockdorff nach Berlin gebracht wurde). Zuerst meldete ein „militäroffiziöser“ Bericht, Marschall Hindenburg habe nichts von der Flucht geahnt, Plessen, dann Schulenburg abgerathen. Daß es Flucht war, bestritt selbst die Ludendorff m b H gar nicht, die, versteht sich, Herrn Groener der Hauptschuld zieh. Nun krebst der Herr von Doorn mit noch süßerer Kitschmär. Die „Geschichtstabellen“ (zu deren Anfertigung Professor Schiemann nach Holland berufen wurde) haben mit ihren unwahrscheinlich dreisten Verschleierungen bisher fast nur Gelächter erwirkt. Immerhin schlauer ist die Forderung, die „Schuldfrage“ von gestern Neutralen beantwortet zu hören; schlauer: weil keine der neutralen Mächte sich in so gefährliches Gerichtsspiel verklettern wird, Willis „glühende Seele“ also bis zum letzten Wank über Rechtsverweigerung zetern kann. Erinnern Sie Nochimmerzweifler, daß selbst der vorsichtige Fürst Bülow von den „schweren psychologischen, diplomatischen und politischen Fehlern“ gesprochen hat, die vor und nach dem wiener Ultimatum in Berlin gemacht worden seien, und daß er klipp und klar aussprach, nur Unfähigkeit habe den Krieg nicht zu vermeiden vermocht. „Andere schauen deckende Falten über dem Alten traurig und scheu; aber uns leuchtet freundliche Treue. Sehet: das Neue findet uns neu.“ Einig aber bin ich mit Ihnen in dem Urtheil, daß die Republikanerregierung, die auch diesen Kaiserschmarrn wieder stumm schluckt, ihrer Pflicht gröblich fehlt.



Diese Regierung scheint unlöslich aus der Dienstbotengewohnheit, immer nur eine Sache, nie zwei zugleich, „erledigen“ zu können. („Weil ich Ihnen sage, daß Sie nachmittags in die Apotheke müssen, braucht doch die Staubwischerei nicht aufzuhören, Emma!“ „Ich dachte nur . . .“ „Der Wedel ist kein Denkhinderniß“.) Diese Regierung ist nun bald acht Monate auf der Reichszinne. Hat sie irgend einen schöpferischen Gedanken verkündet oder gar auszuführen getrachtet? Nein. Auch nur den Körper der Beamten-schaft von Fettsucht und Elephantiasis gereinigt und dem frechen Unfug verleitlicher Luxuseinfuhr gewehrt? Nein. Statt Aemter und Pfründen zu streichen, schafft sie neue; schickt Herrn Schiffer, der sonst nur den zeitgemäß erhöhten Abgeordnetensold hätte, nach Oberschlesien, Herrn Suede-kum-Sakrow, dessen Gedächtniß der leipziger Prozeß als ein zerschlitztes Sieb erwies, nach Hamburg, scheut, als flösse der paktolische Goldstrom durch Deutschland, nie vor eben so unnöthiger Mission; und die Leckerläden, die Silvesteranzeigen, die bis unter die Grunewaldkiefern Nepp-minne gestattenden Liqueurstuben zeigen dem Fremden, in welches Elend der „Vernichtungwille“ Germanien gepfercht hat. So weiter: und die wiener Plünderung der Seidenzeug-häuser, Pelzspeicher, Schlemmerkrippen wiederholt sich in jeder deutschen Stadt, deren unverschämtes Geprotz darben-den Arbeitwillen in Tollwuth stachelt. Blößt Ebbe die Kassen, dann verdoppelt das Reichskabinet in den Hauptbetrieben die Preise (wozu die Hirnkraft eines Bullen ausreichen würde), reservirt das Reiserecht Grobverdienern und Ausländern, erzieht den Mittelstand in egmontischen Briefhaß, läßt sich das jämmerliche Ding, das noch immer Telephon heißt, mit Papierhaufen bezahlen, deren Höhe keinem Privathändler verziehen würde; senkt aber sofort jeden Tarifplan, gegen den die Presse aufheult, weil er ihren Profit so schmälern müßte wie andere Abgabepflicht wichtigere Gewerbe. Was wäre dieses Kabinet ohne die Gunst der Presse? Keins der Hauptministerien ist zulänglich geleitet. Zwei der wichtigsten betreut der (auch fürs washingtoner Botschafterhaus vorgemerkte) Herr Hermes, von dem noch der Reichskanzlei-



chef Albert, in Firma Liedervater, sagen mußte, christkatholisches Glaubensbekenntniß und der Wille zu Sabotage des Vorgesetzten genüge nicht ganz zu Sicherung eines Minister-sitzes. Die Besetzung der Diplomatenposten ist unsachlich oder unverständlich. Auswärtiges, Finanz, Ernährung, Aufbau, Reichskanzlei haben Häupter von Erzbergers Gnaden. Herr Hemmer, Matthaei letzter Günstling und Sohn eines elsässischen Beamten, sorgt für freundlichen Widerhall aus der Franzosenpresse. Aber auch in anderem Westland ist der Kanzler beliebt. Ward ihm gesagt, seine höchstfeierlich gestellte Rechtsverwahrung sei null und nichtig, irgendwelcher Antwort nicht werth, so zwinkert er freundlich („Weiß ja, wie es gemeint ist“); und schweigt . . Läßt sich schweigend der Vorbereitung betrügerischen Bankerotes anklagen, die tolle Behauptung umlaufen, der Deutsche zahle um die Hälfte weniger Steuer als der Franzos; und streckt dem in Gott ruhenden Kollegen Talleyrand, der vor Eifersüßermaß warnte, die Zunge heraus. Guter Wille, redlicher Fleiß und frisches Selbstvertrauen mußte dem Herrn Joseph Wirth beträchtlichen Anhang gewinnen. Doch mählich darf man wohl fragen, ob er was kann. Reden; dreimal am Tag und nachts sogleich nach dem Wecken. Nach drei Stunden fände der emsigste Freund in der Spreu kein Korn. Dieser Kanzler hat nicht einen neuen Mann von Eigengewicht gefunden, nicht einen fruchtbaren Staatsmannsgedanken ausgesprochen, nicht einen Steuerplan von Leuchtkraft ersonnen. Große Koalition, größere Kreditaktion: noch sinds Worte. Und das „Kabinet der Erfüllung“ jammerte in den Adventswind, es könne nicht erfüllen.

Dieser Abschluß des concerto dramatico war vorauszu-sehen. Schon die kurzfristige Augustpumperei zu Barbareskenzins ein Fehler. Hier ists gesagt und eben so oft empfohlen worden, dem Gläubigerausschuß die Geschäftsbücher der Deutschen Republik vorzulegen und kaufmännisch, ohne den Maultand des politisirenden Dingdrehers, zu erläutern. Doch, leider, witterte Herr Rathenau, wie in Dernburgs Kolonialmai, nach Moellendorffs Erkenntniß deutscher Kriegsrohstoffnoth und in der Oktoberdämmerung ludendorffischer Kapitulation, die Gelegenheit, seinen Namen in die Rinde der Weltesche



zu kerben. Ein Drittel der deutschen Industrie, die bis 14 den Weltmarkt versorgte, ist (Metallbearbeitung, Chemikalien, Textilien) während der Blockade Deutschlands im Erdwesten noch einmal aufgebaut worden, jetzt also, da unsere Betriebe nicht schrumpften, gedoppelt; und dieses Riesenangebot stapelt sich in einer Welt, deren größter Theil, vom Rhein bis an den Yangtse, nicht kaufen, deren kleinerer der verarmten Kundenschaft nicht verkaufen kann. Um in Athemfreiheit zurückzukehren, müssen die Sieger die Märkte Mittel- und Osteuropas, Vorder- und Ostasiens saniren, das Papiergeldgestöber hemmen, das Valutadumping ausschleußen. Wer als Erster den Wimpel hißt (der schon an den Stock gebunden wird), darf sich morgen in den Ruhm des Deutschenretters brüsten. Der immer geistreiche, nie genialisch einfältige Herr Rathenau, der den arglosen Kollegen Wirth in das Gelöbniß, einander „grenzenlos zu lieben“, geschmeichelt hat, fürchtet, Herr Stinnes, der Antiwaller, werde den Kranz erraffen, rast nach London und läßt Reklamedämpfe aufsteigen, die den Erdball in Gelächter kitzeln. Nur über die Verdauung des Erlauchten sagten die Hofberichte vom neusten WR-Ersatz nichts; nur morgens oder auch vor dem Diner? Eingeladen, Besprechung in tiefstem Dunkel, Moratorium, Anleihe, Vermittler zwischen Lloyd George und Briand; morgen reist er zurück, nein: übermorgen (aha!); das Kabinet schwitzt Angst, wird von Wonneblähung durchduftet. Das Getos bewirkt einen grundlos jähen Kurssturz; denn die erschreckte Börse schwört auf langen Zahlungsaufschub und Sterlinganleihe: hält also die City für dumm genug, uns Pfundmillionen zu Tribut an Frankreich und zu Auffütterung unserer Industrie zu leihen. Das Geknatter der Dementirmaschine (Nicht eingeladen, keine Geheimverhandlung, Besuch nicht erwidert) dringt nicht über den Kanal. Doch der plumpe Fehler, die Bank von England zu Zeugniß gegen die Erfüllung der Schuldnerspflicht aufzurufen, hilft den Franzosen in die dankbare Rolle des vom treulosen Albion halb schon Verrathenen. Das muß sich nun loskaufen. Vor den Kinofahrten stands besser um Deutschlands Sache. Wer sich, nicht sie, in Glanz heben will, webt ihr nur neue Nebel.



# Bankhaus Fritz Emil Schüler DÜSSELDORF

== Königsallee 21 ==

Für Stadtgespräche: 982, 1964, 2264, 5108, 5403, 5979,  
8665, 16386, 16295, 16453; für Ferngespräche: F 101, F 102,  
F 103, F 104, F 105, F 106, F 107, F 108, F 109, F 110

• Telegramm-Adresse:  
„Effektenschüler“

Kohlen-, Kali-, Erzkuxe / Unnotierte Aktien u. Obligationen / Ausl. Zahlungsmittel / Akkreditive  
Scheckverkehr / Stahlkammer / Ausführl. Kursberichte

Mitglied der Düsseldorfer, Essener und Kölner Börse  
Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und  
ausl. Börsen sowie sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.

## Otto Markiewicz

Bankgeschäft

Berlin NW 7 ❖ Amsterdam ❖ Hamburg

Unter den Linden 77

Gänsemarkt 60

Anleihen und Renten - Erstkl. mündelsichere Anlagen

Devisen - Akkreditive - Kreditbriefe

Umwechslung fremder Geldsorten  
zu kulant. Bedingungen

Ausführung aller Bank- und Börsentransaktionen

— Bereitwillige Auskunft-Erteilung über Industrie-Papiere —

❖ Finanzierungen ❖

Telegramme: Siegmarius-Berlin — Markitto Hamburg / Zenitum 9153, 9154, 5088, 925, 8026



Soeben erschienen:

# MAXIMILIAN HARDEN KÖPFE

Gesamtausgabe in drei Bänden

Geheftet 150,— Mark, in Halbleinen 225,— Mark

---

KÖPFE I. Inhalt: Der alte Wilhelm — Bismarck — Kaiserin Friedrich — Johanna Bismarck — Richter — Stöcker — Gallifet — Holstein — Waldersee — Ibsen — Zola — Matkowsky — Die Wolter — Mitterwurzer — Menzel — Böcklin — Lenbach.

KÖPFE II. Inhalt: Der junge Wilhelm — Kaiserin Augusta — Nikolaus II. — Franz Josef — König Ludwig — Leo XIII. — Lueger — Briand — Herbert Bismarck — Tolstoi und Rockefeller — König Eduard — Hedwig Niemann — Réjane — Johannes der Täufer.

KÖPFE III. (Prozesse.) Inhalt: Richter Pontius — Therese Humbert — Der Hauslehrer — Das Blumenmedium — Gräfin Kwilecka — Fürst Eulenburg — Moritz Lewy — Hau — Schönebeck — Sternickel — Moltke wider Harden.

---

ERICH REISS VERLAG  
BERLIN W 62





Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probesendung. Postfach 2. Hamburg 31.

**Emser**  
**Pastillen**  
gegen Husten, Heiserkeit u. s. w.

## Bad Kissingen. Hotel Büdel

gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten von den Quellen. Bekannt gutes Haus. Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung durch den Besitzer **A. Büdel**.

# Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft.

Bilanz per 30. Juni 1921

Aktiva			Passiva		
	M	pf		M	pf
An Kassa-Konto . . . . .	1 661 808	75	Per Aktien-Kapital-Konto . .	850 000 000	—
„ Wechsel-Konto . . . . .	9 404 067	39	„ Obligationen-Konto . . .	200 495 000	—
„ Guth. bei den Banken . .	657 944 061	03	„ Reservefonds-Konto . . .	168 665 990	51
„ Kautions-Konto . . . . .	8 151 551	—	„ Rückstellungs-Konto . . .	20 000 000	—
„ Konsortial-Konto . . . . .	46 239 357	60	„ Werkerhaltungs-Konto . .	100 000 000	—
„ Effekten-Konto . . . . .	233 126 737	59	„ Hypotheken-Konto . . . .	4 031 587	57
„ Debitoren . . . . .	347 765 295	17	„ Wohlf.-Einricht. . . . .	54 503 825	57
„ Hypotheken . . . . .	1 255 500	—	„ Oblig.-Einlös.-Konto . . .	856 000	—
„ Inventarium-Konto . . . .	1	—	„ Oblig.-Zinsen-Konto . . .	5 238 417	50
„ Patente-Konto . . . . .	1	—	„ Dividenden Konto . . . .	3 676 665	—
„ Geschäftshaus Friedrich-			„ Transitorisches Konto . .	139 221 837	96
Karl-Ufer 2-4 . . . . .	2 104 686	—	„ Konto-Korrent-Konto . .	647 590 520	61
„ Geschäftsh. Alexander-			„ Gewinn- u. Verlust-K. . .	82 388 686	50
Ufer 4 . . . . .	916 507	—	Hiervon:		
„ Fabriken, Grundst., Ge-			3% Gewinn-		
bäude, Masch., Werkz.			anteil auf		
u. Modelle . . . . .	118 966 856	21	M. 250 000 000		
„ Inventur . . . . .	849 133 101	48	6% Vorz.-Akt. M. 7 500 000,—		
			7 1/4% p. r. t. auf		
			M. 250 000 000		
			Vorz.-Aktien		
			Lit. B . . . . .	4 531 250,—	
			16% auf		
			M. 300 000 000		
			Stammaktien „ 48 000 000,—		
			16% p. r. t. auf		
			M. 50 000 000		
			Stammaktien „ 2 000 000,—		
			Gewinnanteil		
			des A.-R. . . . .	1 851 562,50	
			Zuweis an den		
			Unterst.-F. u.		
			and. Wohlf.-		
			Einricht. . . . .	5 000 000,—	
			Für Stift. . . . .	12 000 000,—	
			Vort.f. 1921/22 „ 1 505 874,—		
			M. 82 388 686,50		
	2 276 668 531	22		2 276 668 531	22

## Gewinn- und Verlust-Konto per 30. Juni 1921

Debet			Kredit		
	M	pf		M	Pf
An Handlungs - Unkosten-			Per Bilanz-Konto: Vortrag		
Konto . . . . .	30 922 992	32	aus 1919/20 . . . . .	807 352	11
„ Steuern-Konto . . . . .	24 456 574	79	„ Geschäftsgewinn 1920/21	247 913 401	73
„ Konto für Obligations-					
Zinsen . . . . .	8 929 052	50			
„ Werkerhaltungs-Konto . .	100 000 000	—			
„ Abschreibungen . . . . .	2 023 447	73			
„ Bilanz - Konto: Reinge-					
winn . . . . .	82 388 686	50			
	248 722 753	84		248 720 753	81



Die Zukunft  
Herausgeber  
Maximilian Harden  
Hundertundf nfzehnter Band  
Oktober / Dezember 1921  
\  
V BERLIN  
Erich Rei   VerlaS  
(Verlag der Zukunft)  
1921



Inhalt  
Advent der Vernunft 313  
Aktienfasching 85  
Allerhöchsten, Die 177  
Angora s. Panorama.  
Auditorium, Das, der Hoch-  
schulen 115  
Aus dem Diarium' 177  
Bankenhausse 175  
Bayern s. Hors d'oeuvre.  
Benesch s. Panorama.  
'Bismarck s. Nach fernen  
Meeren.  
Briand, Aristeides s. Kuropas  
Valuta.  
Das alte Lied 205  
Das Buch der Richter 569  
Das letzte Opfer 00  
Demonstration 203  
Der Jüngling .521  
Deutscher Geist und deutscher  
Staat 125  
Devisen auf das neue Jahr . .380  
Die Hirten singen 368  
I )ysangelien 362  
Eisner, Kurt s. November-  
Memorial.  
Fpilog 57  
Erziehung, Politische, in  
Deutschland 149  
Europas Entthronung s. Un-  
ter dem Heilmond.  
Europas Valuta 207  
Fwige Wiederkunft 68  
Finstere Weihnacht? .... 547  
Französisch-Deutscher Friede? 33  
Fromme Stunde. Gedicht . . 85  
Geht's noch höher? .... 144  
Geist, Deutscher, und deut-  
scher Staat 125  
Goethes politische Wandlung . 43  
Goldwerte, Die Jagd nach 25  
Großherzog Friedrich von Ba-  
■den s. November-Memo-  
rial.  
Habsburgs Ende 34.3  
Hochschulen, Das Auditorium  
der V 115  
Hors d'ceu\ iv 1  
Hyperethische Politik ... 106  
Irissary 573  
Irland s. Finstere Weih-  
nacht?  
Jagd, Die, nach Goldwerten 25  
Jagow-Prozeß s. Dysange-  
lien.  
Juden s. Hors d'oeuvre.  
Kaiserliche Katastrophenpolitik 173  
Kapitalismus, Sieg des .... 252  
Karl von Habsburg s. Aller-  
höchsten, Die.



Kinder 11')  
König von Württemberg s.  
November-Memorial.  
Kronprinz Ruprecht s. No-  
vember-Memorial.  
Kunst, Die Situation der 11  
Legenden aus der Schöpfung 165  
Leipzig 369  
Lichtbild, Der Mensch im . . 132  
Lichtbildkunst 196  
Liebknecht, Karl 49  
Lloyd Georges, Ewige Wie-  
derkunft.  
Ludwig von Bayern s. No-  
vember-Memorial.  
Ludwig von Wittelsbach s. Al-  
lerhöchsten, Die.  
Masaryk s. Panorama.  
Matkowsky s. Theater.  
Meeren, Nach fernen .... 62  
Mensch, Der, im Lichtbild . . 132  
Moskauer, Die alten .... 280  
Mumbo-Jumbo 139  
München 18  
Nach fernen Meeren ... 62  
Noblemaire s. Französisch-  
Deutscher Friede?  
Notizbuch 254  
November-Memorial .... 185  
Oberschlesien s. Das letzte  
Opfer.  
Opfer, Das letzte 90  
Othello 233  
Othello auf der Bühne . . . 261  
Panorama 62  
Plutokratie . . » '. 317  
Politik, Hyperethische . . 10(>  
Politische Erziehung' in  
Deutschland 140  
Psychopathologie III  
Republik Irland 347  
Rettung des Retters 192  
Rossi s. Theater.  
Ruprecht von Wittelsbach s.  
Sterne im Nebel.  
Rußland s. Rettung des  
Retter?.  
Sieg des Kapitalismus . . . 252  
Situation, Die, der Kunst II  
Sonntag des Lebens .... 205  
Staat s. Deutscher Geist  
und deutscher Staat.  
Sterne im Nebel 224  
Stunde, Fromme. Gedicht . . 85  
Theater 261  
Tote begraben Täte .... 215  
Totenorakel 73  
Treitschke s. Ewige Wieder-  
kunft.  
United States-British Empire s.  
Europas Valuta.  
Unter dem Heilmond . . 297  
Verse, Verklungene 250  
Waffenstillstand s. Das alte  
Lied.  
Washington s. Europas Va-  
luta.  
Wiederkunft, Ewige .... 68  
■



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrg. 31. Dezember 1921 Nr. 14

Das Buch der Richter

Leipzig

"7u den ekelsten Erbstücken lutherischerKaiserei gehört die Sucht, jede Behörde anzuhündeln, aller Obrigkeit, weil ja alle „von Gott ist", mit wonnig emporzackender Unter« thanszunge den Speichel vom Maul zu lecken. Gestern wards wieder offenbar. Schon während der leipziger Hauptverhand» lung gegen Jagow und Genossen lallte mancher Schreiber scheilockisch: „Ein Daniel kam, zu richten 1 Dank, weiser und gerechter Richter!" Nach der Verkündung des Urtheils schwoll der Lärm in Jubelgeheul; und betitelte Juristen schämten sich nicht, in den Chor alberner Schmeichelei einzustimmen. Jetzt •erst, lasen wir, sei gewiß, daß die Weimarer Reichsverfassung vom deutschen Strafgesetz geschützt werde. Nur ein Narr konnte je daran zweifeln. Aus Siegen der Gewalt (über fremde oder heimische Feinde) sind fast alle Verfassungen, auch der freisten Staaten und nicht nur in Europa, erstanden; und ein katholischer Staatsmann hat drum gewarnt, jemals, „bei Ge\* fahr der Revolution, die Wurzeln staatlichen Rechtszustandes ganz aufzugraben." Der Politiker mußte, hinter zwei Dutzend deutscher Staatsumsturze, von Hochverräterjagd abrathen; kein Wachter aber durfte bezweifeln, daß die durch Wilhelms Flucht ermöglichte Verfassung vom Strafrecht eben so sicher geschützt werde wie die durch Bismarcks revolutionären Bruch des Deutschen Bundes, durch Königgraetz und Sedan ent\* standene. Das Unbestreitbare, den Gemeinplatz für grüne Justurner, nennt in der Berlinischen Zeitung von Staats\* und Gelehrten» Sachen ein Rechtsanwalt eine „politisch und juris\*



tisch gleich wichtige Feststellung von weit durchgreifender Bedeutung und umfassender Tragweite"; und bescheinigt dem Reichsgericht, daß es „auch diesmal wieder seine Aufgabe mit Meisterschaft gelöst habe; mit Stolz kann die Deutsche Republik darauf hinweisen, daß sie über Richter verfügt, die die Wage des Rechtes fest und sicher in ihren Händen halten." (Beim Abschreiben wird der Gaumen pelzig.) Wärs, wie der ins Metaphorische gerutschte Rechtsanwalt und die ihm geistig Versippten meinen, dann hätte das Reichsgericht in einer durchaus einfachen Strafsache nach ungemeinem Aufwand von Zeit und Kosten eben der Pflicht genügt und auf Lobgesangsstollen nicht triftigeren Anspruch als irgendein Luxusschuster nach später Ablieferung theurer und bequem sitzender Stiefel. Doch die auf drei großen Zeitungspalten veröffentlichte Begründung des Urtheils der Vereinigten Straf senate bestätigt nur die Erfahrung, daß die zu Revision der Rechtsanwendung berufenen klugen Juristen zuThaterforsch« ung selten noch tauglich sind. Das Verfahren gegen zwei Angeklagte wurde eingestellt, weil für sie, nach der Meinung des Gerichtes, das Amnestiegesetz vom vierten August 20 gelte. Von der Wohlthat dieses Gesetzes sollten, nach der Angabe des damals verantwortlichen Reichsjustizministers, nur die Männer ausgeschlossen sein, „die das Centraiunternehmen, die Gesammtaktion veranlaßt oder geführt haben". Nach allem vor und nach der Kappiade Nahen bekannt Gewordenen ist mindestens einer der nun vom Reichsgericht außer Verfolgung Gesezten den Bereitem und Führern der „Gesammtaktion" eher noch einzureihen als derRegirungspräsident a.D. Traugott von Jagow, der, wegen Beihilfe zu Hochverrath, mit fünf Jahren Festunghaft bestraft worden ist. Wer das Fütschchen werden und versanden sah, staunt über manche „thatsächlicheFeststellung" in dem leipziger Urtheil. Ist denn festgestellt worden, wer „schon vor dem entscheidenden An« und Einmarsch der Brigade Ehrhardt mit dem General Lüttwitz oder Herrn Kapp in Einvernehmen gestanden und Mitwirkung zu Umsturz zu« gesagt hat"? Nein. „La question ne sera pas posee": dieser berühmte Satz aus dem Prozeß Zola wurde nicht ausgesprochen; aber nicht einmal im Verhör des Zeugen Ludendorff diese „Feststellung" versucht. Eben so wenig die, ob



## DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrgang 1. X. 21 Nr. 1

Hors d'oeuvre

Irgendwo im berliner Westen. Hier (sagt vor der Thür der Führer) „werden Sie wieder einmal sehen, daß in den letzten sieben Jahren aus Quark noch öfter Gold als aus Gold Quark geworden ist. Früher Kaffeehaus. Ein Dutzend Stammgäste. Bei einer Schale Melange las Jeder zwei Dutzend Blätter; machte mit Trinkgeld, für dessen Fülle der Kellner ehrerbietig dankte, vierzig Reichspfennige. Seit die Kaffeekatakomben, Helldunkel mit fahlbunten Lampenschirmen, aufkamen, wo die gebleichten Haare und Seidenbeine den Decor günstiger fanden, schmolz hier die Zulaufskundschaft. Das Ding war immer ganz oder halb pleite, trotz Gefiedel von Fünf bis in die aschgraue Ewigkeit. Heute? Die beste Milchkuh im Stall des Hauswirthes (der mit dem Mond wechselt, aber nie sichtbar wird). Das Risiko war nicht schwer zu tragen. Giftgrüner Anstrich der Erd\* geschoßmauer läßt auf verborgene Ruchlosigkeit hoffen. Auch innen ist mit Oelfarbe nicht geknausert worden. Sonst: wie einst im Mai. Aber mittags hübsch voll und von Zehn ab Groß\* betrieb. Die Aufbewahrung des Hutes kostet viermal mehr, als in alter Zeit die Gesamtzeche betrug. Preise nur ums Zwanzig\* bis Dreißigfache höher, Theuer und überfüllt: da kann der Berliner nicht widerstehen. Eine Viertelstunde später fänden wir keinen leeren Stuhl." Wir sitzen. Für einen Jung\* gesellen mit Bibliothek mittleren Umfanges wäre der Raum in unserer Wbhnungnothzeit zulänglich, wenn die Bücher in . den fensterlosen Gang verstaутwürden, der in unerforschbares Hinterland führt. „Rebhühner vor zwei Stunden frisch eingetroffen. Dreimal. Vorher vielleicht ein kleines Zungenragout? Dreimal Ananas mit Schlagsahne. Geldermann mit Pfirsich sofort." Die grüne Büchse ist schon ausverkauft. Jedes



## Die Zukunft

Stühlchen besetzt. Ueberall Sekt. Durch den Tabakdunst flattern Fetzen aller Sprachen Europas. Nicht aller. England scheint nur seine Cigaretten hergeschickt zu haben; es riecht wie nach heißem Tag am londoner Strand. Skandinaven, Romanen, Slawen, Walachen. Smoking, Cut, Jacket bis ins hellste Grau. Breite Mensurnarben und der rauhe Schrei nach dem „Ober“ trösten in die Gewißheit, daß an einem Tisch wenigstens das Mannesherz Germaniens schlägt. Den (in mancher Studentenverbindung und in jeder Genossenschaft mit beschränkter Mordpflicht jetzt geforderten) Schwur, „von reinblütig deutscher Abkunft zu sein“, könnten sonst nur die Mädchen leisten. Die offenbar aber nicht gestimmt sind, den Verkehr mit „fremdrassigen Männern“ zu weigern. Gut, also unauffällig, angezogen. Alle ungefähr vom selben Typ. Eine, mit frischen Farben und grauem Kraushaar, springt aus der Modezeitungschablone ins Rokoko. Die bis in die erste Septemberwoche „sehr rege Tendenz“ zu dunkel\* braunem Fleisch (auf Wunsch auch zu Haus, durch Höhen\* sonne oder Brunolin erlangbar) ha^ abgeflaut. Weißblond trägt man nicht mehr. Noch aber Musik; in jeder Saison. Wollen die Menschen sich gegen Warnruf und Seufzer der eigenen Seele täuben? Das Gewissen von Strichgang ab\* schrecken? Kein Hammelrippchen, nicht die zarteste Gans\* leber schmeckt ohne Geklimper. Mir bleibe das Klavier, wie dem in neues Leben erwachten Faust die Sonne, im Rücken.

„Auf die duftig kühlen Schauer, die den Rasenplatz des Magisters lobesam umwehen, werden Sie hier aber ver\* gebens warten. Trotzdem die Luftklappe in Ordnung ist. Immer noch Nachkriegsparfum. Was hier herumsitzt, war 14 irgendwo in Europa Kontorschreiber oder Verkäufer, Fabrikarbeiterin oder Ladenmädel und hat erst in oder neben der Uniform den Gebrauch des Fleisch\* und Fisch\* messers gelernt. Heute ists tiptop. Doch einfach Quatsch das ewige Gerede von der Judenmehrheit in solchen Lokalen. Weder hier noch an den allerfeinsten Freßkrippen.“ „Na ... Wir haben schon unsere Heringsdörfer und Marienbäder. In mancher Erstaufführung würden Sie der



Statistik nicht glauben, daß unter je hundertzehn Bewohnern Deutschlands nur ein Jude ist. Aber der Haß und die Hakens kreuzerei von heute ist nicht von der Sippe» bewirkt worden, die sich dort im Frackhemd brüstet oder am Luxustrog Diamanten und Perlen ausstellt. Die ist gar nicht unbeliebt; und, als Ganzes genommen, viel kleiner als das Gekribbel reinblütig deutscher Emporkömmlinge aus der Zeit von Krieg, Niederlage und Staatsumsturz. Daneben kaum der Rede werth. Mindestens dreiviertel aller Juden, vom Bankdirektor bis zum Altkleiderkäufer, waren und blieben kriegerische Ueberpatrioten mit Siegeswillen und anderem Komfort der Neuzeit; auch jetzt vornan, wo über den „Schandfrieden" ge\* schimpft wird. Israel war diesmal durchaus nicht der Dick« Verdienner, nach dem Zusammenbruch nicht der Hauptnepper; und unter den Verarmten finden Sie mehr Juden als unter den Nouveaux Riehes. Allem, was Intelligenz nicht zu fest\* lieh erhöhtem Tarif von Tag zu Tag umsetzen kann, gehts schlecht. Wer Waare, Korn, Blusen, Milch, Strümpfe, Leder, Papier, Kabeljau, Leinwand hatte, war, einerlei, welcher Rasse, schön heraus. Jede Judenhetze kommt aus dem Wunsch, für schmerzendes Unglück Andere, Artfremde verantwort- lich zu machen. Dieser Wunsch heizte die Wuth der vom Umsturz der Staatsform Geschädigten. Die paar Vorder» grundsemiten im Bolschewismus (denen Hie Masse der Juden erzfeindlich ist), dann bei uns Frau Luxemburg, Eisner, Haase, Cohn, Levi, Landauer und Genossen: daraus ließ sich Aller» lei machen. Keiner von ihnen hat irgendwie wesentlich zu der Soldaten« und Matrosenmeuterei vorgewirkt, deren erster kurzer Athemsturm zwei Dutzend Dynastien wegblies. Ueber Menschenkraft hinaus verlängerter Krieg, Heer und Volk totmüde und schlecht genährt, jeder unbequem Störrige an die Front abgeschoben, nach dem Platzen der Konserven\* lüge von sicher nahem Endsieg die Niederlage dicht vorm Auge: der rothe November war das natürlichste Gewächs. Doch höher klang und tiefer drang das Lied von land« fremden Juden, die arglosen Germanen die angestammten Fürsten raubten. Wilhelms Glückbringerhand formt dar\* aus die Mahnung, alle Juden zu henken. Solcher Schloß\*



Die Zukunft  
abzug schmeckt immer. (Auch unser Mousseux; danke.  
Aufs Kraut ein paar Tropfen? Lieber nicht. Pfirsich reimt  
nicht auf Magdeburg; und wennsderValutatrierer amNeben\*  
tisch sieht, buchts morgen die Reparation Cömmission  
als Ueppigkeitzeichen.) Das Lustigste an der Sache ist, daß  
neun Zehntel aller Juden, die noch oder schon Geld haben,  
genau so denken. Nicht gerade über die Nothwendigkeit  
des Henkens. Doch über die der Anpassung, mimicry;  
und über die Gefährlichkeit der Sprudelköpfe, die aus der  
deutschen Psychasthenie von 18 eine Revolution des Geistes  
aufschüren wollten und in der dünnen Flamme den Martyrtod  
fanden. Zwar: .Wirkten Grobe nicht auch im Lande, wie  
kämen Feine für sich zu Stande, so sehr sie witzten? Des  
seid belehret; denn Ihr erfröret, wenn wir nicht schwitzten.'  
Das kommt nicht von der Lippe des Holzhauers von Doorn,  
sondern aus der Brust des Fällerschwarmes, der ungeschlacht  
die kaiserliche Mummenschanz des zweiten Fausttheiles mit\*  
feiert. Weckt nirgends aber Widerhall. Wären die Groben  
nur lieber draußen geblieben, heißts in West\*Juda; weil die  
Luxemburger schwitzten, schüttelt uns jetzt der Frost. Die  
Vorstellung, daß diese Welt Revolution wollte, ist kindischer  
Wahn oder Gebräu aus verhageltem Hopfen. Ruhe und  
Ordnung wollte und will sie; glatt asphaltirte Bahn zu Auto\*  
rennfahrten des höchst mobilen Kapitals. Die verjüngten  
Jesaias und Jeremias, deren Leben in der Gluth des Kampfes  
für Geisteserneuerung hinprasselte, sind ihr ekelhafte Kerle.  
Und gar für die Zukunft derjudenheitgiebt sie keinen Pfeffer\*  
ling. Nicht ein Achtel des Spaltenraumes, der dem Reklame\*  
rennen der Automobilfirmen offen stand.wurde dem karlsbader  
Zionistenkongreß gewährt, der immerhin den Grundriß eines  
neuen Staates erörterte und annahm. Von dem ukrainischen  
Judengemetzel, dem gräßlichsten aller Geschichte, war in  
unseren Judenblättern' kaum je die Rede. Jüdische Demo\*  
kraten breiten die Arme aus, um die im Kern bitter anti\*  
semitische ‚Volkspartei' zu umfassen, deren Führern sie in  
den Tagen schwarz \*roth\* goldener Wehen als Unreinen die  
Thür der Wochenstube verriegelten. Judenhetze? Giebts  
nkht. Ein paar schlimme Narren machen Lärm; alles Andereist



Hors d'oeuvre 5

Einbildung.' Als ob Selbstblendung und Totschweigeversuch  
je auf die Länge genützt hätte. Als ob der Drehpunkt all  
dieser, so zu sagen, demokratischen Politik, der Pivot ihres  
Aufmarsches nicht der Wunsch wäre, die Wüstlinge des  
Judenhetzsportes zu isoliren. Da sind Kluge wieder einmal  
klug genug, nicht klug zu sein. Denn je fester sie die Augen  
zukneifen und die Zähne ..."  
Gepolter. Ein Tänzerpaar zeigt seine Künste. (Nennt  
mans nicht so?) Dem darf der Höfliche nicht den Rücken  
zukehren. Schade. Der Springplatz hat die Breite eines  
Mannsschrittes. Was in solcher Enge geleistet werden kann,  
wird geleistet. Zu viel. Sogar Spitzenwirbel und beäng\*  
stende Spreizung der Beine. Die des Fräuleins sind kräftig  
dürr, wie einer Arbeiterin, und ihre Blässe schimmert unter  
dem grellen Deckenlicht in Gelbgrau mit bläulicher Krampf\*  
äderung. Die hier sitzen, haben Tanzerei jeder Art gesehen;  
in Theatern, auf Winkelbühnen und Dielen. Das Gehops  
kann Keinem gefallen. Schmeichelt ihnen, daß hier, während  
sie schmausen, Fruchtscheiben aussaugen und Zötchen mei\*  
ßeln, zwei Lustsklaven schwitzend um ihre Huld werben?  
Ich, denken die Mädchen, „habe einen schöneren Körpa!"  
Die Herren: „Nicht der Mühe werth." Alle klatschen.  
„Und was soll gegen die Wortpogrome geschehen?  
Nach einerneuenVerunordnung des Reichspräsidenten sehnen  
Sie sich wohl nicht. Der hat ja verkündet, daß jede Auf\*  
reizung zu Gewaltthaten, komme sie von rechts oder von links»  
streng gestraft und die Republik vor Angriff. . ."  
„... geschützt werden soll. ‚Mit äußerster Energie.' Als  
wir nach Kapp\*Lüttwitz in den April geschickt wurden,  
klangs eben so. Bleibt nur die Hamletfrage: Wie werde ich  
energisch? Und die mehr für Fortinbras passende: Wie  
schütze ich eine Staatsform mit einem Heer, dessen größten  
Theil ihre Erhaltung nicht der kleinsten Mühe werth dünkt?  
Für die Reden und Erlasse aus diesem Herbstmonat gebe  
ich nicht einen Markzettel. Die Mordbegünstiger sind heute  
noch weniger eingeschüchtert als vor anderthalb Jahr die  
Kappisten. Was geschehen soll? Zunächst müssen die nicht  
rein Deutschblütigen aus Regirerämtern scheiden, ‚raus mit



## 6 Die Zukunft

den Itz aus Zinnowitz': wers einmal gehört hat, darf nicht wiederkommen, ehe er gebeten wird. Die Herren Gradnauer, Rathenau, Rosen, Schiffer müssen, sammt den Staatssekretären, Präsidenten und Gesandten, denen ... Etwas fehlt, den Bekrittlern ihrer .orientalischen Fassade' den Beweis ermöglichen, daß ohne Juden besser als heute regiert wird. Auf allgemein völkischen Wunsch könnten auch die Forscher, Künstler, Lehrer, Aerzte, Anwälte, Techniker, Bankiers, Theaterleiter, Verleger jüdischer Abkunft die Arbeit einstellen. Ueber Nacht würde dann Deutschland ein Eden, über dessen bunt gewachsenen Teppich nicht die kleinste Schlange kröche. Aber ich walze ja Blech: Eden, Gottvater, Gabriel, Gottsohn, Heiliger Geist und alle Apostel sind doch, leider, auch aus der Kiste jüdischer Sachen; also zeitgemäß durch Asgardisches zu ersetzen. Im Ernst. Da mindestens fünfhundert Zeitungen und fünftausend Vereine von Judenhatz leben, ist's nicht mehr anständig, zu thun, als merke man nichts. (Um Odins willen: nicht einen Tropfen Liqueur! Auf die Gefahr, von dem Kellner verachtet zu werden.) Oder gefällt Ihnen der Mann, der prahlt, in München habe ihn Niemand als Semssohn erkannt?" „Warum sagen Sie nicht lieber gleich Miesbach? Bayern ist eben 'ne Klasse für sich. Wie Forster Kirchenstück, Sachtorte und Steinerspeck, den .Mäuschen, Dachkatzen und alte Kater mit gleicher Gier umschnuppern. Übrigens hats unser Joseph Wirth nun ja vollkommen gebändigt." „Glauben Sie? Ich nicht. Bayern bleibt Bayern. Mochte den Preußen nie riechen und hat sich immer inniggefreut, wenn die eiskalten Tröpfe an der dreckigen Spree Eins auf den Schnabel bekamen. Wer nur Münchens Fremdenindustrieviertel und die Mastorte an Bergseen kennt, weiß von Land und Volk so viel wie vom Islam. Einer, der mit verstauchtem Fuß drei Tage lang aus dem Fenster von Pera Palace guckte. Ausland. Fremder, allem anderen Deutschthum in mancher Empfindensprovinz ferner als Nordfrankreich, Westrußland, Süditalien, Ostamerika. .Ausland': über allen Meldungen aus ,Preußisch-Berlin' Stands in dem Blättchen ,Das Bayerische Vaterland', das der witzig schimpfende Dr. Sigl herausgab.



Hors d'oeuvre 7

Ahnherr und Muster aller Miesbacher. Die lange Beleuchtung der münchener Straßen nannte er Unfug, weil nach Mitter\*  
nacht nur .Prostituirte und Preußen' noch unterwegs seien.  
Und krähte aus dem Briefkasten den Satz: ,Ihre Frage,  
warum der bayerische Löwe den Schwanz hebe, während der  
preußische Adler die Zunge herausstreckt, müssen Sie sich  
selbst beantworten.' Nicht viel feinerer Ton als heute. Der  
Kahrkrampf war nicht der erste seiner Art; und Fremden»  
haß blühte wie Enzian auf allen Matten. Die. Spanierin  
Montez, der Hesse Franz Dingelstedt, der Sachse Richard  
Wagner haben ihn gespürt. Zwei Dutzend molliger Bayern\*  
mädel hätte man dem ersten König Ludwig verziehen (wie  
dem zweiten, noch jetzt betrauernten jede Laune und Ver\*  
irrung der Sinne); die Lola, gar mit dem bayerischen Grafen\*  
titel, verzieh man ihm nicht. All dieser Zorn hatte niemals sehr  
tiefe Wurzeln. Sigl strahlte vor Wonne, wenn er Intimes  
über den Junker Bismarck hörte, den er Jahrzehnte lang als  
leibhafte Satansbrut vor die Leser gestellt hatte, und flüsterte  
beim letzten Schoppen, lange nach Mitternacht, schämig:  
Jetzt, wann er, der ein paar Strafanträge gegen mich unter\*  
schrieben hat, mir ein Autogramm stiften wollt', auf 'nen  
Luftsprung sollt' mirs nicht ankommen!' Auch der letzte  
Wuthanfall wäre in der Stille leicht zu sänftigen gewesen.  
Bayern ist von der Deutschen Republik unklug behandelt  
worden. Für den Bauer hat sie nichts gethan. (Für wen  
denn beträchtlich Haltbares?) Wird ihm gesagt, er müsse  
morgen für die Steuer den ,Goldwerth' seines Landstückes  
und Viehs errechnen, dann schmeckt ihm das stärkste Voll\*  
bier nicht mehr. Auf die Einwohnerwehr war Stadt und  
Dorf noch stolzer als auf die Weißwürste. Das Reich, das  
ihnen, auf Befehl der Herren Sieger, die Augenweide nehmen  
mußte, durfte die Weißblauen fürs Erste nicht wieder kränken.  
,Unser Wirth'hat viel guten Willen gezeigt, aber noch nirgends  
bisher sich als Könnner bewährt. Auch dieser Joseph, scheints,  
kann nur vom Beistand des Heiligen Geistes die Kraft  
zu lebensfähiger Leistung erhoffen. Warum legte er sich  
nicht leis in den Schlafwagen, sprach in München das  
Heikelste mit den Kahryatiden durch und kam ohne Huppe\*



Die Zukunft  
gekreisch heim? Dieser Sanirversuch war wenigstens un\*  
schädlich. Was hat er nun? Die Hoffnung auf ein nicht  
zu fernes Ende des Belagerungszustandes und die Zusage,  
daß die münchener Zeitung der Unabhängigen wieder er\*  
scheinen darf (bis auf Weiteres). Im Wichtigsten hat er,  
trotz feierlichem Versprechen, felsfest zu bleiben, nachge\*  
geben; und, dennoch, dem neuen Ministerpräsidenten den  
Lichtschein des Erfolges getrübt. Wer einen auf drei Meilen  
als Wahngesicht zu erkennenden Spitzelbericht aus dem  
Mai 20 sechzehn Monate danach als eine frisch der Ma\*  
schine entflatterte Urkunde verliest, konnte sich ohne  
Schrammen nicht aus der Klemme lösen. Was aber wird  
aus seiner Verhandlung mit Fremden, mit mächtigen West\*  
männern von vielen Graden, da er im Dunstkreis von  
Parteigenossen und zu Vermittlung bereiter Klerisei so  
dicht ans Thor von Canossa taumelte? That is the question.  
Nicht, ob er sich des Personenwechsels am Promenade\*  
platz lange freuen werde. Graf Lerchenfeld, aus einem  
Geschlecht, das fast immer ungefähr ‚Linkes Centrum‘, dem  
münchener Abel und dem wiener Metternich unbequem  
war, braucht nicht so viel Eifer zu zeigen wie der Protestant  
und Nichtsalsbeamte Von Kahr. Er kann (so lange der all\*  
gewaltige Centrums\*Heldt ihn hält, auf eigenen Füßen stehen  
und kennt die Heimath zu gut, um sich über Frankens,  
der IndustrieProvinz, Neigung in Liberalismus zu täuschen.  
Der dankt er ja sein Amt. Nicht weil Berlin überlaut,  
sondern, weil Franken leis drohte, ist die Centrumspartei  
sacht und höflich von dem auf seine Art tüchtigen Kahr  
abgerückt. Alles in Allem: gräulich aufgebauschter Kram.  
Zwischen Bayern und Baden schwebt noch immer der  
Schatten der alten Fehde um die Pfalz. Hat er den Blick  
des Reichspräsidenten und Reichskanzlers, zweier Söhne  
Badens, nicht an manchem Tag dunkel verhäng? Vorbei.  
Schon wird ein anderes Bild angekurbelt. Bayern bleibt Bayern.  
Soll auch. Vom Reich will und kann es sich nicht trennen;  
das Recht zu gewichtiger Einwirkung ins Reichsgeschäft  
darf Niemand ihm schmälern; und gegen Demokratie haben  
die Wittelsbacher selbst sich im letzten Halbjahrhundert



niemals gewehrt. An dem Herbststreit war das Drolligste, daß er gar nicht von Urbayern ausging. Die haben keine Sehnsucht nach Wilhelm, sehr gelinde nach Monarchie; und ihr Ruprecht, den sie jetzt wieder feiern, galt, weil er seit 17 die Lebensgefahr des Kaiserreiches erkannte, im Großen Hauptquartier als ‚Marschall des Flaumacherheeres‘. Unter je zehn Offizieren a. D., Professoren, Zeitungmachern des Schlages, der sich nach außen absurxUbajuvarisch geberdet, ist höchstens ein Bayer. Die Zeterer gegen Dreinreden ‚Land\* fremder\*‘ sind meist vorgestern zugewandert; meist,obendrein, aus Preußen. Ob sie kindlich ernsthaft glauben, das Bayern, 1 das den ‚Saujuden‘ in den zuvor den ‚Saupreußen‘ ange\* wiesenen Sünderpfuhl stieß, sei der einzige Wall gegen den (nirgends mehr gefährlich fühlbaren) Bolschewismus, ist ungewiß. Begreiflich aber, daß sie die Staatsform zurück» wünschen, deren Zertrümmerung ihnen Rang, Macht, Habe, Hoffnung nahm. Betrachten Sie hier mal die ehrwürdige Matrone, die uns mit ihres Damenbasses Grundgewalt zu erfreuen wähnt. Was sie singt, weiß ich nicht. Irgendwas schrecklich Balkanisches. Da sie die Karminlippen in Herz\* kirschenform vorschiebt und die dick gepuderten Runzel\* hände faltet, ists, vielleicht, ein Gebet an den Rachegott oder Verfluchung des Schutzpatrones aller Schieber. Einst war sie Manricos Mutter, mit Lorber, ansehnlicher Gage und Soupereinladungen; nun singt sie, in gewendeter Taille, zwischen klappernden Tellern; und scheuert danach in,Stube und Küche' mit Hofaussicht und ohne Oktoberkontrakt. Ist ihr zu verdenken, daß die aufgedonnerte Sippe, die hier Sekt säuft, ihr ein Gräuel ist? Also auch nicht dem alten Offizier, der zwei Dienstpferde, zwei Burschen hatte, im Krieg ein Herrgöttchen war und jetzt vom Verkauf seiner Teppiche und Möbel das Leben karg fristet, daß er die Republik in den tiefsten Höllenschlund verwünscht. Bis sie diesen Leuten Nahrhaftes bietet, ist sie des Lebens nicht sicher." „Aber morgen kommt doch die große Koalition auf breitester Grundlage. Die Verwilderten werden, rechts und links, isolirt. Warum sagen Sie kein Wort über den görlitzer Parteitag der Sozialdemokraten? Der sichert uns, endlich^ Ruhe und Ordnung."



## 10 Die Zukunft

»  
„Auf breitester Grundlage. Görlitz ist ,das Ereigniß der Saison\*<sup>\*</sup>; dicht hinter den Premieren der Fritz und Mizzi. Abgemacht. Die Deutsche Volkspartei wird anno 22 nicht, wie im Vorjahr, Wilhelms Geburtstag feiern, sondern Bebels, der geschworen hat, bis an Grabesrand der Tot\*<sup>\*</sup> feind der bürgerlichen Gesellschaft zu bleiben. Sie wird hinfüro nicht großkapitalistisch, monarchistisch, berserker\*<sup>\*</sup> häft national, nicht mal im Zwielight antisemitisch sein: also auf Schwerindustrie, judenchristliche Hochfinanz, Infanterie«<sup>«</sup> und See \*<sup>\*</sup> Offiziere, Beamte, Lehrer, Richter und Nachbarliches verzichten. Weil das Glück der Demokraten sie vor Neid nicht schlafen läßt. Nur in Genossenschaft mit den Weisungen scheint ihr das Leben noch lebenswerth. Also wird Ruhe und Ordnung... Haben Sie auf den fetten Geiger geachtet? Offenbar der Magnet dieser Trüffel\*<sup>\*</sup> speiunke. Seiner Mimik wegen werden die Zahlung\*<sup>\*</sup> fähigen von ihren Mädchen herbugsirt. Die frißt er mit den Augen, streichelt oder peitscht er mit dem Fiedelbogen; und wenn er schäkernd vorn, am Griff der Geige, fingert, ists, als kratzten Katzenpfoten an einem Mieder, das den Pfad in Achselhärchen und sonst-wohin sperrt. Kein zu Blickbuhlerei gemietheter Zigeuner\*<sup>\*</sup> primas trieb unter unserem Himmel je so frech wie dieser gelbe Neger aus Südostpriapien. Er wird für Brunstdar\*<sup>\*</sup> Stellung bezahlt, macht den Danien Appetit, kitzelt den \*<sup>\*</sup> Herren das Rückgrat und bleibt, mit triefendem Hals, lech\*<sup>\*</sup> zendem Maul, verschobenem Augapfel, aufwärts flatternden Nüstern, kühl wie ein glotzender Frosch. Geschäft ist Ge\*<sup>\*</sup> schäft. Wo dessen Gegenstand Volk und Staat i\$, darf aber auch der Bescheidendste wohl die Reinlichkeit eines mittel\*<sup>\*</sup> europäischen Affenkäfigs fordern. Höchst löblich also, wenn Parteien und Fraktionen sich entschließen, den Leib ohne Flitter, das Antlitz ohne Schminke zu zeigen. Nur ists auf deren Walstätten just wie hier: Europa guckt uns in jede Schüssel und Schlemmerflasche und sucht in dem Putzand die Klappe, durch die der Pleitegeier hereinschwirren muß. Wenn Deutschland, das mit klügstem Fleiß arbeitet und dessen Hauptgewerbe (nicht: Wirthschaft) wieder kerngesund



Die Situation der Kunst 11

ist, nicht auf breitester Grundlage schwelgte, hätten die Anderen schon die Nothwendigkeit erkannt, ihm Kette und Fußkugel abzunehmen. Hier, Fräulein, den Kristall\* teller; sammeln Sie für die Waisen von Oppau. Nein? Einver« standen. Jeder Geldzettel stänke. Wir müssen uns schämen..." GJOSB

Die Situation der Kunst

Man schreibt die Bilanzen des Künstlerischen heute wie die Summazahlen einer Industrie Die Experten und die Makler des Geistes sind mit Fieber besessen, die Schwankungen zu notieren. Die Eingeweihten, die von Gerüchten und Geschäften leben, sind eine zitternde Börse geworden, und selbst die ersten Ausrufer und Ausschlachter der neuen Bewegung, die letzthin von ihr desertierten, zeigen in ihrer Kopflosigkeit, daß ein Zeitabschnitt irgendwie seine äußere Erfüllung fand.

Die Zeitgenossen ertragen stets nur eine gewisse Durchdringung an Aufklärung, an Sensation, an Broschüren, an Ausstellungen eines neuen Stils. Selbst guter Mokka, der doch anderen Anspruch auf Qualität macht als durchgängiges Publikum, erlaubt nur einer bestimmten Dosis Zucker seine Vermischung. Nachdem man seit zehn Jahren von Hausenstein bis in die Provinzmuseen nichts getan als aufgeklärt hat, ist es nicht erstaunlich, daß das Publikum genug davon hat. Als Hausenstein einer Mappe Seewalds, in der Leute übers Seil liefen, das hymnische Vorwort schrieb und Däubler auf den Flügeln des „Neuen Standpunkts" aufklärend Deutschland durchschnob und Bernhard Diebold in Kornfelds „Verführung" noch die Melodie des neuen Jahrhunderts bebend verspürte, da war ein eckiger Seiltanz und ein Drama aus lyrischen Grammophonen auch am Kurfürstendamm noch neue Mode. Als aber Lunaparke in diesem Stil entstanden, Jungfrauen ihn zu tanzen feurig übernahmen, Filme ihn aufs Plakat, Revolutionäre auf die Fahne schrieben, Jünglinge sich in Poemen die Zähne daran brachen, Kaffeehäuser seine scheußlichen mißverstandenen Ornamente an die Wände klebten und selbst ein Eiskünstler in einem Kristallpalast seine Kurven fuhr, hatte man genug; mit Recht.



Auch sangen die Pirole der Morgenröte schon andere Melodien, und die Rosse, die den Start von übermorgen witterten, schnoben in den Ställen. Man kann sich an schief gemalten Häusern genau so satt sehen wie an geraden. Herr Hausenstein empfand die Sehnsucht nach den Nazarenern, Herr Engel vom Tageblatt kehrte rasch von Hasenklever zu Walther Bloem zurück. Bei Bernhard Diebold war infolge der Schwierigkeit seiner Schreibweise schwer festzustellen, ob es wirklich Dietzen-schmidt war, für den er sich entschied. Rückkehr, auf immer gängige Werte! Kein Auge blieb trocken.

Hier trifft sich ein Mißverständnis mit den in plötzlichem Purpur aufgemachten Rutenträgern eines anderen. Die jungen und älteren Leute, die bei der vergangenen zehnjährigen Revolte der Kunst keine Karriere gemacht hatten, die selbst die von allem anderen abziehende Möglichkeit des Kriegs nicht auf sich zu lenken in der Lage waren, die von allen guten jüdischen Familien verlassenen Leute glaubten fälschlich den Tag ihrer Inthronisierung nun gekommen. Die sogenannten „Stillen im Lande“, denen ihre Unfähigkeit so schonend etikettiert war, rissen die Binden ab und begaben sich in die Schlacht. Einäugige der Kunst, sogar Lepröse, aber auch talargeschmückte Mumien nahen aus ihren Särgen. Die Armen machten den gleichen Fehler wie die politischen Reaktionäre, die an ihre taprigen Methoden und nicht an ihre Weltanschauung glauben. Kommt eine ruhige Epoche, kommt sie nicht mit Eichendorff, aber auch sicher nicht mit Paul Ernst. Was nicht bewegt war, wird nicht ruhig werden. Die verblaßten Statuen von vor dem Sturm werden trotz ihrer klassischen Nasen in die Büsche geworfen, denn auch im Konservativen hat die Natur soviel feuriges Schöpfungstum, um einem klaren und alten Inhalt neue Formenjaufzuziehen. Die Elegiker ihres Verkanntseins trafen ein noch peinlicheres Mißverständnis, als sie, auf Indianer angemalt, in einen harmlosen Sonntag hineinliefen. Alle Unproduktiven, die zeitig zur Kritik übergelaufen waren und, um die Mode nicht zu verfehlen, als Zwingliis und Dietrichs der neuen Sache gestritten, entdeckten plötzlich den Neid auf ihre erfolgreichen Kameraden und begannen in dem Augenblick zu lachen, wo der Pendel der Zeit die -zwölfte Stunde zu schlagen schien. Man kann miserable Romane geschrieben und mit unfähigster Hand im Theater zur



### Die Situation der Kunst 13

Pleite dirigiert haben, aber man wird in Deutschland erst dann ■die schöne Masse Ressentiments gesammelt haben, um aus dem Neid auf die Erfolgreichen einen Kritiker von Format vorstellen zu können. Diese Armen fühlen sogar in ihrer Unangreifbarkeit gar nicht, daß sie sehr arm sind und daß sie in ihrer Helden-Maskerade sich in eine Hundehütte zurückzogen. Man kann die Menschen nicht ändern; es sei verstattet, daß sie Einem leid tun. Man wird mit fünfzig Jahren ein Album der Zeitgenossen anlegen, die „verehrter Meister“ schrieben und, wenn man sie nicht genügend (oder zu sehr) beachtete, mit Morgensternen bei schicklicher Gelegenheit Einem in den Rücken fielen— und nicht veröffentlichen. Es wird nichts mehr da von ihnen sein. Was die Gerüchte und das Geraun und den Betriebskurs macht, sind immer die Schmuser. In der Historie wird Das weicher Leim. Gestärkt wird eine solche Legion durch die beruflichen Totengräber, deren schandbarer Beruf sie verpflichtet, stets graubärtig zu sein. Durch sie kam die gesprenkelte Mischung in <lie neue Partei, die so groß ward, daß sie für jede Ansicht Raum hatte. Es waren dies die Alten, die „es schon immer gesagt hatten“, die ohne Prüfung, Befähigung und Vermögen, - weil sie ihnen nicht paßte, die ganze Richtung abgelehnt, zehn Jahre lang gegen Noldes Negerköpfe gezetert hatten und nun Recht behielten, als diePanegyriker der neuen Bewegung plötzlich mit Pharisäerblicken ihnen in die Arme sanken. Denn schließlich, zeitlich besehen, ist Kunst für die Tauseride, die nicht schaffend um sie schmarotzen, ein Witz oder ein Geschäft, nicht mehr. Ein Schachspiel, mit dessen Figuren man sich mit elegantest angespannten Nerven beschäftigt, bis es gongt, um sich zu Musik, Lunch oder Frauen zu begeben. Dann streicht man mit breitem Arm die vollendeten Figuren vom Tisch herab. Man hat mich stets für einen Experten des Stils als solchen gehalten, aber ich habe, als die „erstklassischen Schreiber“, die nie den Blick über den Horizont behalten, sich in Kornfeld und Franz Marc und Härtung wälzten, mich gegen den Stil und für den persönlichen Ausdruck erklärt und mir, als ich ganz an den Anfängen (und wahrlich unbefangen an Kunst herankommend) die lächerliche und impotent machende Gefahr der . Typisierung aufdeckte, die Meute von links zu der von rechts zugezogen. Als aber Herr Stahl vom Tageblatt vor einem Jahr



## Die Zukunft

las, daß ich das Selbe wie vor Jahren äußerte, glaubte er, meine Desertation feststellen zu müssen. Der bärtige Herr irrt. Ich hatte von nichts zu desertieren, da ich auf nichts derartig Kindisches festgelegt war, und ich wahrte nur meinen Standpunkt energischer, indem ich ihn von dem "der Kindsköpfe schied. Man klärt eine Sache besser, indem man sie gutwillig trennt, als indem man sie böswillig und fälschend und voll Unfehlbarkeit von außen her verwirrt.

Dies ist ein Zipfel gelüftet, hinter Dem, was „Ende des Expressionismus" schreit. Dies ist (nebenbei) deutsche Literaturgeschichte.

Doch man vergaß die kleinhirnigen Würger, die, seit die Deutschen sich nach ihrer ersten Revolte zur Politik befähigt hielten, mit der Kriegsflagge unterm Arm und in festgeknüpftem Gehrock in die Kunst eindringen. Die Politik ward selten mit solchem Eifer der Amateure und gleicher Unbegabtheit ihrer Hyänen über die Grenzen ihres Territoriums getragen. Die Reaktion sucht einen Schiller, aber es langt nicht einmal zu einem Herwegh. Die talentierte Jugend ist nach links gerichtet (anders als in Frankreich, wo von Claudel bis Barres, von Suarez bis Jammes die guten Schreiber nationalistisch pfeifen). Die Jugend der Reaktion flüchtet zu Richard Wagner, der kurz vor seinem künstlerischen Hinscheiden eine flammende karikierte Neugeburt findet. Die dichterische Jugend aber ist gevehmt und wird von der gebildeten durchgängigen heutigen (und "Das heißt reaktionären) Jugend verhöhnt, von deren Vätern aber mit Systematik verfolgt. Wenn einer der neuen Richtung ein Werk von Ewigkeitsrang schriebe, wäre es der Presse der Rechten nur Objekt der Jagd. Die Kritiker der Linken unterstützten es lau, da ihr Anspruch auf Karriere sie zum Zerriß verpflichtet. (Lob macht kein Aufsehen und kein business.) Selten war die Kunst so zweitrangig beurteilt, selten kam sie in die Lage, nicht um ihrer selbst willen, sondern so sehr nur als Anlaß zu Verderblichem und Häßlichem benutzt zu sein. Schließlich, Alles in Allem, hat sie Alles gegen sich und befindet sich bei temperierter Betrachtung in der beneidenswertesten Lage. (Es sei denn, es schriebe Einer einen nationalistischen „Louis Ferdinand". Die Linkspresse jubelte mit. Rechts hätten sie einen Gott. Und es das beste Geschäft!)



An dem taktischen Aufmarschplan der Parteien ist nicht viel mehr zu schildern. Es ist eine amüsante und durchaus menschliche Brüderschaft, die anrückt. Schon die Vorposten sind verdächtig laut, aber erst der Anblick der Geneiäle macht die Angelegenheit hübsch suspekt. So sind alle Kriege geführt worden: damit mag man sich trösten.

Im Grunde, verraten wir es ruhig, ist das ganze Spektakel ein Spiel auf der Vorderbühne, und c;r wird gehörig gemogelt. Die ganze „Krise der Kunst“ ist: die Sache^ ist langweilig geworden. Auch der Weltkrieg, der doch Bezwingenderes an Sensation zu bieten hatte, zog am Ende nicht mehr. Man kann es den Leuten nicht verübeln. Es gibt, auf die Dauer, unterhaltsamere Sachen als die Kunst und Rebusse, was ihre verzwickten Formen bedeuten. Es gibt Reisen und Autos wieder und Dollarhaussen und mit dem Flugzeug über die sturmdonnernde Ostsee, man hat im März Meran, im Herbst ist Iffezheim wieder im Start, und es ist nicht weit vom Gardasee. Die Länder schnaufen vor Arbeitsamkeit, und Speisen in vollendeter Fülle werden angefahren. Die Erde wird wieder voll. Ach, wer mit Kunst auch nur eine Viertelsekunde die Aufmerksamkeit der Welt anzuhalten wagte! Ein Narr oder ein Verbrecher!

Der einfache Mensch denkt immer richtig. Er geht nach seinem Gefühl. Die Sache langweilt ihn. Man kann es ihm nicht übel nehmen. „Ende des Expressionismus“: er gähnt. Er ist bedeutend einfacher und anständiger, als die Grübler, die neoklassisch schwärmen. Meine Angorakatze, mein russischer Riesenschнауzer wissen, um Gottes willen, ebenfalls Bescheid, daß, nachdem die Feldlager geackert haben, auch in der Literatur die Nymphen zu schweben beginnen.

Vorderhand präsentiert man Halbtalente, weil noch kein richtiger Nazarener trotz angestrengtester Razzia aufgefunden werden konnte. Sogar die Simplizissimusleute versuchen bereits in die Toga zu springen und haben einen langweiligen Jüngling gefunden, der ihnen eine Literaturgeschichte der Zeit schrieb, in der nach Klassik bereits sondiert wird. Zeitwende? Zeitwende ist nicht, wenn die Komiker sich auf diesen Stil zu schminken beginnen.

Hat das Alles mit Kunst zu tun?

Nicht die Spur.



## Die Zukunft

Es wurd; hier nun die Psychologie des Publikums neben der Kunst her beschrieben und die Kunstgeschichte der kleinen Erregungen Derf, die um ihr lever Geschäfte treiben und vielleicht ihre Kosmttik, nie ihre Nacktheit sahen. Die Kunst hat mit nichts von Alledem eine Berührung, und es verkleinert keine Bindung, wenn man ihre ungeheure letzte Distanz zu allem zeitlichen Geschehen als Zeichen des tiefsten Respektes vor ihr an-erkennt. Das Signalisieren um sie herum, die Börsentips, die Einrangierwut in Klasse und Qualität einer Richtung sind eitle Spielereien. Sie hat keinen Anfang, hat kein „Ende“. War sie gut, bleibt sie, war sie schlecht, stirbt sie. Nie aber haben die frühen Totengräber Anderes als Verachtung ihrer Übereile gehalten, und die Maden haben wahrlich keiner Himmelfahrt beigewohnt.

Als die Überraschungserbsen nicht mehr knallten, war das Junge Deutschland, war die französische Romantik, war der Impressionismus rasch „tot“. Man harte das Frühstück verdaut und wandte dem Diner sich zu. Die Zeitspatzen haben immer geurteilt, die Sache sei nichts, weil sie genug davon hatten, iund die provinziellen Schreiber, die einen Stil zehn Jahre erbittert bekämpft hatten, waren alle einmal in der grotesken Situation, ihn nicht mehr bekämpfen zu müssen, da er sich überlebt hatte. Sie gingen von der Wut zum Mitleid, ohne Übergang, wie alle Heuchler.

Die Stimmungen lösen sich ab, wir sind in der Baisse:

Das ist Alles. Wer wagt, zu sagen, daß die Generationen vor uns besser waren als wir? Die Zeit ist die einzige grausame Richterin, sie geht rundherum und beklopft. Daß ein Stil, eine Gemeinsamkeit tot sei: Das zu sagen, ist so dumm wie falsch, weil es die einzelnen Kräfte mit einem Typ erschlagen will. Daß ein ins Absurde getriebenes Ornament scheußlich, eine gewisse Manier der Regie erschlaffend, eine stets wiederkehrende Verzerrung der Statuen erbärmlich ist, beweist nicht, daß ein Romanwerk gewaltig, ein Torso erschütternd, ein Gemälde voll schönem Liebreiz in Generationen empfunden wird.

Als die Damen der Bourgeoisie mit Sonnenschirmen auf Ingres' Bilder rannten, taten sie das gleiche feige Unrecht wie da, als sie, von seiner Süße gelangweilt, die Achseln zuckten und zu des Van Gogh Briefen sich verzückten. Die Waffen der Zeit,



des Schlagworts, der Mode (im Lob und im Verwerfen) gehen wie Laub. Letzten Endes ist nichts von dem Vielerörterten mehr da. Man kann das Album der Vielzuvielen, der Schmöcke, der Feiglinge, der auf Hecht kaschierten Schleie im Literaturgewässer nach fünfzig Jahren nicht mehr veröffentlichen. Die gute Sache ist immer lautlos. Und die umstrittene Fassade fällt von selbst; sie war nie wichtig.

Hat es Bang, hat es dem unvergleichlichen Eduard Keyserling geschadet, daß der Impressionismus ihrer Zeit mit Klöppel und Stickrahmen und mit Schraffiertchnik im Gähnen versank? Hat nicht der spitzbäuchige Victor Hugo hinter Goethe als größter Dichter seines Jahrhunderts gegläntzt, trotzdem ganz Frankreich über die romantizistischen Späße bald lachte und selbst Musset nach ein paar Jahren schon als ironischer Lächler ins andere Lager ging? Hat Manet, der wahrlich ein Programm formulierte, hat Zola, der wie kaum ein Anderer ein System nach Knopf und Ring führte, darunter gelitten, daß eine Schule um sie war, die Bankerot machte vor der Sensationslust der Masse wie jede gute Sache? Hat Matisse Schaden gelitten, daß man seine Techniken verhöhnte? Flaubert sprach man die Lebenskraft samt der realistischen Schule ab, Büchner und Grabbe warfen sie, als sie genug Revolte hatten, ins Eisen. Es gibt keinen leichtfertigeren Ausdruck als „überlebt“, keine gemeinere Verwechslung als die von Geschmack und Werk. Auch die Zeitgenossen des Velasquez fanden eines Tages diese Steife zum Kotzen, und von Botticellis Schule tropfte es gähnende Bitternis. Menschenkinder! Es kommt auf das Werk an, auf das Wartenkönnen. Alles Drumherum ist nicht mehr wert als ein Fasching. Die Zeit macht ganze Arbeit. Das Gekröse jeder Epoche wird Dünger. Das Drumherum war jederzeit Unsinn. Es kommt auf den Kern an, auf die Geduld. Auch Herrn von Voltaires Werk hat es nichts geschadet, daß er, dem Geschmack seiner Epoche nach, Shakespeare für eine robuste, aber lächerliche Kuriosität ansah. Trotzdem endet sein „Candide“ mit göttlicher Gelassenheit: „bebauen wir unseren Acker“. Die Zeituhren haben nie von Konjunkturen und Moden gehört und laufen unerbittlich und nach dem Wert. Wer Kraft besitzt, hat Zeit.

Kasimir Edschmid.



Dann sind die Segel verschwunden, keine Stimme kreuzt mehr von Booten herüber die andere. Bleibt nur der silbrige Reif des Wettersteins, der flüchtig mitgeht, fordernd, heimatlich bis in die hiflose große Stadt. Aber München ist ausgebrannt in sich von müden Feuern und den Epidemien angeschlagener Nerven; selbst seine heiteren Nächte, die wir früher im Auto durchstürmten und unter blutroten Lampions und mit schwedischen Mädchen vertranken, schleifen zerbrochen durch lichtlose Straßen. Alle Fahnen jener leichtatmigen Vergangenheit lehnen zusammengerollt in grämlichen Arsenalen, Zwar, wir lieben diese Stadt immer. Jede Rückkehr ist mit sehr vielen Hoffnungen garniert. Man läßt ihr den Vorschuß einer guten Laune, sieht unter erstem, aufwallendem Mousseux Manches nach — was auf Dauer peinlich wird —, weil der begeisterndste Himmel in Deutschland sie überbrückt; weil der südliche Wille unseres Geschlechts einige Nerven aus Florenz, Rom, umbrischen Palazzis herausriß und in ihre Straßen verteilte; weil sie summers das schönste Cafe unter Bäumen hat und einen Park von der gewölbten Weite englischer Lord-sitze; weil trotz langsam verkitschter, der berlinischen Invasion fraglos bereitwilliger Architektur die Perspektiven einiger Straßen stattlich aufbrechen. Auch lieben wir die Chausseen aus ihr, die strahlig sich ins.Gebirge schlagen, alle Monotonie der Ebene in eine nicht umzubringende Monumentalstaffage steil und geometrisch auflösend. Lieben, daß sie Schwelle ist schon zum Mittelmeer. Doch entschuldigt das Alles nicht die wurzelechten Insassen, die sich vornehmer haben als die Bewohner anders benannter Kraale. Nach weniger als zwei Tagen ist man gern satt an ihrer Unsachlichkeit, weiß eindringlich, daß München den deutschen Saufaus in das Bewußtsein der gesamten Zivilisation hinaufgespielt hat, und spürt, am Darm und — auch wenn man Arier sauberster Prägung ist — am gestörten Schlaf, bricht sechs Uhr morgens der kontrollierende Schnauzbart ins Hotelzimmer — spürt, daß entschiedene Rückwärtsschaltung Parole dieser Landschaft ist.

Solches Poitrait, in Einzelzügen wenigstens, könnte von mancher Metropole entworfen werden. Abermanistbetroffen durch



München 19

die bureaukratische Engherzigkeit, durch die politische Angst — in einer Stadt, die mit freigebiger Hand Jahrzehnte hindurch sich an das Ausland verschwendete, mit Geschäftsgeist zwar, doch Gentilezza, mit von Cook gelernter Routine großzügig fremde Welt aufnahm, abspeiste und die Ströme angelsächsischer Sovereigns in gut genähte Säckel füllte; die mit bissigen Humoren den schmerbäuchigen berliner Schutzmann anfiel, preußischen Stehkragenklamauk schallend verlachte und bei Bai pard, Autokorso, Stachus-Trubel die Faschingspfropfen auf-schießen ließ. Daß es Mucker gab, irritierte nur den freisinnigen Stadtverordneten, die Witzblätter und einige Wedekindstücke. Klerus war immer klug genug, das Amusement von Bock und Schaf nicht einzubandagieren; jeder Aschermittwoch warf ohne-dies die angefaulten Früchte in den allerheiligsten Schoß zurück. Aber andere Städte haben, drohende Verkalkung wettzumachen, ihren Tartarin, ihren Datterich, Filou und Bürger, ehrgeizig oder lausbübis. Diese hat nichts: und das Nichts stand schrecklich groß da, als mit dem August Vierzehn die Kräfte überall und hier besonders, wo Fremdenindustrie und Bilderzucht gegolten hatte, auf Ureigenstes zurückgeworfen wurde. Nicht besser als Guben und Allenstein organisierte es Blumentage, florierte in Wohltätigkeit und sah sich grauenhaft verlassen von den sogenannten Traditionen.

Der Auslandsdeutsche kam und von den bepulverten Grenzen Wackes und Galizier: hier, meinte man, wäre gut sein, denn man war weit vom Schuß und konnte mit Pathos der Front vortrefflich den Rücken stählen. Zu solchem Zweck übernahm man aus Preußen die Ladenhüter der Strammheit, die dort nicht recht mehr zogen; es kippte die Nord-Süd-Wage, man wurde martialischer hier, larger dort; war der Preuße damals steif, nüchtern, etwas ärmlich in seiner zurechtgestutzten Sehnsucht und frederizianisch ohne Rokokoschnörkel, so schoß der Bayer dem neu-erworbenen Wesen Brutalität und Grobheit zu. Fleischig und träge — sein Urbild hieß Ludwig Thoma —, das Messer, trotz offiziöser Ableugnung, immer im Stiefelschaft, gereizt, daß der Würzgehalt billiger Biere um Prozentsätze gedrückt wurde, suchte er Objekte, seinen Fettherzärger daran abzulagern. Das Wort „landfremd“ wurde gestartet, zuerst, wie an Alster und Kurfürstendamm auch, auf der Jagd nach feindlichem Spion, der,

2\*



## Die Zukunft

endlich gestellt, mit zerrissenem Chemisette und blutigem Ohr, als Schwabe und aus Memmingen sich entschälte, während Kaffeehauswirte die Rechnungen zerschmetterten Inventars aufstellten. Später, als einige Revolvergeschüsse Revolution vor-tauschten, auf der Jagd nach Jüdischem und Sozialismus. Soldaten zerhieben das Bild des einzigen Mannes, der Blick und Größe gehabt hatte, — weil Dietrich Eckart ihn galizisch katalogisierte. Doch unbedingt tödlich war, den Künsten und geistigen Unternehmungen verschwägert zu sein. Hier mitzukastrieren, begrub der bourgeoise Münchener für einige Wochen gern den Preußengroll. Und was als Resultat heute, der definitiven Verfettung preisgegeben, für Märzenanstich nur und Weihrauch interessiert, München heißt, darf mit kulturnahen Epitheta nicht entfernt in Berührung gebracht werden. Die Agonie begann, als der Ritter von Borscht, Oberbürgermeister, Komtur, Ehrenmitglied des deutschen Männergesangsvereins Arion aus Boston 1916 oder 17 in Geschwollenheit erklärte: Krupp halte Einzug mit dreißigtausend Arbeitern; die Stadt höre auf, nur Kunststadt zu sein; neue Epoche beginne, industrieller Umschlagplatz, Waffendepot siegerprobten künftigen Mitteleuropas werde hier errichtet, die Flagge entschiedener Arbeit wehe auf den Masten der aufwachenden Metropole; und man las es unentwegt so in den Gazetten bis in den bewußten November [hinein; die Göttin der Künste, mit der als Aushängeschild man hundert Jahre fleißig Unzucht getrieben hatte, wurde in den Keller des Armeemuseums untergebracht. Aber von den Kesseln Kruppscher Maschinen erhob sich Neunzehn der Räteumschwung. Das hatte Herr Borscht nicht erwartet, und er verschwand, bis das militärische Scheibenschießen mit Schlagworten und Handgranaten unter feielliehen Ordnungspasquillen die Häuser demolierte und im Namen des maßvollen Sozialismus die Pferche der Gefängnisse vollgepfropft wurden. Niemand leugnet, daß Unvernunft und Ungeschick im Haus der Räte fungierten, daß das Unternehmen zu schlechter Stunde, lungenschwach und mit übertriebener Hast aufgemacht wurde, daß die Lockung auch das Tier aus der Dämpfung riß. Doch kann man Brutalität und Bösartigkeit ihm nicht nachweisen, die dann mit Nationalhymne und Schwarzweißbrot durch das Siegestor hereintrompeteten. Was bis dahin Sauerteig, motorisches Element, Frische, Be-



München

21

deutung für München war: der Zugewanderte, der geistige Norddeutsche, Skandinavier, der Wiener und Mancher aus Rußland und Schweiz, Stolz früher wegen Buntrassigkeit und Sprachklang', wurde rftit eiferndem Stachel zum Teufel gejagt. Dem besten Dichter deutscher Verse, unpolitisch und von edelster Art, wies man die Türe, weil der strebsame Polizeiassessor nur Ganghoftr und die Courths-Mahler kannte. Es war eine Razzia gegen den produktiven Geist. Und hier gelang auch, unter heuchlerischem Schleier, der Kapp-Putsch; Herr von Kahr, gottbegnadeter Monarchie vereidigter Diener, konnte nicht leugnen, daß er Diktator wurde von Generals Gnaden; daß er von sichtbarer Rostra seine unpolitische Persönlichkeit beschwor, aber antisemitische Siedlungspolitik trieb, dem „blutsverwandten" Österreich jede Neigung zu Anschluß und Freundschaft mit alterprobtem deutsch-diplomatischem Geschick ausbläute. Deshalb sammelt sich am Fuß der Bavaria und zu Schützenfestzügen das mitteldeutsche Kleinbürgertum, fahnenschwenkend und dankbar, daß man ohne höhere Ansprüche des Geistes ganz unter sich ist. Friedhofsstille beginnt in den Bezirken des geistigen Wollens über München zu sinken, wie überall dort, wo bandkolorierte Studienknaben sich in Chauvinismen üben. Andersgesinnte seckieren, um zu beweisen, wie entschieden sie, Hoffnung des Staates, sich eignen, ihn im Geist von Mäßigung, Fortschritt und zum Aufbau zu führen.

Dann geschieht ein Mord, zwei, drei. Es flackert in Berlin,. . Essen, Kattowitz. Die Dinge sind unterströmig im Fluß, von rechts und von links, sie müssen ineinanderprasseln. Die Angst des Bürgers, dem seine satte Ruhe gefährdet scheint, bricht aus in Schweiß. Es zeigt sich, daß er hier, in München, konsolidiert und zu Hause ist, aus allen Provinzen hierhin sich barg. Die Morde mehren sich, das Geknatter der Revolver bricht kaum ab. Man kann die Stränge noch nicht fassen, die irgendwo zusammengeknotet sind; nur fühlt man, eine Organisation ist da, die demagogisch niederknüppelt, was nicht schwarzweißroter Meinung ist, eine zähe, verbissene, sojdateske Gegnerschaft gegen jeden . sachlichen Willen. Sind Kontakte nach Bayern, d. h. nach München zu spüren, so läuft der Versuch, sie festzustellen, südlich von Hof oder Würzburg unbedingt auf tote Geleise; die Quellen des Nil sind verborgener nicht. Das vorzügliche Mittel des> Ausnahmezustandes erlaubt, souverain gegen das Reich selbst



22.  
Die Zukunft  
aufzutreten; kommen Organe, die Chauvinismus und Barden-  
gesang dämpfen wollen — weil es doch Alle angeht, was hier  
verdorben wird —, fliegt Einem Pfeffer ins Auge, und hinter  
eisenstirniger Polizei verkriechen sich Ehrhardtleute, teutonische  
Hetzer. Man attackiert um eines schlichten Referates willen  
den Dr. Hirschfeld; geheime Hand zersprengt Versammlungen,  
die von Xylander, Ludendorff, Escherisch nichts wissen wollen.  
Gareis, untadelig und entschiedener Sozialist, wird meuchlings  
nachts erschossen. Untersuchung versandet. Als Erzberger im  
Schwarzwald verblutet, können seine Mörder in München eine  
Weile unterschlüpfen. Das heißt kein Vorwurf gegen Pöhnners  
Polizei; doch daß verzweigte Organisation — wilder, böswilliger  
als alle Orgeschs — sich hier ausbreiten kann, die Tücke fördernd  
und immer eifrig, mit Blut nationalistische Restauration zu be-  
treiben, mußte bemerkt werden. Von mittelparteilichen Groggs  
berauscht, schliefen die Wachen der Ettstraße.. Dahinter aber  
erhebt sich die Kamarilla des bayerischen Hochadels, entthront  
seit drei Jahren und eines Nimbus schmerzlich beraubt. Der  
Wille, ein südliches Reich von Budapest bis Ulm zu machen  
mit habsburgisch - wittelsbachischem Geld und einer Schaden-  
freude in Paris, ist keine Fabel hetzender Presse, ist die zähe  
Bemühung, die aus den Salons und Kapellen oberbayerischer  
Schlösser sich immer wieder rüstet. Der Präsident des Staates,  
dem die Pflicht des offenen Auges zugemessen war, „ne quid  
res publica detrimenti capiat“, verneigt sich vor den adeligen  
Hasardeuren, lästert Revolution und Republik, die mittelbar ihn  
selbst in den Sattel hoben. Ein badischer Staatsanwalt erst muß  
Eintritt erzwingen, damit der glimmende Haufen auseinander-  
gestreut, Nachbarschaft durch stickige Gase nicht weiter bedroht  
werde. Man zählt Beweise in großem Umfang, daß hier der  
Staat durch seine berufenen Funktionäre sich selbst sabotierte.  
Es ist, da Jeder sie las, nicht nötig, hier zu detaillieren.  
Fuhr vor Vierzehn man über die Mainlinie nach Süden, so  
, war man froh, preußischen Drill gemildert, das Reichszentimeter-  
maß lockerer, den Schutzmann mit Gemütsanwandlungen anzu-  
treffen. Heute steigt bei Aschaffenburg oder Hof der Kriminal-  
beamte in den D-Zug, pässevisitierend, und hat auf alle Fragen  
nur die Antwort: es werde Jemand gesucht. In den Hotels



München

23

wiederholt sich das Kesseltreiben und Lynchen mit hämischer Frage, nur vermeidet man, zu gestehen, daß Belagerungszustand noch herrsche, denn das Wort hat bittere Beigeschmacke. Immer sucht man jetzt in Bayern Jemanden, der verantwortlich zu machen wäre für einen nicht existierenden Unfug; unterstreicht die politische Unsicherheit die eine Weile lang in Mitteldeutschland, Essen, Berlin, Schlesien drohte, um zu sagen, es sei notwendig, Geschütze aufzufahren und eine mordmäßig martialische Haltung in den eigenen Gassen einzunehmen. Seitdem man in München im Zeichen der siegreichen Ordnung tausend Arbeiter niederkartätschte, die bereit gewesen waren, sich zu ergeben, und einer gewiß nicht klugen und guten Räte Wirtschaft das Odium der Geiselmorde anlog, die sie nie befahl noch guthieß, hat man den alten Preußengeist blau-weiß angestrichen. Sonntags steht er eine Stunde lang stramm vor der Feldherrnhalle, während die Kapelle vaterländische Weisen intoniert, ist bänder- und mützen-geschmückt, trägt Monokel und Korsett und läßt nach keiner Seite hin das gute alte Regime vermissen, das uns von Gravelotte bis Pinsk in einen braven Kavalleristentod jagte.

Immerhin: Das sind Geschmackssachen, nicht eben die meinen; man ist sich schließlich als Mensch zu wertvoll, das eine Leben für den Unfug Anderer hinzuschmeißen; sie nennen ‚Das Patriotismus, meinen aber ihre kümmerlichen Geschäfte, in die sie alle Maschinen vom Auto bis zur Religion eingeschrirrt haben. Opfert man, sei es für Phrasen nicht, sondern für Inhalte. Hier aber in Bayern startet man trotzig wieder die Phrase. Geht es nicht mehr mit den deutschen Gedanken in der Welt voran, den der Commis, von Paul Rohrbach bedient, auf der Ausreise in seine asiatische oder afrikanische oder amerikanische Stellung konsumierte, in heißer Bewunderung, daß sein Hapagdampfer drei Knoten Rekord machte vor Red Star Line — so kristallisiert man im Kleinen seine Ordnungszelle, umzäunt sie mit Orgesch-bajonetten; denn es scheint undenkbar in Deutschland, etwas zur Blüte zu bringen, ohne den Gärtner mit Schießprügeln zu versehen. So wenig lernten sie von Denen, die den Sieg an sich rissen, worin die Ursache ihrer Überlegenheit ruhte; man galvanisierte die Hartnäckigkeit auf ein Machtprinzip, das uns heute nichts nützen kann, weil Macht immer relativ, die unsere



## Die Zukunft

speziell ohne Stützpfeiler ist. Das ist das Fruchtblose, zu dem Bayern besonders sich zwingt; und weder Minister noch Volk werden durch Desastre und Ohrfeigen, die sie sich stündlich in Paris und in London holen,, belehrt, daß es gut wäre, sich nach anderen Privilegien umzuschauen. Die bayerische Politik leugnet wohl, reichsfeindlich zu sein, hat im letzten Moment, nach heftigem Gebell undAugenfunkeln, zurückgeschreckt, die äußerste Belastungsprobe dahin zu wagen, aber man kokettiert nirgends so stark mit dem Auffliegen des Reiches, weil man hofft, im deutschen Balkan dann endgiltig die große Trompete zu blasen, die freilich zum kleinen Posthorn zwischen ein paar Dörfern, fern aller Welt herabklingen würde.

Wie das Alles? Es hat in dieser Atmosphäre niemals geistige Krisen gegeben. München war ziellos, war ein Zustand in landschaftlich gutem Rahmen. Höchste Beamtenkreise geben zahllose Beispiele, daß man von Buch und Bühne und Bild nichts hält, aber zwischen Ministerium und Brauhaus böotische Äcker kultiviert. Die besondere Tendenz für Künste war aufgesetzt, vegetierte in den Außenquartieren und war in dem Augenblick zum Tode verurteilt, wo die Zelle des stumpfsinnigen Hindämmerns bedroht schien. Die soit-disant-Revolution ärgerte die Phlegmatiker; sie schlossen sich noch mehr hermetisch ab vor Luftzug und Entwicklung. So, während überall die Fenster offen sind und unter Widerständen und Haßgesängen im Reich doch einiges sich bessert, umgürtet diese eine Stadt sich mit einem Konservatismus aus geistiger Armut, der Ausfluß eines Charakters ist, zugleich Gefahr bedeutet für Alle. Hier unablässig zu beunruhigen, bleibt Pflicht. Wir haben kein Recht, irgend ein Glied oder eine Landschaft aus Eigenbrödelei absterben zu lassen. Alle werden intensivst gebraucht.

gXD \* Max Krell.

Ueber den im letzten Augustheft abgedruckten Offenen Brief des Professors Nicolai schreibt mir der Richter der berliner Universität: „Es ist unrichtig, dass der von Professor Nicolai beschuldigte Akademische Senat des Jahres 1919/20 nach Erlass seines Spruches vom fünften März 1919 an ihn mit Wünschen, Anregungen oder Dergleichen wegen Zurücknahme seiner ‚Klage‘ herangetreten ist; der Senat hat mit Herrn Professor Nicolai keinerlei Fühlung genommen. Es waF



Die Jagd nach Goldwerten 25

auch gar keine Gelegenheit zu dem von ihm behaupteten Schritt vorhanden, weil eine Beleidigungsklage' von Professor Nicolai gar nicht erhoben ist; er hat vielmehr bei dem Herrn Oberstaatsanwalt des Landgerichtes I zu Berlin ‚Strafantrag' wegen Beleidigung gestellt, der aber von dieser Behörde a limine, ohne Anhörung der Beschuldigten, zurückgewiesen wurde. Ich bitte ergebenst um gefällige Aufnahme dieser Richtigstellung in Ihrem Blatt. Der Universitätsrichter der Friedrich Wilhelms-Universität Dr. Wollenberg, Geheimer Regirungrath."

Professor Nicolai antwortet: „Die Verhandlungen, von denen diese Berichtigung nichts wissen will, sind durch die Herren Geheimrath Wende und Professor Richter geführt worden; so viel ich weiss, im Einverständniss mit dem damaligen Minister Haenisch und dem Unterstaatssekretär Becker. Jedenfalls hatte auch der Rektor, Herr Geheimrath Seckel, Kenntniss von ihnen. Bei diesen Verhandlungen wurde ich aufgefordert, gegen den ablehnenden Bescheid des Staatsanwaltes keine Beschwerde einzulegen und auf Privatklage zu verzichten. Was ich auch that."

Die Jagd nach Goldwerten

I lie sogenannten „schaffenden Stände" unseres Wirtschafts-  
■\* ~ - ^ lebens haben sich bisher noch nicht sonderlich in Unkosten gestürzt, wenn es sich darum handelte, neue und richtige Wege für die Regelung der Reichsfinanzen zu weisen. Sie beschränkten sich vielmehr im Allgemeinen darauf, die von den jeweiligen Finanzministern vorgeschlagenen Steuerprojekte, wenn sie noch nicht angenommen waren, als unerträglich und wirtschaftsschädigend abzulehnen, wenn sie hingegen angenommen waren, nach Kräften, aber natürlich auf »ganz legitimen" Nebenwegen, zu umgehen. Soweit die Steuern auch nicht umgangen werden konnten, wurden sie — und Das gilt sowohl von indirekten wie von direkten, von Verbrauchs- wie von Besitzsteuern — auf den Konsum abgewälzt, eine Praxis, die der deutschen Industrie durch die fast ununterbrochene Hochkonjunktur erleichtert wurde, welche die paradoxe Folge des verlorenen Krieges und des infolge davon eingetretenen Valuta- und Geldwertschwundes gewesen ist. Noch niemals vorher ist die deutsche Industrie auf dem Inlandsmarkt durch irgendeinen Hochschutzzoll der ausländischen Konkurrenz so weit entrückt gewesen wie durch das den Import verhindernde Disagio der deutschen Valuta, noch niemals war die deutsche



## Die Zukunft

Industrie der ausländischen Konkurrenz auf dem Weltmarkt so weit überlegen wie durch das selbe den Export erleichternde Valuta-Disagio. Die Folge davon war, dass diese Industrie die „ruinöse“ Erzbergersche Finanzreform, an der sie ersticken zu müssen vorgab, nicht nur mit der grössten Leichtigkeit verdaut hat, sondern dass sie heute — nach zwei Jahren „drückendster“ Steuerbelastung — reicher, kapitalkräftiger und ertragreicher dasteht als vorher.

Die Steuerfreudigkeit der Industrie ist durch diese günstigen Erfahrungen allerdings nicht gestärkt worden. Noch immer gehört die Henne, die man nicht schlachten soll, weil sie sonst keine goldenen Eier mehr legen könne, zu den beliebtesten Argumenten der „schaffenden Stände“, aber je mehr goldene Eier gelegt werden, desto weniger möchte man an das Reich, das leider nur Goldschulden, aber keine Goldeinnahmen hat, abliefern. Die Wirtschaft muss in der Gegenwart, soweit wie möglich, geschont werden, — damit sie in der Zukunft um so mehr Steuern zahlen kann: Dies ist der ewige Refrain des Liedes, das alle Hnndelskammern und Interessenvertretungen in allen \* nur denkbaren Variationen zu singen pflegen. Der „Deutsche Industrie- und Handelstag“, die ehrwürdige Oberkammer aller dieser Organisationen, schrieb kürzlich: „Industrie und Handel können und müssen diese Berücksichtigung (bei den neuvorgeschlagenen Steuern) um so mehr beanspruchen, als von ihrem Gedeihen in erster Linie die Abbürdung unserer Auslandsverpflichtungen abhängt.“ Sehr schön gesagt, aber leider wieder nur ein Zukunftswechsel. Denn in der Gegenwart, als es sich um die Beschaffung der Devisen für die Abbürdung der ersten Reparationsmilliarde durch das Reich handelte, hielten Industrie und Handel ihre überschüssigen Exportdevisen, um deren Ablieferung Herr Havenstein, die Reichsbankexzellenz, sie kniefällig bat, nicht nur krampfhaft fest, sondern sie hielten den Augenblick, gerade diesen Augenblick, in dem das Reich zur Abbürdung seiner Auslandsverpflichtungen die fremden Zahlungsmittel dringend brauchte, für den richtigen, um ihre „Devisenbestände zu komplettieren“, mit anderen Worten: dem „Reich die Devisen vor der Nase fortzukaufen. Man hat in diesen Zeiten nichts davon gehört, dass der „Deutsche Industrie- und Handelstag“ seinen Mitgliedern ins Gewissen geredet hat, aber man hörte nachher im Reichswirtschaftsrat aus „berufenem Munde“ ganz etwas Anderes. Herr Karl von Siemens, leitendes Mitglied der grossen Elektrizitätsfirma, Abgeordneter im Reichstag und im Reichswirtschaftsrat, der in dieser



doppelten Volksvertretereigenschaft doch eigentlich auch «twas gemeinwirtschaftliches Denken hätte gelernt haben sollen, fühlte sich berufen, den „sacro egoïsme“ der Industrie wie folgt zu rechtfertigen. „Die deutsche Wirtschaft“, so sagte er, „hat mit Einkäufen im Auslande so lange zurückgehalten, wie es irgend ging. Nach der Annahme des Ultimatums musste jeder Denkende den Sturz der Valuta voraussehen. Wenn die Industrie damals daran ging, ihre Rohmaterialienlager wieder zu füllen, dann war Das keine Spekulation, sondern die Vorsicht eines ehrbaren Kaufmanns“. Das ist wenigstens eine offene und ehrliche Sprache. Der „ehrbare Kaufmann“ hat also aus „patriotischen Gründen“ mit Einkäufen im Auslande so lange zurückgehalten, wie es irgend ging. Das heisst, er hat nicht gekauft, als das Reich die Devisen noch nicht brauchte und als der Kaufmann noch nicht wusste, ob die Valuta steigen oder fallen würde. Denn Das wäre ja eine Spekulation gewesen, und bei dieser Spekulation hätte der „ehrbare Kaufmann“ hereinfallen können, wenn die Valuta dann schliesslich wider Erwarten doch gestiegen wäre. Denn dann hätte er zu teuer gekauft gehabt. Der „ehrbare Kaufmann“ hat seine Rohstofflager erst aufgefüllt, als er und „jeder Denkende“ genau wussten, dass infolge der Annahme des Ultimatums die Valuta fallen musste. Herr von Siemens ist durchaus im Recht: Das ist keine Spekulation, sondern ein sicheres Geschäft auf dem Rücken des Reiches.

Ein solches Eingeständnis eines Kaufmanns, der nach Reputation und wirtschaftlicher Bedeutung in der allerersten Linie steht, der sich berufen fühlt und von vielen seiner Volks- und Standesgenossen für berufen erachtet wird, in Fragen des Allgemeinwohls mitzuraten, klärte die Situation allerdings vollständig, und zwar in diesem Sinne: Die Privatwirtschaft denkt heute nur an ihr eigenes — vermeintliches — Interesse, das sie glaubt abseits von den Bedürfnissen des Reiches und, wenn es nicht anders geht, sogar im Gegensatz zu diesen Bedürfnissen wahrnehmen zu können. Das Reich braucht, um nicht zahlungsunfähig zu werden, Devisen, die Industrie gibt sie ihm nicht nur nicht aus ihren Überschüssen (die notorisch vorhanden sind), sondern sie benutzt die bekannte und feststehende Tatsache des Reichsbedarfes, um sich zur vollen Sicherheit mit möglichst grossen Vorräten zu versehen. Dass die Entente eine Zahlungsunfähigkeit des Reiches nie anerkennen wird, wenn die Steuer- und Devisenkraft der Reichsindustrie noch unerschöpft dasteht, könnte sich der „ehrbare“ und • „denkende“ Kaufmann eigentlich selbst sagen, aber um Politik kümmert er sich nicht, sondern folgt nur ganz naiv seinen Selbsterhaltungsinстинkten. Auch für die Re-



gierung muss, wenn die Dinge so liegen, wie Herr von Siemens sie darstellt, die Situation klar sein: Auf patriotische Rücksichten der Wirtschaftsstände, auf die Wirksamkeit irgend eines moralischen Appells an sie darf die Regierung sich nicht mehr verlassen, sondern sie muss ihr Recht und die Befriedigung ihrer staatlichen Bedürfnisse durch geeignete und unumgehbare Gesetze sicherstellen.

Liegen aber die Dinge wirklich so, wie sie Herr von Siemens darstellt? In der letzten Zeit ist viel von einer freiwilligen Aktion die Rede gewesen, durch die die Industrie dem Reich aus ihrer Substanz Sach- und Goldunterlagen für die Aufnahme einer Goldanleihe im Auslande zur Verfügung stellen will, welche der Regierung die Zahlung der nächsten Reparationsraten ohne allzuschweren Druck auf die Valuta ermöglichen soll. Die öffentliche Meinung ist in der Beurteilung dieses Angebots der Industrie und der Banken, das auf Veranlassung des Reichskanzlers abgegeben wurde, nicht einheitlich. Während manche Blätter geradezu von einer „rettenden Tat“ der Industrie sprechen und andere weniger enthusiasmierte Organe wenigstens anzunehmen geneigt sind, dass den Wirtschaftsständen angesichts der Valutakatastrophe doch noch ein Gefühl der Verantwortung aufgestiegen sei, giebt es auch Skeptiker, die der Ansicht zuneigen, dass die Industrie auch jetzt nur wieder ein Geschäft machen wolle. Um die ihr verhasste „Besteuerung der Sachwerte“ zu verhindern, die dem Reich einen Teil der privatwirtschaftlichen Substanz übereignen soll, bietet die Industrie nach der Auffassung dieser Skeptiker einen Teil dieses der steuerlichen Erfassung ausgesetzten Substanzanteils der Regierung, und zwar unter Überlassung des Valutarisikos an das Reich, leihweise an. So ist nicht. Vielmehr wurde nur die Voraussetzung an das Angebot geknüpft, dass die Vorschussleistungen der Industrie auf spätere definitive Steuern angerechnet werden. Dennoch ist die Forderung nach einer Aufgabe der Sachwertbesteuerung wenigstens in der bisher vorgeschlagenen Form insofern zwischen den Zeilen des industriellen Angebots zu lesen, als die Aufnahme der Deutschen Volkspartei in die Regierung und deren Mitwirkung bei der Konstruktion der neuen Steuern gewissermaßen als stillschweigende Bedingung gestellt ist. Dass jedes künftige Steuerprogramm die Erfassung der Sachwerte in irgend einer ausreichenden, wenn auch in einer anderen als der bisher geplanten Form wird enthalten müssen, steht ausser Zweifel. Cheiron.

Verantwortlicher Redakteur: Max Krell. — Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin. — Druck von Otto v. Holten in Berlin.



Die großen Fragen: „Schuld am Kriege“ und „Dolchstoß“

POINCARE

und die Schuld am Kriege

Nach Poincards Vorträgen in der „Société des Conférences“

von BERNHARD SCHWERTFEGER

Inhalt: Vorwort / Frankreich und Deutschland nach 1870 / Die russische Allianz

und die Entente cordiale / Die französisch - russische Militärkonvention vom

17. August 1892 / Marokko, und Balkankrise / Das Drama von Serajewo / Die

tragischen Tage / Letzte Friedensversuche und Kriegsausbruch / Ergebnis.

Poincaré hat sich veranlaßt gesehen, in den Kampf um die Schuldfrage redend und

schreibend einzugreifen, nachdem ihm aus den Reihen seines eigenen Volkes wieder-

holt der Vorwurf entgegengeschleudert worden ist, er habe Rußland zum Kriege

veranlaßt. Schwertfeger, dieser rührige Vorkämpfer in der Schuldfrage, hat Poincarés

Vorfrage ihrem wesentlichen Inhalte nach wiedergegeben und kommentiert. Es ist

ihm gelungen, Poincares Darstellung in ihrem Hauptergebnis als tendenziöse Mache

zu erweisen. Das Buch ist für den Kampf gegen den Fehlspruch von Versailles

von der allergrößten Bedeutung.

Ladenpreis 15 Mark

Geheimbericht Nr. 7

vom Februar 1917

Die Innenpolitik Deutschlands als Instrument der Außen-

politik Frankreichs

In französischem und deutschem Text herausgegeben von

Staatssekretär a. D. Conrad Haussmann, M. d. R.

Der vorliegende Geheimbericht der Oberleitung des französischen Propagandawesens

an die französischen Propagandastellen ist der Nachweis des heimlichen Planes der

Franzosen, die parteipolitischen Auslassungen der Alldeutschen für die Entente

nutzbringend zu machen, um durch diesen Kunstgriff den Haß gegen Deutschland

in den Völkern der Entente zu schüren. Der Geheimbericht ist ein Dokument

über wichtige Stadien des weltgeschichtlichen Dramas und hat als solches großen

zeitgeschichtlichen Wert.

Ladenpreis 8 Mark

Die Neugestaltung Europas Zwischenspiel oder Endzustand?

Die staatlichen Grenzen in Europa

geschichtlich und militärisch betrachtet von

FREIHERRN VON FREYTAG-LORINGHOVEN

General der Infanterie z. D., Dr. h. c. der Universität Berlin

Inhalt: 1. Boden, Raum, Staat. 2. Begriff und Art politischer Grenzen. 3. Grenz-

verschiebungen im Laufe der Geschichte. 4. Grenzverteidigung.

Der Verfasser unternimmt es, an der Hand der geschichtlichen Lehren Klärung

über die obige Frage zu schaffen. Er kommt zu dem Schluß, daß die von den

Westmächten in Mittel-Europa gezogenen Grenzen nicht von Dauer sein können.

Deutschland selbst hat es in der Hand, dahin zu wirken. Deutschland wird wieder

ein geordnetes und geachtetes Staatswesen werden. Dann wird es zwar nicht Groß-

macht oder gar Weltmacht sein und wird doch seine wichtige Stellung in der Welt

wieder erringen und behaupten und in seinen Grenzen allen Menschen deutschen

Stammes Schutz und Sicherheit gewähren.

Ladenpreis 8 Mark

Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte

m. b. H. in Berlin W8 \* Unter den Linden 17/18



Der Leser der „Zukunft“ findet seine Bücher bei  
SCHWEITZER & HOHR  
Inh. WOLFGANG FALRENFELD  
Buchhandlung und Antiquariat  
Schöne Literatur / Kunstwissenschaft  
BERLIN W35  
Potsdamer Straße 42 » Telefon: Lützow 9375  
Verkauf unter Fortfall  
des Sortimentszusdills  
MAXIMILIAN HARDEN  
KRIEG UND FRIEDE  
Zwei Bände Zehnte Auflage  
Geheftet M. 20.-, in Halbleinen M. 40.—  
Erstes Kapitel:  
Zweites „  
Drittes „  
Viertes „  
Fünftes „  
Sechstes „  
|: Siebentes „  
Achstes „  
Neuntes „  
Zehntes „  
I N H A  
Österreich u. Serbien  
Fata Morgana  
Kriegserklärung  
Hochzeitstimmung  
Politik im Kriege  
Die Meerengen  
Patriotismus  
An Herrn Poincaré  
Hirn und Schwert  
Moral im Kriege  
LT:  
Elftes  
Zwölftes  
Dreizehntes  
Vierzehntes  
Fünfzehntes  
Sechzehntes  
Siebzehntes  
Achtzehntes  
Kapitel: Nikola] Niko-  
lajewitsch  
„ Zu Haus  
Kriegsziele  
Inselkrankheit  
Revolution  
Habsburgische  
Demokratie  
Neue Welt  
Morgen  
Neunzehntes Kapitel :i Apokalypse.  
I  
ERICH REISS VERLfg / BERLIN W62







Ilse, Bersbou-ActiMsellsclioft

zu Grube Ilse (N.-L.).

Die Aktionäre, unserer Gesellschaft werden zu der am  
Donnerstag, dem 13. Oktober 1921, nachmittags 3 Uhr  
in Berlin, Bnrgstraße 24, in den Geschäftsräumen der Mitteldeutschen  
Creditbank stattfindenden  
außerordentlichen Hauptversammlung  
hierdurch eingeladen.

Tagesordnung:

1. Beschlußfassung über die Erhöhung des Grundkapitals um  
M. 75 000000.— durch Ausgabe von 50000 Stück auf den  
Inhaber lautende Stammaktien über je M. 1000.— Nennwert  
und von 50000 Stück auf den Namen lautende Vorzugs-  
aktien über je M. 500.— Nennwert, bei beiden Aktien-  
gattungen mit voller Dividendenberechtigung für das Ge-  
schäftsjahr 1922 und folgende. Festlegung der Bedingungen  
der Aktienaussgabe mit dem Recht, das gesetzliche Bezugs-  
recht der Aktionäre auszuschließen.

2. Änderung des Gesellschaftsvertrages:

§ 4 Erhöhung des Grundkapitals.

3. Getrennte Beschlußfassung: .

a) der Stammaktionäre,

b) der Vorzugsaktionäre

über die zu Punkt 1 und 2 angekündigten Gegenstände.

4. Genehmigung der Umschreibung von Vorzugsaktien.

Die Stammaktionäre, welche an der Hauptversammlung teil-  
nehmen wollen, haben den Aktienbesitz, hinsichtlich dessen sie ein Stimm-  
recht in der Hauptversammlung ausüben wollen, spätestens am Sonnabend,  
dem 8. Oktober 1921 bei der Gesellschaftskasse in Grube Ilse oder  
in Berlin bei der Mitteldeutschen Creditbank und der

Direction der Discontogesellschaft,

in Prankfurt a. M. ., „ Mitteldeutschen Creditbank und der

Firma Gebr. Sulzbach,

in Hamburg „ Ä Vereinsbank und

in Köln a. Rh. „ „ A. Schaaffhausen'scher Bankverein A.-G.

bzw. den Niederlassungen dieser Banken schriftlich anzumelden und bis i  
zu demselben Termin diesen Aktienbesitz bei der Stelle, bei welcher die i  
Anmeldung erfolgt ist, oder bei einem Notar mit einem doppelten  
Nummernverzeichnis zu hinterlegen, dessen eines abgestempeltes Stück  
als Eintrittskarte in die Hauptversammlung, als Ausweis zur Empfang-  
nahme der Stimmkarte dient. Für die Bezieher der jungen Aktien  
(Ausgabe 1921) dient als Ausweis die von der Bezugsstelle ausgestellte  
Kassa-Quittung über die geleistete Vollzahlung, die an Stelle der Aktien-  
mäntel zu hinterlegen ist.

Die Vorzugsaktionäre haben nur die Anmeldung ihrer Vorzugs-  
aktien mit Nummernaufgabe bei dem Vorstande der Gesellschaft in  
Grube Ilse zu bewirken, um an der Hauptversammlung teilnehmen zu  
können. Stimmberechtigt sind nur die im Aktienbuche eingetragenen  
Besitzer der Vorzugsaktien. Zur Vertretung ist eine privatschriftliche  
Bevollmächtigung ierforderlich.

Grube Ilsen (N.-L.), den 20. September 1921.

Ilse, Bergbau~Actiengesellschaft.

humann. 1 Müller. Bähr.



## DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrgang 8. X. 21 Nr. 2

Französischssdeutscher Friede?

HerrNoblemaire, Frankreichs zweiter Vertreter im Völker\*  
kund, hielt am ersten Oktobertag in Genf eine Rede,  
die unser Gedächtniß, als einzigen Ertrag einef lärmvollen  
Woche, aufbewahren muß. Nur ein paar Hauptsätze kann  
ich heut hier anführen. „Auf dem Weg der Abrüstung  
will Frankreich bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit  
gehen, wenn es sicher sein darf, daß jeder Staat die Rüstung  
der anderen zu überwachen vermag und wirklich gewissen\*  
haft überwacht. Frankreich gelobt nicht nur in feierlichster  
Form, daß es guten Willens ist und bleiben wird, sondern  
traut ihn auch Anderen zu. Und warum soll, wenn auf  
beiden Seiten guter Wille waltet, neben einem freien und  
friedlichen Frankreich nicht ein freies und friedliches Deutsch\*  
land leben? Was wir fordern müssen und, nach dem Wort\*  
laut des Friedensvertrages, dürfen, ist: Bürgschaft dafür, daß  
Deutschland seine Entschädigerpflicht erfüllt und sich nicht  
in der Stille wieder bewaffnet. Noch wichtiger als die  
Entwaffnung des Armes ist aber die des Gemüthes. In  
Frankreich ist sie schon Ereigniß geworden. Noch blutet  
unser Land aus tausend Wunden. Nirgends aber hat das  
Erlebniß des Krieges den Seelenzustand gründlicher geändert  
als in meiner Heimath; und aus Herzensüberzeugung darf  
ich aussprechen, daß jeder Franzose, ohne Ausnahme  
jeder, die Stunde herbeisehnt, die völlige Abrüstung er\*  
laubt. Doch wie ists in Deutschland? Sind auch dort  
Herzen und Hirne zu Abrüstung bereit? Wir sind von  
Zweifeln gepeinigt. Mit stockendem Athem horchen wir  
auf das Getos des Zweikampfes zwischen kriegerischer Räch\*  
sucht und friedlichem Streben in arbeitfroher Demokratie.



### 34 Die Zukunft

Siegen in diesem Kampf die Racheschreier, dann ist der Friede Europas gefährdet und eine furchtbare Tragoedie naht uns. Erst durch Frankreichs Sicherung wird Europas verbürgt: und dieser Sicherung können wir uns nicht vor dem Tag freuen, der die deutsche Demokratie und Republik fest einwurzelt und den Entschluß reift, das Ideal der Gerechtigkeit, Freiheit, Menschenwürde, das über unserem Völkerbund leuchtende Ideal, auch in der Wirklichkeit deutschen Lebens zur Herrschaft zu bringen. Die Anklage, Frankreich sei dem Militarismus verfallen, weise ich als eine unbegründete, eine geradezu verlogene Beschuldigung ab. Daß wir genöthigt sind, überall, oft einsam, die Schutzmannschaft der Friedensverträge zu sein, ist doch wahrlich nicht unsere Schuld. Aus Nebel tauchen all die Schatten der Jünglinge, die ich in feindlichem Feuer fallen sah oder selbst, grausamer Soldatenpflicht gehorsam, zu töten befohl. Nie wieder will ich Solches thun, niemals wieder es auch nur sehen; und dieser heilige Wille lebt unbeugsam in jedem Sohn Frankreichs, der im Krieg mitgekämpft hat. Dieser Wille wird hier und auf jedem anderen Erdflecken unserer Arbeitgemeinschaft mit Ihnen fühlbar werden und auch auf der Konferenz in Washington unser Handeln bestimmen." Die Rede, die, am zweiten Oktober, Herr Clemenceau vor seinem Standbild hielt, klingt, freilich, anders. Was der greise Jakobiner in der Vendee, seiner Heimath, sprach, unterscheidet sich von dem gemäßigten Evangelium wie das Alte vom Neuen Testament. Aber auch dieses stark gewürzte Stück vorbedachter Improvisation enthält merkwürdige Sätze. „Wer das Schreckensbild moderner Kriege kennen gelernt hat, wird sich nicht mehr dem Traum vom Militarismus hingeben. Frankreichs Gewissen, Empfinden und Wollen ersehnt gerechten Frieden. Nicht herrschen will Frankreich; doch lieber untergehen als Fremdherrschaft dulden. Militärische Siegerungen genügen niemals. Napoleons Friedensschlüsse waren ohne Dauerkraft; und der Besitz von Elsaß-Lothringen hat Deutschland nicht vor der Niederlage bewahrt, gegen die er es sichern sollte. Die Solidarität aller Völker ist offenbar." Daraus wäre zu schließen, daß der Fechter, der im September



Französischsdeutscher Friede?

35

Achtzig wurde, die Nutzlosigkeit militärischen Zwanges nach dem Kriegsende und die Nothwendigkeit würdiger Ver\*  
ständigung erkannt habe. Stets aber hat er das Gesetz der Logik bockig weggestoßen und in das der Wirthschaft nie sich einzufühlen vermocht. Die Kopfzahl der Gemeinde, die noch an ihn glaubt, ist viel kleiner, als selbst aus der ihm unfreundlichen Presse zu errechnen ist. Mindestens sieben Zehntel aller Franzosen denken wie Herr Noblemaire; nur scheuen dieMeisten noch rückhaltlosen Ausdruck des Ge? dankens... Genug für heute. Höret nun, was Herr Reboux, ein muthiger Literatus, Euch zu sagen wünscht.

Vorbemerkung

Wo keine Schützengräben mehr zwei feindliche Länder trennen, beginnt man, einzusehen, daß jenseits einer Grenze mindestens physiologisch ähnliche Wesen wohnen. Man beginnt, sich Rechenschaft zu geben, was „drüben“ im Vergleich zu „hüben“ während sechsjähriger Klausur gedacht und gefühlt worden ist. Die Kaufleute haben durch das Loch im Westen den Anfang gemacht; langsam folgen die Geistigen.

Wenn man von den Annäherungsmöglichkeiten spricht, unter-  
scheide man zwischen der Annäherung von Einzelnen und der von Staaten. Für die erstgenannten, so weit sie wirklich Intellek-  
tuelle sind, hat es ein Problem hierin überhaupt nicht gegeben, da ihre Stellung zu einander nicht durch Kriegsgesinnung ver-  
ändert werden konnte. Viel schwieriger ist die Frage, ob die Völker einander verstehen können und wollen. Dieses Problem tritt erst nach einem offiziösen Notenwechsel auf, der, so weit er überhaupt bekannt gegeben wird, unverständlich und deshalb wesenlos bleibt, bis er plötzlich durch Einberufungsbefehle kom-  
mentirt wird. Von diesem Tag an gibt es diesseits ein Vater-  
land und jenseits Feinde. Feinde sind schlechte Menschen, die man töten muß oder wie Verbrecher gefangen nimmt.

Die Poilus marschiren aus Fontainebleau und die Müschs koten aus Potsdam zur selben Stunde mit dem selben dunklen Empfinden, nämlich: daß zur selben Stunde drüben die Feinde losmarschiren. Diese Tatsache wissen sie aus den Zeitungen^ und aus den Zeitungen spricht jetzt das Vaterland, das poly-  
3\*



## Die Zukunft

theistisch die Republik oder monotheistisch der Kaiser ist. Bei religiösen Bedenken sind die Priester befugt, den Kaiser als sterblichen Propheten Gottes zu erklären. (Man lese die während des Krieges auf Kanzeln gehaltenen Reden jetzt nach.) Und Jeder, der in den Krieg geht, glaubt und will glauben an den Buchstaben der Zeitungverkündungen; denn sonst müßte er die Waffen hinwerfen oder wahnsinnig werden. Der Vergleich mit der Religion ist kein willkürlicher. Vaterland und Religion bedeuteten die Kraft kleiner Gemeinden Gleichgeborener und Gleichgesinnter. Ihre Expansion bedingte Gewalttat.

Deutschland greift Frankreich an oder Frankreich Deutschland. Einer hat Unrecht. Und daß es der Andere ist, dafür läßt man sich morden, verstümmeln, massakriren. Täglich liest man nur die Scheusäligkeiten der Feinde. Woher sie die Journalisten, die Unschuldknaben, an der Quelle erfahren, weiß der liebe Gott. Aber das Wichtigste: einen Privathaß gibt es nicht; er ist obligatorisch für Alle. ,

Dieses Wahnsinnsbild ist noch schöner als die Wirklichkeit.

Da sitzen Generale um eine Landkarte und bestimmen, ob zehntausend Poilus und zehntausend Muschkoten am Chemin des Dames eingesetzt werden, um nach der Anzahl Derer, die einen Gasangriff, ein Granaten- und Maschinengewehrfeuer überlebt haben, abzustimmen, welches Vaterland Recht hat. Die Generale dort und hier könnten auch am selben Tisch, um die selbe Karte sitzen. Das ist eine Formfrage. In Wirklichkeit spricht ein Kaiser 1918 in Aachen vom lieben Gott; und: „Die Sache im Westen wird gemacht; auch im Osten geht es vorwärts.“ Und 1919 nach Kriegsschluß ist Aix-la-Chapelle von den „Feinden“ besetzt; aber man schießt nicht mehr auf einander, sondern lebt zusammen und macht selbst Geschäfte. Und ginge Das durch drei Generationen, so wüßte kein Mensch mehr, was Feind oder Landsmann ist. Auch, wie sich Sprachunterschiede verwischen, wie schnell völlig unähnliche Sprachen in einander aufgehen können, erlebe man in Aachen (Aix-la-Chapelle) an Deutsch, Französisch und Holländisch.

... In Frankreich lebt ein Mensch und denkt so, wie ich, ein Mensch, hier denke. Zwei vaterlandlose Gesellen. In Paris waren wir zusammen und haben so gesprochen. Wie denkt das



Französisch<deutscher Friede? 37

Volk? In Wahrheit denkt nicht das Volk, sondern es gibt nur, was der Einzelne zum Einzelnen empfindet: Haß, Liebe oder Verachtung. Oder auch, was Gruppen zu Gruppen empfinden. Aber daraus ein Dogma der Massen zu machen, ist verbrecherisch wie, scheint mir, jedes Dogma. Wir stehen in Komplikationen, die künstlich geschaffen worden sind. Als gerechteste Lösung erscheint der Abbau der Phrase, das freiwillige oder erzwungene Geständnis: Wir haben gelogen!

Was einFranzose darüber denkt, ersehe man aus demAufsatz, den der pariser Schriftsteller und Kriegsteilnehmer Paul Reboux auf meine Bitte für Deutsche geschrieben hat. Reboux ist der Verfasser des jetzt in Paris viel genannten Buches: „Les drapeaux“, das hinter den Coulissen der französischen Stimmungregie spielt. Dieser Roman erschien in deutscher Sprache unter dem Titel: „Der einzige Weg!“ Kein „lehrreiches Buch“ für deutsche Chauvinisten. Nicht: So sind die Franzosen! Sondern: Unser aller Schuld! Walter Mehring.

Ich sprach über Henri Barbusse mit einem meiner Kollegen, der journalistischen Kreisen angehört. Ein gemäßigter, redlich denkender Mensch, leidenschaftlos, dessen Anschauung das durchschnittliche Bild der französischen Geistesverfassung darstellt.

Wir saßen auf der Terrasse eines großen Boulevardcafes.

Es ist sehr angenehm, sich dort so ganz bewußt dem Gefühl hinzugeben, unbeweglich mitten im Gewühl zu sein, die Gesichtszüge und Typen der Vorübergehenden zu beobachten, mit dem selben Interesse, mit dem man am Meere manche Wogen xer~i folgt, wie sie aus dem Unendlichen zum Strand heranrollen:

Oft, wenn die Autobusse zwischen den Droschken schlingern wie die Panzerschiffe zwischen kleinen Barkassen, glaubt man, deutlich durch Staubwirbel ein Unwetter zu sehen in dem Aufjind Ab des dröhnenden Verkehrs, in dem die Ausrufer und Zeitungverkäufer die Möwen sein könnten.

Barbusse, sagte mein Kollege zu mir, ist ein großzügiger Geist. Aber der große Zug seines Wesens führt ihn manchmal auf Abwege. Es geht nicht, daß ein französischer Schriftsteller, SO, wie er es auf dem Internationalen Kongreß der Kriegsteilnehmer in Genf tat, sagen darf: „Meine österreichischen



Brüder, meine russischen, meine deutschen Brüder, ich um-  
arme Euch!"

Ich steckte mir eine Cigarette an Und fragte ihn:'Du gibst  
also nicht zu, daß eine Annäherung zwischen den französischen  
Intellektuellen und denen jenseits des Rheins möglich sei? Er  
machte eine verneinende Bewegung und erklärte: „Dazu-ist es  
noch zu früh, mein Lieber! Ich bitte Dich! Noch kann man  
die Verluste nicht vergessen. Noch sind gewisse Äußerungen  
in Aller Gedächtnis. Erwinnere Dich des Manifestes der Dreiund-  
neunzig!" Ja, erwiderte ich; dieses herrliche Manifest, von dem  
bei uns noch so viel die Rede ist und an dessen Wortlaut sich  
im Grunde so Wenige erinnern. Er entgegnete: „Denke daran,  
daß fast jeder Mensch von Bedeutung in Deutschland freiwillig  
sich in Reihe und Glied stellte, um die Alliierten des Betruges  
anzuklagen." Worauf ich entgegenhielt: Aber denkst Du auch  
an die französischen Gelehrten und Schriftsteller, die in ihrem  
patriotischen Furor sich hartnäckig geweigert haben, der Wahr-  
heit auf den Grund zu gehen, und sich den Lehren der Diplo-  
maten fügten? Die dreiundneunzig Intellektuellen dort wie hier  
sind nur der Kriegspsychose erlegen, dieser Abart verblendeter  
Mittäterschaft im offiziellen Lügen, im Aufstellen vorgeschriebener  
Thesen. Ich versichere Dich, diese Angelegenheit beruht auf  
Gegenseitigkeit: die Dreiundneunzig haben uns der Lüge ange-  
klagt, weil wir sie des Barbarentums beschuldigt haben.

Mein Kollege warf ein: „Wenn es sich noch um die In-  
tellectuellen handelte, wie wir sie von 1913 her, kennen, würde  
eine Wiedervereinigung möglich sein. Aber jetzt wissen wir in  
Frankreich sehr wohl, daß die Universitätprofessoren und  
Studenten von einem irrsinnigen Nationalismus beseelt sind,  
daß sie uns verabscheuen.... Also welche Hoffnung auf eine  
Annäherung kannst Du im Augenblick noch haben?"

In diesem Einwand war etwas Wahres. Und während vor^  
uns der Strom geschäftiger Menschen, eleganter Frauen vorbeiflutete, die Menge Armer und Reicher in buntem Durcheinander  
die Rue Druot zur Oper durchstürmte, mußte ich nachsinnen.  
Wirklich: die Intellektuellen, die Gelehrten, die Künstler und  
Studenten Deutschlands sind heute solidarisch mit verkrachten  
Offizieren, mit den Militäranwärttern der Konservativen Partei.

• \



Französischsdeutscher Friede?

39

Alle sehnen sich nach dem alten Vaterland zurück, seiner einstigen Größe, den herrlichen Zuständen, denen sie von dem alten Regime entgegengeführt worden waren, nach den Entwicklungsmöglichkeiten, die ihnen der Aufschwung der Künste und Wissenschaften bot. Und heute beweinen sie bitterlich den Zustand Deutschlands. Sie denken in wildem Zorn daran, die Fäuste geballt, und immer steht vor ihren Augen das Bild des kaiserlichen Adlers, der seinen Flug so hoch genommen, wie eines großen Raubvogels, den man erniedrigt, ins Mark getroffen, über ein Scheunentor genagelt hat.

Ich setzte meine stumme Überlegung fort.

Aber ist die Seelenfreundschaft dieser Geister nicht nur Zufall? Kann man behaupten, daß ein Homerkommentator und ein Kavallerieoffizier Naturen sind, die einander immer verstehen werden? Wird nicht bald der Tag kommen, da der militärische Ehrgeiz der Einen auf ein totes Gleis gerät, auf das ihm der Ehrgeiz der Intellektuellen und Forscher nicht mehr folgen will? Ist die Stunde nicht nah, wo die Geistigen Deutschlands, wenn sie sich nur nicht mehr beleidigt und verachtet fühlen, an dem Wiederaufleben Europas mitarbeiten wollen, statt auf seinen Zerfall und endgiltigen Ruin hinzusteuern? Und wird es nicht gerade der Tag sein, an dem Frankreich davon abläßt, Deutschland zu schwächen, zu schädigen? Warum soll die Rückkehr in Vernunft nicht zur selben Zeit erfolgen?

Mein Kollege strich sich den Bierschaum aus dem Bart und sagte dann: „Ich weiß, woran Du denkst! Man kennt Deine Marotte. Du willst nochmal von der Annäherung sprechen!“

Ja, warum nicht?

Darauf zählte er mir die Argumente auf, die in den Köpfen aller Derer spuken, deren Nahrung die täglichen Phrasen der großen Zeitungen sind.

Wenn wir wieder anfangen, von Freundschaft zu sprechen, mein Lieber, werden wir, wie immer, die Dummen sein!

Ich sagte: So?. Warum?

Donnerwetter! Die deutsche Heuchelei...

Es fiel mir nicht schwer, ihn zu dem Eingeständnis zu bringen, daß jedes Volk stets sich als Unschuldengel gibt, der in den Klauen eines Ungeheuers von Scheusälligkeit ist, und daß,



## Die Zukunft

wenn die Deutschen unangenehme Gegner sind, sie ausgezeichnete Verbündete sein können.

Darauf sagte er: „In Frankreich wie in Deutschland ist die Zahl der Kriegsoffer zu groß. Man kann sie nicht vergessen, man kann die Idee nicht aufkommen lassen, daß ihr Opfer vergeblich bleiben solle/

Vergeblich? Aber, Du armer Junge, gerade dieses Verharren in Haß, im Kriegsgeist macht ja die Opfer vergeblich! Den Soldaten Poincares wie den Soldaten Wilhelms hat man immer die selbe Phrase wiederholt: Ihr geht in den Krieg gegen den Krieg! Ihr sterbt, damit Eure Kinder nicht sterben! Die Einen wie die Andern kamen an die Front mit der Ueberzeugung, daß ihre Selbstverleugnung der Welt einen neuen Konflikt ersparen werde. Heute nicht an der Verbrüderung mit--arbeiten, heißt: sie betrügen. Heißt: betrügen die armen Jungen, die unter dem Holzkreuz schlummern, an dessen Armen langsam eine himmelblaue Kappe oder eine rotumrandete Soldatenmütze fault. Heißt: betrügen alle die Unschuldigen, die kämpften, ohne zu hassen, und brüderlich vereint ins Jenseits gingen. Ein Wenig verwirrt, suchte er seine Sicherheit wiederzugewinnen, indem er das Gespräch auf die deutschen Grausamkeiten lenkte. Aber auch hier war es leicht, ihn, einen Menschen von guter Gesinnung, zu überzeugen, daß es typisch für alle Kriege ist, immer den Gegner aller Grausamkeit und Schändlichkeit anzuklagen und sich selbst für den Angegriffenen zu halten, der die Pflicht zur Verteidigung hat. Wenn die Heerführer nicht immer diese Anschuldigungen ihren Leuten wiederholten, wenn die Regierungen und Diplomaten sie nicht immer wieder bestätigten, würden die Völker nicht zögern, sich zu verständigen und der Wahrheit auf den Grund zu gehen. Und von dem Tag an würde ein Krieg nicht mehr möglich sein. Da er sich dem Prinzip der Sache beugte, versuchte er auf dem festen Grund von Tatsachen seine Stellung zu behaupten. Eine Verbrüderung würde also möglich sein, sagte er, aber dazu ist erst nötig, daß die Deutschen ihre Pflicht gegen uns erfüllt haben.

Er schien sehr erstaunt, als ich ihn versicherte, daß gerade darauf die Hauptsorge des deutschen Volkes gerichtet sei.



Französischsdeutscher Friede?

41

Das muß ja wünschen, seine Schulden zu zahlen. Denn was sollte es in Zukunft für sich erwarten, wenn es vor der Welt als bankroter Kaufmann, als ungetreuer Gläubiger dasteht? Dieser Gedankengang schien ihn sichtlich zu schlagen; auch war ihm klar, welche Sorgen Frankreich noch durchmachen müsse, wenn es die übertrieben hohe Summe nicht einforderte. „Du hast Recht," sagte er; „es wäre besser, so schnell wie möglich sowohl mit den übertriebenen Forderungen als mit den Widerständen ein Ende zu machen, denn sie sind bei den Deutschen und bei uns nur das politische Sprungbrett für Wahlredner und ein Gegenstand der Spekulation für die großen Finanzleute und Schwerindustriellen. Man muß schleunig zu einem Vergleich kommen, und zwar zu einem sofort realisierbaren Vergleich, und dann die Waffen niederlegen und nach dem Handwerkzeug greifen.

Ich zeigte eine sichtbare Genugtuung, bei meinem Freunde wieder Zeichen seines logischen Empfindens zu bemerken, das als Wesen des französischen Denkens gilt. Und ich war überzeugt, daß die Deutschen in einem solchen Falle eben so denken würden. Sicher gibt es Unterschiede zwischen ihrem und unserem Fühlen. Aber werden ihre Schlußfolgerungen nicht durch den Wirklichkeitsinn dahin geführt, wohin uns die Dialektik leitet? Könnten nicht wir und sie an das selbe Ziel kommen, wenn das Zeichen zum Start uns zur selben Zeit gegeben wird? Alles in Allem, sagte ich zu meinem Freunde, stelle ich fest, daß Du nicht sehr weit von dem Wunsch nach einer französisch-deutschen Verbrüderung entfernt bist.

Er beugte sich über den Tisch zu mir und sagte vertraulich: „Allerdings muß man dahin kommen, je schneller, um so besser. Ich persönlich bin vollkommen davon überzeugt. Aber bei uns wagt noch Niemand, es auszusprechen, aus Furcht, abfällig beurteilt zu werden; aus Furcht, auch allzu vergeblich zu erscheinen. Ja, dieses ewige Mißverstehen! Eine große Zahl von Intellektuellen verharret, um' nicht als Antipatrioten behandelt zu werden, in dieser Geste des Starrsinns und der Feindschaft!" Ich entgegnete: Wir und sie, wie Du siehst, haben den verbrecherischen Irrsinn des Krieges kennen gelernt. Wir wissen, daß, wenn eine Niederlage erniedrigend, der Sieg verderblich



## Die Zukunft

ist. Wir wissen, daß zu beiden Seiten der Grenze die schrecklichste Verarmung herrscht und daß, wenn im Norden Frankreichs die kleinen Kinder noch ohne Obdach, in Deutschland viele Kinder ohne genügende Nahrung sind. Warum also fahren wir in all diesem Elend fort, einander zu beleidigen und zu beschimpfen? Warum bleiben die Deutschen als militaristische Rasse abgestempelt, obwohl sie jetzt doch nur Frieden brauchen? Warum bleiben die Franzosen dabei, zu glauben, daß der Militarismus einem Volk noch am Herzen liege, das die traurigsten Erfahrungen damit gemacht hat?

Er seufzte. „Aber ich versichere Dich, in Deutschland gibt es noch ungeheuer viele Menschen, die uns verabscheuen!"

Das gebe ich zu. In Deutschland wie in Frankreich gibt es noch alte Leute, Untaugliche und Heimatersatz, die den Krieg unter allen Vorsichtsmaßregeln mitgemacht haben. Die halten noch die Traditionen eines gehässigen, protzigen Patriotismus hoch. Die werden auch noch ihren Kindern erzählen, daß das schönste Los sei, fürs Vaterland zu sterben. Aber sie haben den wirklichen Krieg nicht erlebt.

Mein Freund trug im Knopfloch das rotgrüne Bändchen.

Und ich dachte, als ich es sah, an Alle, die jenseits vom Rhein das schwarzweiße tragen. Werden sie sich nicht endlich Gedanken machen über die Fruchtlosigkeit ihres Opfers? Kommt ihnen nicht endlich zum Bewußtsein, daß ihre vornehmste Aufgabe sein wird, von Ruhe, Frieden und Aufbau zu sprechen?

Ich wandte mich wieder an meinen Freund und fragte:

Offen heraus, gehörst Du etwa zu Denen, die Annexionen für vorteilhaft halten?

Er versicherte: „Eine blödsinnige Politik! Alle ehrlichen Franzosen sollten sie einmütig zurückweisen!"

Ist bei uns noch Kriegs will e fühlbar? Er hob nur die Achseln; solchen Abscheu flößte ihm die bloße Idee ein. Glaubst Du, daß das französische Volk das deutsche Volk haßt? „Unsinn", erwiderte er. „Seit die Schützengräben verschwunden sind, seit die Menschen mit einander sprechen und einander kennen lernen, schwindet jede Erbitterung."

Also, mein Lieber, wenn so Deine Ueberzeugung ist, warum schreibst Du sie nicht sofort nieder, Du, ein Schriftsteller, der



die Möglichkeit hat, die Oeffentliche Meinung zu leiten und aufzuklären? An uns, den französischen und den deutschen Intellektuellen, liegt es, das erste Wort für eine ernsthafte Verständigung zu sprechen, Jeden, der guten Willens ist, zu unterstützen, sich auf sich selbst zu besinnen, die Vereinigten Staaten Europas als ein Unterpfand des baldigen Weltfriedens vorzubereiten, selbst auf die Gefahr hin, den Eitelkeiten der Kabinete, dem Ehrgeiz der Herren Staatslenker und den Interessen der Finanzkonsortien ins Gehege zu kommen.

Er antwortete, sichtlich niedergeschlagen: „Wir könnten uns nichts Besseres wünschen, als von drüben eine kleine Ermutigung zu hören. Wenn wir nur gewiß wären, daß dieser Versuch so ernsthaft, wie er sich uns darstellt, auch dort aufgenommen würde! Wir fordern nicht von den Deutschen, zuerst zu sprechen; wir wollen nur, daß sie zur selben Zeit sprechen und daß die ausgestreckte Hand nicht mit einer steifen Geberde, mit einem boshaft verächtlichen Blick begrüßt wird. Das waren die Gedanken, die wir im Herzen von Paris austauschten. Und ich fragte mich, in Angst, aber nicht ohne Hoffnung, ob ähnliche Gespräche nicht auch in Berlin oder München unter ernsthaften Menschen zu erhörten wären. Und ob nicht bald die Menschen, trotz dem Einfluß der Presse, die dort wie hier aus Geschäftssinn, Protzerei, Leichtsinn und Bornirtheit weiter die Kriegspychose begünstigt, im Grund ihres Herzens das allgewaltige Verlangen nach Frieden fühlen, ohne das es einen aufrichtigen Frieden in der Welt nicht geben wird. Paris. Paul Reboux.

Goethe hatte mit dem jugendlich revolutionären Unwillen des Bürgersohnes gegen Adel und Fürsten begonnen. In seiner eigenen Person aber schwang er sich über die damals in Deutschland so kleinliche Kaste des Bürgerstandes empor. Er hatte Auskommen, Wirkungskreis, Entwicklungsmöglichkeiten



## Die Zukunft

gefunden bei einem Fürsten, der, wenn auch klein, doch souverain war, hatte erfahren, wie viel Gutes und Fruchtbringendes sich leisten läßt, wenn der Tüchtigste und Klügste die Hand am Ruder hat. Zudem hatte sein Schriftstellerleben ihn bald gelehrt, was das Urteil der Menge wert ist.

Er war vierzig Jahre alt geworden; und wie La Rochefoucauld sagt: wer vierzig Jahre alt geworden ist und die Menschen nicht verabscheut, der hat sie nie geliebt. Goethe hatte sie geliebt. Und wenn er auch keineswegs Menschenfeind genannt werden kann, so hatte er doch die Unwissenheit, Mißgunst und in Vorurteilen befangene Beschränktheit der Menschenhorde gründlich kennen gelernt, hatte erfahren, daß die Ansicht der Mehrzahl in der Regel eine Dummheit oder eine Roheit ist, und hegte nun die feste Überzeugung, daß das Begehren einer Menschenmenge niemals auf etwas Anderes ausgehen könne als auf Essen und Trinken und Wohlergehen. Er hatte kein Verständnis für die berechnigte Forderung des Armen, sein Brot zu erwerben, ohne dafür zum Sklaven zu werden. Das Wort Freiheit hatte seinen Zauberklang für ihn verloren. Die Zeit war fern, da er und seine jungen Kameraden in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen sich als Menschen bezeichneten, denen der Name politische Freiheit „so süß schallt“.

Wie allen strebenden und genialen Geistern wohnte Goethe anfänglich ein unbändiger Freiheitsdrang inne; so wird die Handlung im Götz beständig von den jugendlichsten Hochrufen auf die Freiheit unterbrochen. Aber sein Leben hatte ihm gezeigt, was für grundverschiedene Dinge moderne Menschen unter Freiheit verstehen. Er hatte erkannt, daß man sie persönlich, religiös, sozial, künstlerisch und politisch anstreben kann. Was stand nicht irgendwie im Verhältnis zur Freiheitidee! Unbändigkeit, Freidenkerei, Trotz gegen die Gesellschaft, Radikalismus! Es gab Menschen, die die Freiheit in politischer und religiöser Beziehung herbeisehnten, sie aber in der Kunst bekämpften; es gab andere, die sie in der Kunst erstrebten, politisch und religiös aber verwarfen. Schließlich glich die Freiheit einem chemischen Element, das mit anderen Elementen wie Nationalität und Demokratie Verbindungen eingehen oder nicht eingehen kann. Sie war das Gegenteil von Zwang, aber nicht das Gegenteil



einer freiwilligen Unterwerfung unter einen Zwang, wie den Zwang der moralischen Disziplin oder der Versform oder der gesellschaftlichen Formen oder vernünftiger Gesetze. Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

In früher Jugend war die Freiheit auch ihm gleichbedeutend gewesen mit persönlicher Unbändigkeit; aber dann war es ihm beschieden, den Herzog von Weimar zu erziehen und hierdurch auch sich selbst.

Die französische Revolution war ausgebrochen. Die Einnahme der Bastille, die als sinnbildliche Handlung überall in ganz Europa den Jubel der freiheitliebenden Menschen weckte und tatsächlich die große Umwälzung einleitete, war ja, in der Nähe besehen, — eine jämmerliche und verächtliche Tat. Längst hatte die Bastille aufgehört, eine Festung der Despotie zu sein. Die paar Gefangenen, die sie beherbergte, waren gewöhnliche Verbrecher. Die hundertundzwanzig Invaliden, die sie bewachten, waren tapfere, edelmütige Soldaten, ihr Kommandant war ein humaner, hochstehender Ehrenmann; die Menge, die wie rasend in das Gebäude eindrang, als die Invaliden gutmütig die Tore öffneten, war blutdürstiges Gesindel. War dieses praktische Signal zur Revolution unheilverkündend, so verhiess die Theorie Sieyes', das anmaßende Wort über den Dritten Stand: „Er ist nichts, soll aber Alles sein“, nichts Besseres. Goethe ahnte augenscheinlich, was man von dem Bürgerstand zu erwarten habe. Zugleich machte sein Zeitalter ihm den Eindruck, für Jedermann feil zu sein, der ruhig und frech auf den Aberglauben des Pöbels spekulierte, ihn bei der Nase nahm; und unter dem Begriff Pöbel verstand er durchaus nicht die niedrigsten Volksschichten. Die Geistlichkeit hatte die Gemüter daran gewöhnt, Alles zu glauben, das Unsinnigste mit der heftigsten Leidenschaft, den Anbetern und Fürsprechern des Vernunftwidrigen demütigsten Respekt zu bezeigen. Goethe folgt nicht nur dem Leben Cagliostros, sondern sucht sogar in Palermo die Familie Balsamo auf, weil er wittert, daß der Sohn Guiseppe Balsamo, der nach mannichfachen tollen Streichen spurlos verschwand, und der später so berühmte Graf Cagliostro die selbe Person seien. Er studiert die Verhältnisse der Familie Balsamo, sogar ihre Briefschaften mit der selben Gründlichkeit, mit der er eine Pflanzenfamilie in der Botanik zu studieren



gewohnt ist. Er beobachtet mit lebhaftem Interesse die Triumphe dieses kühnsten Abenteurers und Schwindlers der neueren Zeit über die Leichtgläubigkeit der Menschen; er untersucht, wie Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen ver-ehren und jedem gesunden Menschenverstand Hohn sprechen. Es fesselt ihn, Balsamos Metamorphosen zum Marchese Pellegrini, Conte Cagliostro und noch weiter zu verfolgen. Er befriedigt auch seinen eingewurzelten Hang zur Mystifikation, indem er sich dadurch bei der Familie Balsamo Zutritt verschafft, daß er sich für einen Engländer ausgibt, der ihnen Nachrichten von dem in London weilenden Cagliostro überbringen solle.

Als der Halsbandprozeß den Argwohn des Haufens weckte, den Thron zum Wanken brachte und die verbrecherische Leichtfertigkeit der Gesellschaft am französischen Hof erwies, verflicht Goethe seine Eindrücke aus diesem Prozeß mit seinen Eindrücken von Cagliostro und schrieb sein Schauspiel „Der Großkophta“, das zwar schwach und unbefriedigend, aber weder dünn noch leer ist.

Aus den bereits erwähnten Gründen freute ihn der Ausbruch der Revolution nicht. Er faßte sie so falsch und eng auf wie nach ihm Taine und Nietzsche. Ihm war sie nur ein Ausbruch von Neid und Habsucht. Das Erdbeben vernahm er nicht. Der große welthistorische Hauch ging an' ihm vorüber. Lange bevor die Revolution ausbrach, wußte der französische Bürgerstand, was er an die Stelle des feudalen Königtums setzen würde. Er wollte den Absolutismus und die raubgierige Herrschaft des Adels abschaffen. Er war in seiner Gefühlsart republikanisch; wollte aber, daß die besitzenden Klassen befehlen sollten. Wenn er die Katholische Kirche verabscheute, so that ers, weil die Kirche mit den Machthabern in der Aussaugung des Volkes gemeinsame Sache machte. Lange vor Ausbruch der Revolution wußte auch der französische Bauernstand, was er erstrebte: die Erde, den Boden, den er in ewiger Hungersnot bebaute, bis zur Verzweiflung gemartert von den Steuern, die an den Staat, den Abgaben, die an den Gutsherrn, den Zehenten, die an die Geistlichkeit zu entrichten waren, und von der Fron, die alle diese drei Mächte ihm gemeinsam auferlegten. Das stets wachsende Elend der Massen erzeugte den Geist des Aufruhrs mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes.



## Goethes politische Wandlung

47

Es ist allzu kleinlich, wenn in dem ersten, mißlungenen Stück, das Goethe gegen den Geist der Revolution schreibt, Der Bürgergeneral, der Angelpunkt der Handlung darin liegt, daß der Eine sich Zutritt zu dem Speiseschrank des Anderen verschaffen, dessen Sahne trinken und dessen Zucker draufstreuen will. Dann ist nämlich „der Freiheit und der Gleichheit saure und süß Sahne fertig". Hier wie in dem unvollkommenen und unvollendeten, aber interessanten Stück „Die Aufgeregten" erstreben die Auf-rührer nichts Berechtigtes.

Wie wir wissen, hatGoethe all seineStoffe, die nicht der Antike und der Renaissance angehören, seiner eigenen Zeit entnommen; besonders der Zeit zwischen 1789 und 1799, zwischen seinem vierzigsten und seinem fünfzigsten Jahre, also dem Zeitalter der Revolution. Der Großkophta, Die Aufgeregten, Das Mäd-chen von Oberkirch, Der Bürgergeneral, Unterhaltungen deut-scher Ausgewanderter behandeln direkt die Voraussetzungen oder Wirkungen der Revolution. Die „Natürliche Tochter" stellt die alte Staatsordnung unmittelbar vor der Revolution dar, Be-gebenheiten, die stattfanden, als Goethe ungefähr vierundzwanzig Jahi e alt war. Zu dieser Gruppe gehört endlich auch „Hermann und Dorothea", worin die Revolution den Hintergrund bildet und die Handelnden in Bewegung setzt. Unter den wertvollsten Ar-beiten des Dichters über die Revolution und aus ihrer Zeit muß noch seine ausgezeichnete Schrift „Die Campagne in Frankreich" 1792 genannt werden.

Wir finden Äußerungen in Goethes Briefen, die zeigen, daß er in der vorrevolutionären Zeit mit den Leiden des Volkes fühlte. Am dritten April 1782 schreibt er: „Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Be-haglichkeit grünen ..."; und am zwanzigsten Juli 1784: „Das arme Volk muß immer den Sack tragen und es ist ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder linken Seite zu schwer wird."

In den Venezianischen Epigrammen finden wir den folgenden Ausfall gegen die Konservativen in Deutschland:

Jene Menschen sind toll, so sagt Ihr von heftigen Sprechern,  
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt;  
Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit  
O

Weise Sprache, wenn ach! Weisheit in Sklaven verstummt.



Während ihn die Nachahmer der französischen Revolutionäre auf deutschem Boden anekelten, trauerte er über die Reaktion, die das französische Jakobinertum in Deutschland hervorrief. Aber so sehr der Minister des kleinen Herzogtums Sachsen-Weimar sich für die Lage des Volkes interessirte und sie nach Kräften zu bessern bestrebt war, eine so wenig lebhaftere Vorstellung besaß er von der Summe von Unrecht, unter der das arme Volk in einem großen Reiche wie Frankreich schmachtete, und deshalb auch keine von dem Recht, mit dem die elementaren Mächte in Frankreich sich erhoben.

Für das Elementare in der Geschichte hatte Goethe kein Herz. Er hatte für das menschlich Große nur Sinn, wenn es ihm in persönlicher Form begegnete. Wie er die Renaissance in den wirklichen Persönlichkeiten, in Raffael, Cellini, Reuchlin und in seinen eigenen Helden Götz und Egmont schätzte, so empfand er die Gewalt der Revolution erst, als sie ihm in Gestalt ihres Vollziehers, Bonaparte, entgegentrat.

Die den revolutionären Kräften innewohnende Größe ließ ihn ungerührt. Ihm war die Revolution das Unorganische, die Unordnung, der Bruch mit der Evolution; und er war nahezu der erste Entdecker der allgemeinen Evolution-Theorie. Als im Jahre 1789 die Revolution ausbrach, war er mehr Entwicklung- und Ordnunganhänger denn je. Ordnung war ihm Das, was wir Komposition nennen, aber Komposition in der Entwicklung. Er hatte in der Pflanzenwelt die Wurzel sich zum Stengel entwickeln, den Stengel sich zum Blatte umbilden, das Blatt sich zur Blüte formen sehen. Er hatte in der Tier- und Menschenwelt die Wirbel sich zu Knochen des Schädels umwandeln sehen. Es gab keinen Sprung, es gab nur Übergänge. Er war in der Geologie der langsamen Veränderung durch Jahrtausende gefolgt und hatte mit Leidenschaft die Lehre von plötzlichen vulkanischen Umwälzungen bekämpft.

Als solch eine plötzliche vulkanische Umwälzung war die Revolution ihm ein Gräuel.

Kopenhagen. Georg Brandes.

QX9



Karl Liebknecht

49

Karl Liebknecht\*)

Karl Liebknecht: Das ist das symbolische Beispiel für den Sieg einer großen Idee über alle individuellen Neigungen, Wünsche und Interessen.

Der weichste, rücksichtvollste, bescheidenste Mensch wird zum stahlharten, sachlich-schroffen, von persönlichen Gefühlen unbewegten kühnsten Waffenschwinger in dem furchtbarsten, unbarmherzigsten, dem schwersten Krieg, den diese Erde je ertrug: im Klassenkrieg der ausgebeuteten Menschheit.

„Das Mögliche ist nur erreichbar durch Erstreben des Unmöglichen!": in diesem Satz gibt Karl Liebknecht das Leitgesetz seines revolutionären Wirkens. In diesem Satz ist jedem Halben, jedem Schwanken, jedem Opportunismus Absage erteilt, ist das Nieverzagen, das Vorwärtsdrängen, der ewigjunge Optimismus das Revolutionäre des furchtlosen Kämpfers begründet. „Keine Anstrengung ist zu groß, ist groß genug. Mag das Blut unter den Nägeln herausspritzen, mögen Opfer fallen, so schwer, wie nie fielen. Es gilt unser Größtes und Heiligstes. Lieber Schill denn Krähwinkel! Andere mögen ihr: ‚Nur nicht zu viel! Nur nicht zu früh!‘ plärren. Wir werden bei unserem: ‚Nur nicht zu wenig! Nur nicht zu spät!‘ beharren." Das ist Karl Liebknecht. Eine geistige Energie ohnegleichen, die motorische Kraft des um seine Befreiung kämpfenden Proletariates.

Das Unmögliche erstreben! Vom ersten Augenblick an, da er sich in den Dienst des Sozialismus begibt, ist es Liebknechts Forderung. Wer heute die vergilbten Protokole von sozialdemokratischen Kongressen nachblättert, an denen Liebknecht teilnahm, wer dabei beachtet, wie gradlinig der mit der Last eines historischen Namens Beschwerde den (damals bereits hoffnungslosen) Kampf gegen eine kompakte Mehrheit von Reformisten, Kleinbürgern und Karriererevolteuren führte, wie er zäh und unbeugsam blieb, mochte auch das „Gelächter" der Führerbourgeoisie sein Wort übertönen, Der erkennt schon in \*) Vorwort zu dem Buch „Karl Liebknecht; Politische Aufzeichnungen aus dem Nachlaß. Geschrieben in den Jahren 1917 und 18 im Zuchthaus Luckau. Unter Mitarbeit von Sophie Liebknecht herausgegeben (im Verlag der ‚Aktion‘) von Franz Pfemfert".



jenem Karl Liebknecht der Vorkriegszeit den Unerbittlichen, dem jedes Hindernis nur Antrieb zu größerer Kraftentfaltung bedeutete, den wachsende Widerstände nicht mutlos machten, sondern im Wollen emporsteigerten, über ihn selbst hinaus trieben, bis zum letzten Tag seines Lebens.

1914. Wer mochte als Einzelner daran denken, die Nacht des Kriegswahnsinns, die über die Vernunft eines Millionenvolkes gebreitet war, zu durchbrechen? Lebt noch heute in uns das grauenhafte Bild jener Tage? Menschenmord war das heilige Gebot der Zeit. Nächstenliebe war Verbrechen des Hochverrats. Lüge wurde als sittliche Pflicht ausgerufen. Die „Kosmopoliten“ schämten sich, jemals eine fremde Sprache gesprochen, einem nichtdeutschen Menschen die Hand gedrückt zu haben. Der Reichstag war ein Institut zur moralischen Rechtfertigung des Großen Hauptquartiers. Die Wortführer der internationalen, völkerverbindenden Sozialdemokratie . . . Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, so umstanden sie geschäftig den Thron Wilhelms, gewillt, jede Handlung des Militarismus zu decken, den Burgfrieden zu schützen und jede Kritik zu verhindern. Aus tausend Kanälen, aus Zeitungen, Broschüren, Plakaten, Versammlungen, Schulen, Kasernen und Kirchen rauschte die Flut nationalistischer Verhetzung über das ganze Land, die unbefangenen Köpfe verwüstend, die kühlest Geister verwirrend.

In diese dunkle Nacht ein Lichtsignal zu schleudern, das von den Proletariern Deutschlands und von den Arbeitern der übrigen Welt gesehen werden konnte: diese Aufgabe wurde Karl Liebknecht gestellt. Man muß sich zurückversetzen in jene Zeit, man muß sich heute vergegenwärtigen, wie trostlos das Volk in seiner geschlossenen Masse vom patriotischen Taumel erfaßt war, um völlig zu begreifen, welch unerhörten Mut jenes trotzige „Nein!“ voraussetzte, das, bei der Abstimmung über die Kriegskredite, ein Einziger in die Welt rief. Jenes einsame Nein war die erste offene Kriegshandlung gegen den Krieg, es war das Zerreißen des Burgfriedens, war der erste wuchtige Schlag, der gegtn den deutschen Militarismus gewagt wurde. Der zweite Dezember 1914 verdient, für alle Zukunft in der Geschichte der revolutionären Bewegung als



Karl Liebknecht

51

der Tag gefeiert zu werden, an dem ein Unerschrockener in Deutschland das Banner der Internationale aus dem Staub hob. Mit Karl Liebknecht sein, Das hieß für jeden Arbeiter nun: Bruch mit der Partei, Bruch mit der „Disziplin“, Bruch mit der Mehrheit der Genossen, die in der „Verteidigung des Vaterlandes“ ihre „heilige“ sozialdemokratische Pflicht erblickten. Mit Karl Liebknecht, Das war Heldentod im Schützengraben oder war Gefängnis. Das war: die Feuerprobe als revolutionärer Sozialist bestehen. Und wie Unzählige schwenkten da ab! Doch Liebknecht resignierte nie. „Keine Anstrengung ist zu groß, ist groß genug!“ Mochte das Parlament noch so raffinierte Methoden ersinnen, ihn mundtot zu machen: er wußte oft mit einem einzigen Zwischenruf das patriotische Idyll zu zerstören. Mochte eine Armee von Spitzeln ihm auf den Fersen sein: die Versammlungen fanden Statt und die Flugblätter wurden gedruckt und verbreitet. Mochten die Führer der Sozialdemokratie Alles unternehmen, ihn und seine hämmernde Kritik von den Arbeitern fernzuhalten: Liebknecht durchbrach die Schranken, die von der Parteibureaucratie überall errichtet waren. Die (während der Kriegszeit illegal erschienene) Schrift „Klassenkampf gegen den Krieg“ möge dem Leser eine Vorstellung geben von den aufreibenden, hartnäckigen Kämpfen, die Karl Liebknecht innerhalb der Partei zu führen gezwungen war. 1916. Der erste Mai.

In der zerlumpten Uniform des Armierungssoldaten demonstriert Karl Liebknecht auf dem Potsdamer Platz in Berlin gegen das militaristische Deutschland. Schon sind Tausende mit ihm. Schon stimmen Tausende öffentlich ein in seinen Ruf: „Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung!“ Schon Tausende; doch auf der anderen Seite noch immer die kriegs- und sieges-trunkenen Millionen!

Karl Liebknecht wird verhaftet und ins Militärgefängnis gebracht. In seiner Wohnung werden Exemplare von dem Flugblatt beschlagnahmt, das zur Rebellion gegen den Krieg aufruft. Jetzt glaubten die Gewaltherrscher, die gefährlichste Stimme ersticken «u können. Die Presse erhält einen Wink; einige kurze Hetznotizen gegen den Störer, die Mitteilung von seiner Verhaftung: damit ist die Angelegenheit abgetan. Und der be-



währte Reichstag entledigt sich in der Sitzung vom elften Mai 1916 Karl Liebknechts prompt durch Preisgabe der Immunität, nachdem der offizielle Sprecher der Sozialdemokratie Deutschlands, Herr Dr. Landsberg (später Minister), diese Leistung vollbracht hat: „Meine Herren, Sie haben es in Liebknecht mit einem Manne zu tun, der durch Appell an die Massen die Regierung zum Frieden zu zwingen suchte, eine Regierung, die bereits wiederholt ihre Friedensbereitschaft vor aller Welt ausgesprochen hat ... Wie wir zu diesem Kriege stehen, meine Herren, Das wissen Sie. Er ist für uns ein Kampf um die Heimat . . . Das, meine Herren, ist die Stimmung des deutschen Volkes. Und diese Stimmung kann durch ein Blatt Papier (Herr Landsberg meint das Flugblatt) nicht erschüttert werden. Wie grotesk ist diese ganze Unternehmung! Wie kann sich Jemand einbilden, durch eine Demonstration auf dem Potsdamer Platz, durch ein Flugblatt hohe Politik zu machen, in die Geschicke der Welt eingreifen zu können? Wenn wir der krankhaften Nervosität, von der dieses ganze Vorgehen, von der jede Zeile des Flugblattes Zeugnis ablegt, unsere klare, nüchterne Ruhe entgegenstellen, dann dienen wir dem Reich am Allerbesten ..." Diese „sozialdemokratische" Rede fand, noch im Mai des Jahres 1916, zustimmende Aufnahme bei den meisten deutschen Arbeitern. Der Wall schien noch immer unerstürmbar. Und nach der Verhaftung Liebknechts zweifelten selbst manche Freunde, ob es richtig gewesen war, daß der Führer einer Bewegung, die ohnehin durch die „Schutzhaft" wertvoller Mitarbeiter beraubt war, sich so deckungslos gefährdete. Karl Liebknecht ließ Erwägungen dieser Art nicht zu. Er fühlte sich nur als einfachen Soldaten der Revolution. Solidarität und Pflichtgefühl wiesen ihm den Platz in der ersten Reihe. Als „absurd" verwarf er die Zumutung, die Genossen zur Demonstration aufzurufen und selber ihr fernzubleiben. Gewiß wußte er im Voraus, daß die Militärdiktatur Alles aufbieten würde, den verhaßten Gegner unschädlich zu machen. Er rechnete weder mit der Gnade der Justiz noch mit seiner Immunität als Abgeordneter. Und er, dem es ein Leichtes gewesen wäre, sich nun, als Gefangener, auf die Defensive zu beschränken (eine Taktik, die ihm kein Mensch verübelt hätte), er wird bewußt



Karl Liebknecht

53

„unklug“, er gibt jede „Chance der Verteidigung“ preis, um von seiner Zelle aus den Kampf gegen den deutschen Militarismus und Imperialismus in verschärfter Form fortzusetzen.

Anklagen wollte man ihn? Er wurde der unerbittlichste Ankläger! Aburteilen? Unbarmherzigere, härtere Urteile, als der gefangene Armierungssoldat Liebknecht sie fällte, sind nie über die Weltseuche Militarismus gesprochen worden! Des „vollendeten Landesverrats“ wollte man ihn überführen? Er zog die Volksverräter, die Weltbrandstifter, die Urheber des Massensmordes vor den Richterstuhl der Geschichte. Strengster Ausschluß der Öffentlichkeit sollte verhindern, daß Liebknecht zum Proletariat sprechen könne. Auf dem „legalsten“ Wege wußte der gefürchtete Ankläger diese Absicht zu durchkreuzen: die Eingaben zu den Akten wandten sich an die revolutionäre Avantgarde der Welt, das Aktenbündel, das mit dem Zuchthausurteil über Liebknecht für die Militärjustiz abgeschlossen schien, enthält das Todesurteil über den deutschen Militarismus\*).

„ . . . Mögen Opfer fallen! ...“

Karl Liebknecht hätte nicht nötig gehabt, der Militärjustiz gegenüber irgendwie Prinzipielles preiszugeben; ein Wenig „Vorsicht“, ein Sichbeschränken auf die Abwehr der Anklage:

„ehrenvolle Festungshaft“ wäre das Prozeßergebnis geworden.

Die vier Jahre Zuchthaus sind nicht die Strafe für das der Anklage zu Grunde liegende Delikt: sie sind die Rache für die furchtbaren Wunden, die Liebknecht dem Feinde zugefügt.

Die vier Jahre sollten Schrecken auslösen, sollten die Bewegung im Lauf aufhalten. Und was bewirkten sie tatsächlich?

Am ersten Mai 1916 demonstrieren auf dem Potsdamer Platz ein paar Tausend. Der Tag aber, der das Zuchthausurteil den Massen verkündete, sah den ersten politischen Strike des deutschen Proletariates, „Ein Blatt Papier“, von den sich allzu sicher Fühlenden verspottet, ein waches, rüttelndes Gewissen hinter Eisengittern —: und die stolze Zwingburg, von der herab die Geschicke der Welt geleitet werden sollten, erbebt in ihren Grundfesten.

\*) Das Buch „Zuchthausurteil“ ist die wörtliche Wiedergabe der Prozeßakten, Urteile und Eingaben Liebknechts.



Freilich wissen die Gewalthaber auch diese Niederlage so raffiniert zu vertuschen, wie sie die an der Marne verheimlicht hatten. Der Strike wird totgeschwiegen oder zu einer Nichtigkeit zurechtgelogen. Und in wilder Hast schlagen die finsternen Tore des Zuchthauses zu Luckau hinter Karl Liebknecht ins Schloß. Burgfriede und Durchhalterei scheinen wieder zu triumphieren.

Was bleibt dem zu harter, geist- und willenzermürender Zwangsarbeit (Schuhe fabrizierend und, später, Düten klebend) gepreßten Sträfling nun Anderes, als zu resignieren und allenfalls zu hoffen, die Genossen draußen würden an seiner Statt die revolutionären Pflichten erfüllen? Fast völlig von der Außenwelt abgeschlossen und nur durch eine einzige, natürlich „einwandfreie“ Zeitung, die er Sonntags nachlesen darf, kümmerlich unterrichtet über die Geschehnisse der Zeit: ist es nicht schon viel, gehört nicht eine unerhörte geistige Elastizität allein dazu, nicht abzustumpfen, nicht seelisch zusammenzubrechen? Jedes Vierteljahr eine flüchtige Besuchsstunde unter Aufsicht, jedes Vierteljahr einmal die Möglichkeit, eine schriftliche (zensurpflichtige) Lebensäußerung an die Familie zu senden: durfte unter solchen Umständen die herrschende Macht nicht wännen, ihres gefürchteten Widersachers ledig zu sein?

In dem Buch, das Liebknechts Briefe aus dem Zuchthause enthält, ist angedeutet worden und die Dokumente selbst verraten es beinahe auf jeder Seite, wie wenig die Zuchthausmauern den Eingekerkerten am Weiterkämpfen zu hindern vermochten. Schon in diesen censurten Briefen, die in ihrer äußeren Form den Charakter rein privater Mitteilungen haben mußten, ist ein beharrliches Pochen, eine ununterbrochene Reveille, die Schlafenden zu wecken, die Säumigen zu mahnen; ein ungeduldiges Drängen und Stoßen: Vorwärts! Zwischen jeder Zeile klingt der metallharte Ruf: „Nur nicht zu wenig! Nur nicht zu spät!“ Und das düstere Verließ zu Luckau, das sonst der Sarg jeder Zuversicht ist, wird die frische, Quelle neuer Hoffnung für die Verzagenden und Entmutigten draußen.

Daß das Zuchthaus aber noch mehr gewesen ist, daß es das heilige Centrum der allmählich wachsenden deutschen Revolution war: das vorliegende Buch beweist es.



Mochte die strenge Haftordnung dem gefangenen Kämpfer jährlich vier schwächliche „unpolitische“ Brieflein zubilligen: Liebknecht hatte sich nie durch die Zwirnsfäden bürgerlicher Gesetzlichkeit gefesselt gefühlt. Er schrieb auch in Luckau Das, wozu sein revolutionäres Herz und sein von Tatbereitschaft glühender Kopf ihn zwangen. Kurze Zettelchen, gelesene Zeitungblätter, harmlose Bücher, leere Packethüllen wurden zu Manuskripten. So entstanden sämtliche in diesem Buch vereinten Aufsätze, Abhandlungen, Glossen, Notizen und Aufrufe in den Jahren 1917 und 1918 in der Zuchthauszelle. Sophie Liebknecht nahm sie in Verwahrung. Doch sind nicht alle Arbeiten aus jenen Tagen hier gedruckt. Es schien uns nicht angängig, wahllos jede Zeile aufzunehmen. Ausgeschaltet wurden Entwürfe, Skizzen und Glossen, die ohnehin nur die Bestimmung hatten, den Genossen Material zu sein für die Agitation eines Tages. Ausgeschaltet wurden einzelne Manuskripte, die, von kleinen Abweichungen abgesehen, nur Duplikate sind zu hier aufgenommenen Arbeiten und die als Ersatz gedacht waren für den Fall, daß etwa die erste Niederschrift „verloren“ gegangen wäre.

Das Werk kommt in einer Stunde, wo die verwirrte, entmutigte Arbeiterschaft Deutschlands seiner besonders bedarf. Es gibt den vorwärtsstürmenden Agitator, dem das revolutionäre Proletariat begeistert folgte; es gibt den unversöhnlichen Feind des Militarismus; es gibt den unerschrockenen Rufer zur sozialen Revolution. Und es gibt zugleich einen anderen, nicht minder bedeutenden, doch den breiten Massen noch unbekannten Karl Liebknecht. Immer im Wachsen, mit immer schwereren Forderungen an sich selber herantretend, erschöpft der Zuchthaussträfling sich nicht damit, dem Proletariat Helfer zu sein im aktiven Kampf des Augenblicks; er ist nicht nur besorgt, das Kämpferheer zu formiren; er prüft die bisher benutzten Waffen, er verwirft schartige und schmiedet neue, er sondirt die Bastionen des Gegners und zeigt deren morsche Punkte; er stellt an gefährlichen Abhängen und Wegen Warnungstafeln auf; er beleuchtet grell Irrgänge, die in Moräste führen. In tiefschürfenden Untersuchungen (die dennoch jeder denkende Arbeiter verstehen kann) deckt Liebknecht die verschiedenen Strömungen inner-



## Die Zukunft

halb der deutschen Arbeiterbewegung auf; die Ursachen der Zersplitterung und Versumpfung der Sozialdemokratie werden sichtbar gemacht. Klar ist (Jahre vor Beginn der Revolution) die Weiterentwicklung der alten Partei aufgezeichnet. Eindeutig sind die revolutionären Aufgaben der deutschen Arbeiter für die Zukunft formuliert. Mit einer sachlichen und doch von Leidenschaftlichkeit diktierten Gründlichkeit sind die Probleme des Krieges, ist die Frage nach der Kriegsschuld behandelt worden. Die Verhältnisse, unter denen die Gedanken geprägt werden mußten, zwangen zur heftigsten Konzentration der Form. Oft mußte in einer kurzen Glosse zusammengeballt sein, was unter normalen Umständen Stoff für Broschüren gewesen wäre. Einmal verrät ein kurzer Stoßseufzer: „Vieles wieder unter den Tisch gefallen!“ die Qual des Denkers: seine Gedankenfracht unbenutzt ausschütten zu müssen. Da und dort sind die Gedankenstriche ein gewaltsames Niederhalten von Gedankenfolgen, damit neu andrängende Gedanken fixiert werden können. Vulkanisch wühlt es im Gehirn, und während die Hände Düten formen, schlägt der Geist kommende Schlachten . . .

Aus dem legalen Vierteljahrsbrief vom achten September 1918 kommt der Schrei: „Ich möchte helfen unter Opferung von tausend eigenen Leben, mithelfen an dem Einzigen“, an der deutschen proletarischen Revolution. Dann, hinterher, jauchzt ein illegaler Zettel: „Der Bann ist gebrochen!“ Ein zweiter: „Die entscheidende Stunde schlägt zur sozialen Revolution!“ Und dann dröhnen Manifest auf Manifest gegen die Kerkergritter und in die Freiheit: „Deutsche Soldaten! Deutsche Arbeiter!“ . . . Karl Liebknecht läutet Sturm gegen den Militarismus, den Krieg, die kapitalistische Welt . . .

Das ist dieses Buch: Karl Liebknecht! Ein Einsamer am zweiten Dezember 1914. Mit einem kleinen Häuflein am ersten Mai 1916. Ein „Verurteilter“: das Signal zum ersten revolutionären Strike. Nach zwei Jahren muß die Regierung dem Verhaßten und Verachteten die Zuchthausstore öffnen . . . Der erste Satz, der von den Lippen Liebknechts tönt, als das Proletariat Berlins ihn auf dem Anhalter Bahnhof empfängt, ist der Ruf vom ersten Mai 1916: „Nieder mit der Regierung! Nieder mit dem Krieg!“ Und dann: „Es lebe die Revolution!“ ...



## Epilog

57

Und dann kamen die Tage, wo Karl Liebknecht in jeder Stunde bewies, wie bitter ernst es ihm war mit dem Verlangen, tausend eigene Leben zu opfern für den Sieg. „Nur nicht zu wenig! Nur nicht zu spät! ...

Keine Anstrengung ist zu groß, ist groß genug! Es gilt unser Heiligstes!"

Man mag die Geschichte aller Revolutionen, auch der russischen, zum Vergleich nehmen: nie hat es einen Kämpfer gegeben, der so ungeheure Energiemengen, so viel Tatkraft, so viel Hingabe, so viel Selbstaufopferung in sich vereinte wie Karl Liebknecht von dem Tage an, da er Luckau verließ, bis zu dem Augenblick, da gedungene Klauen ihn ermordeten. Er war die Begeisterung, er war der Atem, er war die Fülle, er war das Gewissen. Mit jeder Stunde steigerte der Kampf ihn höher empor. Fürwahr, er lebte in jenen Wochen tausend Leben. Und gab sie hin.

Karl Liebknecht: Das ist das große Symbol!

Franz Pfemfert.

## Epilog

Geboren 1886 als Sohn eines evangelischen Pfarrers und einer Französin aus der Gegend von Yverdon in einem Dorf von dreihundert Einwohnern etwa in der Mitte zwischen Berlin und Hamburg, aufgewachsen in einem Dorf der selben Größe in der Mark. Kam aufs Gymnasium, dann auf die Universität, studierte zwei Jahre Philosophie und Theologie, dann Medizin auf der Kaiser Wilhelms-Akademie, war aktiver Militärarzt in Provinzregimentern, bekam bald den Abschied, da nach einem sechsstündigen Galop bei einer Übung eine Niere sich lockerte, bildete mich ärztlich weiter aus, fuhr nach Amerika, impfte das Zwischendeck, zog in den Krieg, erstürmte Antwerpen, lebte in der Etape einen guten Tag, war lange in Brüssel, wo Sternheim, Flake, Einstein, Hausenstein ihre Tage verbrachten, wohne jetzt in Berlin als Spezialarzt für Geschlechtskrankheiten; Sprechstunde abends Fünf bis Sieben.



## 58 Die Zukunft

Ich approbierte, promovierte, doktorierte, schrieb über Zuckerkrankheit im Heer, Impfungen bei Tripper, Bauchfeilücken, Krebsstatistiken, erhielt die Goldene Medaille der Universität Berlin für eine Arbeit über Epilepsie; was ich an Literatur verfaßte, schrieb ich, mit Ausnahme der „Morgue“, die 1912 erschien, im Frühjahr 1916 in Brüssel. Da war ich Arzt an einem Prostituirtenkrankenhaus, ein ganz isolirter Posten, lebte in einem konfiszierten Haus, elf Zimmer, allein mit meinem Burschen, hatte wenig Dienst, durfte in Civil gehen, war mit nichts behaftet, hing an Keinem, verstand die Sprache kaum, strich durch die Straßen. Fremdes Volk. Eigentümlicher Frühling; drei Monate ganz ohne Vergleich. Was war die Kanonade von der Yser, ohne die. kein Tag verging? Das Leben schwang in einer Atmosphäre von Schweigen und Verlorenheit, ich lebte am Rande, wo das Dasein fällt und das Ich beginnt. Ich denke oft an diese Wochen zurück; sie waren das Leben, sie werden nicht wiederkommen, alles Andere war Bruch.

So weit ich die viertausend Jahre Menschheit übersehe, gibt es zwei Typen neurologischer Reaktion. Gespalten an der Empfindlichkeit gegen das Verhältnis des Ganzen und der Teile, repräsentirt durch die Irritabilität gegen den Begriff der Totalität. Primat des Ganzen, xb ev xalitäv, zufälliges Spiel der Formen, schmerzlich und centripetal, Inder, Spekulative, Introvertirte: Expressionisten und rühriges Absolut des Individuellen mit dem Begriff als Registratur: Kasuistiker, Aktivisten, ethisch und muskelbepackt; ich halte zu der Reihe der Totalen, der Chaolisten in einem Maße, daß ich Darwin für eine Hebamme halte und den Affen für Kunstgewerbe: wir erfanden den Raum, um die Zeit totzuschlagen, und die Zeit für unsere Langeweile; es wird nichts und es entwickelt sich nichts, die Kategorie, in der der Kosmos offenbar wird, ist die Kategorie der Stagnation. Ich stamme aus dem naturwissenschaftlichen Jahrhundert; ich kenne meinen Zustand ganz genau. Bacchanal durch die Singularitäten, Konkretismus triumphal, gebrochen dann wie keins unter das Gesetz der Stilisirung und der synthetischen Funktion, abgewandelt in meinen Centren, eine groteske Persiflage; und ich muß bei dieser Gelegenheit anführen, daß ich nicht immer mein jetziges Gewerbe, die Hautleiden, betrieb.



I

Ich war ursprünglich Psychiater gewesen, bis sich das merkwürdige Phänomen einstellte, das immer kritischer wurde und darauf hinauslief, daß ich mich nicht mehr für einen Einzelfall interessieren konnte.

Es war mir körperlich nicht mehr möglich, meine Aufmerksamkeit, mein Interesse auf einen neu eingelieferten Fall zu sammeln oder die alten Kranken fortlaufend individualisierend zu beobachten. Die Fragen nach der Vorgeschichte ihres Leidens, die Feststellungen über ihre Herkunft und Lebensweise, die Prüfungen, die sich auf des Einzelnen Intelligenz und moralisches Quivive bezogen, schufen mir Qualen, die nicht beschreiblich sind. Mein Mund trocknete aus, meine Lider entzündeten sich, ich wäre zu Gewaltakten geschritten, wenn mich nicht vorher schon mein Chef zu sich gerufen, über vollkommen unzureichende Führung der Krankengeschichten zur Rede gestellt und entlassen hätte.

Ich versuchte, mir darüber klar zu werden, woran ich litt.

Von psychiatrischen Lehrbüchern aus, in denen ich suchte, kam ich zu modernen psychologischen Arbeiten, zum Teil sehr merkwürdigen, namentlich der französischen Schule, ich vertiefte mich • in die Schilderungen des Zustandes, der als Depersonalisation oder als Entfremdung der Wahrnehmungswelt bezeichnet wird, ich begann, das Ich zu erkennen als ein Gebilde, das mit einer Gewalt, gegen die die Schwerkraft der Hauch einer Schneeflocke war, zu einem Zustande strebte, in dem nichts mehr von Dem, was die moderne Kultur als Geistesgabe bezeichnete, eine Rolle spielte, sondern in dem Alles, was die Civilisation unter Führung der Schulmedizin anrühlich gemacht hatte als Nervenschwäche, Ermüdbarkeit, Psychasthenie die tiefe, schrankenlose, mythenalte Fremdheit zugab zwischen dem Menschen und der Welt.

Unmöglich, noch in einer Gemeinschaft zu existieren, unmöglich, sich auf sie zu beziehen in Leben oder Beruf; zu durchsichtig die Wrackigkeit ihrer antithetischen Struktur, zu verächtlich dieser ewig koitale Kompromiß embonpointaler Antinomien .. . Ich hatte bei Montesquieu gelesen, Caligula, da er eben so von Antonius wie Augustus abstammte, sagte, er würde die Konsuln strafen, wenn sie den zum Andenken an den Sieg



## 60 Die Zukunft

bei Actium eingesetzten Freudentag feierten, würde sie aber auch strafen, wenn sie nicht feierten; und als Drusilla, der er göttliche Ehren zu Teil werden ließ, gestorben war, galt es als Verbrechen, sie zu beweinen, weil sie eine Göttin war, und sie nicht zu beweinen, weil sie seine Schwester war. Dies schwebte mir vor. Hieran mußte ich denken, wenn der Zeitgenosse mir entgegentrat. In dieser Form sah ich ihn, wo immer er sich mir stellte; in dieser Linie offenbarte sich mir seine Figur; es war die „Einerseits“- und „Andererseits“-Struktur, in der er sich bewegte, das Professional-Diagonale zur Prophylaxe des Geschlechtes,; Einerseits und andererseits die verbissenste Individualität bis in den Dreck der Fingernägel und zu sozialen Kompromissen gezwungen vom Fressen bis zum Koitus, ewig diese, mediokre Balance und diese generell ewig positive Latenz. Lemuren,, Schemen, kreischende Mahre, um die Galoschen schlickernd das Nichts: Worte, Horatio, Blähungen der Lippe, Samen blasend ins Geschwätzige; immer wieder machte ich die Tore eng und die Türen des Geschäftes zu und ging auf Reisen, immer wieder mußte ich zurück, da. ich in Europa keine Wüste fand. Ein Herr sitzt vor mir in meinem Sprechzimmer, er wendet mir seine Rede zu, die Summe von Erfahrungen eines achtbaren Lebens spielt um seine Lippe; er will bei mir Genesungsubstantive kaufen; nur Mut, mein Freund, es geht schon aufwärts, Beruhigung, Bekömmlichkeit. Ich blicke über die Straße, ein Herr stäubt sich den Rock ab, es stäuben sich aber in diesem Augenblick viele Herren den Rock ab, wohin man blickt, immer dies Simultane, hin und her zwischen der Stabilisation und dem Fraglos-Weiten, zwischen Begriff und Absolutem hin und her ...

Wie soll man da leben? Man soll ja auch nicht. Vaso-motorisch labil, neurotisch inkontinent, ecce am Kadaver und ecce an der Apokalypse, Schizothymien statt der Affekte, statt Fruchtbarkeit Aborte in alle Himmelsstriche, autopsychisch solitär, faulig monokol, polyphemhaft an den Hammelstücken, die ihre Beute unten tragen: am Bauch, nicht an den absoluten Graten; ftafunddreißig Jahre und total erledigt. Ich schreibe nichts mehr (man müßte mit Spulwürmern schreiben und Koprolalien); ich lese nichts mehr (Wen denn? Die alten



## Epilog 61

ehrlichen Titaniden mit dem Ikaridenflügel im Stullenpapier?); ich denke keinen Gedanken mehr zu Ende. Rührend das Bild des Abendländers, der immer noch und immer wieder, und bis der Occident in Schatten sinkt, dem Chaos gegenübertritt mit seiner einzigen Waffe, dem Begriff, der Schleuder, davidisch, mit der er um sein Leben kämpft. Aber Dämmerung über die formalen Methoden; ich streife die Vorstellung einer Funktion außerhalb der Psychologie ewig latenter Antithesen syndikalistisch-metaphysisch.

Nun erscheinen meine gesammelten Werke, ein Band, zweihundert Seiten, sehr dürftig; man müßte sich schämen, wenn man noch am Leben wäre. Kein nennenswertes Dokument; ich wäre erstaunt, wenn sie Jemand läse; mir selber stehen sie schon sehr fern, ich werfe sie hinter mich wie Deukalion die Steine; vielleicht werden aus den Fratzen Menschen; aber wie sie auch werden mögen: ich liebe sie nicht.

Gottfried Benn.

QX9

Verantwortlicher Redakteur: Max Krell. — Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin. — Druck von Otto v. Holten in Berlin.



Bad Kissingen. Hotel Bfidel  
Keine Postkarten, sondern nur künst- gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten  
lerisohe Akiphotographle. Man von den Quellen. Bekannt gutes Haus,  
verlange Probesendung. Postfach 2. Auskunft wegen Verpflegung u. Wohnung  
Hamburg 31. durch den Besitzer A. Büdel.  
Bankgeschäft / Berlin W56, Französischestr. S9 |j  
Spezialzweige des Effektengeschäfts II  
■■■■■iiiiiiiirriiiiriirriiiiriirriiiiriirriiiJiitiiiiiriitiJiiifiirriitiMiitiJiifiirriitiJiiifiivifir  
Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien \[  
BAD VI I IWHIt!  
Bonns Kronenhotel <>  
o  
Haus 1. Ranges, 110 Betten  
Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet £  
oooooooooooooooooooo^oooooooooo^ooo^ooooooooo  
Otto Warf tetüUB  
Bonfüefrjäfi  
Üttlin UW 7 / 2tmjhcoäm / fjornouEg  
Unter ötn Äinflcn 77 (Bnnfcmmnrft 60  
#nku>n ü. Kenten / i&zfttlmünMI Magen  
Mmrtrjerjfjlung feemöcr (Bclöfortert ju futanten Jfoömnguncn  
OCutffüfftung allec i\$anf\*  
unö ISörfentruntfaitionen  
ßcretttotlligc ^usf unft \* iErtrilung ü&ct Hnöuftrie \* Papiere  
gmangirungen  
tfeleg.: Siegmarius Berlin - marfitto Hamburg / Jentrum 915?,9154/ 5058,925,8026



MAXIMILIAN HARDEN  
KRIEG UND FRIEDE  
Zwei Bände  
Geheftet M. 20.-  
Zehnte Auflage  
in Halbleinen M. 40.—  
INHALT:  
Erstes Kapitel  
Zweites „  
Drittes „  
Viertes „  
Fünftes „  
Sechstes „  
Siebentes „  
Achte« „  
Neuntes „  
Zehntes „,  
Österreich u. Serbien  
Fata Morgan«  
Kriegserklärung  
Hochzeitstimmung  
Politik im Kriege  
Die Meerengen  
Patriotismus  
An Herrn Poincare  
Hirn und Schwert  
Moral im Kriege  
Neunzehntes Kapitel  
Elftes Kapitel;  
Zwölftes „  
Dreizehntes „  
Vierzehntes „  
Fünfzehntes „  
Sechzehntes „  
Siebzehntes „  
Achtzehntes „  
Apokalypse.  
Nikolaj Niko-  
lajewitsch  
Zu Haus  
Kriegsziele  
Inselkrankheit  
Revolution  
Habsburgische  
Demokratie  
Neue Welt  
Morgen  
ERICH REISS VERLAG / BERLIN W62  
KASIMIR EDSCHMID  
KEAN

Drama in 5 Akten nach Dumas. Zweite Auflage  
Geheftet M. 15.— Gebunden M. 22.—  
Angenommen bzw. aufgeführt von den meist in  
großen Theatern Deutschlands  
Im übrigen ist das Stück von Grund auf neu geschaffen, ganz  
Edschmid — und seine beste Leistung geworden. Zur Feststellung der  
Werte zieht es natürlich an, Vergleiche mit Dumas zu stellen. Die Haupt-  
figur Kean ist dort ein grundlos angeschwärmter, liederlicher Theaterheld.  
Edschmids Kean ist ein Kerl, ein Meisterer des Lebens, ein GenüÖling  
wohl, aber einer, der sich Befriedigung mit vollstem Einsatz erringt. Die  
Schießbudenfiguren Dumas' sind — wie stets bei Edschmid — zu vieles  
wagenden, aber auch Letztes gebenden Echtmenschen geworden. Dort bei  
Dumas, um noch eins zu sagen, konven\*ionelles Gerede, oberflächlich  
verlogene Gesellschaftskonversation, wie man sie damals gesprochen und  
heute spricht, die aber absaust und beckenhohl wird, wenn es sich um  
lebensgefährliche — oder entscheidende Situationen dreht, die vielleicht  
im Leben mit Floskeln und Metaphern, aber in der Kunst nicht so (weil  
sonst nichts mehr bleibt) zu bestreiten sind. Hier vor allem setzt Edschmids  
geschulte Kunst ein. Daß geistreiche Situationen aus geistvollen Wort-  
blitzen Elementarisches erhalten, ist klar, noch wichtiger, daß die be-  
stimmenden Springpunkte der Geschehnisse vergeistigt, wie notwendig,  
eindeutig dastehen. Hannoverscher Kurier.  
| ERICH REISS VERLAG / BERLIN W62



Regina-Palast am Zoo Reeg & Arnold  
(Kaiter-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche) Telephon: Steinplatz 99SS  
Kurfürstendamm. 10 und Kantstraße 167-169  
rt;S?p Erstes Intern.Kammer-Orchester  
Dirigent: Otto Hartmann. Konzertmeister: C. Bartholdy.  
'Am Flügel: W. Lautenschläger  
Schiffahrts-Aktien / Kolonialwerte  
Städte- und Staatsanleihen / ausländische Kupons  
E. CALMANN • HAMBURG  
Tragen Sie Mauser-Hüte!

Das große Bilderbuch des Films  
200 Seiten Illustrationen / Preis M. 10.—/ ist das in Kupfertiefdruck hergestellte  
an Inhalt und Ausstattung reiche Prachtwerk für jeden Filmfreund. Zu beziehen vom  
VERLAG FILM-KURIER / BERLIN WS  
Bankhaus  
Fritz Emil Schüler  
v DÜSSELDORF  
===== Königsallee 21 ==  
Für Stadtgespräche: 5403, 5979, 8665, 16386,  
16295,16453 / für Ferngespräche: F101, F102,  
F103, F104, F105, F106, F107, F108, F109  
Telegramm-Adresse: „Effektenschüler“  
Kohlen-, Kali-, Erzkuxe / Unnotierte Aktien  
und Obligationen / Ausländ. Zahlungsmittel  
Akkreditive / Ausführliche Kursberichte  
Mitglied der Düsseldorfer, Essener u. Kölner Börse  
Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und  
ausländ. Börsen sowie sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrgang 15. X. 21 Nr. 3

Nach fernen Meeren

Panorama

T| ie Wahl des Blickpunktes lichtet (also: formt) dem Betrachter das Antlitz des Bildes. Pflanzte vor den herrlichsten Van Gogh sich Einer so dicht, daß sein Auge der Pinselspur nachtasten kann: das Wunder höchst persönlich frommer Naturvision wirkt nicht in ihn; er sieht, vielleicht, manche „Valeurs“, Werthe des Malerkönnens, doch nicht den Bau des Bildes, nicht die warmem Erdschoß ent« sprossenen, steil oder matt in Sonnenbrut reifenden Gold« ähren; und seine Seele befährt nicht das Meer der stillen, nur vom Gluthkuß der Himmelsflammen leis bebenden Luft. Träte er weit zurück: er sähe nur Goldgelb mannichfacher Tönung, Blau, Weiß, andere Tupfen und Tüpfchen; und müßte sich in die Freude an der Symphonie dieser Farben bescheiden. Fühlt Einer sich Ruinen so kindhaft zugehörig, daß er jeden aus den Fugen gelösten Stein, als dröhnte draus die Stimme empörter Gottheit, mit seinen Thränen netzt, dann wird Nothwendigkeit und Segen der Zerstörung, die doch zu Neubau erst Raum schuf, ihm niemals bewußt. Und bohrt ein Volk sich tief in den Wahn, der Nabel der Erde zu sein (der es als Zehe oder Finger, Streckmuskel oder Darmstück dienen mag), dann merkt es zu spät die Wandlungen im Leib dieser Erde, Schwangerschaft, Wehen, Geburt, und reiht nicht vorn, nicht zu rechter Stunde sich in



## Die Zukunft

den Gang solchen Werdens. Trachtet, Regirer, Schreiber, Redner, daß nicht länger noch falsche Wahl des Blickpunktes dem deutschen Volk das Antlitz des Weltbildes "verneble oder verzerre. Dieses Unheil währt fort, wenn Ihr Hirn und Ohr des Volkes mit Alltagsschwatz über die Fruchtverheißung neuer Parteienkoalition und den Frevel unausroddbarer Valuta» schieberei, gar mit neuem Gezeter über die im Bezirk anderer Völker nistende mißtrauische Feindschaft vollstopfet. Der Edelsinn eines Menschen, also spricht Chinas weisester Geist, offenbart sich darin, daß er über Verkennung nicht murr; und die Vernunft eines Volkes darin, daß es durch unermüdliche Versittlichung seines Wollens und Handelns, nicht nur des sichtbaren, und durch nie selbstgefällige Verfeinerung seiner Lebensart die Feindschaft entwaffnet. Die Anderen, saget Ihr (weils aus allen Winkeln Euch zugeflüstert oder zugebrüllt wurde), die Sieger sollen anfangen? Ausrede träger Herzen. Daß anderswo üble Kerle hausen, entbindet uns nicht der Pflicht zu Selbstveredelung. Daß dem Schwein in Speck und Dreck wohlig ist, darf den Menschen nicht hindern, sich in die ihm verheißene Krone der Schöpfung aufzurecken. Wie weit sich, jenseits von unseren Grenzen, das Reich rückständiger Dummheit und gewissenloser Niedertracht dehne, hörten wir vor dem Krieg alltäglich; in den Kriegsjahren, wie nah ringsum allen feindlichen Ländern die Nacht des Niederbruches sei. Und schon hat vor Unmündigen das alte Trugspiel wieder begonnen. Schnell muß es enden; ehe neues Unheil in unsere Welt gesät ist. Nicht dem deutschen Volk, nur den ihm feindlichen Mächten, zinst der Versuch, seinen Willen in Zornesgluth aufzuschüren. Der Verlust deutschen oder in zäher Arbeit dem Deutschthum eroberten Landes schneidet ins Herz und kein Gerechter kann fordern, kein seine Erde Liebender darf wünschen, daß diese Wunde rasch verharsche. Doch die Grenzverrückung ist nicht, was sie Jahrhunderte lang und gestern noch war: ein dem Besiegten eingebranntes Schmachzeichen; ist unserem Hoffen der Anfang vonEntstaatlichung, Internationalisirung, ist ein Mittel zu Verschmelzung von Völkern, die, weil sie einander nicht kennen und hart in engem Raum stießen, Haß geschieden hat und die einander



Nach fernen Meeren

64

doch heute nützlich ergänzen können und morgen müssen.  
Ist ein Meilenmerkstein auf dem in hohem Bogen über das  
Wildenvorurtheil gegen Fremdglauben, Fremdblut steilan  
bis in das Empyreum der Menschenbrüderschaft führenden  
Weg. Senkte er vom Grat sich in schweflig dampfende Finster«  
niß und schlängelte in langer Windung dann sich durch die  
neun Höllenkreise, über die sieben Büberterrassen der dant«  
ischenUnterwelt: erhobenen Hauptes, mithellem Blick, schritte  
ihn Deutschlands Volk, das sein Schicksal lieben lernte. Schrei\*  
tet, Deutsche, geduldig, in Qualm und Lohe tapfer aufrecht,  
in das Dritte Reich, den lichten Tempel reiner Menschlichkeit,  
dessen Thor nur den von Hofart und Praßlust, Neid und  
Geiz, Lüge und Haß Unheilbaren nie sich entriegelt. Weh  
aber dem bis ins Mark der Seele Besudelten, den selbst des  
Fegfeuers sengender Besen nicht zu säubern vermag.  
Wie sieht die Welt aus? Europas Ost ganz anders als  
noch im Sommer. Hungersnoth, die furchtbarste, von der uns  
Geschichte erzählt, und Rückzug in Theorie und Praxis der  
Wirthschaft hat den Nimbus Moskaus gebleicht. Polens neuer  
Finanzminister, Herr Michalski, ein Fachmann, wagte gestern,  
in Warschau dem Reichstag, dem berühmigten Sejm, zu sagen,  
die polnische Mark (ein Fünfzigtel der deutschen, die selbst  
kaum ein Dreißigtel ihres Goldwerthes bewahrt hat) habe nur  
noch „lokale Kaufkraft“, werde hinter der Grenze nicht viel  
höher als der Sowjetrubel geschätzt; und forderte, als letztes  
Nothmittel zu Rettung der in drei kurzen Jahren völlig zer\*  
rütteten Staatsfinanzen, Opferbereitschaft, die das Antlitz der  
warschauer Slachta, der osU und westpolnischen Bourgeoisie  
seltsamer als alles auf ihrer Erde in fünf Jahrhundertvierteln  
Erlebte verändern müßte. Durch das Gedröhn glühender  
Julisonne schmetterte die Fanfare von nahem Griechensieg,  
der Angora der Macht Mustapha Kemals entreißén, wieder,  
endlich, einen Konstantin nach Konstantinopel führen, das  
alte Byzantion, als Hellenenerbe, aus bunt schillernder Ver\*  
wesung erlösen werde. In den ersten Herbstnebel zerrann das  
Luftschloß. Angora ist nicht erobert, Stambul niemals be\*  
droht worden, das Glück, das Venizelos den Griechen brachte,  
von Tinos Fahnen geflohen. Wendet sich wieder? Auf  
5\*



## Die Zukunft

anatolischer, nicht vom Athem träger und feiler Effendis verpesteter Erde war Kemal, für den der Bauer focht und der Senussk«Orden warb, bisher unüberwindlich. Schon heischt er die Räumung Kleinasiens- und Thrakiens, weigert dem Vertrag von Sevres die Anerkennung, hat mit Italien Sonderfrieden geschlossen, verhandelt über franko \* türki» sehen mit dem Abgeordneten FranklinsBouillon und kann, wenn ihm Glücksgunst winkt, morgen vor Konstantinopel stehen. Würde Griechenland den Unheilsbringer, der ihm den Einsatz langen Mühens leichtfertig verspielte, zum dritten Mal wegjagen? Wichtiger ist die Frage, ob England ver» suchen wird, den Griechen, die es ein Jahr lang leis unter« stützte, wenigstens das Land um Smyrna zu sichern. Suez, Gibraltar, Bosporus: die an diesen drei Stellen gebietende Macht kann mit der Löwenpranke das Mittelmeer schließen und öffnen. Verzicht auf die von Curzons kühnstem Traum nicht erhoffte Herrschaft über Südosteuropas Meerengen würde den Briten schwer. Aber sie dürfen in dem unruhigen, vonBolschewikensendlingen bis in dunkle Tiefe aufgewühlten Indien die Mohammedaner, den festesten Deich gegen die Hindufluth, nicht verletzen, haben den neuen Khalifat, den sie, zu unheilbarer Entmachtung des Türkensultans, ersehnen, weder in Mekka noch in Bagdad einzuwurzeln vermocht; und über allen Küsten ihres Riesenreiches lagert das Gewölk schwarzer Sorge. Nationalistenfieber in Egypten, dem kein zweiter Cromer erstanden ist. Schwellender Britenhaß in Frankreich (auch der Kampf um Angora, Sevres und Katto» witz ist im Grund ja franko^britischer Krieg). Dreihundert Millionen Pfund, hundertzwanzig Milliarden Papiermark, seit dem Waffenstillstand fast nutzlos in Abenteuern verthan. Schnelle Lösung des Irenproblems nicht ganz sicher. Und die englische Politik wird nicht mehr in London gemacht. Kein beträchtlicher Schritt ohne Zustimmung der Dominions: Das ist seit der letzten Reichskonferenz im Empire Gesetz. Auch dieser Pegel meldet das Ebben des Europäerein» flusses. Die großen, in Selbstbewußtsein gereiften Domi\* nions, Südafrika, Kanada, Neuseeland, Australien (an Land» besitz größer als die Vereinigten Staaten von Amerika:



Nach fernen Meeren

66

und an Volkszahl nicht reicher als Groß \* Paris, durch das Tropenklima ungeheurer Landstrecken auf farbige Bauer angewiesen: und aus ethnischem Trieb doch wider deren Einwanderung heftig aufgebäumt), alle sträuben sich gegen die unveränderte Dauer des anglo\*japanischen Bündnisses, alle drängen zu Verständigung mit Washington. Mit dem selben Eifer zu der dort gewünschten Abrüstung auf den Meeren? Ihre Unabhängigkeit wäre fester verbürgt, wenn England die Polypenarme seiner Flotte nicht so weit strecken könnte; und erst nach dem Entschluß, ohne übermächtige Seegewalt sich in friedliche Völkergemeinschaft zu fügen, wäre mit dem Kabinet des Präsidenten Harding über die Streichung der Kriegsschulden zu reden. London und Tokio möchten die Konferenz, die den Fragen des Pacific, der Flottenrüstung und Weltfinanzirung die Antwort finden soll, vertagen, weil beide Regirungen fühlen, welche Gefahr entstünde, wenn die Fragen öffentlich gestellt und die Antworten nicht gefunden würden. Gelingt der Gigantentrust British Empire \* United States, der (fürs Erste) Japan auf den Platz eines Juniorpartners klettern ließe und dessen Hauptmärkte China, Rußland, Südamerika und alle aufnahme\*fähigen Mandatbezirke Afrikas wären, dann muß Europa sich in Einheit sputen; als ein Knirps, der nur ein Bündel geflickter Vaterländer und den mageren Ertrag sonnenloser, zerklüfteter Wirthschaft mitbrächte, würde es in Armuth und Ohnmacht verdammt. Was ist sonst? Austro\*ungarischer Zwist um das ödenburger Komitat. In Budapest, Wien, Salzburg, Innsbruck, München allerlei plumpes und feines Gemächel für Restauration eines Königthumes, ein süddeutsch\*magyarisches Danubien; hie Habsburg, hie Wittelsbach (das höheren Kurs hat). Italien und Jugoslawien blühen auf und trachten, die Reibungsfläche zu kleinern, die sie trennt. Herr Take Jonescui Rumäniens Außenminister, ist in geschäftiger Bewegung; stets auf der Tour als commis voyageur der Kleinen Entente. Deren Schöpfer (als Schüler, Schwieger\*sohn, tauglichstes Werkzeug des Präsidenten Masaryk), Herr Benesch, hat das Ministerpräsidium in der Czecho\*Slowakei übernommen. Ein meist behutsam Kluger, der im



Westen sich früh Achtung erwarb, Versöhnung der in Böhmen angesiedelten, der Wirthschaft unentbehrlichen Deutschen erstrebt und der, trotz seinem stolzen Slawismus, uns will» kommen sein kann, weil er die Machtsphäre des fast immer weisen Staatsmannes Masaryk weitet, dessen Willensweg überall zuletzt in Vernunft mündete. Dieser Allererhellerein bahnt in Frankreich der Groll gegen England mählich nun eine Gasse. Langsam. Noch darf Herr Briand nur schüchtern sich in leise Andeutung der Wirklichkeit vorwagen, deren Erkenntniß ihm dämmert. Noch ist auch vorn, an der Rampe des politischen Betriebes, die Zahl Derer groß, die Deutsch» land nicht anders sehen wollen, als vor bald neun Jahrzehnten Heinrich Heine es ihren Großvätern zeigte. „Nehmet Euch in Acht, Franzosen. Ich meine es gut mit Euch und des\* halb sage ich Euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutschland mehr zu fürchten als von der ganzen Heiligen Alliance sammt allen Kroaten und Kosaken. Einst, im Bierkeller zu Göttingen, äußerte ein junger Alt» deutscher, daß man Rache nehmen müsse an den Franzosen für Konradin von Staufen, den sie in Neapel köpften. Ihr habt Das gewiß vergessen. Wir aber vergessen nichts. Da» her rathe ich, auf Eurer Hut zu sein. In Deutschland mag vorgehen, was da wolle, mag der Kronprinz von Preußen oder der Doktor Wirth zur Herrschaft gelangen: haltet Euch immer gerüstet, bleibet ruhig auf Eurem Posten stehen, das Gewehr im Arm. Ich meine es gut mit Euch und es hat mich schier erschreckt, als ich jüngst vernahm, Eure Minister beabsichtigten, Frankreich zu entwaffnen. Da Ihr geborene Klassiker seid, so kennt Ihr den Olymp. Unter den nackten Göttern und Göttinnen, die sich dort bei Nektar und Ambrosia erlustigen, seht Ihr eine Göttin, die, obgleich umgeben von solcher Freude und Kurzweil, den» noch immer einen Panzer trägt und den Helm auf dem Kopf und den Speer in der Hand behält. Es ist die Göttin der Weisheit." Das steht in Heines Buch „Ueber Deutsch» land". Der Doktor Wirth, vor dem -der Spötter die Fran» zosen warnte, war ein bayerischer Rechtsanwalt und Publizist, den die Sehnsucht nach einem in Freiheit geeinten Deutsch» I



Nach fernen Meeren

68

land in Rebellenzorn hitzte, ins Gefängniß, dann unter Polizeiaufsicht brachte, der den Peinigern nach Frankreich entlief, zwölf Jahre danach in die erste Deutsche National' Versammlung abgeordnet wurde und im Juli 48 in Frank\* furt starb. Wäre die Deutsche Republik, wie Kindsköpfe jetzt ausschreien, internationalen Vertrauens nur würdig, wenn der neue Doktor Wirth, auch ein wackerer Demokrat, fest auf dem Kanzlerstuhl sitzt, dann dürfte Heines Warnung unverjährt fortwirken. Daß über uns stärkere Mächte walten, ist Trost. Würde dem rastlos beredten Kanzler das Stimm» band unheilbar gelähmt: Deutschland müßte selbst dieses Leid (das der Himmel verhüte) überleben. Könnte. Nicht im Dunkel oberschlesischer Schachte wächst, nicht am Papp\* stiel des Wiesbadener Vertrages hängt sein Schicksal. Schauet in die Welt. Die Wahl des Blickpunktes lichtet ihr Antlitz.

Ewige Wiederkunft

In der schottischen Stadt Inverneß, wo einst Macbeth den König Duncan getötet haben soll, hat der vor Schatten nicht furchtsame Herr Lloyd George an die Aehnlichkeit des Zustandes von heute mit dem der nachbonapartischenZeit er\* innert. Auch er dachte, wie Alle, die sich seit drei Jahren in diesen Vergleich schanzten, zunächst nur an Verarmung, Verschuldung, Wirrwarr der Europäerwirthschaft. Tief aber streckt die Aehnlichkeit sich in Bezirke der Politik und des Geistes. Höret! „Das Weltreich war gefallen; über seinen Trümmern erhob sich wieder eine friedliche Staatengesell\* schaft. Aber jenes alte System der europäischen Politik, das durch Bündnisse und Gegenbündnisse die fünf Großmächte im Gleichgewicht zu erhalten suchte, kehrte vorerst nicht wieder. Monarchen und leitende'Staatsmänner hatten sich an einen vertrauten persönlichen Verkehr gewöhnt und beschlos\* sen, auch in Zukunft alle großen Fragen in persönlichen Zu\* sammenkünften zu besprechen. Der Bund der vier Mächte betrachtete sich als den Obersten Gerichtshof Europas; er hielt für seine nächste Pflicht, die neue Ordnung der Staaten\* gesellschaft vor einem Friedensbruch zu bewahren und dar\* um das unberechenbare Frankreich, den Herd der Revo\*



## 69 Die Zukunft

lutionen und der Kriege, gemeinsam zu überwachen. Während das europäische Besatzungsheer unter Wellingtons Oberbefehl die Ruhe in Frankreich aufrecht zu erhalten hatte, sollten die vier Gesandten zu Paris in regelmäßigen Konferenzen die laufenden Geschäfte der großen Alliance erledigen; in einzelnen Fällen luden die Vier auch den Herzog von Richelieu (den Minister des achtzehnten Louis von Frankreich) selbst zur Berathung ein. Alle Streitfragen, die sich aus den Friedensverträgen ergaben, wurden dieser Gesandtenkonferenz zugewiesen. Das Protektorat der vier Mächte beherrschte den Welttheil minder gewaltsam, aber eben so unbeschränkt wie einst der Wille Napoleons. Die Staaten zweiten Ranges („les Sous-Allies“ nannte man sie spöttisch in den diplomatischen Kreisen des Vierbundes) sahen sich von allen Geschäften der großen Politik völlig ausgeschlossen; als der hochmüthige spanische Hof, der die Zeiten Philipps des Zweiten nicht vergessen konnte, Zutritt zu der pariser Gesandtenkonferenz verlangte, ward er scharf zurückgewiesen, am Schärfsten von Preußen. Die Franzosen ahnten dunkel, daß ihre Regierung durch das Ausland beaufsichtigt werde, und verfolgten mit überströmendem Haß den „Lord Prokonsul“ Wellington. Die Herrschaft des alten Königthums konnte schon darum nicht wieder feste Wurzeln schlagen, weil sie dem Volk als eine Fremdherrschaft erschien. Nur zu bald bewährte sich die Warnung, die Humboldt dem pariser Friedenskongreß zugerufen hatte: Die Revolution werde niemals enden, wenn Europa die Franzosen unter seine Vormundschaft nehme. Der wilde Kampf der französischen Parteien erregte in der Gesandtenkonferenz um so schwerere Besorgniß, da das reiche Land sich von seinen wirthschaftlichen Leiden wunderbar schnell erholte und bald wieder zu einem neuen Krieg fähig schien. Das ganze Land war von einem Netz geheimer Gesellschaften überspannt; jeder Veteran der Großen Armee, der in sein heimathliches Dorf zurückkehrte, predigte die napoleonische Legende. Gefährlicher als die Opposition erschien jedoch vorerst die fanatische Verblendung der royalistischen Ultras, der Heißsporne, die blutige Rache an den Königsmördern und den



Nach fernen Meeren

70

Gottesmördern verlangten. Metternich schrieb warnend: ‚Die Rückkehr zu einer vergangenen Ordnung der Dinge bildet eine der größten Gefahren für einen Staat, der aus einer Revolution hervorgeht‘; nachher entfuhr ihm sogar der schmerzliche Ausruf: ‚Die Legitimisten legitimiren die Revolution!‘ Erst im Februar 1817 eröffneten die Vier dem Herzog von Richelieu: seine oft wiederholte Bitte um Verminderung der Besatzungslast sei nun erhört, das Heer Wellingtons solle um ein Fünftel, dreißigtausend Mann, vermindert werden; doch versäumten sie nicht, hinzu zu fügen, daß die löblichen Grundsätze des Herzogs und seiner Amtsgenossen viel zu diesem Entschluß beigetragen hätten. So tief war das stolze Frankreich gedemüthigt: sein Erster Minister mußte eine förmliche Belobung von dem Hohen Rath Europas hinnehmen. Indessen zeigte sich bald, daß die Selbständigkeit der modernen Staaten eine so innige Gemeinschaft, wie sie der Vierbund begründet hatte, auf die Dauer nicht ertragen konnte. Der englische Vorschlag, über eine gleichzeitige Abrüstung aller Mächte zu berathen und jedem Staat die Stärke seines Friedensheeres vorzuschreiben, blieb liegen; unverkennbar richtete dieser friedfertige Antrag seine Spitze gegen die russischen Rüstungen. Während der ersten Jahre nach dem Friedensschluß quälte alle Höfe des Vierbundes beständig die Sorge, Preußen könne durch sein fanatisirtes Heer zu revolutionären Abenteuern fortgerissen werden. Wellington sagte, dieser Staat sei schlimmer dran als Frankreich; hier bestehe gar keine Autorität mehr. Die Massen des deutschen Volkes, denen die Ideale der teutonischen Jugend immer fremd blieben, verhielten sich gleichgiltig. In den gebildeten Kreisen aber, die sich als die Träger der Oeffentlichen Meinung fühlten, herrschte eine Unsicherheit des sittlichen Urtheils, die zu den traurigsten Verirrungen unserer neuen Geschichte zählt. Nicht nur die akademische Jugend begrüßte die Ermordung Kotzebues als ein ‚Zeichen Dessen, was kommen wird und kommen muß‘. Selbst reife Männer verglichen den Mörder mit Teil, Brutus, mit Scaevola. Der stralsunder Konrektor hielt in der Schule einen Vortrag über die großen Tyrannenmörder



## Die Zukunft

der Hellenen. In Nasses Medizinischer Zeitschrift sagte der Irrenarzt Grohmann: ‚Sands That hatte nur die äußere, scheinbare Form des Meuchelmordes; es war offen ausgemachte Fehde, es war die That eines bis zum höchsten Grade der Moralität, der religiösen Weihe erhöhten und verlebendigten Bewußtseins.‘ Eine solche Verwirrung aller sittlicher Begriffe in einem ernsten Volk würde unbegreiflich sein, wenn sie sich nicht aus der politischen Ver Stimmung erklärte. Der allgemeine Mißmuth über Deutschlands Ohnmacht hatte sich, endlich, in einem gräßlichen Aufschrei Luft -gemacht; den Patrioten war, als ob der Mörder nur ausgedrückt habe, was in unzähligen Herzen lebte. Je länger die Untersuchung gegen Karl Sand währte, um so lauter äußerte sich die Theilnahme für den frommen Dulder, der, unbeugsam in seinem Wahn, alle Qualen mit stoischer Ruhe ertrug. Selbst der Scharfrichter verehrte ihn als einen Helden der nationalen Idee, bat ihn im Voraus um Verzeihung, empfing seine letzten Aufträge und schenkte dann den Stuhl, der zur Hinrichtung gedient, einem heidelberger Gesinnungsgenossen ins Haus, wo das Heiligthum als ein theures Vermächtniß von Kindern und Kindeskindern bewahrt wurde. Zur Hinrichtung waren die Burschen aus Heidelberg in Schaaren nach Mannheim gekommen und ließen abends in ihrer Musenstadt manch kräftiges Pereat auf König Friedrich Wilhelm erschallen. Die mit dem Blute des heiligen Sand bespritzten Späne wurden eifrig gekauft und die Stätte seines Todes hieß im Volk ‚Sands Himmel fahrtwiese‘. Auch der alte Rassenhaß wider die Juden und der Groll über die Wuchersünden der jüngsten Jahre brachen furchtbar aus. Da und dort haben sich wohl einige teutonische Burschen an dem Unfug betheiligt und der Spottruf ‚Hephep‘, der damals zuerst erklang, scheint in gelehrten Kreisen entstanden zu sein (er sollte bedeuten: Hierosolyma est perdita). Gleichwohl ist ein Zusammenhang zwischen den christlichsgermanischen Träumen der Burschenschaft und jenen wüsten Ausbrüchen einer lange verhaltenen Volksleidenschaft weder nachweisbar noch wahrscheinlich. Es giebt finstere Zeiten, in denen selbst edle Völker wie von



einer epidemischen Geisteskrankheit ergriffen scheinen. Wer die ansteckende Kraft des politischen Verbrechens kennt, wird nicht bestreiten, daß die Kronen, nach Allem, was geschehen, so berechtigt wie verpflichtet waren, durch eine strenge Untersuchung die letzten Gründe der Gewaltthaten zu erforschen und gegen einige Schriftsteller, welche den Meuchelmord offen vertheidigten, scharf einzuschreiten. Unerbittlich, schrieb Metternich, müsse jede deutsche Regierung gegen die Professoren vorgehen, die ihre revolutionären Grundsätze der Jugend ,in jeder Art und Form täglich bis zur Trunkenheit einprägen\*. Und die badische Regierung (auf deren Gebiet die vom lautesten Widerhall umtoste Mordthat geschehen war) erklärte dem Petersburger Kabinet: ,Wir wollen den Despotismus unterdrücken, den die Herren Professoren unter der Aegide einer unerfahrenen und allzu leicht erregbaren Jugend über die politischen Meinungen Deutschlands auszuüben suchen."" Im Mai 1819. Aus dem zweiten Band von Treitschkes „Deutscher Geschichte" habe ich diese — Bruchstückchen gelöst. Staunend sähe sie Herr Lloyd George, der diesen Historiker wohl immer nur einen tobsüchtigen Eisenfresser nennen hörte. Spuren der Ähnlichkeit, die er sucht, fände er aber auch in ihm näherem Literaturland. „Die Verbündeten behandelten Frankreich, als wärs am Werk Napoleons mitschuldig. Oesterreich, mit noch heftigerem Eifer Preußen wollte es zerstückten; erst durch den Einspruch des Zars und Englands wurde der Ehrgeiz der Zwei in feste Schranken gezwungen. Aber Frankreich verlor Philippeville, Marienburg, Sarrelouis, Bouillon, Landau, Savoyen. Die Entschädigung von den Kriegskosten sollte siebenhundert Millionen betragen; durch Einzelforderungen wurde sie aber noch um die Hälfte erhöht. Frankreich mußte mehr als eine Milliarde (nach dem Geldwerth von 1815 Ungeheures) zahlen und außerdem in seinen Ostdepartements, wo fast eine Million Soldaten fünf Monate lang gehaust hatte, ein Besatzungsheer von hundertfünfzigtausend Mann fünf Jahre herbergen und nähren. Nach dem Wortlaut des zweiten Pariser Friedens konnte die Besatzungsfrist um zwei Jahre gekürzt werden, wenn Frankreichs politische Lage den Verbündeten keinen



## Die Zukunft

Grund zu fortwährender Unruhe gab. Im Herbst 1818 fühlte die Königliche Regierung sich stark genug, um die Räumung des französischen Bodens zu fordern. Die in Aachen versammelten Monarchen und Minister erfüllten den Wunsch, beschlössen den Rückmarsch ihrer Truppen; und seitdem wurde der Herzog von Richelieu, Frankreichs Bevollmächtigter, dem bis dahin die Zulassung in einen Kongreß der Verbündeten nicht gewährt worden war, zu allen Sitzungen eingeladen. Erst die Sonderverträge, die Frankreich im Oktober 1818 mit jeder einzelnen der verbündeten Mächte schloß, sicherten ihm die Wiederaufnahme in das Europäische Konzert." Das steht in der Grande Encyclopedie, die Berthelot, Derenbourg und Dreyfus herausgaben. Ists nicht heute noch lehrreich? Ein paar Worte nur brauchst Du zu ändern: und Chronik klingt wie Erlebnis. Alles, spricht Nietzsche, „ist wiedergekommen: der Sirius und die Spinne und Dein Gedanke in dieser Stunde und dieser Dein Gedanke, daß Alles wiederkommt."

## Totenorakel

Aus des selben Hirnes Gluth blitzt der Zornruf: „Die Deutschen haben, als eine force majeure von Genie und Wille sichtbar wurde, stark genug, aus Europa eine Einheit, eine politische und wirtschaftliche Einheit, zum Zweck der Erdregierung zu schaffen, mit ihren ‚Freiheitskriegen‘ Europa um den Sinn, um das Wunder von Sinn in der Existenz Napoleons gebracht; sie haben damit Alles, was heute da ist, auf dem Gewissen, diese kulturwidrigste Krankheit und Unvernunft, die es giebt, den Nationalismus, diese Verewigung der Kleinstaaterei Europas, der kleinen Politik: sie haben Europa selbst um seinen Sinn, um seine Vernunft, sie haben es in eine Sackgasse gebracht." Einem, der Flamme sein wollte, hob die flackernde Brunst des Erkenntnißwillens das Ziel Europas aus finsterner Ferne; die Länge des hinführenden Weges ermaß er nicht. Von Deutschen forderte er, was Tüchtige niemals gewähren können: Selbstopferung im Dienst eines leis erst keimenden Gedankens, noch nicht der Krippe erwachsener, nur von weiser Einfalt geahnter Gottheit. Graut ihnen nicht jetzt noch vor der Mahnung, den Gefühlsdrang



ins Internationale zu weiten? Die nächsten Male mehr davon. Der schwache, kaum hörbare Widerhall, der Bismarcks drittem Band, einem Keulenschlag, nachhächzt, lehrt des Grauens Gründe erwittern. Allzu menschlich riechts hier; vorbei... An die Gemüthsstimmung, die des Blickpunktes Wahl entschied und damit zugleich des Buches Urform gestaltete, und an die Grimassen der Höfe sei hier, ohne Feierlichkeit, erinnert. 1892. In Preußen hatte der Schulgesetzentwurf der Grafen Caprivi und Zedlitz die Geister erregt. In Oesterreich wütheten die Jungezechen wider die Punktationen; und ihre schon schwächeren Konkurrenten, Riegers zusammen\* schrumpfende Gefolgschaft und der konservative Großgrundbesitz, fänden eine taktische Schwenkung nöthig und forderten die Vertagung der Ausgleichsaktion „auf ruhigere Zeit". • Durch die Presse beider Reiche schwirrte der Lärm und weckte ein Echo in der Seele des einsamen Zeitung\*lesers, der, entamtet, seit zwei Jahren ein machtloser Mann, im Sachsenwald saß. Wie wehrfähige Tagvögel, denen in später Dämmerung eine Eule naht, flatterten in diesem heißen Greisenhaupt allerlei streitbare Gedanken auf und Erinnerung rief helle und dunkle Stunden der Stammesgeschichte, deutsches Werden und deutsches Irren ins Gedächtniß zurück. Ein Name, den der Zufall vors Auge führte, weckt assoziative Kräfte zu rascher Arbeit. „Schwarzenberg ... Auf schwarzen\*bergischem Boden sah ich 1863 in Gastein, wie jungen Meisen die Nahrung ins Nest getragen wurde. Raupen und anderes Ungeziefer. Unglaublich, wie oft der Vogel in einer Minute den Weg hinab und hinauf machen konnte; und .niemals kehrt' er heim, er bracht' Euch Etwas'. Daran erinnert mich der Eifer mancher Regirungen, die schließlich ja aber zu den Parteien nicht im Verhältniß von Eltern zu Kindern stehen. Hier ein Bissen, da ein Bissen. In dem Bestreben, jeden Mund zu stopfen und drohenden Gefechten auf dem heißen Sandweg der Versöhnungen auszuweichen, wird die Warnung des trop de zele leicht vergessen. An Un\*geziefer läßt nun die Natur im Sommer nie fehlen; der Vorrath an Konzessionen aber ist überall bald erschöpft, und wenn dann der Winter des Mißvergnügens anbricht,



## Die Zukunft

ist die verwöhnte Haut doppelt empfindlich. Als in Do\*  
heran noch gespielt wurde, setzte eines Tages der Großher\*  
zog immer auf die selben Roulettenumern wie sein Nach\*  
bar, der als Töpfermeister wohlhabend geworden war, also  
vielleicht auch am Spieltisch Glück haben würde. Doch  
damit wars diesmal nichts; und als Beide die mitgebrachte  
Barschaft an die Bank verloren hatten, fragte der Groß\*  
herzog: ‚Na, Pötter (Töpfer), wat makt wi nu?’ Der war  
um die Antwort nicht verlegen: ‚Hoheit schriewen Stüern  
ut un ik mak Pött!’ Ganz so bequem gehts in der Politik  
heutzutage doch nicht mehr; und darum empfiehlt sich,  
nicht Alles, was man in der Tasche hat, zu verspielen. Der  
Mund, den man gestopft zu haben glaubt, ist schnell  
wieder offen; und am Ende sucht man vergebens dann nach  
neuem Futter. Das caprivische Schulgesetz würde das  
Centrum nicht auf lange satt machen; und es ist mir sehr  
zweifelhaft, ob die österreichische Staatskrankheit mit Kon\*  
Zessionen zu heilen ist. Der Appetit kommt beim Essen"  
Die „Germania“, das berliner Organ der Katholikenpartei,  
hatte das Schulgesetz mit der Behauptung empfohlen, die  
deutschen Siege von 1870 und 1871 seien zum nicht geringsten  
Theil auch dem konfessionellen Unterricht und der geist\*  
liehen Schulinspektion zu danken. Das ging dem Fürsten  
Bismarck über den Spaß. Nein, sagte er: „wer deutsche  
Waffengänge mit. konfessionellen Wirren in Verbindung  
bringen will, muß schon bis in den Dreißigjährigen Krieg  
zurückdenken; und schlimmere Tage hat unser Vaterland  
nie gesehen." Gerade diese dunkelste Epoche heimischer  
Geschichte beschäftigte den Fürsten damals oft. Als Pro\*  
fessor Schweninger einmal sehr lange nach Mitternacht ins  
Schlafzimmer schlich, um nach seinem Patienten zu sehen,  
fand er ihn wach. „Ich konnte nicht einschlafen und trieb  
das alter Leute eigentlich unwürdige Geschäft, Luftschlösser  
zu bauen. Sehen Sie: ohne die Schlacht am Weißen Berge  
wäre Alles anders gekommen." Und nun folgte eine Dar\*  
Stellung, wie die Dinge sich entwickelt hätten, wenn Friedrich  
der Fünfte, das Oberhaupt der . Protestantischen Union,  
weniger schwächlich und vergnügungsüchtig gewesen und  
i



Nach fernen Meeren

76

in Böhmen nicht nur ein Winterkönig geblieben wäre. Was hätte ein Habsburger wohl zu dieser Nachtvision eines entlassenen Ministers gesagt? Ungefähr das Selbe wahrscheinlich, was die jungen Spree»Literaten sagten, als Heine ihnen erzählte, er habe beim Schreiben über seinem Haupt ein Rauschen, wie vom Flügelschlag eines Fabelvogels, gehört: Dergleichen sei ihnen nie geschehen, meinten sie; und schüttelten mitleidig die Dichterköpfe. Bismarck hatte immer den Muth, seine Gedanken bis ans Ende zu denken. Er lächelte, freilich; selbst, als er mir später einmal von dem Luftschloß sprach, das er auf den Sand des Weißen Berges gebaut hatte. „Notturmo, Divertimento; Trional ist weniger schädlich.“ Dann aber ging es doch weiter, durchs Dickicht der Geschichte und durch eigenes Erleben bis zu der Stunde, wo er in Frankfurt die Depesche des Fürsten Schwarzenberg (vom siebenten Dezember 1850) las und der Einblick in das Programm „Avilir, puis demolir“ ihn erkennen ließ, „der gordische Knoten deutscher Zustände sei nicht in Liebe dualistisch zu lösen, sondern nur militärisch zu zerhauen.“ In zwei kurzen Nachtstunden durchflog sein Genius den am Eingang nur spärlich erhellten Riesenraum dreier Jahrhunderte. Ein witziges Wort des klugen Li Hung Tschang fällt mir ein. Der klagte in Friedrichsruh über Schlaflosigkeit und fragte, wie es damit denn beim Fürsten stehe. „Schlecht,“ hieß es; „wenn ich mich hinlege, setzt sich politische Sorge ans Bett und hält mich vor dem Bild naher Gefahr wach.“ Der schlaue Chinese, der in Berlin eben den dritten Kanzler gesehen hatte, schwieg eine Minute und sagte dann schmunzelnd: „Fürst Hohenlohe schläft gewiß besser.“

Achtzehnter Juni 1892. Zum ersten Male seit der Entlassung ist Bismarck wieder in Berlin. Er betritt den Boden der Hauptstadt nicht. Ein paar hundert Menschen, die sich den Zugang erharret, erlistet, erkämpft haben, sehen ihn auf dem Anhalter Bahnhof am offenen Fenster seines Salonwagens. Keine Ehrenwache, wie am neunundzwanzigsten März 1890, beim Abschied; kein kriegerischer Klang von Trommeln und Pfeifen; weder Präsentirmarsch noch Frontreport. Wie der Auszug einer vom fremden Eroberer ge-



## 77 Die Zukunft

stürzten Dynastie war es damals gewesen; viel Liebe weinte, viel Haß knirschte den drei Landkutschen nach, die aus der Wilhelmstraße in die preußische via triumphalis bogen. Jetzt schwieg der Haß für ein Weilchen und nur die Liebe drängte an das enge Fenster, das einer Sehnsucht aufgethan war. Da stand er. Nicht der schwefelgelbe Kürassier. Schwarzer Tuchrock, weiße unmodische Halsbinde, Reise\* v mütze: so hatten die Berliner ihn selten gesehen. Ein Jauchzen, als kehrte Jedem der Vater heim. Zum Gruß entblößt er den mächtigen Schädel. „Er sieht jünger aus!“ „Das Auge!“ „Die zarte Haut!“ Hundert Hände erbetteln zugleich den Druck dieser einen Hand. Hundert Blumensträuße winken und werben um Einlaß. Schon sind die schmalen, soignirten Finger von derb zupackender Zärtlichkeit geröthet: und noch ist die Schaar der Getreuen nicht zufrieden. „Er wird reden!“ „Er muß reden!“ „Silentium für Bismarck!“ Er lehnt sich auf den rechten Arm und legt den linken Zeige\* finger auf die lächelnden Lippen. „Schweigen ist jetzt meine Bürgerpflicht.“ „Dann werden die Steine reden“, ruft Einer; und ein Anderer: „Noch ist Dankbarkeit auf dieser Erde nicht ausgestorben; wenn Alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!“ Wieder schüttelt der Massensturm die arme, wehrlos höfliche Hand. Offiziere, Bahnschaffner, Schutz\* leute: alle Bande der Disziplin reißen;-wie sonst um Beute nur und um Frauenliebe, so rauft man hier um das Sekunden\* glück, die Tatze des Löwen zu drücken; und ahnt nicht, wie leicht jede Schmerzempfindung sie lähmt, seit Kullmanns Kugel den rechten Daumen gestreift hat. Ein Stöhnen der Lokomotive mahnt zur Abfahrt. Von hinten her heults: „Hier bleiben 1“ Ganz vorn kreischts im Diskant: „Wieder\* kommen!“ Ein Lächeln, das viel sagt und wenig verspricht, eine leis in die Höhe weisende Armbewegung, ein Aufzucken der Achseln. „Bitte, zurückzutreten! Zurück!“ Manchen Zögernden zerrt die Faust eines Beamten aus gefahrvoller Nähet.. Der Zug rollt aus der Halle. NachRöderau, wohin die Offiziere aus Riesa auf ihren Jagdwagen geeilt waren und wo die Begrüßung schon „amtlicher“ wurde als im Preußischen. Nach Dresden, wo Magistrat und Stadtverordnete auf dem



Nach fernen Meeren 78  
Bahnhöf vertreten sind und vierzehntausend Rekeln zu der  
Estrade des Hotel Bellevue hinaufgrüßen. Pirna, Schandau,  
Tetschen, Iglau, Znaim, Wien. Eine andere Strecke als im  
September 1879, auf der Fahrt zum Abschluß des deutsch\*  
österreichischen Bündnisses. Noch lauter als damals aber  
der Jubel. Auch hinter, namentlich hinter den schwarzgelben  
Grenzpfählen. Der Reichskanzler hatte die Friedensbürgschaft  
der stärksten europäischen Militärmacht mit auf den Weg ge\*  
nommen. Jetzt brachte Bismarck nichts, kam mit leeren  
Händen, nicht als Kanzler des Nachbarreiches, nur als in Un\*  
gnade gefallener Privatmann, um den ältesten Sohn vor den  
Traualtar zu geleiten. Und er schreitet durch dichte Ehren\*  
spaliere und bis in die stillsten Stuben des Palais Palffy  
dröhnt der Dankruf leidenschaftlicher Liebe ihm nach.  
Kam er wirklich nur als zärtlicher Vater und Schwieger\*  
papa nach Wien? In Berlin und noch weiter westlich gab  
es Furchtsame, die längst daran zweifelten. In Fürstenschlös\*  
sern und Ministerial\*Bureaux; ehrenwerthe Leute, die ihn  
bis in die Nieren zu kennen behaupteten, wackere, die nach  
seinem jähen Fall durch Schlamm und Geröll auf Hügelchen  
geklettert waren. Figaro kannte sie, als er rief: „Mediocre  
et rampant, et l'on arrive à tout!" Die spintisirten und kal\*  
kulirten. Noch war das fürstlich dummdreiste Wort nicht  
gesprochen: „Der Mann gehört nach Spandau!" Manche  
reizbare Schwäche aber fühlte noch die Spur rauher Be\*  
rührung. Einem Großherzog hatte der erste Kanzler, mit  
höflicher, doch nervöser Stimme, vorgehalten, er habe ihn  
zwanzig Minuten über die vereinbarte Besuchszeit hinaus  
warten lassen. Ein Bundesfürst, der dem eben Entlassenen  
das Bedauern eines durch die Ereignisse völlig Ueber\*  
raschten aussprach, mußte den Satz hinnehmen: „Ich glaubte  
bisher, gerade Euer Hoheit hätten zu dem Personenwechsel  
wesentlich mitgewirkt!" Alte Wunden brannten noch. Und  
die Geschichtenträger waren seit, den finsternen Märztagen  
des Jahres 1890 nicht müßig gewesen. Er hat den Kaiser  
brüskirt, sich das Magisterrecht angemaßt, mit der Faust auf  
den Schreibtisch geschlagen, das Tintenfaß gegen die Wand  
geschleudert... Du lieber Himmel: ein Morphinist! Dem ist  
6



## Die Zukunft

Alles zuzutrauen. Und beinah alles ihn Schwärzende-wurde geglaubt. Selbst den freundlichen Beurtheilern fehlte der Schlüssel zu dieser Persönlichkeit, die Einsicht in das Wesen des Genies, das immer naiv ist und niemals aus komplizirender Berechnung heraus seine Pläne spinnt. Eine ungeheure Intelligenz, ein Mann, der Alles weiß, Alles schlaue wägt und vor der Wahl der Mittel nie sittsam zaudert: so sieht der einseitig nach der Verstandesschärfe Gebildete den genialen Menschen, der Kammerdiener den Helden. Der strapazirt sich nicht wegen einer Hochzeit, hieß es. Der hat, wenn er sich in Bewegung setzt, ganz andere Ziele, höhere, die Euer blödes Auge noch gar nicht sieht. Wartets nur ab! Vielleicht ists nur ein letzter Versuch, das Volk aufzuwiegeln. Oder noch mehr? In die amtlichen Sphären sickerte die Nachricht, der greise Fürst habe von dem Kaiser Franz Joseph eine Audienz erbeten. Da seht Ihrs! Erst macht er gegen den Handelsvertrag mobil und empfieht eine an Vasallendemuth grenzende Ehrfurcht vor der Moskowiterknute; und nun, will er in der wiener Hofburg die alte Diplomatenkunst leuchten lassen. Wahrscheinlich wird er sich auch in Dresden und München den Monarchen aufdrängen. Die hohen Herren sollen sich für ihn verwenden, ihm am Ende ins Amt zurückhelfen. Die aberwitzigsten Gerüchte wurden herumgetragen und von gläubiger Einfalt für Wahrheit genommen. „Wenn alle Stricke reißen, schlägt er seinen Herbert in Wien für die Nachfolge Kalnokys vor; und ein zweiter Beust wäre eine noch viel ärgere Gefahr als vor 1866 der Sachse.“ Schnell einen Riegel vorschieben; einen doppelten, wenns geht. Mit dem Geräusch der Reise wuchs auch die Angst der interessirten Lauscher. Als den Questenberg, der mit seiner Aktenweisheit im Lager des Friedländers herrschen möchte, hatte man ihn in den nikolsburger Tagen verhöhnt. Jetzt wisperte man von einem neuen Wallenstein. „Der geht aufs Ganze. Wie in Schillers drittem Akt: Laßt sehn, ob sie das Antlitz nicht mehr kennen . . .“ Was folgte, schien schlimme Verwirklichung düstersten Ahnens. Die dem Herausgeber der Neuen Freien Presse gewährte Interview, der Aufenthalt in München, Kissingen, Jena (mit der götzi»



Nach fernen Meeren

80

sehen Einladung), die Reden des Fürsten, die unverkennbar von ihm inspirierten Artikel: Alles schien zu bestätigen, daß hier auf die deutsche Reichspolitik ein Sturmangriff gewagt werden sollte, den ein kluger Stratege lange besonnen hatte. Welch Schauspiell Aber, ach! ein Schauspiel nur! Zweimal sah ich Bismarck in Stunden, wo die Presse des ganzen Erdrundes ihm geheimnißvoll furchtbares Planen zuschrieb; zweimal erkannte ich, wie unzugänglich die Gefühlswelt eines Goethe dem spekulativen Verstände der Börsen bleiben muß. Im Januar 1894 hatte Wilhelm dem genesenden Fürsten den Steinberger Wein geschickt und den Generaloberst dringend ins Schloß geladen. Tausend Hoffnungen, abertausend Aengste regten sich unruhvoll. Jetzt, raunte die Angst, hat ers endlich erreicht und der arme Caprivi kann seine Koffer packen. Jetzt, jauchzte die Hoffnung, kehrt uns die ' alte Sonne wieder. Weh uns! Heil uns! Den Nächsten sogar stiegen Zweifel auf, was nun werden solle, werden könne. Mit neunundsiebenzig Jahren ins Staatsjoch zurück? Noch einmal das alte Leid, infandum, imperator, dolorem? Nur Einer blieb nüchtern. Als die Frage besprochen wurde, ob er der Einladung folgen, sich unvermeidlichen Erregungen und wahrscheinlichen Enttäuschungen aussetzen solle, schnitt er mit kurzer Geberde den Faden der Erörterung ab, wies auf \*3&e Weinflasche, die noch unentkorkt auf dem Tische standf und sagte: „Le bouchon est tire, il faut boire!" Der Kork ist aus der Flasche; jetzt heißts trinken. Mannenpflicht gebot, zu gehen; Menschenkunde verbot, als Gepäck Illusionen mitzunehmen. „Ich will nichts, bin vollkommen saturirt und möchte wetten, daß der Herr unter Ausschluß aller Politik mit mir konsversiren wird." So kam es denn auch. Furcht und Hoffnung wurden enttäuscht. In ungewandelter Gemüthsstimmung kehrte der Fürst in der Nacht nach dem Abfahrtmorgen heim. Und: „Ottochen", sagte die treue Frau Johanna, „ist nun doch einmal noch durchs Brandenburger Thor gefahren." Daß es 1892 anders kam, war nicht die Folge eines vorausbedachten Planes. An einem Frühsommertag war ich nach Friedrichsruh geladen und zuvor mehrmals von Wien aus gebeten worden, der Ankunft des Riesen zu präludiren; 6\*



## Die Zukunft

über Bismarcks Stimmung, Absicht, Sentiments für Oesterreich „Etwas zu schreiben". Da ich nie genug (oder immer zu viel?) Ehrgeiz besaß, um nach der Rolle eines Bismarck Cheragen zu streben, hatte ich die Anträge dankend abgelehnt. Auch hätte ich nichts zu schreiben gewußt. Wie der große Preuße zu Oesterreich stand, wußte die Welt; und ein gütig in die Intimität Aufgenommener hatte nicht Schleier zu lüften, die der Hausherr noch nöthig fand. Im Lauf eines Waldgespräches erzählte ich dem Fürsten von den unerfüllten Wünschen der ihm freundlich gestimmten wiener Zeitungen. Lebhaft, mit der feinen, alle Unterschiede des Lebensalters und der Lebensleistung behutsam wegwischenden Höflichkeit, die ihn nie verließ, ging er darauf ein: „Ich glaube, mir bei Ihnen den wohlverdienten Ruf eines Privatmannes erworben zu haben, der sich jeder Ingerenz auf das Handeln seiner Freunde enthält. Chacun ä son goût. Auch in diesem Fall hätte ich Ihre Entschlüsse nicht prägravirt. Jetzt aber kann ich offen sagen, daß die Entscheidung, die Sie wählten, mir sehr angenehm ist. Sehr. Ich möchte mich in Oesterreich ganz geräuschlos halten und Alles meiden, was zu politischen, sogar zu nationalen Demonstrationen irgendwie Anlaß geben könnte. Deshalb fahre ich auch nicht über Prag. Da ist immer ein Bischen Gewitterneigung und das Stammesgefühl könnte sich lauter äußern, als rebus sie stantibus wünschenswerth ist. Schließlich werden die streitenden Theile sich doch von Volk zu Volk verständigen müssen (ich erwarte Einiges dafür von Dem, was man heutzutage Soziale Frage nennt; Wirthschaft, Horatiol Auch von gemeinsam fühlbarem ungarischen Druck. Wenig von gouvernementalen Eingriffen; die Haut ist zu wund und die nervöse Ueberreiztheit zu weit gediehen). Ein Fremder hat in innere österreichische Fragen erst recht nicht dreinzureden; weder in die böhmische noch in die ungarische, die, wenn ich richtig sehe, mehr und mehr zur cisleithanischen Existenzfrage werden wird. Ich reise nicht in Geschäften und bin schon Frau und Kindern schuldig, mich wie ein ordentlicher Hausvater aufzuführen. Außerdem werde ich den Kaiser Franz Joseph sehen, der mir unter den bekannten erschwerenden Umständen immer ein



Nach fernen Meeren

82

gnädiger Herr war und auch jetzt die erbetene Audienz gern gewährt hat, sogar mit dem beneficium, im Ueberrock erscheinen zu dürfen. Dafür muß ich um so dankbarer sein, als es an Verdächtigungen nicht gefehlt haben wird, weil ich Szögyenyis Anregung, einen Handelsvertrag, ungefähr auf der späteren rohnstocker Basis, abzuschließen, artig, aber entschieden von mir wies; und wohl auch aus anderen Gründen. Ich verdenke keinem Menschen/ daß er seinen Vortheil wahrnimmt, kann mir aber nicht auf meine alten Tage abgewohnen, als Bürger des Deutschen Reiches zu fühlen, den unsere Sonne wärmt und unser Regen naß macht. Wir haben das kürzere Ende gezogen und müssen uns bis auf Weiteres damit abfinden. Item, ich möchte in Oesterreich nicht lästig werden (ich glaube, man schiebt lästige Ausländer drüben noch schneller ab als bei uns); und introduzirende Artikel, auch gut gemeinte, könnten schon ans Aergerniß streifen. Ich will Hochzeit feiern und, damit Schweninger endlich wieder zufrieden ist, für ein paar Wochen alles politische Elend vergessen. Meine magyarischen Freunde werden mir ja wohl nicht gerade das Lied vom deutschen Hundsfott aufspielen lassen; und da unter ihnen immer Einzelne sind, die (anders ists nicht zu erklären, denn sie trinken ihren eigenen Wein nicht) betrunken auf die Welt kamen, rechne ich auf lustige Zeit." So war die Stimmung unmittelbar vor der Abreise.

Bismarck kannte damals noch nicht Caprivi's Depesche vom neunten Juni, die das Personal der Deutschen Botschaft anwies, der Hochzeitfeier fern zu bleiben, und dem Prinzen Reuß befahl, von der unvermindert auf dem Fürsten lastenden Ungnade dem Außenminister Kalnoky Mittheilung zu machen; er ahnte nichts von den zähen Bemühungen, ihn um die erbetene und bewilligte Audienz zu bringen. Am zwanzigsten Juni sah er Abends den Grafen Kalnoky bei sich. Am zweiundzwanzigsten Juni konnte er sich mit der tapferen Prinzessin Reuß über die leidigen Vorgänge aussprechen. Nun war er in Klarheit. Am dritten April 1890 das ganz ungewöhnlich lange Handschreiben, das der Flügeladjutant Graf Wedel dem Kaiser Franz Joseph überbringt; Aufzählung der Gründe, die „zur Entlassung Bismarcks



zwangen". Am neunten Juni 1892 Caprivi's Brief.

Als die Wirkung sich nicht im erwarteten Umfang einstellt

und man in Wien wenig Lust zeigt, d'epouser les haines

d'autrui: neue „dringende Vorstellungen". Endergebnis:

Bismarck sieht den Kaiser nicht, die Kronprinzessin Stephanie,

die der Trauung zuschauen wollte, reist plötzlich ab, kein

der Botschaft Angehöriger kommt zur Hochzeitfeier. Am

vierundzwanzigsten Juni bringt die Neue Freie Presse den

Bericht über die Interview. Der Sturm bricht los.

Bismarck hatte sich auf die Audienz beim Kaiser Franz

Joseph, mit dem er vor genau vierzig Jahren in dienstlichen

Verkehr getreten war, gefreut. Denn ihn dünkte wichtig,

Mißverständnisse aufzuklären, die vom Persönlichen ins

Politische hinüberwirkten; und ich habe Grund, zu glauben,

daß er über den Rückversicherung«Vertrag sprechen wollte,

die „doppelte Assekuranz", zu deren nicht unbeträchtlichsten

Zwecken auch der gehört hatte, einem bestimmten Peters\*

burger Hofklüngel die via Prag\*Krakau genährte Furcht

vor einem österreichischen Offensivstoß von den Nerven

zu nehmen. Bismarcks Nachfolger hatte die russische Asse\*

kuranz, die dem Deutschen Reich jede erlangbare Friedens\*

Sicherung gewährte undyderen Erneuerung der Zar anbieten

ließ, als „zu kompliziert" abgelehnt; und es klang glaublich,

daß der erste Kanzler in Wien der Treulosigkeit beschuldigt

worden sei. Einerlei: er hat Schlimmeres verschmerzt. Daß

er aber, der zum ersten Male wieder in die Öffentlichkeit

trat, wie ein Bemakelter gemieden wurde, als Hochzeitvater,

von alten und neuen Freunden, und daß die Bannbulle aus

dem Hause kam, in das, wäre er nicht gewesen, nie ein Kanzler

der Deutschen den Fuß gesetzt hätte: dieses Erlebnis mußte

in Greisesbrust noch pelidischen Zorn entfesseln. Wer wagt,

dem roh Gekränkten mit Steinwurf zu drohen?

Auch das Wesen des Größten trägt die Spur seiner

Entstehenszeit. Otto Bismarck war 1815 geboren, der Sohn

eines märkischen Junkers. Er sah manche Möglichkeit nicht,

die dem schwächeren Auge der Nachgeborenen heute gar

nicht entgehen kann. Er rechnete, zum Beispiel, in seiner

Gewöhnung in europäocentrisches Denken nicht damit, daß

ein Russenreich, das sich auf die Hauptaufgabe der asia\*



Nach fernen Meeren

84

tischen Vormacht besinnt, über das Bischen Balkan sich mit Oesterreich leicht verständigen kann. Ihm blieb der Gegensatz russischer und österreichischer Balkan\*Interessen immer die sicherste Gewähr deutsch »österreichischer Freund\*schaft. Er war eben das Kind seines Jahrhunderts; wollte auch nicht mehr sein. Mit der heftigsten Entschiedenheit aber hat er stets sich gegen die Schwärmertendenzen gestemmt, die Oesterreichs deutsche Länder schon unter der Hohenzollern\*Herrschaft sahen. Allbekannt ist sein Wort: „Wenn Oesterreich nicht existirte, müßten wirs schaffen.“ Nicht so bekannt der Ausspruch: „Unser heutiges Wirth\*schaften auf Prestige und äußeren Glanz hat unter Anderem auch den Nachtheil, daß die Deutschen in Oesterreich glauben müssen, wir hätten wirklich bis an die Sterne weit gebracht und sie allein säßen im Dunkel. Das ist gefährlich, weil es auf die Dauer die habsburgische Politik von uns abdrängen muß und\*wnien Nachfolger des Kaisers \* Franz Joseph auf den Gedanken bringen könnte, es mal auf der anderen Seite zu versuchen. Die Anziehungskraft eines geschwächten Deutschland wäre jedenfalls ja geringer. Schon darum bin ich gegen die Unbescheidenheit dekora\*tiver Effekte.“ Nicht alle Worte veralten in drei Jahrzehnten. Dieser Mann schrieb das Buch, das den dritten Kaiser verurtheilt und mit der Frucht den Ackesvdie Erbmonarchie, verdammt. Vor drei Jahrzehnten schrieb ers, das Volk zu wecken, das Reich zu retten. Neun Zehntel aller Mäuler Oeffentlicher Meinung schäumten vor Wuth gegen den greisen Neidhart, der „nörgelnd und polternd hinter dem Reichs« wagen laufe“, und kündeten Wilhelms Ruhm. In lautestem Sang die der namhaft Ragenden, die jetzt, da Erlebniß die Prophetie so schlimm bestätigt hat, dem einst Geschmähten als „Deutschlands größtem Sohn“ auf ihres Herzens Knien huldigen. Wieder schäumt, nach wie vor kaltem Leichen\*jubel, ihre Lippe; wird wieder Verhängniß? Kein Blink\*feuer winkt aus vernebelter Meeresferne. „Zu Vollendung aus Hüllen der Nacht hinüber in der Erkenntnisse Land“, führt den Deutschen nur der Pfad, den sein wacher, an Dornen gewöhnter Wille durch Dickicht gerodet hat.



Dein Herz schlägt silberner Glocke Ton.

Deine Füße sind Rehe, die im Walde fliehn.

Zwei Sterne tropfen aus Deinem Gesicht,

Dein Athem ist wie das Mondeslicht.

Nun muß die dunkelste Straße blühn.

Mein Haar liegt stumm in Deinem Schoß.

Wir wachsen uns von der Erde los.

» Dein Lächeln ist ein Heiligenschein:

Laß unsere Seelen in uns sein.

Kurt Heynicke.

Aktienfasching

ährend Alles, was ein paar Groschen erspart hat, sich auf

den Aktienmarkt drängt und Papiere, von denen gestern

Niemand wusste, den Anbietern aus den Händen gerissen werden,

beweist einer unserer klügsten Wirtschaftsköpfe mit „einwandfreiem,

vermehrtem und modernisiertem Zahlenmaterial“, dass die Aktionäre

doch nur arme, bedauernswerte Schächer seien. Geheimrat Felix

Deutsch, der dem Direktorium der AEG vorsitzt, zeigt in einer

kleinen Schrift, dass von den Erträgen 152 kontrollirter Aktien-

gesellschaften die Angestellten und Arbeiter den Löwentheil und die

Aktionäre nur eine geringe und immer geringer werdende Quote

erhalten. In der Periode von 1908. bis 1911 (also vor dem Zu-

sammenbruch) erhielten danach von jeder ausgegebenen Mark

Angestellte und Arbeiter 76,7, der Staat 11,7 und -das Kapital

11,6 Pfennige; in den Jahren 1919/20 war der Teil der Angestellten

und Arbeit\* auf 84,9 Prozent der Mark gestiegen, der des Staates

mit 11,7 Prozent stabil geblieben und die Quote des Kapitals auf

3,4 Pfennige gesunken. Muss der zur dritten Klasse Gehörige, auch

Geheimrat Deutsch selbst, sich nun nicht Infelix nennen?

Wer Bilanzen und Kurse der Aktiengesellschaften verfolgt und selbst

einmal das im weitesten Umkreis der Börsen üppig blühende Wohlleben

erblickt hat, Der begreift weder den Zweck noch Methode und Er-

gebnis dieser „statistischen“ Arbeit, die der Handelskammer Gros's-

berlins offenbar eine starke Waffe im sozialen Kampf zu sein schei



Wärs wirklich so, wie Herr Deutsch „nachweist“, dann bliebe unbegreiflich, warum so viele Leute sich so gierig um' diese elenden Aktienpapiere bemühen, deren kärglicher Ertrag, im Gegensatz zu dem „üppig anschwellenden“ Lohn der Arbeiter, immer mehr zusammenschrumpft. Aber es ist nicht ganz so. Herr Deutsch rechnet in seiner Weise sorgsam; und dennoch falsch. Warum geht er bei seiner Statistik von den Ausgaben, nicht von den Einnahmen der Aktiengesellschaften aus? Auf die Einnahmen kommt es an; und auf dieser Basis ergäbe die Statistik schnell, dass der Anteil der Arbeiter an den Einnahmen der Gesellschaften beträchtlich hinter dem von Deutsch errechneten Prozentverhältnis zurückbliebe, der Anteil des Kapitals aber beträchtlich stiege. Denn, wie jeder halbwegs des Aktienwesens Kundige weiss, nur ein relativ kleiner Teil der Gewinne wird in die für die Öffentlichkeit angefertigten Bilanzen eingestellt und wieder nur <sup>ein</sup> Bruchteil dieser eingestellten Beträge an die Aktionäre verteilt. Zuvor werden fast überall sehr grosse Beträge zur Stärkung der Reserven, zu Abschreibungen auf Anlagen und Vorräte verwendet; Beträge, die über den durch die normale Abnutzung und das wirkliche Risiko gebotenen Umfang oft um Millionen hinausgehen. 'Diese aufgespeicherten Beträge und die offen aus dem Reingewinn vorgenommenen Rückstellungen werden zwar an die Aktionäre nicht ausgeschüttet, aber sie vermehren die Substanz der Gesellschaften, also den Wert des Besitzes der Aktionäre, als der Gesellschaftspartner. Die nicht ausgeschütteten Teile der Gesellschaftseinnahmen gewähren den Aktionären, denen sie gehören und verbleiben, nicht nur die Chance zukünftiger Einkommensvermehrung, sondern sind für sie ein sofort greifbarer, stets in bare Einkünfte umsetzbarer Vermögenszuwachs.

Je mehr die Reserven einer Gesellschaft, also die nicht ausgeschütteten und im Nominalkapital nicht zum Ausdruck kommenden Teile des Kapitals steigen, desto höher steigt auch der Kurs der Aktien: und diesen Kursgewinn kann sich der Aktionär durch Verkauf der Papiere, oft aber auch ohne Verkauf sichern. Die Gesellschaften, die aus steuerlichen und sozialpolitischen Gründen für nützlich halten, ihre Dividenden nicht allzu sehr zu erhöhen (und auf dieser zurückhaltenden Dividendenpolitik beruht eben die falsche Rechnung des Herrn Deutsch), haben seit einigen Jahren einen anderen Weg gewählt, um den Aktionären den Zufluss eines Teils der zurückgehaltenen Gewinne zu ermöglichen. Sie geben Junge Aktien zu sehr niedrigen Kursen an die Aktionäre und gewähren ihnen hohe Bezugsrechte, die der Aktionär an der Börse verkaufen kann, ohne



## Die Zukunft

sich von seinem alten Aktienbesitz zu trennen. Sehr hohe Gewinne sind auf diese Weise in den letzten Jahren in die Hände der Aktionäre gelangt. In der Rechnung des Herrn Deutsch fehlen sie ganz. Wenn aber manche Aktionäre diese Bezugsrechte nicht verkauft, sondern die neuen Aktien (meist zum Kurs von 100 Prozent) bezogen haben, so hat sich für sie jede einzelne Aktie, die sie früher besaßen und die damals etwa auf 200 stand, im Lauf der Jahre in 4 oder 5 Aktien mit einem Kursstand von je, . 600 bis 1000 Prozent verwandelt, wobei die Gegenleistung der Aktionäre nur in Bareinzahlungen von ungefähr 300 bis 400 Prozent bestand.

Herr Deutsch rechnet mit diesem hohen Kursstand der Aktien in dem viel mehr als in den Dividenden heute der Anreiz zum Erwerb von Aktien und der Nutzen solches Besitzes liegt, nur in einer (kaum ganz zulässigen) Hinsicht. Er stellt die <sup>^</sup>Nettoverzinsung der Aktien auf den Kursstand von heute ab und kommt dabei zu dem in seine Betrachtungsart passenden Ergebnis, dass die Dividende, auf den hohen Kurswert berechnet, bei den 152 von ihm nachgeprüften Gesellschaften nur 2,7 Prozent betrage, also ganz ungemein niedrig sei. Diese Methode, die Dividende auf den durch mühelose Konjunkturgewinne hochgetriebenen Kurswert der Aktien abzustellen, ist falsch. Will man die Rentabilität der Aktien berechnen, so muss man die Dividende auf die wirklich von den Aktionären eingezahlten Beträge berechnen: und dann wird sich eine viel höhere Verzinsung der Aktienanlagen ergeben und das Mitleid wird weichen.

Jede Ära wilder Spekulation ist eine Zeit entarteter wirtschaftlicher Phantasie. An die Stelle der Konstruktion tritt dann Illusion; und die geschäftliche Berechnung, die gewiss nicht ohne Wagemut betrieben werden darf, aber ihrer ganzen Natur nach doch auf Realitäten gegründet sein muss, wird durch die ökonomische Vision verdrängt, die gefährlichste, die es giebt, weil ihr nicht nur die Suchenden, sondern auch die Angekommenen, nicht nur die Abenteurer, sondern fast noch öfter die Bürger erliegen. Und wo die Bürger bezaubert sind, da gedeihen Betrüger, Glücksritter, Schieber und Macher, die selbst nüchtern bleiben oder sich nur halb entflammen und gerade\_ dadurch die Fähigkeit erlangen, aus der Blendung und Verblendung der Anderen Nutzen zu ziehen. Psychologie und Psychose ist allen Zeiten wüster Spekulation gemeinsam; jede hat daneben aber noch ihr besonderes Gesetz oder, wie der die Dinge leicht Nehmende sagen darf, ihre besondere Mode. Jede Zeit spekulativer Raserei baut sich die Illusion aus, die dem Reife- und Entwicklungsgrad ihrer eigenen wirtschaftlichen Verfassung nah ist



oder zu sein scheint und die sie (darin beruht nieist ihr Irrtum)

für die logisch nothwendige Fortsetzung der von ihr durchmessenen Wegesstrecke, für eine unentbehrliche Etape hält.

Die Gründeraera der siebenziger Jahre, die nach einem gewonnenen<sup>1</sup> Kriege „ausbrach“, lebte von Dem, was man nachher, als man es erkannt hatte, Agiotage nannte. Werte, die es gar nicht oder nur in embryonalem Zustand gab, wurden durch ungeheure Kurssteigerungen hoch über ihren substanziellen Inhalt hinaus aufgeblasen, weil man die Wirtschaftsentwicklung Deutschlands damals so sah, als müsse unter dem befruchtenden Regen der französischen Milliarden in ganz kurzer Zeit aus kräftigen Wurzeln ein grosser Wald starker Bäume emporspriessen. Was diese verschrienen „Gründer“ voraussahen, wurde ein paar Jahrzehnte später von der Wirklichkeit übertroffen. Die Börsenhelden von 1872 hatten also nur im Tempo geirrt; aber auch solcher Irrthum kann in Lebensgefahr reissen. Damals wurden Gesellschaften gegründet, die nichts oder nur Zukunftthoffnungen besaßen; waren dann die Kurse dieser in Aktien umgewandelten Hoffnungen auf Gipfelhöhen getrieben, so nutzte man die spekulativen „Erfolge“ dieser Papiere geschwind zur Ausgabe Junger Aktien, in deren Einführungskursen das Agio der Alten Aktien zu möglichst vortheilhaftem Ausdruck kam. Aus dem Ertrag dieser Neuemissionen und dieses Agios zahlte man (eine Weile) die versprochenen hohen Dividenden: handelte also genau, wie in unseren gesegneten Tagen die Klante - Concerns unter verschiedenen Firmen getan haben. Der durch die Erfahrung der Gründerjahre belehrte Aktiengesetzgeber versuchte, die schlimmsten Auswüchse des Agiotage - Systems dadurch zu beseitigen, dass er die Gesellschaften zwang, die aus Kapitalserhöhungen<sup>1</sup> gewonnenen Aufgelder in den Reservefonds zu legen und nicht zu verteilen.

Heute, in der neuen, aus der Finanzzerrüttung eines verlorenen Krieges entstandenen Aera wilder Spekulation gehört die Agiotage durchaus nicht zu den überwundenen Formen. Nicht nur in den helldunklen Niederungen der Wettconcerns hat sich etwas der Agiotage wirtschaftlich Aehnliche auszubreiten versucht, sondern auch im Aktienwesen selbst spielt es eine Rolle; immerhin nur eine Nebenrolle. Die Jagd nach den „Sachwerten“, die das Kapital aus dem Reich der Papiermark in die Aktienanlagen drängt, hat viele Neugründungen bewirkt, die nicht besser sind als die Schöpfungen der Gründerperiode. Ueber Sachwerte, gar Goldwerte (also Sachwerte, die noch mit alter Friedensgoldmark niedrig zu Buche stehen) verfügen diese neuen Gesellschaften meist gar nicht. Wo Anlagen



## Die Zukunft

geschaffen wurden (was ja nicht überall nötig schien), zahlte man dafür hohe Papiermarkpreise oder liess nach -der Gründung die neuen Werte auf diese Höhe seilen. Gefestigte Rentabilität oder Rentabilitätmöglichkeit ist da fast nirgends zu finden. All Das läuft unter dem Schlagwort „Sachwerte" in dem grossen Herbstrennen der Spekulation mit; aber diese Art der Agiotage wird diesmal wohl nur kurze Beine haben. Wenn auch, zum Beispiel, die Aktien einer Spritfabrik in Memel, die mit dem Riesenkapital von 6 Millionen Mark den Verkauf eines Ramschlagers bezweckt, auf dem berliner Markt der unnotirten Werte bis auf 400 steigen konnten, so ist heute doch der Apparat unserer Oeffentlichkeit zu fein, als dass er so plumpe Zutreiberei auf die Dauer dulden könnte.

Die unserer Zeit eigenthümliche Vision ist im Börsenbezirk nicht die Agiotage, sondern, so zu sagen, da-i Gegentheil davon. Gesellschaften, deren Aktien um den Kurs von 1000 Prozent pendeln, geben Junge Aktien zum Parikurs von 100 aus und werfen ihren Aktionären zur Ergänzung der oft nur schmalen Dividende saftige Bezugsrechte in den Schoss. Klein, nicht mehr'wie in der Gründerzeit, gross, möchte man scheinen. Die produzierende Wirtschaft hat sich nach Krieg und Umsturz auf Kosten des finanziell immer mehr zerfallenden Staates und der Konsumenten gesund gemacht oder erhalten. Das soll verborgen werden: deshalb wird manches Aktienkapital verwässert und so vom Gold- auf den Papiermarkstand entwertet. Ganz gelingt dieser Täuschungsversuch aber nur selten. Plusmacherische Preis- und Reservenpolitik, von der nur wenige Gesellschaften loskommen, und die fortwährende Geldentwertung bewirken, dass dem Kapital immer wieder, immer mehr Fett zuwächst.

Je mehr Bezugsrechte vom Kurs abgehen, desto höher steigt er; je mehr verwässerte Aktien von der Dividende Nutzen haben, desto schwerer wirds, diese Dividende herabzudrücken. Nicht überall ist die Anwendung von Mitteln möglich, wie Sarottis Chocoladefabrik sie gewählt hat. Die vermochte das wuchernde Reservenfett nur noch dadurch zu bändigen, dass sie auf je eine Alte Aktie zu 3500 vier Junge Aktien zu 100 Prozent ausgab. Der Gipfel? Cheiron.

Verantwortlicher Redakteur: Max Krell. — Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin. — Druck von Otto v. Holten in Berlin.



Rein deutsches Unternehmen!  
vormals Gebr. Melcher-Uerdingen a. Rh.  
gegründet 1810  
L



I BAD NEUENAHRŞ  
 <► Bonns Kronenhotel £  
 Haus 1. Ranges, 110 Betten  
 £ Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet £  
 Dos große Bilderbuch des Films  
 11! 11!::!! 11: i;! i, 11.: i. M., i;; i; i m 11,11 -; r: i!:::':i; 11; i: i; i; i:': <: i i: i; 1  
 i!:: 11 m i m i m i m 111 n i; n i  
 200 Seiten Illustrationen / Preis M. 10.—  
 ist das in Kupfertiefdruck hergestellte, an  
 Inhalt und Ausstattung reiche Prachtwerk  
 für jeden Filmfreund. Zu beziehen vom  
 VERLAG FILM-KURIER / BERLIN WS



MAXIMILIAN HARDEN  
KRIEG UND FRIEDE  
Zwei Bände Zehnte Auflage  
Geheftet M. 20.-, in Halbleinen M. 40.-  
Erstes Kapitel  
Zweites „  
Drittes „  
Vienes „  
Fünftes „  
Sechstes „  
Siebentes „  
Achtes „  
Neuntes „  
Zehntes „  
I N H A  
Österreich u. Serbien  
Fata Morgana  
Kriegserklärung  
Hochzeitstimmung  
Politik im Kriege  
Die Meerengen  
Patriotismus  
An Herrn Poincare  
Hirn und Schwert  
Moral im Kriege  
L T:  
Elftes Kapitel:  
Zwölftes „  
Dreizehntes „  
Vierzehntes „  
Fünfzehntes „  
Sechzehntes „  
Siebzehntes „  
Achtzehntes „  
Nikolaj Niko-  
lajewitsch  
Zu Haus  
Kriegsziele  
Inselkrankheit  
Revolution  
Habsburgische  
Demokratie  
Neue Welt  
Morgen  
Neunzehntes Kapitel: Apokalypse.  
ERICH REISS VERLAG / BERLIN W62  
KASIMIR EDSCHMID  
KEAN  
Drama in 5 Akten nach Dumas. Zweite Auflage  
Geheftet M. 15.— Gebunden M. 22.—  
Angenommen bzw. aufgeführt von den meisten  
großen Theatern Deutschlands  
Im übrigen ist das Stück von Grund auf neu geschaffen, ganz  
Edschmid — und seine beste Leistung geworden. Zur Feststellung der  
Werte zieht es natürlich an, Vergleiche mit Dumas zu stellen. Die Haupt-  
figur Kean ist dort ein grundlos angeschwärmter, liederlicher Theaterheld.  
Edschmids Kean ist ein Kerl, ein Meisterer des Lebens, ein GenüÖling  
wohl, aber einer, der sich Befriedigung mit vollstem Einsatz erringt. Die  
Schießbudenfiguren Dumas' sind — wie stets bei Edschmid — zu vieles  
wagenden, aber auch Letztes gebenden Echtmenschen geworden. Dort bei  
Dumas, um noch eins zu sagen, konventionelles Gerede, oberflächlich  
verlogene Gesellschaftskonversation, wie man sie damals gesprochen und  
heute spricht, die aber absaust und beckenhohl wird, wenn es sich um  
lebensgefährliche — oder entscheidende Situationen dreht, die vielleicht  
im Leben mit Floskeln und Metaphern, aber in der Kunst nicht so (weil  
sonst nichts mehr bleibt) zu bestreiten sind. Hier vor allem setzt Edschmids  
geschulte Kunst ein. Daß geistreiche Situationen aus geistvollen Wort-  
blitzen Elementarisches erhalten, ist klar, noch wichtiger, daß die be-  
stimmenden Springpunkte der Geschehnisse vergeistigt, wie notwendig,  
eindeutig dastehen. Hannoverscher Kurier.  
ERICH REISS VERLAG / BERLIN W62



Gesucht

ACHENBACH  
BAISCH  
BOCHMANN  
BOECKLIN  
BRAITH  
CORINTH  
DEFREGGER  
DEIKER  
DIEZ  
FEUERBACH  
GEBHARDT  
GRUETZNER  
HODLER  
JSRAELS  
JUTZ  
KAUFFMANN  
KELLER  
KNAUS  
KOKOSCHKA  
KROENER  
LEIBL  
LEISTIKOW  
LIEBERMANN  
LIER  
LENBACH  
MENZEL  
MUNKACSY  
MUNTHE  
PETTENKOFEN  
PICASSO  
RICHTER  
SCHLEICH  
SCHÖNLEBER  
SCHREYER  
SCHUCH  
SCHWIND  
SLEVOGT  
SPERL  
SPITZWEG  
STUCK  
THOMA  
TRUEBNER  
UHDE  
VAUTIER  
VERBOECKHOVEN  
VOLTZ  
WENGLEIN  
ZUEGEL

Franz. Impressionisten  
Angebote mit Motiv, Größe  
und Preisforderung erbeten an  
A. Blumenreich  
Berlin W35, Blumeshof 9

Keine Postkarten, sondern nur künst-  
lerische Aktphotographie. Man  
verlange Probesendung. Postfach 2.  
Hamburg 31.  
Bad Kissingen. Hotel Büdel  
gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten  
von den Quellen. Bekannt gutes Hans.  
Auskunft wegen Verpflegung u. Wohnung  
durch den Besitzer A. Büdel.  
■Srtrretbmasrhintn  
Nassauer Hof  
Wiesbaden  
Weltbekanntes Hotel und  
Badehaus allerersten Ranges.  
gegenüber Kurhaus u. Staatstheater  
Alte Direktion: Fritz Bieser.  
Für die  
Bank- und Handelswelt  
ist

„Die Zukunft“  
111111 j 11 s r 11111! i i i j 11 j 11111 ■ r 1111 ■ 11111 ■ ii 111 ■ 11 ■ 11 m 1111 r 1111 ■ r i ■ 11 (1111 ■ 11 ■ i ■ i ■ 111 r»i-  
das  
Insertions-Organ  
■ ■ 11r111) 111 mi■11r 1111 ■11■i■ ii 111j■111111j■11f11 ■ 111111iii j111111ii ■ n111u11li  
Preis-Offerten und Entwürfe  
unverbindlich durch die  
Anzeigenverwaltung  
der „Zukunft“  
VERLAG ALFRED WEINER  
Berlin W8, Leipziger Straße 39



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrgang 22. X. 21

Nr. 4

Das letzte Opfer

I n der Stunde schmerzender Scheidung muß dem Schutz deutschen Lebens und Besitzes in Oberschlesien die Haupt\*  
sorge aller Regirerpolitik zugewandt sein; muß auch die  
öffentliche Rede Unbeamteter jedes giftig kränkende Wort  
über den Leidenssitz meiden. Gräßlich, noch viel schlimmer,  
als die Noth des Besatzungheeres je befahl, sind in der Kriegs\*  
zeit große Stücke polnischen Landes mißhandelt, geplündert  
"worden. Dann kam die klägliche Flucht aus Warschau. Kam,  
aus dem Geheimbericht des Ministers Czernin an Kaiser Karl  
{vom Sommer 1917), bündige Bestätigung des Ahnens, daß  
die Berliner nicht „durch deutsches Blut Polen befreien",  
sondern, wie Kurland, Litauen und (loser) Finland, es in das  
siegreiche Gossudarstwo Deutschland einknechten wollten.  
Die dem Leib und der Seele Polens geschlagenen Wunden  
sind nicht vernarbt und die seit dem Kriegsende verstriche«  
nen drei Jahre des Schimpfstreites und Waffenkampfes um  
Oberschlesien haben, nicht nur durch abscheulichen Frevel  
polnischer Wuth, die Feindschaft der zwei Nachbarvölker in  
hohe Fiebergrade gehitzt. Nun werden deutsche Oberschle\*  
sier der Rechtshoheit Polens, polnische der Deutschlands  
unterstellt. Soll Rachsucht und Gemetzel weiter wüthen? Zu  
Ruhestiftung genügt nicht die Vorschrift des Friedensver\*  
träges, die alles irgendwo dem Gebiet der Politik entsprossene  
Handeln aus den Jahren der Fremdbesatzung für immer der  
Strafverfolgung entzieht. Pflicht befiehlt Sänftigung der  
Geister. Habt Ihr in dumpfem Empörungsausdruck, in geller



»  
 Verkündung von Rechts\* und Wortbruch, Scham« und Ehr\*  
 losigkeit noch nicht genug seit 1919 gethan und soll dieses  
 schwächlich rohe Gezeter fortan in Deutschland Dauerzustand  
 werden? „Schwindler, Erdballbelämmerer, Lügenschüppel,  
 Hauptlump“: so wurde in einem unserer beliebtesten Bilder\*  
 blätter gestern wieder Herr Lloyd George geschimpft. Da  
 wir Tag vor Tag auf Papier jeder Sorte Aehnliches finden,  
 muß es wohl ein großes Publikum haben. Ob der Deutschen  
 Republik solche Rüpelei Zins trägt, wird nicht errechnet. Jetzt  
 aber, liebe Leute, sei nicht Abonnentenfang, nicht Köderung  
 gemeinen Schmähtriebes das Ziel Eures Dranges. Jetzt soll und  
 muß, zunächst in willkürlich vom Gegner abgegrenztem Be\*  
 zirk, Gemeinwirthschaft Deutscher mit Polen (und Franzosen\*  
 kapital) werden. Gelingt der von den besten Köpfen des  
 Völkerbundes redlich empfohlene Versuch, dann ist für  
 Deutschland noch fast Alles zu retten. Doch Unwieder\*  
 bringliches verloren, wenn er mißlingt oder abgelehnt wird.  
 Wars nicht klug, in so schwergewichtiger Stunde die Zunge  
 zu zäumen? Wahrheit, die Polen hören muß, wollen wir  
 ihm nicht verschweigen. Die Rechnung für Schimpf und  
 Bedrohung mit Boykott wird, leider, nicht den eitlen Schrei\*  
 bern, sondern den Deutschen Oberschlesiens zu Bezahlung  
 vorgelegt. Denket an die lange Qual dieser Menschen und  
 bequemet Euch, endlich, wieder in die Würde reiner Vernunft.  
 Was wurde über den Zwist um Oberschlesien, die  
 letzte Grenzfrage des Friedensvertrages, bisher hier gesagt?  
 1. „In der Rummelplatztonart gehts nicht länger. Die  
 sollte man ‚bis zum nächsten Kriehch‘ ruhen lassen. Steht erst  
 wieder in der Zeitung, daß ‚Franzosenvester gesäubert und  
 farbige Engländer zusammengeschossen wurden‘, dann wird  
 auch die Mär von dem, seit achthundert Jahren kerndeutschen  
 Land Oberschlesien‘ geschluckt. Kattowitz, Bytom (Beuthen),,  
 Schwientochlowitz, Ratibor, Myslowitz, Lublinitz, Rybnik,  
 Kuchelna, Ujest, Slawentzitz, Zabrze: kerndeutsche Namen?  
 Oberschlesien war anno 1000 ein polnisches Land ohne wirth\*  
 schaftliche Bedeutung; wurde dann Durchgangsland für  
 Polens und Böhmens Handel mit Deutschland (Oderthal\*



I  
weg). Im vierzehnten Jahrhundert unterstellen seine Piasten sich der Krone Böhmens und kommen mit ihr zur habsburgischen Hausmacht. Deren Versuch, die schlesische Wirthschaft nach der Adria abzulenken, weckt in Schlesiens Fürsten den Wunsch nach Trennung. Dadurch werden die schlesischen Kriege des achtzehnten Jahrhunderts Vorbereitet, die Oberschlesien an Preußen bringen und die seine Wirthschaft hemmenden Schranken zerbrechen. Jetzt soll es von Preußen gelöst, soll selbständiger Bundesstaat (ohne deutsche Mehrheit) werden. Dieser nothwendige Beschluß hätte noch im Sommer 19 der polnischen Agitation, vielleicht, den breitesten Nährboden abgegraben. Der Irrthum der Minister Landsberg, Hirsch, Heine hat ihn verzaudert; der Import des ostpreußischen Wütherichs Hörsing und das Walten der Brigade Löwenfeld haben dem klugen, in der Kriegszeit von preußischen Behörden tief verbitterten Polen Korfanty die Propaganda über alles Hoffen erleichtert. Jedes menschlich anständige Mittel, das den Abfall von Preußen hindert, mußte und muß noch angewendet werden. Kindische Uebertreibung ist kein Mittel dieser Art. ‚Oberschlesiens Verlust wäre Deutschlands Tod‘: aus so dünn gewalztem Blech wird nicht einmal Theaterdonner. Im Anhang zu dem versailer Pakt steht: ‚Damit Deutschland nicht von Willkür der seinem Industrieleben unentbehrlichen Stoffe beraubt werden könne, bestimmt ein neuer Artikel des Friedensvertrages, daß in allen abgetretenen Theilen Oberschlesiens alle Mineralien, besonders Kohlen, den Deutschen unter den selben Bedingungen erlangbar sein müssen wie den Polen. Eine Vertragsklausel verbürgt den zu Polen kommenden Deutschen Glaubensfreiheit und das Recht, ihre Sprache zu sprechen, in ihrer Muttersprache die Kinder zu erziehen. Verfolgung, wie Polen sie in Preußen zu erdulden hatten, wird den Deutschen in Polen erspart bleiben.‘ Dafür müßte und würde der Völkerbund sorgen. Auch dieser Anhang trägt, in deutscher Ausgabe, eine papierne Bauchbinde mit der Aufschrift: ‚Das endgiltige Todesurtheil über Deutschland.‘ Wie oft ists seit dem Juni 19 gestorben? Nichts Anderes hat uns mehr geschadet als das ewige Amtsgeflenn über Todesurtheil und Hinrichtung. Jedesmal zuerst: ‚Unmöglich, unerfüllbar, unerträglich!‘ Dann,  
7\*



## Die Zukunft

wenn sie drüben darauf bestanden, wurde Alles erfüllt, war Alles erträglich und ohne Lebensgefahr möglich. Säubert die Rummelplätze! Deutschland würde nicht sterben, erfrieren, verhungern, wenn Oberschlesien, bis zu Neugliederung und Vereinigung der europäischen Wirthschaftstaaten, an Polen fiele. Was aber zu Hinderung dieser schmerzhaften und gefährlichen Episode geschehen kann, muß geschehen. Wird von den Polen gelogen, verleumdet: nur aus unbeugsamer Wahrhaftigkeit kommt wirksame .Widerlegung'; alles Andere ist vertönender Schall, verqualmender Rauch. Die Zerreißung des Landes wäre, selbst wenn sie uns die Korn« und Waldkreise Ratibor, Leobschütz, Gleiwitz, Cosel, Lublinitz ließe, das ärgste der Uebel; noch schwerer, weil die Kreise wirtschaftlich auf einander angewiesen sind, zu ertragen als die Bildung eines zwischen Deutschland und Polen neutralisirten Pufferstaates, den eine (vom Artikel 88 nicht klar verbotene) Ergänzungfrage begünstigen könnte. Auch ohne solche Frage hätten die Westmächte, die „auf Grund der Volksabstimmung (as the result of the plebiscite), unter Berücksichtigung der Willenskundgebung der Einwohner, der geographischen und wirtschaftlichen Lage der Ortschaften (en tenant compte du vceu exprime par les habitants ainsi que de la Situation géographique et économique des localites)" frei entscheiden dürfen, die formale Möglichkeit, nach dem Ergebniß schwacher Stimmenmehrheit zu künden, die Diagonale des Wollens weise sie auf die Pflicht, aus Oberschlesien einen selbständigen Freistaat (wie Czecho\*Slowakien und Danzig) gemischter Nationalität zu machen. Diesem Ausweg, fürchte ich, werden sie um so leichter zuneigen, je gewichtiger für das Gesamttergebniß die Stimmenzahl der Zugereisten, durch die Zusage materiellen Vorthelles an die Urne Geköderten wird. Polen hat drei starke Streiter: Sprache, Religion, Klassenbewußtsein. Die Mehrheit spricht Polnisch, ist katholisch, ballt sich aus Bauern, Land\* und Bergarbeitern; sieht in dem evangelischen oder laurömischen Preußen, dem Grundherrn, Oberinspektor, Domänenpächter, Industriedirektor den Feind. Ihr täglich ins Ohr zu tuten, Polen sei eine Räuberhöhle und Herr Korfanty (der noch im Krieg, ohne großen Mühensaufwand,



den gleiwitzer Reichstagswahlkreis erobert hat) schwärzer als Beelzebub, ist nutzlose Kraftvergeudung. Die für Deutschland kämpfenden Oberschlesier müßten öffentlich, im Ton ruhiger Würde, an Polen das Gesuch richten: .Erlaubet von uns Abgeordneten, selbst zu prüfen, was unter Eurer Herrschaft aus den Provinzen Posen und Pomerellen geworden ist, über Land\* und Stadtwirthschaft, nach Stichproben in Gnesen, Graudenz, Bromberg, uns ein Urtheil zu bilden, die Aussage der ins Internirungslager bei unserem Neiße Abgewanderten zu hören und den Gesamt\* eindruck den Landsleuten zu zeigen. Wir legen den selben Erkundungwunsch der deutschen Behörde vor. Nur, wer Etwas zu verbergen hat, wird die Erfüllung weigern. Ehe wir, eine, trotz verschiedener Sprache, völkisch feste Ein\* heit, aussprechen, ob wir einem (und welchem) der zwei Reiche zugehören wollen, muß uns, nicht aus fremdem Be\* rieht, offenbar sein, was rechts und links geworden ist.' Sagt Warschau Nein: dann hat die deutsche Partei ein Werbe\* mittel von unwiderstehlicher Gewalt. Wagt es die Probe: dann wird der Anblick unrentabel versiechender Landwirth\* schaft, verfallender Städte, sterbenden Handels, wird das Klagelied der vielen Polen, die den Winkel im Internirten\* lager der zermürbenden Pein des Stadtlebens in Pomerellen vorzogen, jeden Unbefangenen erkennen lehren, was Ober\* Schlesien als ein Theil des Polenstaates von der Zukunft, von naher schon, zu erwarten hätte. Wege, Gleise, Wasser\* Straßen, Arbeiter\* und Waldschutzgesetze, Sanirung der Menschen und des Bodens, modernste Technik in Land\* und Bergbau: Alles, den ganzen Reichthum, hat es deutscher Arbeit zu danken. All Dies bleibt Euch; auch der von der Natur gebahnte Handelsweg, durch das Oderthal, auf den deutschen Markt, der Euch noch immer sechzehn Millionen Tonnen Kohle, anderswo nicht anbringbare, im Jahr ab\* kauft. Ihr seid nicht mehr in die warme, doch kratzende preußische Wolljacke gezwängt; könnt Euren Bundesstaat möbliren, wie Euch gefällt. Niemals wieder werden Eure Söhne genöthigt sein, den Soldatenrock anzuziehen. In Polen ist politisch Wirrwarr, von dem man den Schleier nicht zu heben wagt, ist Wirthschaftzerrüttung, herrscht Wehrpflicht\*



## Die Zukunft

zwang, wurzelt keine andere Gewißheit so fest wie die des Dauerkrieges gegen Rußland. Prüfet genau, wie es in den seit zwei Jahren dem Polenstaat eingefügten Wojwodschaften aussieht: und entscheidet danach in verantwortlicher Spruch« freiheit. So müßte zu den Oberschlesiern gesprochen, jedes Gefäß der gewährten Propaganda' in Scherben geschlagen, nicht die winzigste Lüge noch über die Lippe, die Feder gelassen, jeder Tag mit gewissenhaftem Ernst ausgenutzt werden: dann dürfte das Vaterland ruhig sein.

Duldet Deutschlands Volk, daß alle Gewalten, statt durch verständigen Vorschlag Verständigung mit der Welt zu erstreben, in Zeugung und Züchtung von Haß und Be\*reitschaft zu Krieg beharren, dann müssen die von solcher Drachensaat Bedrohten, wider den drängenden Rath ihrer eigenen Wirthschaft, trachten, den reulos\*trotzigen Nachbar so lange wie möglich in Ohnmacht zu halten." (11. XII. 20.)

2. Aus dem Brief eines deutschen Lehrers, der seit vielen Jahren in Oberschlesien lebt: „Man hat es den Polen wahr«haftig leicht gemacht; und Herr Korfanty brauchte kein diabolisch kluger Demagoge zu sein, um die Situation ge\*hörig auszunutzen. Nun, freilich, ist die Karre gründlich ver\*fahren. Wie sie flott machen? Das .untheilbare, zu Deutsch«land gehörige Oberschlesien', von dem Regirungsmänner und Presse in nicht zu verantwortendem Leichtsinne immer noch sprechen, ist ausgeschlossen, nicht nur nach dem Friedens\*vertrag, den der Durchschnittsdeutsche ja nicht kennt, son\*dern auch aus psychologischen Gründen. Eine große, sehr große Zahl Oberschlesier geht einfach nicht mehr ins preußi\*sehe .Vaterhaus' zurück, das man ihnen viel zu spät durch ein verklausulirtes Autonomieversprechen wohnlich zu machen versucht hat. Die rein deutsche Lösung ist, leider, jetzt ausgeschlossen. Eben so die rein polnische; die Polen ja übrigens nicht verlangt. Die Zerreißung des Landes würde sehr große Wirthschaftswerthe vernichten und ist, aus den angedeuteten psychologischen Gründen, auch unmöglich. Schon, weil die glatte Trennung in deutsches und polnisches Gebiet und Volksthum eben undurchführbar ist; immer blieben starke Minderheiten einer anderen Rasse unter Fremd\*herrschaft. Bei der Siedehitze, die heute der Haß erreicht



hat, bedeutet Das den Bürgerkrieg in Permanenz, bedeutet Blut und Thränen und Verelendung. Nur der Weg, den Sie vorschlagen, ist gangbar; nur er kann aus der Wirrniß herausführen. Tausende Oberschlesier sehen Das heute ein und möchten diesen Weg beschreiten; dagegen sind eigent\*lich nur die unverbesserlich chauvinistischen Schreier aus beiden Lagern, die aber in dem Augenblick abgewirth\*schafft haben, wo die Neutralisirung des Landes Thatsache wird. Die würde in ganz kurzer Zeit vermögen, was keine andere Lösung vermag: den Haß zu sänftigen, die Wunden zu heilen, vor Allem aber Jedem die Gewißheit zu bringen, daß die eine Rasse weder Knechtung noch Hintansetzung von der anderen zu fürchten habe."

„Diesem Brief brauche ich nichts anzufügen als die Mahnung, nicht wieder, nach übelstem Kriegsbrauch, auf ein Wunder zu hoffen, das eine noch bessere Lösung be\*scheren werde. Die kommt nicht. Keine, die das wunde Land vor gefährlicher Zerstückung bewahrt oder gar morgen dem Deutschen Reich als ungetheilten, ungefährdeten Besitz zurück\*giebt. Mein Vorschlag will befristetes Prbvisorium. Endgiltige Ordnung ist in Nordosteuropa nicht möglich, ehe erkennbar ist, was aus Rußlands Leib und Seele wird und ob in dem auf\*erstandenen Polen die Kraft zu Erhaltung eines Staatswesens lebt. Wem taugt ein Definitivum, das aus Unsinn sprießt und nur Unheilsfrucht reift? Vernunft warnt, just heute, vor hastiger Bindung. Denn Weltwende naht." (16. VII. 21.)

3. „HerrWirth, der Mann höchst löblicher Anfänge, hält, leider, für ‚taktisch klug‘, in jeder Rede die Flagge des ‚unge\*theilt deutschen Oberschlesiens‘ zu hissen. Das aber sperrt schon der Wortlaut des Friedensvertrages. Ein Rückblick lehrt. In dem vom Vertrag umgrenzten Theil Oberschlesiens werden die Bewohner aufgerufen, durch ihren Stimmzettel anzuzeigen, ob sie zu Deutschland oder zu Polen gehören wollen. Schon jetzt erklärt Deutschland, daß es, zu Gunst Polens, allen Rechten und Ansprüchen auf den Theil Ober«Schlesiens entsagt, der jenseits von der auf Grund des Stimm»ergebnisses von den Verbündeten und Verbundenen Haupt\*mächten gezogenen Grenzlinie liegt. Nach der Abstimmung wird die Zahl der in jeder Gemeinde verzeichneten Stimmen



## 97 Die Zukunft

vom Verbündetenausschuß den Hauptmächten gemeldet; der Anzeige beizufügen ist ein ausführlicher Bericht über die Einzelheiten des Wahlganges und ein Vorschlag, der sagt, wo, nach Erwägung des von den Einwohnern ausgedrückten Willens, nach eben solcher der geographischen und wirthschaftlichen Lage der einzelnen Orte, Deutschlands Grenze in Oberschlesien zu ziehen sei. Die Entscheidung steht den Hauptmächten zu. Polen ist verpflichtet, in allen nach diesen Vertrag ihm zufallenden Theilen Oberschlesiens fünfzehn Jahre lang die von allen Abgaben, Hemmnissen, Gebühren freie Ausfuhr aller Bergwerksprodukte nach Deutschland zu gestatten. Ferner verpflichtet sich Polen, alles ihm Mög\* liehe zu thun, um deutschen Käufern den Bezug dieser Pro\* dukte unter eben so günstigen Bedingungen wie, unter gleichen Verhältnissen, polnischen und anderen Käufern zu sichern.' Das sind die wichtigsten Vorschriften des Artikels 88- im Friedensvertrag. Er will nicht, daß Gesamtmehrheit entscheide und Hunderttausende Deutscher oder Polen unter Fremdregirung bringe. Er will, daß nach lokaler Mehrheit (majorite des votes dans chaque commune), aber auch nach Abwägung der geographischen und wirtschaftlichen Ver\* hältnisse jeder Gemeinde, entschieden werde. Er bindet den Obersten Rath, die Hauptmächte (Puissances Principales)^ Amerika, England, Frankreich, Italien, Japan, nicht an das Stimmenergebniß. Er will, daß Deutschlands Grenze ,in Oberschlesien' gezogen werde; scheidet also das .ungetheilte Oberschlesien' aus dem Bereich des von seinem Wortlaut Umschlossenen. Diesen Vertrag hat Deutschland vor zwei Jahren unterschrieben. Die drei Häupter des in Oppeln residirenden Verbündetenausschusses sind darüber einig, daß- Oberschlesiens West und Nord den Deutschen, der süd\* liehe Theil den Polen gehören solle; sie sind uneinig über den Lauf der Grenzlinie, über die Vertheilung der Kreise im Industriegebiet. Nun hat England vorgeschlagen, 1. die zehn Kreise mit starker Deutschenmehrheit (Kreuzburg, . Oppeln, Stadt und Land, Rosenberg, Lublinitz, Oberglogau, Cosel, Leobschütz, Ratibor, Stadt und Land) sofort an Deutschland, 2. Pleß und Rybnik an Polen zu geben und 3. die übrigen zehn Industriekreise einstweilen, bis nach



Das letzte Opfer

98

dem Abschluß gründlichster Untersuchung des Verkehrs« und Wirthschaftstatus (Flußläufe, Eisenbahnen, Elektro« kraftvertheilung, Kohle, Eisen, Zink) unter der Aufsicht des Verbündetenausschusses zu lassen. Gegen diesen Vorschlag ist Frankreich; zunächst schon, weil er, durch die Abtrennung von Pleß und Rybnik, der Kreise mit erdrückender Polenmehrheit, ein Industriegebiet schafft, das eine Deutschen\* mehrheit von 35 000 Stimmen vortäusche.

Frankreich möchte die Kontinentalübermacht in Erz und Kohle erlangen, ist aber viel eifriger noch darauf erpicht, uns die östliche Waffenschmiede zu nehmen oder sie in dem Treffbereich seiner (polnischen) Kanonen zu haben. England wollte den Polen nur die fast noch ungeritzten Felder von Rybnik, Pleß und einen Randstreifen von Tarno\* oder Kattowitz geben. Doch weil der in den Aberglauben an Gesamt\* entscheidung durch Stimmenmehrheit eingelullte Deutsche auch dieser Absicht erste Andeutung mit Zeter und Mordio empfang, hieß es zwei Wochen lang in London: .Giebts in jedem Fall Zorngeheul, dann können wir daraus auch ein Asiatengeschäft mit Frankreich machen, dessen industrieller Wettbewerb lange nicht so gefährlich wie Deutschlands ist.' Zu Taktikergemächel ist nicht mehr Zeit. Dringende Noth\* wendigkeit befiehlt Dreierlei. Unzweideutige Sicherung Frankreichs gegen Angriffsgefahr. Bereitschaft, das zu Ernährung von drei Viertelmillionen (vierzig Prozent) ober\* schlesischen Volkes unentbehrliche Land, Pleß\*Rybnik mit breitem Oststreifen, an Polen abzutreten. Drittens: schnelle und endgiltige Befreiung der von Raub und Mord, Miß\* handlung und Schändung alltäglich, allnächtlich, alla turca bedrohten Deutschen. Das einzig wirksame Mittel zu Rettung des Landes bleibt noch immer: befristete Staatsautonomie unter internationaler, also auch deutscher Aufsicht. Noch ist Polen nicht verloren? Morgen aber das oberschlesische Industrieland, in dem Polen gebietet." (16. VI. 21.) Ungenutzt verhallt Rath und Warnung. Die von Eifer keuchende Propaganda, deren Kostenaufwand den Haus\* halt von Staat und Reich mit Riesensummen belastet, ruhte



## Die Zukunft

auf den Säulen zweier Sätze: „Kerndeutsches Land“; und „Mehrheit entscheidet“. Auf morschen, in Irrthumsmoors grund gerammten Säulen. Nicht ur\*, nicht reindeutsch ist das Land zwischen Pleß und Oppeln. Wahr ist, daß es seit siebenhundert Jahren nicht mehr dem (mählich sich verengenden) Polenstaat zugehört; unwahr die tausendmal wiederholte Angabe, seit der Lösung von Polens Krone sei es deutsch geworden. Auf ihm front Mischvolk. Wäre die Behauptung erweislich, daß die Piasten, die bis an das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in Schlesien herrschten, von Normannen abstammten, so würde auch dadurch nichts für das Deutschthum des Landes gesagt. Ist Rußland Germanenerde, weil die ersten Fürsten, Rurik und seine Brüder, Wikinger waren? Schwanden die Slawenkeime aus Preußens Boden, seit ihn die fränkischen Hohenzollern als Herren betraten? Die Piasten haben sich der Abkunft von kujawischen Bauern gerühmt und in Weite und Enge sich, in mannichfacher Gestalt, als echte Polen bewährt. Auf sarmatischer Erde; über allzu polnischen Menschen. „Nach\* dem ich Oberschlesien betreten hatte, glaubte ich, fern von aller menschlichen Kultur zu sein. Alles erschien mir neu, denn Alles war schmutzig, unflätig, barbarisch. In den Zimmern Qualm und Stank, Mensch und Vieh zusammengepfercht, Speise und Trank schlecht, die Umgangsform rauh, in Dorf und Stadt der Hausbau abscheulich, auf allen Straßen hohe Höcker und im Schmutz tiefe Löcher. Jetzt erst begreife ich, warum die Polen auf eisernen Sohlen gehen: um nicht überall in dem unergründlichen Koth ihrer Wege und Plätze stecken zu bleiben.“ Das schrieb ein über Mähren in die stinkigen Piastenherzogthümer gelangter Legat des Papstes noch 1630. Urdeutsches Land? Das ist es nicht unter Czechen und Oesterreichern noch durch den spät erst sich breitenden Strom deutscher Einwanderer geworden. Ist Indien etwa islamisches Land, weil in sein Völkerge\* wimmel nach und nach fast siebenzig Millionen Moham«medaner eindringen? Wirksame Verdeutschung begann nach Fritzens schlesischen Siegen. Aus den Endsilben „wice“ und „slaw“ wurden die deutsch klingenden „witz“ und „slau“, aus Bytom Beuthen; Beamte, Kriegsvolk, Kaufleute,



Das letzte Opfer

100

Handwerker, Techniker sickerten zuerst, strömten dann aus Alt\* und Neupreußen in den Oderthalweg und wandelten, seit Großindustrie auch in diesem Ost die allgestaltende Kul\* turform wurde, die Städte in deutsche Hochburgen um. Die aber blieben Fremdriffe in der Fluth der Wasserpolen. Wer Einlaß ins Ohr der Volksmasse erstrebt, muß (die Zeitung des Oberschlesierbundes zeigt noch heute) Polnisch reden. Diese Säule konnte also das Gewicht kräftiger Propaganda nicht tragen. Die zweite? Ueberfülle des in sieben Jahren Erlebten hat die Riegel des Gedächtnisses gesprengt. Kaum Einer von Zehntausend weiß noch, daß der Friedensvertrag in seiner ersten öffentlich sichtbaren Gestalt (die dem Deutschen Reich nicht geringere Entschädigerlast auferlegte) dem jungen Polenstaat das ganze Oberschlesien als Mitgift bot. Die Ost» flanke des Kreises Falkenberg sollte Deutschland von Polen scheiden; Mittelschlesien Preußens Grenzprovinz werden. Die schlaue Beredsamkeit der Herren Paderewski, Dmowski&Co. hatte die vier Erdrichter in Paris auf glatter Schlittenbahn in den Glauben verleitet, neun Zehntel der Provinzbewohner ersehnten den Tag, der das lähmende Preußenjoch von ihnen nehme und weit das Thor des „polnischen Vaterhauses" öffne. Unter diesem Gerede war der Grund beinah eben so sumpfig wie unter der Fabel vom reindeutschen Land. Das ober\* schlesische Mischvolk will im Hause seiner Heimath nicht länger Knecht sein. Oberschlesier, nicht gestern eingewan\* derte oder morgen aus West zu rufende Preußen, sollen das Land verwalten, den Behörden, Gemeinden, Bergämtern, Gerichten Vorsitzen und beide Sprachen überall in gleichem Recht wohnen. (Die Verschiedenheit der Sprache bezeichnet hier viel öfter einen politisch\*sozialen als einen nationalen Gegensatz.) Der Deutschen Delegation und ihren Gehilfen, die alle Hauptstücke des Vertrages in gleichem Schrilton als „unerfüllbar und unannehmbar" verschrien, wäre die Änderung der „verrückten" Ostgrenze nicht gelungen. Das ungemeine Mühen Privater, deren Unabhängigkeit und muthiger Wille zu Wahrhaftigkeit im Machtbezirk des Obersten Rathes Vertrauen erworben hatte, vermochte, durch Artikel, Briefe, Gespräche, das Bedürfniß Oberschlesiens fernem Auge zu lichten und das Recht auf freie Volksabstimmung zu erwirken. Vergesset



## Die Zukunft

nicht, daß es der Rath der Vier als eine „große Konzession“ gewährte und daß der geänderte Artikel 88 des Versailler Vertrages nebst den sechs Anhangsparagraphen keinen Zweifel über die Nothwendigkeit der Landestheilung läßt. „In“ Oberschlesien, nicht vor noch hinter der Stimmzone, soll die deutschpolnische Grenze gezogen werden; und schon am Tag der Unterschrift mußte Deutschland „zu Gunst Polens allen Rechten und Ansprüchen auf den Theil Oberschlesiens entsagen, den die Hauptmächte nach der Abstimmung dem Polenstaat zusprechen würden“. Bis zu Ueberdruß manches Lesers wurde hier an die Mahnung Fichtes und Lassalles erinnert, stets auszusprechen, was ist. Verzicht auf die Theilung wäre rechtwidriger Bruch des Vertrages gewesen, der weder ein ganz polnisches noch ein ganz deutsches Oberschlesien zu läßt. Und hätten für eins der zwei Völker neun\*, für das andere nur zweihunderttausend Stimmen gesprochen: Theilung mußte werden (wenn sie nicht etwa durch völlige Verstäubung dieser Stimmen, die sich nirgends zu greifbarem Rechtstitel ballen ließen, gehindert wurde). Hier war die Wurzel verderblichen Irrwahns. Der Vertrag will nicht Absolutismus der Mehrheit, sondern Proportionalvertretung. Nicht Mehrheitentscheid der Frage, welche Staatsgewalt Oberschlesien beherrschen solle, sondern Feststellung, welcher Volkstheil nach Deutschland, welcher nach Polen hinstrebe. Das „ungetheilte Oberschlesien“, das alle berliner und einzelne warschauer Regierer in unnützlichem Eifern gläubigen Herzen als Ziel zeigten, war den Republiken der Genossen Ebert und Pilsudski niemals erreichbar. Das ist Schuld des Vertrages, nicht der Ausführung. An ihr haftet kein schändender Makel. Auf Zorngekreisch und das Stöhnen beklemmten Odems kam aus West immer die Antwort: „Ihr habt, nach langem Zaudern, den Friedensvertrag unterschrieben, der starke Minoritäten vor Fremdherrschaft bewahren, die deutschpolnische Grenze ‚in‘ Oberschlesien ziehen, überall, wo Lage und Wirthschaft nicht dawider sind, die Nationalität nach der Mehrheit der Gemeindestimmen richten will, mit einem ‚ungetheilten‘ Oberschlesien, deutschen oder polnisch sehen, also nicht vereinbar ist. Das Stimmergebniß schuf Euch das Recht auf drei Fünftel des Landes, des Volkes.



Das letzte Opfer  
102

Niemand bestreitet sie Euch. Und Ihr dürftet der Glücks«  
gunst danken, die Euch zum Nebenbuhler einen nach der  
Wiedergeburt früh zerrütteten, tiefverschuldeten, mit seinem  
Kriegsgetümmel die Land« und Stadtarbeiter, aber auch  
manchen Bürger schreckenden Staat gab. Trotzdem haben  
nun zwei Fünftel des Volkes, an der Urne zuerst, dann  
mit der Waffe, bekundet, daß sie Polen, nicht Deutsche,  
sein wollen. Diesen Willen zu schirmen, ist der Zweck des  
Vertragsartikels. Nach seinem Wortlaut und Sinn, eben  
so nach den Plebiszitiziffern, hat Polen zwei Fünftel des  
Bodens, des Volkes zu fordern." Diese Antwort wurde, wie  
frühere Warnung, im lieben Deutschland stets überhört, über«  
schrien. Behörden und Presse hämmerten, vornan der sonst  
klügere Kanzler, der Nation den Irrglauben ein, die Ab«  
Stimmung (die das Wollensverhältniß ermitteln, nicht Mehr«  
heitherrschaft erwirken sollte) habe ihr das Recht auf die  
ganze Preußenprovinz gegeben und jede Theilung sei des«  
halb „Eidbruch und fluchwürdiges Verbrechen". Viel Lärm  
um nichts. Unfruchtbares, mit Milliardenaufwand in Treib«  
hausgluth geheiztes Propagandamühen verthat die Zeit, die  
zu vernünftiger Auswahl der abzutrennenden zwei Land«  
fünftel genutzt werden mußte. Die europäische Lösung,  
selbständiger Wirthschaftstaat unter internationaler Aufsicht,  
ist, so weit ich sehen und hören kann, nur hier öffentlich  
gefordert worden. Von den Oberschlesiern selbst zu spät.  
Auch sie hatten gehofft, ihre Heimath werde, wie auch der  
Stimmspruch laute, ungetheilt bleiben. Sie ließen sich durch  
den Terror einschüchtern, der alles Streben nach dem Noth«  
ausgang in befristete Staatsautonomie als Landesverrath  
ächtete oder mit Meuchelrache bedrohte, und wagten ver«  
ständliche Andeutung dieses Strebens erst, als die ihm gün«  
stige Stunde schon verstrichen war. Ins Wesen des Dutzend«  
deutschen hat der Kriegsgraus keine Furche gezogen.  
Wunderglaube überlebt die Enttäuschung von 18. Noch  
immer hakt Hoffen sich in die Oese des Fluches. „Gauner«  
bände! Aber wir Schaffens. Die Strolche können ein«  
ander nicht riechen. Und weil der Puddingfresser dem  
Monsieur Parlezvous keinen Happen schieren Fleisches  
gönnt, bleibt der ganze Braten auf unserem Teller."

t">

# Die Zukunft. v.115 1921. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

[Skip to main](#)

## Text Only Views

Go to the [text-only view of this item](#).

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

## Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
  - [Our Partnership](#)
  - [Our Digital Library](#)
  - [Our Research Center](#)
  - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

## Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text    Catalog

Search

Search Field List    All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)



Full view only

[LOG IN](#)

## About this Book

### Catalog Record Details

Die Zukunft. v.115 1921.

[View full catalog record](#)

**Copyright:** [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

### Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Buy a copy](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))*

### Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

#### Add Item to Collection

Add to your collection:

### Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

### About versions

**Version:** 2012-07-31 16:25 UTC[version label for this item](#)

## Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 68](#)
- [Section 3 - 177](#)
- [Section 4 - 368](#)

### Search in this volume

Search in this text

Das letzte Opfer

102  
Niemand bestreitet sie Euch. Und Ihr dürftet der Glücks«  
gunst danken, die Euch zum Nebenbuhler einen nach der  
Wiedergeburt früh zerrütteten, tiefverschuldeten, mit seinem  
Kriegsgetümmel die Land« und Stadtarbeiter, aber auch  
manchen Bürger schreckenden Staat gab. Trotzdem haben  
nun zwei Fünftel des Volkes, an der Urne zuerst, dann  
mit der Waffe, bekundet, daß sie Polen, nicht Deutsche,



sein wollen. Diesen Willen zu schirmen, ist der Zweck des Vertragsartikels. Nach seinem Wortlaut und Sinn, eben so nach den Plebiszitziffern, hat Polen zwei Fünftel des Bodens, des Volkes zu fordern." Diese Antwort wurde, wie frühere Warnung, im lieben Deutschland stets überhört, über« schrien. Behörden und Presse hämmerten, vornan der sonst klügere Kanzler, der Nation den Irrglauben ein, die Ab« Stimmung (die das Wollensverhältniß ermitteln, nicht Mehr« heitherrschaft erwirken sollte) habe ihr das Recht auf die ganze Preußenprovinz gegeben und jede Theilung sei des« halb „Eidbruch und fluchwürdiges Verbrechen". Viel Lärm um nichts. Unfruchtbares, mit Milliardenaufwand in Treib« hausgluth geheiztes Propagandamühen verthat die Zeit, die zu vernünftiger Auswahl der abzutrennenden zwei Land« fünftel genutzt werden mußte. Die europäische Lösung, selbständiger Wirthschaftstaat unter internationaler Aufsicht, ist, so weit ich sehen und hören kann, nur hier öffentlich gefordert worden. Von den Oberschlesiern selbst zu spät. Auch sie hatten gehofft, ihre Heimath werde, wie auch der Stimmspruch laute, ungetheilt bleiben. Sie ließen sich durch den Terror einschüchtern, der alles Streben nach dem Noth« ausgang in befristete Staatsautonomie als Landesverrath ächtete oder mit Meuchelrache bedrohte, und wagten ver« ständliche Andeutung dieses Strebens erst, als die ihm gün« stige Stunde schon verstrichen war. Ins Wesen des Dutzend« deutschen hat der Kriegsgraus keine Furche gezogen. Wunderglaube überlebt die Enttäuschung von 18. Noch immer hakt Hoffen sich in die Oese des Fluches. „Gauner« bände! Aber wir Schaffens. Die Strolche können ein« ander nicht riechen. Und weil der Puddingfresser dem Monsieur Parlezvous keinen Happen schieren Fleisches gönnt, bleibt der ganze Braten auf unserem Teller."

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)



Zusatz von gestern: „Nur den Schnabel weit aufthun!

Je lauter wir schreien, desto sicherer sind wir gesegneter Mahlzeit." An Pflichtgefühl und gewissenhafte Vertrags\*  
wahrung glaubt Niemand. Darf Ungarn nicht den Vertrag brechen, der sein westliches Burgenland dem armen Oester\*  
reich zusprach, und handelt, statt einer Strafe, noch das Recht auf Abstimmung in Oedenburg ein? „Stellen wir Jeden, der muckt oder gar ein Waffenversteck anzeigt, in dunkler Nacht an die Wand, schmeißen in der Entscheidung\*  
stunde ein strammes Heer an die Polakengrenze: fertig ist die Laube und kein gallischer Hahn kräht sie an. Da wir, leider, keinen Horthy oder Friedrich haben, müssen wirs einstweilen mit Maulkrieg machen." Schon weht aus ihm Siegesverheißung. Ingrim über den Friedensvertrag, dessen Tributforderung dem Gewerbe und Handel Englands die Märkte sperrt und drei Millionen Arbeitlose schaaft, spült" unerweisbare, Deutschen aber mailich duftende Behauptung über die Lippe des Herrn Lloyd George. Nun muß Alles sich wenden. Weil Frankreich störrig bleibt, soll der Völker\*  
bund entscheiden. „Der, jeder Quintaner weiß es, ist Wachs in Englands Hand: also ist der Pole geliefert." Schwören auch die Gewaltigen der Wilhelmstraße darauf? Der falschen Losung vom ungetheilten Ober\*  
Schlesien reihen sie neue Fehler an. Längst mußte Deutsch\*  
land den Völkerbund vor die Frage stellen, ob ers einlassen oder abweisen wolle. Weil Minister Rosen diesem „Feind\*  
bund" nur Arglist zutraut, Minister Rathenau ihn öffentlich geschmäht, verhöhnt und gerathen hat, uns seinen Gegnern (im Ernst) zu verbünden, wurde der Antrag nicht gestellt, dessen (unwahrscheinliche) Ablehnung noch uns genützt hätte. In dem Weltparlament, das aus drei Erdtheilen Schiedsrichter ab«  
ordnete, war Polen vertreten; Deutschland nicht einmal im genfer Dunstkreis irgendwie zulänglich. Dritter Fehler: Ab\*  
Schluß des Wiesbadener Lieferungsvertrages vor Verkündung des Spruches über Oberschlesien. Der sollte nach Eng\*  
lands Willen uns freundlicher als nach Frankreichs lauten: und just in dieser Stunde zeigten unsere Regirer, daß sie Sonderverständigung mit Frankreich noch von dem höchsten Preis und der Gewähr des Zahlungsvorrechtes nicht zu theuer



erkauft dünke. Das thaten sie, ohne zu wissen, welches Schicksal dem Ostland der Steinkohlenschachte, Eisen«, Blei» und Zinkhütten .erbrütet werde. England verstimmt, Frank\* reich dem Bedenken des nächsten Eigennutzens enthoben: thörichtere Strategie war nicht erdenkbar. Nur die Excellenz Rathenaus darob zu tadeln, ist Unbill. Der ist ein Herr von vielen Graden und Gaben, Physiker, Maler, Bankier, Verkörperung des Göttlichen auf Erden, Industriekapitän, Versschmied, Ingenieur, Vernichter des Marxismus, Bau\* meister, Rechts\* und Moralphilosoph, Redner, der Theologie beflissen, zu jedem Trachten talentvoll, in alle Sättel ge\* recht; doch ohne einen Blutstropfen des Politikers. Zu ego\* centrisch, viel zu tief in fromme Selbstschau versenkt, um po\* litisch Nothwendiges und Nützliches klar zu erkennen. So heftig war in ihm der Drang, als Minister schnell „Etwas zu machen“, aus dem Schwärm blasser Gefährten vorzuglänzen, daß er die Wirkung ins Allgemeine gar nicht bedachte, mit allen Sinnen für die den Franzosen behaglichste Möblirung des Vertrages vorsorgte und, nach der Unterzeichnung, als Kluger unklug, zu den herbeigetrommelten Journalisten sprach: „Hier ist ein Wunder, glaubet nur.“ Verantwort\* lieh ist, wer den Geistreichen, vielfach Verwendbaren über die Grenze des Könnens greifen ließ. Noch ist die neue Regirerschicht von drolligen und gefährlichen Dilettantismen nicht frei. Das wurde, nach dem ersten Gerücht aus Genf, durch die wirre Hast des Betriebes wieder enthüllt. Zweck\* lose Bittgänge der Botschafter, Aufschleußung aller Wuth\* ströme, Rücktrittsankündigung, Vergleich Oberschlesiens mit einem Leichnam, der zwischen Deutschland und Polen die Luft verpestete: noch in der Noth durfte Deutschland würdigeres Spektakel heischen. Aergste, jähste Enttäuschung fremdem Blick zu verbergen, ist Staatsmannspflicht. Wir konnten, wir mußten gelassen warten, bis der Beschluß der West\* mächte dem Kanzler amtlich angezeigt war.

Die vier aus dem Völkerbundesrath Abgeordneten haben sich gewiß redlich um Gerechtigkeit bemüht. Der Friedens\* vertrag schrieb ihnen Theilung vor, in ihren Akten stand, das Industriegebiet (dem dort die Kreise Pleß und Rybnik zugezählt sind) habe den Polen 381 100, den Deutschen nur



361400 Stimmen eingebracht; und sie wußten doch, daß Theilung hier Adern und Nervenstränge durchschneiden, daß die plumpen Herrschmethoden des Polens von heute den fein gezüchteten Organismus der unserem Kontinent un<sup>\*</sup>entbehrlichen Industrieprovinz rasch töten müssen. Auf der Suche nach einem Ausweg heftete ihr Auge sich wohl auf zwei Vertragsartikel (92 und 93), die den Verbündeten Haupt<sup>\*</sup>mächten das Recht geben, nach der Gebietsabgrenzung allen noch offenen Fragen (Minderheitschutz, Handel, Durchfuhr, Sicherung von Religion, Volksthum, Sprache, Wirth<sup>\*</sup>schaft) in Nachtragspakten bindende Antwort zu finden. Der Wortlaut, hieß es, ist nicht ganz klar; da beide Völker aber Eigenbedürfniß in Verständigung zwingen wird, ist auch auf schwankem Grund wohl ein Bauversuch zu wagen. Dessen Gerüst sehen wir. Die Grenze der Staaten begrenzt nicht die Wirthschaft. Der giebt das Bedürfniß der Völker Raum und Gesetz. Hauptstücke des Industriebezirkes müssen das Zeichen polnischer Staatshoheit tragen. In der Wirth<sup>\*</sup>schaft aber, der ersten europäischen, über Grenzsteine und Zollschranken hinfluthenden Gemeinwirthschaft, darf fünf» zehn Jahre lang nichts ihr Wesentliches geändert werden. Nur aus Gemeinwirthschaft wächst Deutschland, wächst Europa wieder in Wohlstand. Für diesen Zellgedanken zu leiden, muß, noch unter härtestem Druck fremder Staatsgewalt, deutschen Menschen Trost und Ehre sein. In fünfzehn Jahren ist Polen an der Oder, Warthe, Weichsel deutscher Schöpfer<sup>\*</sup>kraft fest verbündet oder, nach kurzem Traum von Aufersteh<sup>\*</sup>ung, als Staat gestorben. Begreift der Kanzler, sogar der flinkere Industriekopf des Herrn Rathenau noch nicht den balzakisch tiefen Humor des Werdens, das aus dem dürrsten Holz Hoffnungsglück grünen, den grausamen Vertrag uns mehr verheißen läßt, als das papierene Werkzeug der Loucheurs je gewähren kann? Hier ist ein Anfang. Der dunkle Drang des Börsenvolkes hat ihn erschnuppert. Dicht hinter Fluch<sup>\*</sup>geschraub und Ankündigung des R<sup>^</sup>chstodes kichert der Satz: „Große Kurssprünge der ober Schlesischen Werthe.“



Der Mensch erstrebt das Nützliche; begeistert sich aber doch

\*Nur am Schönen. Das gilt von Individuen wie von Völkern.

Neben wirtschaftlichen Verhältnissen waren die bewegenden Kräfte der Weltgeschichte hyperethische Ideale: Freiheit, Macht, Ehre, Würde, Wahrheit, Ordnung, Sieg, Ruhm, Gleichheit, Welt-erneuerung. Die materialistische Geschichtsauffassung ist einseitig und muß durch die hyperethische ergänzt werden.

Mit einer Handvoll Freiwilliger und einem Ideal im Herzen landete Garibaldi in Sizilien und einigte in wenigen Monaten Italien. Mit einer kleinen Freundeschaar und einer Idee im Kopfe kam Lenin in Petersburg an und eroberte in wenigen Monaten Rußland.

Auch die treibenden Kräfte des Weltkrieges waren hyperethische Tendenzen: der Wille zur Macht aufstrebender, der Wille zur Freiheit unterdrückter Nationen. Die imperialistische Idee ist ästhetisch-heroisch; es ist allgemein bekannt, daß die Bewohner kleiner Staaten in keiner Weise schlechter daran sind als die Angehörigen von Großmächten: und doch sehnt sich ein Großteil der Menschen nach Größe, Macht und Kraft seines Vaterlandes. Eben so verdankt der Militarismus zu Wasser und zu Lande seine Schätzung den ihm zu Grunde liegenden ästhetischen Elementen: der Kraftentfaltung, der Ordnung und Schönheit (Uniform, Militärmusik, Paraden usw.). In ihren Armeen und Flotten huldigen Herrscher und Völker den Symbolen ihrer eigenen Macht und Größe.

Diese hyperethischen Ideale können nie durch Nützlichkeit-argumente niedergekämpft werden: Ideale lassen sich einzig durch Gegenideale besiegen. Es handelt sich für die Pazifisten darum, solche zu schaffen. Krieglosigkeit ist noch kein Ideal, das Begeisterungskraft besitzt: der negative Pazifismus muß durch das positive Ideal weltumspannender Brüderlichkeit, durch die Hoffnung auf ein neues, paradiesisches Zeitalter verklärt werden.

\*) Ein Kapitel aus dem Buch „Ethik und Hyperethik“, das in dem leipziger Verlag Der Neue Geist nächstens erscheinen wird.



Völker für revolutionäre Ideen zu interessiren, genügt nicht: man muß es verstehen, sie für diese Ideen zu begeistern.

Immer waren Freiheitdichter Vorläufer der Freiheitshelden; und jede nationale Bewegung nahm in einer Kulturbewegung ihren Ausgang. Heute beginnt das internationale Ideal an die Stelle des nationalen zu treten, Internationalhelden an die Stelle der Nationalhelden: neue Ideale leiten ein neues Zeitalter ein.

In allem Volke lebt unausrodbar ein Sehnen nach Glanz und Prunk, nach Machtentfaltung und Romantik, nach verehrungswürdigen Persönlichkeiten. Diesem Drange der Volksseele kommt die Monarchie entgegen, die einen Menschen zum Symbol höheren Menschentums erhebt.

Künftige Größe und erhoffter Reichtum hilft vielen Menschen über vorübergehendes Elend hinweg. Diese zeitliche Erscheinung gilt auch im Räumlichen: für Jene, die sich neidlos nach persönlich unerreichbarem Glanz höheren Menschentums sehnen, ist die bloße Existenz großer, mächtiger, freier und reicher Menschen ein Trost. Deshalb sind die Herrscher am populärsten, die sich nicht nur als oberste Staatsbeamte fühlen, sondern auch als Hüter der hyperethischen Ideale; nur so läßt sich die große Popularität von Halbnarren wie Nero und Ludwig dem Zweiten von Bayern erklären, deren verschwenderisches, excentrisches Dasein dem Volk die Illusion romantischen Märchenkönigtums schenkte. Auch lehrt die Geschichte, daß sich Revolutionen seltener gegen Despoten richten, die durch Krieg und Verschwendung ihre Völker bedrücken, als gegen feige und schwächliche Epigonen, gegen Karikaturen und Verräter ihres eigenen Königtums. Denn sobald eine Dynastie die hyperethische Illusion ihres Volkes nicht mehr, befriedigen kann, verliert sie ihre ästhetische Existenzberechtigung und bricht zusammen. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben neugeschaffener Republiken, zur Verhinderung von Plänen zu monarchistischer Restauration die ästhetische Lücke, die der Ausfall höfischen Glanzes hinterlassen hat, durch neue Formen von Schönheit auszufüllen und neue ästhetisch-hyperethische Ideale an die Stelle der gestürzten zu setzen. Das können nur die Künstler, kann nur die Kunst: in dieser Erkenntnis wurde Lenin Maecen. An die Stelle der Scheinpersönlichkeit des gekrönten Monarchen



muß für die Persönlichkeitsehnsucht des Volkes die wahre Persönlichkeit genialer Staatsmänner und Künstler treten.

Griechenland konnte seine republikanische Staatsform erhalten: denn seine unerreichte Kunst konnte sein hyperethisches Sehnen befriedigen und machte so den äußeren Glanz asiatischen Königtums entbehrlich. Rom besaß nicht die Gestaltungskraft, sein ästhetisches Sehnen durch Kunst zu befriedigen: so schuf es sich Cirkusspiele und kaiserliche Götzen; denn auch sein Volk war mit Brot allein nicht zu befriedigen.

Freiheit ist der einzige Boden, auf dem Persönlichkeit gedeiht: das moderne Persönlichkeitideal des Gentleman verdankt seine Entstehung der englischen Freiheit. Unterdrückte Völker und Klassen bleiben auf lange Zeit mit hyperethischen Mängeln behaftet. Überall sind die freisten Kasten und Völker die hyperethisch wertvollsten: darin lag der hyperethische Wert des Adels; denn Jahrhunderte hing hatte er allein die Möglichkeit zu freier Persönlichkeitentfaltung. Stets waren die ritterlich-aristokratischen Ideale hyperethisch, die bürgerlich-demokratischen Ideale ethisch. Heutzutage ist Freiheit praktisch nur ein Vorrecht der Besitzenden. Wer, um leben zu können, den größten Teil des Tages unfreiwillige Arbeit leisten muß, ist im höchsten Grade unfrei: denn ohne Muße, in der sie sich auswirken kann, ist alle Freiheit illusorisch; Muße ist das zeitliche Korrelat der Freiheit. Daher liegt das Hauptproblem der Sozialen Frage in der Einschränkung der Zwangsarbeit auf ein Minimum. Die Politik ist außer Stande, dieses Problem und damit die Soziale. Frage restlos zu lösen: Das kann nur die Technik, durch die Erschließung neuer, verborgener Energiequellen, die der Menschheit den größten Teil ihrer bisherigen Arbeitlast abnehmen und so ein Zeitalter allgemeiner Muße und Freiheit herbeiführen wird. Das zweite Haupthindernis allgemeiner Freiheit ist die Staatsgewalt. Sie wurde notwendig, als die Übervölkerung den Individuen den Raum zur Persönlichkeitentfaltung nahm und Macht Vorbedingung der Freiheit wurde. Sie wird überflüssig werden, sobald der menschliche Machtwille sich in Liebe sublimiert und die Entfaltung des Einen so die Freiheit des Anderen nicht mehr bedroht. Dieses zweite Hauptproblem der Sozialen Frage kann die Politik ebenfalls nicht lösen, sondern nur die Ethik durch



## Die Zukunft

langsame Umgestaltung der boshafte Menschen in gutmütige, der bösen in gütige, durch Erziehung des Menschen zu Selbstbeherrschung und Selbstlosigkeit. Erst, wenn durch Technik und Ethik Arbeit und Staat entbehrlich werden, kann die Menschheit zu wahrer Freiheit gelangen; die Entfaltungsmöglichkeit wäre nicht mehr, wie heute, auf eine geringe Zahl privilegierter Menschen beschränkt. Diese Erlösung vorzubereiten und zu beschleunigen, ist die wichtigste Aufgabe der Gesellschaft.

Nicht nur die individuelle Persönlichkeit kann sich zum Kunstwerk entfalten, sondern auch menschliche Gemeinschaften, wie Ehe und Staat. Jede Überpersönlichkeit dieser Art gründet sich auf Harmonie ihrer Teile unter einander. Der Staat ist ein künstliches Produkt und als Kind der gleichen Autoritäten ein Bruder der Ethik. Seine Hauptaufgabe besteht im Ausgleich von Freiheit und Ordnung, den politischen Erscheinungsformen der hyperethischen Grundwerte Vitalität und Harmonie.

Individualismus ist die subjektive Staatsform.

Sozialismus ist die objektive Staatsform.

Individualismus: Sozialismus = Unsittlichkeit: Sittlichkeit.

Der Sozialismus ist das ethische Staatsideal. Hyperethisch birgt er die Gefahr in sich, die Persönlichkeitentfaltung durch die Allmacht der Gesellschaft zu unterbinden und seine Harmonie auf Kosten individueller Vitalität auszubauen. Deshalb wird der Sozialismus nur in seiner Synthese mit dem Individualismus hyperethisches Ziel. Der einzige ernst zu nehmende Gegner des ethischen Sozialismus ist der hyperethische Nietzscheanismus. Gelingt es dem Sozialismus nicht, sich mit dem Nietzscheanismus zu verbünden, so wird er schließlich durch ihn überwunden werden. Hyperethische Ideale sind stärker als ethische: ein anti-persönlicher grauer Sozialismus könnte sich nicht dauernd gegen einen persönlichen, bunten Individualismus halten. Es ist für den Sozialismus eine Lebensfrage, seine Theorie mit Schönheit zu erfüllen, seine wissenschaftlichen Grundlagen durch künstlerische zu stützen. Denn nur ein hyperethischer Sozialismus hat Zukunft, weil nur er Schönheit hat.

Der hyperethische Sozialismus ist liberal, weil ihm Gleichheit nicht Selbstzweck ist, sondern nur wertvoll als Mittel zur Freiheit und Höherentwicklung; er ist evolutionistisch, weil



sein Ziel nicht allgemeines Glück, sondern allgemeine Entwicklung ist: sein Kampf richtet sich gegen Hunger und Elend, gegen Arbeit und Zwang, gegen Krankheit und Unfreiheit nicht um der Glückseligkeit willen, sondern, weil Dies die stärksten Hemmungen menschlicher Entwicklung, Entfaltung und Schönheit sind. Pädagogik und Hygienik sind seine wichtigsten Ressorts; Vorbedingung allgemeiner Gesundheit und Bildung aber ist Beseitigung der Not: so wird eudämonistische Politik Funktion der evolutionistischen. Der hyperethische Sozialismus ist heroisch: unbekümmert um eigenes und fremdes Glück kämpft er um seine Ideale. Die heutige Form des heroischen Sozialismus repräsentiert der Bolschewismus, der, unbekümmert um Lust und Leid der Menschen, nach der Harmonie einer gerechteren Gesellschaftordnung strebt. Diesem heroisch-hyperethischen Element verdankt er seine Werbekraft gegenüber der utilistischen Interessenpolitik der bürgerlichen Welt. Schließlich ist der hyperethische Sozialismus idealistisch, weil er an die Kraft und den Wert der hyperethischen Ideale glaubt; weil ihm die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse als Mittel, nicht als Zweck, erscheint: Ziel ist ihm eine große, starke, freie und harmonische Menschheit. Durch seinen Idealismus unterscheidet er sich vom Marxismus, der die unglückselige Ehe mit dem Materialismus schloß, statt diese dem Untergang geweihte Weltanschauung dem kapitalistisch-hedonistisch orientierten Bürgertum zu überlassen und sich durch die Welle eines neuen Idealismus tragen zu lassen. Ein solcher idealistischer Sozialismus der Liebe statt des Neides, des Gebens statt des Nehmens wäre eben so unwiderstehlich wie vor zwei Jahrtausenden das Christentum. Die äußeren Revolutionen bedürfen der Ergänzung durch eine innere, eine seelische Revolution: erst die Revolution der Brüderlichkeit würde die französische Revolution der Freiheit und die russische Revolution der Gleichheit ergänzen und krönen; ihr Ziel wäre nicht Zwangsgemeinschaft arbeitender Proletarier, sondern ein freies und schönes Zusammenleben einer adeligen Menschheit. Ethische Politik will Civilisation;

Hyperethische Politik will Kultur.

Civilisation und Kultur bilden keinen Widerspruch, sondern ergänzen einander wie Erziehung und Bildung. Civilisation will



## 111 Die Zukunft'

eine zahme Menschheit in einem geordnetem Staat; Kultur will eine schöne Menschheit in einem schönen Staat. Kultur steht zur Natur in keinem Widerspruch: sie ist vergeistigte Natur; auch sie gründet sich auf die Prinzipien der Hyperethik, auf Größe, Freiheit, Kraft Und Harmonie.

Das hyperethische Weltprinzip ist das allgemeinste, das uns erkennbar ist. Alles unterliegt der hyperethischen Wertung: Räumliches und Zeitliches, Konkretes und Abstraktes, Äußeres und Inneres, Kunst und Natur, Taten, Gefühle, Gedanken. Die ästhetischen und ethischen, die erotischen und hygienischen Werte, Lust und Entwicklung, Weisheit und Wahrheit verdanken ihren Nimbus der Schönheit, die ihnen zu Grunde liegt.

Die hyperethischen Gesetze sind die Gesetze der Natur und Kunst, der Erotik und des menschlichen Wollens. Alle irdischen Wesen, alle Menschen sind bewußt und unbewußt Hyperethiker; ■ nur fehlt ihnen meist die Klarheit, es zu erkennen, und der Mut, es zuzugeben. Denn die Natur in uns und um uns strebt nach hyperethischen Zielen.

Wien. Dr. Richard N. Coudenhove-Kalergi.

### Psychopathologie

Psychopathologische Dokumente. Selbstbekenntnisse und Fremdzeugnisse aus seelischem Grenzland. Verlag Julius Springer.

Der Verfasser dieses Buches sieht sich in einer wenig beneidenswerthen Lage. Er weiß zur Empfehlung seines

Werkes nichts Besseres zu sagen (und will zu seiner Empfehlung . nichts Besseres sagen), als daß es in allen Hauptsachen nicht von ihm stammt. Was es bringt, sind Produkte fremden Geistes, geistige Kundgebungen Anderer, wie sie in Briefen und Tagebuchblättern, in Lebenserinnerungen, Selbstbiographien und Berichten niedergelegt sind. Von allen Seiten herbeigeholt, den verschiedensten Epochen entstammend und wechselnden Lebens- und Kulturgebieten entnommen, scheinen sie in ihrer Mannichfaltigkeit und Vielgestaltigkeit zusammenhanglos auseinander-



zustreben. Doch schließt sie alle, wenn auch nicht immer aufdringlich hervortretend, ein einheitliches geistiges Band zusammen. Das gemeinsame Bindeglied ist die Beziehung zum Pathologischen. Wer dahinter nur ganz grob allerlei Irrenwesen vermuthet, Der erfaßt weder Art noch Umfang des Psychisch-Abnormen in dem Sinn, wie es hier gemeint und zur Grundlage genommen ist. Mag auch das praktische Leben überall auf eine strenge Abgrenzung des Krankhaften vorn Normalen ausgehen, mag die Wissenschaft sie im Interesse einer reinlichen Scheidung ihrer Theilgebiete fordern, mag auch sonst wer immer auf eine solche Trennung Werth legen in der (fälschlichen) Ueberzeugung, damit zugleich eine bequeme Entscheidung über den Werth oder Unwerth an die Hand zu bekommen: hier, wo es sich im Wesentlichen nur darum handelt, gewisse aus der Alltäglichkeit herausfallende seelische Erscheinungen geschlossen auf einer Linie aneinanderzureihen, hier ist es ohne tieferen Belang, wo schließlich der Grenzstrich gezogen wird. Wer gewöhnt ist, geistige Dinge von Kulturwerth nur vom Standpunkt der Aesthetik, der Ethik usw. zu betrachten, Der wird freilich nicht mitgehen können. Und so bin ich denn auf den üblichen Vorwurf sehr wohl gefaßt: hier habe wieder einmal ein plumper medizinischer Materialismus (noch dazu womöglich auf unzulängliches Beweismaterial: mißgedeutete Zufallsäußerungen, willkürlich aus dem Zusammenhang gerissene literarische Bruchstücke sich stützend) sich unfähig erwiesen, den Besonderheiten gerecht zu werden, die aus abweichenden Zeit- und Kulturverhältnissen, aus ungewöhnlichen Lebensumständen und vor Allem aus dem besonderen Eigenwuchs einer nicht mit der Alltagselle zu messenden Individualität, einer überragenden Persönlichkeit sich eKgeben. Und habe es so fertig gebracht, in seelischen Ausnahmeerscheinungen nur Irrsein, in ungewöhnlichen Persönlichkeiten nur Geisteskrankheit, in befremdlichen seelischen Umwälzungen nur psychotisches Geschehen und in originellen Geistesschöpfungen nur Krankheits Symptome zu sehen.

Ich nehme diesen Vorwurf ruhig hin als Ausdruck des einfachen Sachverhaltes: daß verschieden eingestellte Wissenschaften, die Naturwissenschaften auf der einen Seite, die



Geistes- und vor Allem die Normenwissen schalten auf der anderen, zu gleichen Erscheinungen durchaus verschiedenartige Stellung nehmen und bei doktrinärer Handhabung es nicht über sich bringen, zugleich auch dem (an sich eben so berechtigten) Standpunkt der anderen gerecht zu werden. Die That-sachen aber bleiben davon unberührt. Und so wird auch durch solche vorweggenommene Ablehnung noch nicht aus der Welt geschafft: daß durchaus nicht selten bedeutsame psychische Erlebnis-, Entwicklung- und Produktionsformen sich auf einem (wenn auch mehr oder weniger verdeckten) pathologischen Untergrund erheben; daß sie mannichfache pathologische Bestandteile aufweisen; daß pathologische Triebkräfte im wesentlichen Maße an ihnen (bald ursächlich, bald inhaltlich, bald formend und gestaltend) theilhaftig sind. Eben so wenig soll freilich damit auch die andere Thatsache verdunkelt werden, die zum Theil wenigstens die allgemeine schroffe Ablehnung der hier herangezogenen Betrachtungsweise erklärt: daß der Versuch, Lebenserscheinungen aufzudecken, von psychiatrischer Seite nicht immer mit genügend taktvoller Zurückhaltung, mit genügend freiem Blick und geistig vertiefter Bildung gemacht worden ist. Gewiß hat solche Betrachtung vom Pathologischen her ihre Grenzen, ihre sehr eng gezogenen Grenzen. Und wer ihr vorhält, daß sie sich unfähig erweise zur vollen Erfassung und Bewerthung wirklicher seelischer Güter und wahrhafter geistiger Größen, Der fordert von ihr mehr und Anderes, als sie ihrer Natur nach geben soll und kann. Wer menschliche und sonstige Werthe und Größen in ihrer ganzen Bedeutsamkeit und inneren Tiefe dargeboten haben will, darf nicht in den pathologischen Dokumenten suchen. Wer vollends aus tiefstinnerlichem Gefühl es ablehnt, bedeutsame Lebenswerthe und -inhalte mit dem Krankhaften in Verbindung gebracht zu sehen, wer die dunklen Stellen eines werthvollen Bildes lieber überdeckt als ins helle Licht gerückt sieht, für Den giebt es natürlich nur Eins: die Hände weg von dem Buch! Ueber solchen Standpunkt läßt sich nicht weiter diskutieren. Man hat ihn oder man hat ihn nicht. Aber ich gebe die Hoffnung noch nicht auf: vielleicht wird doch Mancher, der es trotz dem ominösen Titel und der berüchtigten psychopathologischen



Sezirsucht über siebt bringt, das Buch vorzunehmen, und dazu auch die nöthige geistige Umstellung gewinnt, zur eigenen Ueberraschung sich in der Lage sehen, ein gut Stück Weges mit dem psychiatrischen Barbaren gemeinsam zu gehen. Und er wird dann vielleicht auch finden, daß psychiatrische Sachlichkeit durchaus noch nicht völlige Verständnißlosigkeit in allen sonstigen Beziehungen gegenüber Persönlichkeit und Werk zur Voraussetzung hat. Ja, ich wage sogar, noch mehr zu erhoffen: vielleicht werden gerade diese Belegstücke ihn zur weiteren eigenen Ueberraschung dahin bringen, daß er fortan nicht mehr ein unanfechtbares Dogma in der bisher allgemein anerkannten Anschauung sieht, die Friedrich Jodl in die Worte gefaßt hat: „Vom Pathologischen aus gelangt man nie zum Großen, sondern immer nur zum Kleinen, nie zum Unsterblichen, sondern immer nur zum Vergänglichen.“

Sind und bleiben somit die hier dargebotenen Dokumente im Wesentlichen im Rahmen des Pathologischen, so treten sie doch mit der erweiterten Fassung des Begriffes aus dem engen Kreis des irrenärztlich Begrenzten hinaus. Sie sind keine Krankengeschichten, sollen keine sein, wie dieses Buch überhaupt weder psychiatrische Klinik noch gar irrenärztliche Gutachterthätigkeit treiben will. Worauf es ihm ankommt, ist vielmehr: das psychopathologische Geschehen und Erleben, in eigenem oder fremdem Seelenleben ausdrucksvoll widerspiegelt, mit der Hilfe dokumentarischer Nachweise und authentischer Belegstücke zu entrollen. Und zwar so, daß zunächst der ganze Formenreichthum seiner Erscheinungen, die ganze Mannichfaltigkeit seiner Gestaltungen, die reiche Ausdrucksfülle seiner Aeußerungsweisen voll zu Tage tritt; und dann weiter so, daß die ganze Vielfältigkeit seiner Beziehungen zum Leben, der volle Fluß seines Spiels in allen Lebenserscheinungen, die reiche Vielgestaltigkeit seiner Ausstrahlungen in allem äußeren wie inneren Geschehen, also seine umfassende Bedeutung als Formkraft für individuelle wie allgemeine, für historische wie kulturelle und sonstige Lebensgestaltungen sich offenbart.

Berlin-Herzberge. Dr. Karl Birnbaum.



Um die Gesinnung, die geistige H.iltung, den kulturellen Zustand der Studentenschaft kennen zu lernen, muß man am Eingang in die Universität die Gesichter studiren. Die dürftigen Angaben der Statistiken über Geburt und Herkunft versagen bei keinem Publikum, keiner Menschenmenge, die central doch von einer Sache erfaßt ist, in einem Haus vereint, so ganz, nirgends überkreuzen sich die Varianten aller nur denkbaren menschlichen Erscheinungsformen, spielen die Differenzirungen zwischen weiten Polen so toll wie hier. Gibt es nichts von Homogenität? In den Hörsälen sitzt der Einzelne fremd hart am Nachbar, auch für den Professor im Ganzen ein Anonymus. Zwischen den Fakultäten liegen Welten. Ein Student der Medizin und einer der Theologie sind, an äußerem Habitus, Gebaren, Interessenlage, zweierlei Wesen. Dem Medizinalpraktikanten vom Sendlingertorviertel erscheint der Kandidat der Volkswirtschaft aus der Ludwigstraße als „von der bolschewistischen Fakultät“. Sich zu orientiren, ein Wenig mit den Schultern sich gegen den Horizont zu stemmen, daß er weiche, sieht Keiner Veranlassung. In den Seminaren, wo man sich eher hören könnte, spricht aus den Debattirenden nicht die Person, sondern da werden die Dominosteine der Wissenschaft mit mehr oder wenig Geschick und Sachkenntnis hin und her geschoben. Sachkenntnis: darauf kommt es an. Was die Schule nicht tat (an Erziehung), die Universität tut es erst recht nicht: zur Eigenwilligkeit zu zwingen; sie hat sich der Verantwortung entledigt, sie jedem Einzelnen aufgebürdet. Theo- und Philologen, Mediziner und Juristen: alle wollen nur ihr Handwerk lernen und Wissen einheimsen. Wo bleibt da ihr persönliches, ihr eigenes Gesicht, ihr menschlich spezifisches Gewicht? In Allem, was über das Fach, die kleine Passion, in der man Kennerschaft hat, hinausgeht, ist Jeder nur Typ, der Student, der wilhelminische Deutsche. Ausgerüstet mit spielfertigen „Walzen“, die er andreht, wenns nicht mehr anders geht. Ein Sortiment bestimmter, überkommener, „erprobter“ und erstarrter Urteile in Sachen Gesellschaft, Moral, Sozialwohl, Religion, Politik und höhere Geistessphären. Das wird nicht denkerisch kontrolirt, sondern



bar übernommen. Von solcher Schablone, Cliche, abgestempelt, ist das Rüstzeug der geistigen Führer der Nation. In allem Streit, der vielleicht herausfordert, Farbe zu bekennen und offen zu reden, tritt Das hervor, zuverlässig und dargebracht ohne Skepsis, ohne Gedanken: dies Alles könne nicht so glatt gefügt, so wenig problematisch sein. Falsch wäre, zu schließen, Beschäftigung mit Geistigem (Kritik als Aggregatzustand) müsse Das unmöglich machen. Ne n: gerade auf der Universität kommt dieser Typ zu hoher Blüte; er wird gehegt, weil er mit der Sache, der Wissenschaft, nicht rauh zusammenstößt. Er beherrscht das Auditorium der Hochschulen. Hier liegt der Grund der „Brutstätten der Reaktion“, weil der so geartete, kritiklose wilhelminische Deutsche leben kann, ohne von der Wissenschaft in Gefahr gedrängt zu werden. So lange die Gesellschaft im früheren Deutschland nicht erschüttert war, gab es zwischen ihr und diesem Typ als Vertreter keine Kluft. Die entstand erst nach der Verschiebung. Pfl egten früher die Korporationen den Grundsatz politischer Neutralität, so geschah es ehrlich; man operierte ja auf der nationalen Basis. Heute hat das Nationale einen Accent bekommen, ist Partei, Losung, aggressiv und damit unduldsam geworden. Ein automatischer Prozeß, den die davon Ergriffenen meist selbst nicht ahnen. Die Erhaltung des wilhelminischen Deutschen ist gesichert, trotzdem die Kasinos sich schlössen. Die Aufgabe, den Ton zu bewahren, übernahm die Korporation. Das ganz junge Semester, das von Freischaar sicher noch nicht erfaßt wurde, zeigt in Haltung, Lebensart und Geste durchaus den Fahnenjunker; den preußischen Offizier (mit allen Reserveforcirungen) die ältere Jahresklasse. Wenn erst die Kriegsteilnahme ausgemerzt ist, was keine zwei Semester mehr braucht, wird das Bild endgiltig uniform sein. Das soziale Erlebnis aus Krieg und Zusammenbruch hatte sich in ihm tief ausgeprägt und scharfe Kontraste herausgespalten. Das gab der geistigen Bildfläche einige bewegte Nuancen. Künftig wird von den Schulbänken ein gleichförmiger, seelisch von keiner Problematik mehr getrübt er Nachwuchs in die Hörsäle strömen. Für ihn besteht kein Anlaß mehr, Sozialist zu sein oder radikal Deutscher. An und für sich hätte er keinen Grund, dem Einen das Andere vorzuziehen, wenn nicht ein Fak-



## Die Zukunft

tor hier einsetzte: „der Alte Herr“ der Verbindung. Der hat jetzt die Initiative; er treibt an, leitet, wirft sein Urteil bei der Entscheidung auf die Wage. Die Neigung, die den Junioren fehlt, paukt das Vorbild ein. Der Alte Herr begreift den Wert des Brauches, der sich da bildete, und sorgt für Stiftungsfeste, Tradition und bunte Auffahrt.

Aber wie hält der Student Das wirtschaftlich aus? Sichtbar hat der Nachschub aus den Kreisen der Rentner, Beamten, Lehrer nicht nachgelassen. Wird mit Entschlossenheit „durchgehalten“? Die wirtschaftlichen Statistiken, die Angaben über den hungernden Studenten muß man mit Vorsicht bewerten. Noch immer haben die an Feststellung ihrer Notlage Interessierten die Meldebogen peinlich und genau ausgefüllt, eher die Daten etwas verelendet. Drei- unddreißig bis vierzig Prozent mögen wirklich kämpfen; die Anderen haben sich über ihre Lage ausgeschwiegen, da für sie nichts zu gewinnen war. In diesem Betracht wird klar, daß von solcher Stimmenabgabe aus auf Durchschnittsmonatwechsel und Mindestverbrauch prozentual zur Gesamtstudentenschaft nur trügerisch geschlossen werden kann. Dennoch: wie halten die Söhne dieser Stände bei so viel Anforderungen von Bierabenden und couleurhaftem Auftreten, was nicht selten zu Deutschlands Erniedrigung gar nicht paßt, dennoch „durch“? Die Lösung ist nicht schwer. Erst der Student mit der Mütze ist wahrhaft „Student“ für die Bourgeoisie und die Ladnerinnen. An diesem Glanz teilzuhaben, dünkt nie zu teuer erkaufte. Der Bursch hält aus. So fängt es an, in diesem Bezirk in absonderlicher Weise korrupt zu werden. Ich weiß von den Stenotypistinnen einer großen Chemischen Fabrik, die ihre guten Einkünfte gern zur Erhaltung der „Couleurs“ verwenden. Und sehr gesucht sind. Non olet; obwohl es aus Proletarierhänden kommt. Der Vorwurf des Mangels an Sittlichkeit trifft nicht die Mädchen, bei denen die Jünglinge schlafen. Die, auf Korrektheit, Satisfaktion und Ehrenstandpunkt geschniegelt, bourgeois bis ins Mark, sehen nicht die Scheinheiligkeit und das Unmögliche, unentwegt trotzdem stramm in Verachtung und Befehdung des Proletariats zu machen. So tief aber geht der Respekt vor dem Moralgesetz der „höheren, besseren“ Klasse, daß die Mädchen, die ja makellos bleiben, ohne Auflehnung sich darein fügen, daß „ihm“, wenn er Couleur trägt, verboten



ist, sie auf der Straße zu sprechen, zu grüßen, auch nur zu sehen.

Bei Alledem ist ohne Belang, daß auf ein paar Universitäten in diese Studentenschaft gewisse Elemente besonderer, mehr versprechender Art eingesprengt sind. Sie sind nicht als Norm zu nehmen; sind das Gegenteil des wilhelminischen Deutschen oder mit aller Anstrengung bemüht, ihn abzuwerfen; gemeinhin der Freideutsche, durch seine Versuche, elastisch zu bleiben, aufnahmefähig. Unbedingt die sozialistisch-kommunistischen Gruppen, die in jeder Form in ihrer Opposition durch angestrenktes Denken und Willensarbeit motorisch sehr stark wirken. In Heidelberg stößt dazu noch der Typ Stefan George, der aber wegen seiner apolitischen, auf Heroenkult eingestellten Art ebenso wenig hier interessiren kann wie der da und dort vorhandene wissenschaftlich produktive Student, der den Gegenwartigen aus Unsicherheit ausweicht. Auch eine Abart im Nationalen kommt zuweilen vor, die sich beweglich zu erhalten oder frei zu machen sucht, die aber die Aristokratie beschickt, während die große Front vom wüthenden Schlagwort besessen bleibt. Nur ist in ihnen der Drang nach politischer, staatsmännischer Tätigkeit herrschend. Das aber sind Minoritäten, gegen die Masse ein lächerlich kleiner Schwärm. Der Ausblick ist trostlos. Mit der Universität mag, an Aufbau, Reform, Studienplan, getan werden, was will: sie wird immer dieses Auditorium haben und damit zur Wirkungslosigkeit als Kulturfaktor verdammt bleiben, weil es ihr immer wieder aus der Klasse zuwächst, aus der es sich bisher rekrutirte. Carlo Mierendorff.

(2XD

Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin.

Druck Ton Otto v. Holten in Berlin.



Bankhaus  
Fritz Emil Schüler  
DÜSSELDORF  
'Königsallee 21 =  
Für Stadtgespräche: 5403, 5979, 8665, 16386,  
16295,16453 / für Ferngespräche: F101, F102,  
F103, F104, F105, F106, F107, F108, F109  
Telegramm-Adresse: „Effektenschüler“  
Kohlen-, Kali-, Erzkuxe / Unnotierte Aktien  
und Obligationen / Ausland. Zahlungsmittel  
Akkreditive / Ausführliche Kursberichte  
Mitglied der Düsseldorfer, Essener u. Kölner Börse  
Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und  
ausländ. Börsen sowie sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.  
iötto JHotf ieöms  
#ecßn MW 7 / SImJietöom / ^omburg  
Unter den Hinflen 77 Bönfemarft 60  
3faleifcn u. Kenten / UtfttLmünMI Anlogen  
ilmtocififlung fremflet CBclöfortcn 3U fufatttat fteftttgungen  
Slusufjftung alkt #at\U  
und iJocfctrnnöoftioncn  
J&ecepttmfife &uäfunft\* frtrilung uftet 3nflu(fck\*papicrc  
?elegr.: OfCBmotfuo Btrlin - Hlacfftto ^ambutfl ^ Jcnlcum 9153,9154,5088,925,8026



MAXIMILIAN HARDEN  
KRIEG UND FRIEDE  
Zwei Bände Zehnte Auflage  
Geheftet M. 20.-, in Halbleinen M. 40.—  
INHALT:  
Erstes Kapitel:  
Zweites „  
Drittes „  
Viertes „  
Fünftes „  
Sechstes „  
Siebentes „  
Achstes „  
Neuntes „  
Zehntes „,  
Österreich u. Serbien  
Fata Morgana  
Kriegserklärung  
Hochzeitstimmung  
Politik im Kriege  
Die Meerengen  
Patriotismus  
An Herrn Poincare'  
Hirn und Schwert  
Moral im Kriege  
Neunzehntes Kapitel  
Elftes Kapitel:  
Zwölftes „  
Dreizehntes „  
Vierzehntes „  
Fünfzehntes „  
Sechzehntes „  
Siebzehntes „  
Achtzehntes „  
I: Apokalypse.  
Nikolaj Niko-  
lajewitsch  
Zu Haus  
Kriegsziele  
Inselkrankheit  
Revolution  
Habsburgische  
Demokratie  
Neue Welt  
Morgen  
ERICH REISS VERLAG / BERLIN W62  
MAX REINHARDT  
von  
SIEGFRIED JACOBSONH  
Lexikon 8°  
Geheftet M 30.— Gebunden M. 40.—  
Vierte völlig umgearbeitete Auflage  
Jacobsohns Buch Ober den größten Theatermann des  
neunzehnten Jahrhunderts ist das einzige, das sich nicht  
in theoretischen Erörterungen ergeht, sondern das das  
Bild des Künstlers aus seinem Werke heraus formt.  
Jacobsohn gibt ein erschöpfendes Bild der 32 besten  
Schöpfungen, die Max Reinhardt während seiner Di-  
rektionsstätigkeit hervorgebracht hat. Das Buch schließt  
mit einer genauen Statistik sämtlicher Stücke, die wäh-  
rend der Reinhardtschen Direkttonszeit gespielt wurden.  
ERICH REISS VERLAG / BERLIN W62



Jtttfibmosfbinm

Keine Postkarten, sondern nur künst-  
lerische Aktphotographie. Man  
verlange Probesendung. Postfach 2.  
Hamburg 31.

Bad Kissingen. Hotel Bfidel  
gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten  
von den Quellen. Bekannt gutes Hans.  
Auskunft wegen Verpflegung u. Wohnung  
durch den Besitzer A. Büdel.  
Schiffahrts-Aktien / Kolonialwerte  
Städte- und Staatsanleihen / ausländische Kupons  
E. CALMANN • HAMBURG  
| LOUIS MICHELS  
| Bankgeschäft    Berlin W56, Französischeetr. 29  
j Spezialzweige des Effektengeschäfts  
: iiiiirifiiiiiJiiiiifiiiiiijiiiiitiiiiitiiJiriMtiMtiJiJiiiticiiiiiitiiii  
{■ Handel In jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien  
Es.  
Für die Bank- und Handelswelt  
ist  
„Die Zukunft“  
das  
Insertions-Organ  
PreissOfferten und Entwürfe unverbindlich durch die  
Anzeigen -Verwaltung  
der „Zukunft“  
Verlag Alfred Weiner, Berlin W8, Leipziger Str. 39



## DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrgang 29. X. 21 Nr. 5

Kinder...

"^^och ein Halbjahr, nur drei Monate noch so weiter: und Brechreiz leert jedes Zimmer, in das ein Zufallswörtchen, wärs aus zuvor ehrfürchtig behorchtem Mund, über Politik fiel. Die Höflichsten hören heute noch zu, die Eifrigsten reden sogar noch mit. „Das Unrecht hat alle Scham verloren.“ „Natürlich, da wir uns Alles gefallen lassen.“ „Stimmt. Daß Schlappeheit nichts einkauft, ist doch wohl erwiesen. Die Stacheln rauskehren: dann kommt uns Keiner mehr zu nah.“ „Schön gesagt. Wenn wir nur Stacheln hätten. Die sind ja aber mitverschrotet.“ „Wer noch immer nicht sieht, daß die herrliche Demokratie, der berühmte Paria«mentarismus und ähnlicher Klimbim für uns nicht taugt, nur von dem Vernichtungswillen derüblen Bande uns aufgeschwätzt wurde, Der müßte verurtheilt werden, bis an sein Lebens«ende für jeden Schweizerfranc einunddreißig Reichsmark zu zahlen.“ „Nur von der Schuldfrage aus ist das Uebel zu heilen. Das schlimmste Verbrechen der Parvenüs, die jetzt für Deutschland reden, war, daß sie mit dem Friedensvertrag und dem londoner Ultimatum auch die lügnerische Behauptung anerkannten, wir seien allein schuldig an dem Ausbruch des Krieges, der seit Jahren in Berlin heimlich vor«bereitet worden sei. Ehe diese infame Lüge . . .“ „An den beiden Stellen, auf die Sie, Herr Professor,"weisen, steht da\* von nichts. Im Ultimatum kein Wort von Schuld, im Friedensvertrag nur der Satz, für den die Thatsache der doppelten Kriegserklärung ausreichenden Wahrheitbeweis liefert. Nach der Oberschlesischen Sache muß aber auch ich zugeben..."



120  
Die Zukunft  
Wie lange noch? Fast genau so wars in den Tagen von Ver\*sailles, von Spa, von London zu hören. Hat Einer Lust, seine alten Artikel abzudrucken, so kommt er mit winzigen Kor\*rekturen aus; und mehr Leser angelt er auch mit neuen nicht. Der Zeitungverleger kennt seine Kundschaft. t. Sport und Börse, Börse und Sport: Das lockt. Von dem Sporttheil summen die Seligen Knaben der Innen» und Außen»Politik: „Er über\*wächst uns schon an mächtigen Gliedern, wird treuer Pflege Lohn reichlich erwidern.“ Deshalb die „große Aufmachung“ für die zweite Fahrt Karls von Habsburg in Horthys Hunnen\*land. Sport. Deutsches Flugzeug. Diesmal mit Majestät Zita, der geistig stärkeren Eehälfte, und mit passender Uniform (Ostern, in Stein am Anger, mußte sie einem Dickeren ab\*gepumpt werden). Höchst fesch von der Frau. Beinah Panne oder Absturz. Aber sie Schaffens. Auch militärisch? Treu\*gefühl der Truppen für den angestammten Kriegsherrn war einmal. Wenn eine Sache, worin der alte Andrassy sein Händ\*chen hat, gelänge, wärs ein Wunder. Aus dem verriegelten Schließchen Totis schluchzt Carlinos Stimme: „Hör auf den Klang der Zita und öffne mir das Gitta . . .“ Das war nie Politik. Immer Sport. Eindeckerflug um die Stephanskronen. Das zieht. Drum ganze Seiten mit Sperrdruck und Fettköpfen. Trotz Kabinettskrise, Schanddiktat, siedendem Nationalzorn, dem Mutterschoß Germaniens räuberisch entrissenen Kindern. Horchet: kaum irgendwo spricht Jemand davon. „Finden Sie nicht, daß Kattowitzer eigentlich noch billig sind?“ „Indi\*sches Grabmal? Nee. Aber der gekurbelte Boxkampf Demp\*sey»Carpentier ist sehenswerth.“<sup>4</sup> Regt sogar zu nützlichem Nachdenken an. Der Franzos, der zuvor in jedem Ring siegte, klagt nach der Niederlage nicht über tückische Frontzermürb\*ung, Todesstoß vom Dolch flau zweifelnder Landsleute, leug\*net den Sieg der Uebermacht nicht, wähnt sich nicht von ihm entehrt. Er freut sich der Kraft und Gewandtheit, die ihn wider den Kolossus so lange aufrecht hielt, zieht unter die Fehlrechnung einen Strich und fängt was Neues an. Daraus ließe sich lernen. Was Neues; schenket, endlich, der Welt einen vorwärts weisenden Schöpfergedanken. Oder die Republik sinkt unter den Werth eines geflickten Kehrrichtfasses.  
»  
i



Kinder.

121

Vor drei Wochen stand in der Zeitung, der Reichskanzler habe Führer der vier Fraktionen, die sich zu Regirung Deutsch» lands (und Preußens") berufen glauben, „zu einem Abend« imbiß geladen, an den sich eine Aussprache über das Thema der Kabinetsumbildung schloß". Außer dem Wirth waren noch vier Herren anwesend, denen einmal der Titel „Reichs« kanzler" gebührte und die ihn noch immer, wohl bis an ihr seliges Ende, gern, vor und nach „Imbissen", ihrem Namen vorsetzen lassen. (Fünf: just so viele wurden von 1867 bis 1917 verbraucht.) „Wie wir hören, nahm die Besprechung einen recht gedeihlichen Verlauf." Zweifelte Einer? Ehe noch das Kaffeegeschirr abgewaschen war, ging schon Gerücht von naher Knüpfung des ersehnten Vierbundes. Koalition, hatte Herr Scheidemann, Reichskanzler a. D., auf dem görlitzer Parteitag gesagt, „bedeutet Arbeitgemeinschaft, nicht Ge« sinnungsgemeinschaft". Ein Kabinet kann, nach diesem Spruch der Weisheit, also aus Leuten bestehen, deren Urtheile über politisch Nothwendiges und Mögliches durch tiefe Gräben getrennt sind. Urworte; orphisch. Oder parvisch? Einerlei. Schon hörten wir, der neue Bund habe zunächst die Wieder» wahl des Reichspräsidenten gesichert. Der war „in eine Lohn» bewegung eingetreten"; in eine berechnigte: bei den Preisen von heute kann er mit dem Gehalt vom Frühjahr 19 den Kram nicht weiterführen. „Zuzug fernzuhalten"; sonst meldet sich Einer, der gern draufzahlt, also den Ruch des fluch» würdigsten Kapitalismus in den Kleidern hat, aus allen Poren schwitzt. Dagegen, hieß es, ist vorgesorgt. Fest und treu sitzt der Dickstämmige auf dem Polster der „breiten Koali» tion". Auch die große nannte man sie; noch lieber „Koali» tion der Mitte". Woraus sich ergab, daß die „revolutionäre" Sozialdemokratie in aller Stille Mittelpartei geworden ist. Be» greiflich. Von dem Fabrikvolk, der Menschheit aus Schacht und Hütte blieb ihr nicht viel. Sie hat, bis in Vorderstüb» chen hoher Behörden, die Beamten der Staaten, Privatbe« triebe, Gewerk» und Genossenschaften, den Schwärm ihrer Parteifunktionäre, die nicht nur von Judenhaß gestimmten Kleinbürger und drüber Manchen, der bedenkt, daß sie drei Jahre lang mitregirt hat und allerlei Wünsche erfüllen kann. Das Recht auf Gesandtenposten, Reichs», Staats» und



## Die Zukunft

Gemeindeämter verleiht Rang und Charakter der Mittelpartei. In zwei Stunden muß klar zu ermitteln sein, ob sie mit der Deutschen Volkspartei, die ihr gestern das abscheulichste Kapitalistengebild schien, sich über die nächsten Steuerfragen verständigen könne. Muß? Dem Imbiß folgen Sitzungserien. Heute wird Doktor Hinz, morgen Direktor Kunz zugezogen. Die Fraktionen tagen einzeln, zusammen, werden zum Reichs\*Präsidenten geladen, mit der Wissenschaft „führender Ka»binetsmitglieder" gespickt. Wird die Koalition? Sicher. Aus\*geschlossen! Noch ist Alles in Fluß. Die berliner Gemeinde\*wahl lehrt, daß die Fluth des Nationalismus schwillt und die Ebbe der bürgerlichen Demokratie fortwährt. In Berlin, der Jahrzehnte lang von ihnen beherrschten Gemeinde, er\*ringen diese Demokraten nicht ein Zwölftel der Sitze, weniger als die Kommunisten, kaum mehr als eine in schwankender Erscheinung schwebende Wirthschaftspartei. Hauptgewinner sind die Deutsch»Nationalen. Weil nur sie seit 18 nicht mitregirt haben und, wie zuvor mit gleichem Nutzen die allverneinenden Sozialdemokraten, emsig die Fehler und Sün\*den schlechter Regierung bloßen. Nun wäre doch wohl bün\*dige Antwort auf die Frage möglich, ob breite, ob schmale Koalition werden solle. Nein. Neue Sitzungen der Fraktio\*nen, des Kabinetts; ein Dutzend, ein Schock. Bis Oberschle\*siens Schicksal entschieden ist. Länger noch. Kinder . . .

\*

In dem Brief, der den Rücktritt des Kabinetts anzeigte, hat Herr Wirth gesagt, durch die Bestimmung der deutsch\*polnischen Grenze sei „für die Politik des Reiches eine neue Lage geschaffen worden". Das war der Seufzer eines Ent\*täuschten, der auf eine Prämie für die Bewährung guten Wil\*lens gerechnet hatte. Schonunglose Ausführung harter Ver\*tragsbedinge, die einmal unterschrieben und oft verdammt wurden, schafft keine neue Lage. Die konnte der Kanzler seiner Regierung an dem Tag bereiten, da der Abgeordnete Hergt ihm Reichsschutzgemeinschaft anbot. Geschwind einschlagen, im Reichstag die Deutsch\*Nationalen zu Entschleierung ihrer Abwehrpläne zwingen: dann drang der Vorwurf nachgiebi\*ger Schlawfrucht nicht mehr durch die Wände des Kabinetts. Im Bund mit den Nationalen wäre die Neutralisirung Ober\*



Kinder.

123

Schlesiens, die immerhin erträglichste Lösung (weil sie das Land nicht zerriß und vor Bandenkrieg schützte), zu erlangen gewesen. Verpaßte Gelegenheit. Zweite: als Preis für den unzeitgemäßen Wiesbadener Lieferungsvertrag, der in England das Wetter verdarb, aus Paris die Zusage zu sichern, daß Zeit gelassen werde, die Oeffentliche Meinung auf den Verlust deutschen Hoheitsrechtes über das oberschlesische Industriegebiet vorzubereiten. Enttäuschung darf, wie Liebe und Haß, Zorn und Rachsucht, niemals ins Staatsgeschäft dreinreden. Die Fraktionen tagten weiter. Soll man protestiren? Mit ganz besonderer Wucht? Wird das „Diktat“ nicht schon dadurch anerkannt, daß Deutschland der Aufforderung folgt, zu Wirthschaftsverhandlung mit Polen einen Kommissar zu schicken? Ist nicht sonnenklar, daß die Entente diese Verhandlung gar nicht erzwingen kann? An solche Kinderei werden Tage vergeudet. Große, breite oder kleine, schmale Koalition? Wird die Verantwortlichkeit für die Hingabe oberschlesischen Landes nicht die Wahlaussicht schwarz umwölken? Alles wie in dem Gepfauch und Geflenn um Versailles und London. Wieder in der letzten Stunde hastig ein Kabinet hergerichtet, eine „Erklärung“ zurechtgemacht; und wieder lasen wir: „Durch den Reichstag ging ein Aufathmen, als bekannt wurde, daß Herr Wirth sich entschlossen habe, die neue Regierung zu bilden.“ Daß es so kommen werde, kommen müsse, konnten nur Kinder bezweifeln. Politik wird aus bewußtem Handeln Erwachsener. Herr Wirth mußte bleiben; und ist geblieben. Doch nicht stattlicher umgeben als zuvor und ein Bischen dadurch persönlich beschädigt, daß auch er nun Enttäuschung, Schmerz, Zorn plakatiren mußte; im Grund also zugab, Ethos und Vernunft des Gegners überschätzt zu haben. Sollte er, fragt Patriotengrimm, für den Schandspruch etwa mit einem Kratzenfuß danken? Wuthausbruch und andere Gefühlswallung ist dem Einzelnen, im Bezirk seiner Haftbarkeit, unverwehrt. Einer Nation wird geschadet, wenn ihre Wortführer sich zwar hartem Gebot fügen müssen, durch laute Verfluchung der Gebietenden aber ihr Herr erleichtern oder den Beifall Empörter erbuhlen. Daß Deutschland nur durch Verständigung und Arbeitsgemeinschaft mit den Feinden von gestern ge-



nesen kann, hat der stolze Hetr Stinnes neulich einem Aus«  
länder gesagt. Einem Franzosen General Ludendorff, daß  
wir wehrlos seien, an Rachekrieg nicht denken können, gern  
aber mit dem „Feindbund“ gegen Lenins Schaar marschiren  
würden. (Was wäre mir geschehen, wenn ich je so gesprochen  
hätte 1 Handgranaten oder nur noch ein paar Kübel voll Jauche?  
Schon vor achtzehn Jahren schrieb Strindberg: „WirdHarden  
je zum Giftbecher verurtheilt, so gewiß für das Verbrechen  
des Sokrates: ‚Ich bin nicht Athener, ich bin Weltbürger!‘“)  
Ist Auflehnung also nicht möglich, Verständigung Notwendig\*  
keit, dann wird die Lust, dem Diktator der Stunde ins Ge<  
sieht oder auf die Rockschoße zu speien, dem deutschen Volk  
allzu theuer. An Protesten hats, seit die noch, hoffe ich, un«  
verdorrte Hand des Ministers Müller in Versailles nach dem  
Füllfederhalter griff, an den wuchtigsten nicht gefehlt. Auf  
unserem Planeten lebt Niemand, der nicht weiß, daß den  
Deutschen die Friedensbedinge so ungerecht, so unsinnig  
scheinen wie je Siegerswillkür einem Besiegten. Dieses Ge«  
fühlsurtheil wird nur abgeschwächt, wenn wir nach jeder Ent\*  
Scheidung über Vertragsbruch zetern. Stünde all Das nicht in  
dem Pakt: warum ward sein Inhalt als Höllensud verschrien?  
Niemals wird Mitleid mit Deutschlands Pein ihn lindern;  
nur die Erkenntniß, daß er den Siegerreichen Schaden bringt.  
Wie hoch das Himmelslicht dieser Erkenntniß gestiegen ist,  
lehrten die letzten Reden der Herren Churchill und Lloyd  
George, Noblesse und Briand (in SamtoNazaire und in  
Paris), englischer Kaufleute und amerikanischer Senatoren.  
Ein in Eis gekühlter Satz über die Thorheit, am Tag tiefster  
Europäernoth ein von behutsamer Meisterschaft gepflegtes  
Industrieland zu verkrüppeln. Danach die Kundigsten zu Ver»  
handlung mit Polen. Vier Westvölker, die aus Oberschlesien  
Millionenzins hoffen, sind hier an unsere Seite gezwungen. Die  
UnvernunftlangwierigerFremdbesatzungundthurmhoherTri»  
butziffern erweist sich von selbst. Würde sich nur in Ruhe. Hat  
der Sieger den Banden alten Wahnes sich nicht zu entreißen  
vermocht, so stehe er beschämt vor dem neuen Geist des  
Besiegten. Nur nie wieder solche Kabinettskrisen, Kinder...



Deutscher Geist und deutscher Staat

125

Deutscher Geist und deutscher Staat

Und wenn Du ganz Dich zu verlieren scheinst,

Vergleiche Dich, erkenne wer Du bist.

Goethes Tasso.

Hoch schwebt ein Freiballon, von den Winden gehoben,

gaukelnd vor dem ewigen Licht, mit Männern in

der Gondel, die Mut und Phantasie ins Abenteuer des

Kosmos leiten, führerlos, ohne Motor und doch befähigt,

durch einen Handgriff das Gas zu entlassen, das sie zu

Gästen des Luftraumes macht, um allmählich oder rascher

in die begrenzte Wirklichkeit zu sinken. Langsam folgt ihm

ein Fesselballon, der mühsam von einer Klippe zur anderen

Anker setzt, beschwert mit dem Leitseil, gefahrlos, mäßig

hoch, gebunden an diese Erde.

Geist und Staat, vorfliegend und folgend.

Immer, wenn dem vorfliegenden Geist der an die Feste

gebundene Staat folgte, entwirkte er rascher Form um

Form; und wurde Athen aus einem kleinen Wandervolk

auf enger Insel fast zum Beherrscher der damals gekannten

Welt, so schlafen Dies Blick und Glaube, die die Lenker des

Staates auf die Geister unbeirrbar richteten. In weitem

Abstand folgt heute ein anderes Inselvolk.

Wenn es wahr ist, daß sich in Krisen Menschen und

Völker mit ihren Nachbarn vergleichen sollen, so hat kein

Volk durch kritische Propheten stärkere Förderung erfahren

als das deutsche, keins hat unerbittlichere Warner gehabt,

die mit kalten Schlüssen das Falsche erwiesen; keins hat

\* schlechter zugehört. Aus dem Zwiespalte der deutschen

Seele,, die denken kann und handeln möchte, haben sie Alle,

von Herder über Hölderlin und Goethe bis zu Nietzsche, die

wunderliche Problematik von Menschen hergeleitet, die sich

so lange vergraben, bis das Licht des Tages nicht mehr in

den Stollen ihres Denkwertes dringt: die immer proben,

dem Vordermanne nie glauben, und so, bei unbestechlich

grübelndem Individualismus, aus einer Zahl kostbarer Per-

sönlichkeiten niemals ein kostbares Ganzes formten.

„Weil nun aber (schrieb Goethe während der Niederlage



Preußens) jeder bedeutende Einzelne Not hat, bis er sich selbst ausbildet, so entspringt, da der Deutsche nichts Positives anerkennt und in steter Verwandlung begriffen ist, ohne jedoch zum Schmetterling zu werden, eine solche Reihe von Stufen, daß der treueste Geschichtschreiber nicht nachkommen könnte. Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel; und doch bilden sie sich gerade das Umgekehrte ein. Verpflanzt und zerstreut, wie die Juden, in alle Welt müßten die Deutschen werden, um die Masse des Guten, ganz und zum Heil aller Nationen, zu entwickeln, die in ihnen liegt." Aus diesem Schicksal vollen Widerspiel scheint sich eine gesetzhafte Folge des deutschen Geistes zu entwickeln: dann aufzublühen, wenn sein Staat, machtlos nach außen, verworren im Innern, mit sich und den anderen kämpft; aber zu welken, werm der Staat, der ihn zur Blüte treiben sollte, mächtig und einig atmet. Auch anderswo wachsen nicht dauernd Staat und Geist an einander, doch sie nähern sich zuweilen und machen aus dem Zweikampf einen Wettkampf: hohe Zeiten der Nation.

In der einzigen Revolution, die die Deutschen wagten, doch etwas verschämt Reformation benennen, steht zum ersten Mal großen Stiles der deutsche Geist auf gegen den Staat. Schon seine Vorläufer zeigen sich international: am Liebsten und Längsten haben Reuchlin und Erasmus in Paris, Italien und der jungen Schweiz gelebt.

Da steigt an einem Ende des Horizontes der quadratische Kopf Luthers empor, des deutschen Politikers, aus dem Binnenlande, eines sächsischen Handwerkers trotziger Wuchs. Aber zugleich hebt sich am anderen Ende das zart gezüchtete Profil des jungen Kaisers vom Horizont ab, und wie er eintritt, mächtig wie Keiner, jung, hochbegabt, frühreif: scheint er nicht geschaffen, dem neuen Geiste den Arm der Welt zu bieten? Beschwörend treten vor ihn die Rufer im Streit; den Geist der neuen Zeit zu erkennen, ruft Hutten ihn an, und hätte Karl der Fünfte das Stichwort seiner Zeit erlauscht, anderthalb Jahrhunderte Krieg und Zerstörung, Ohnmacht und Spaltung hätte er seinem Reich\espart. Was tut er nun! Den Geist der Zeitwende



citirt er vor seinen Reichstag zur Verantwortung, möchte ihn verbrennen'explärt ihn in die Reichsacht, der Deutsche

■

Kaiser den deutschen Geist: Symbol der Reichsgeschichte. Und wie zur selben Zeit kommunistische Bauern Dörfer und Ebene durchrauschen, Fahnen schwenken, rote Fahnen, die Käse und Brot im Wappen führen, freilich tut Luther, was meist das Los der ersten Revolutionäre wurde: er flucht auf „diese Mörder und Räuber“, weil sie sein Programm bis zum Ende führen. Der Kaiser aber schickt einen General aus mit gut gerüsteten Truppen; die Reichswehr schlägt die Revolte nieder. Es glückt; doch Niemand hat Etwas dabei gelernt.

Ist Dies nur Stil der Zeit? Drüben, ein paar Schritte von Kaiser Karls Landen, auch da treten dem Vetter Luthers die Urkantone entgegen; aber bei Kappel kämpft nicht Volk gegen Söldner, kämpfen Bergbauer wider einander; und in diesem fürstenlosen Staate erkennt man rasch, daß sich Probleme des Gewissens nicht lösen lassen. Man läßt die Frage auf den Schlachtfeld liegen, nimmt und gewährt Toleranz und lebt kampfflos vier Jahrhunderte neben einander. Deutschland braucht ein Jahrhundert und mehr, um am Ende doch auch nur Toleranz zu erklären. Nicht um zwei Konfessionen, um Riten und Symbole allein: es geht um alten und neuen Geist, da nun Fürsten und Städte, Bauer und Bürger gegen einander rennen, das Deutsche Reich in Brüche fällt, Mietlinge fremder Eroberer in Europas Mitte sich bekriegen und versöhnen, auf Kosten des Reiches. Genau zu dieser Kampfzeit blüht, wie nie zuvor, der deutsche Geist.

Das ist nicht blos der Luther-Kreis, es sind auch Deutschlands größte Maler und Bildner, die aus der Revolution erstehen: Cranach malt Luther, Hans Sachs singt ihm Lieder, Städte und Kaufleute, der neuen Bewegung folgend, machen Dürers, Vischers, Kraffts Entwicklung durch ihre Aufträge erst möglich, sie alle sind des Reiches innerer Feind, und während sich der Deutsche Kaiser von dem Ausländer Tiziano Vicellio malen läßt, muß der Deutsche Holbein nach England auswandern, um den fremden König



Heinrich mit zwanzig Kavalieren durch seinen Pinsel unsterblich zu machen.

Unter den dröhnenden Gedanken neu befreiter Denker erzittert die Erde selbst, aber der Domherr von Thorn, der krakauer Hofrat, vom Staate, nicht von der Kirche allein verfolgt, hüten sich, ihre Weltgeheimnisse zu enthüllen: Keppler flüchtet von Ort zu Ort, Kopernikus aber sagt es Keinem, nur dem Weisen, und läßt sich erst im höchsten Alter bestimmen, seine Lehre überhaupt aufzuschreiben.

So verliert das musische und platonische Volk der Deutschen alle Schlachten der Politik: deutscher Geist steigt von allen Seiten zu Europas Höhen empor, indessen deutsche Macht unter dem Hammer Europas schwindet. Ringsum trägt sichs anders zu. Überall wuchert der Geist aufs Neue aus altem Gemäuer, doch er sprengt nicht die Fugen, sondern verbindet die Stücke. Überall steigert der Geist den Staat zur Macht und kräftigt sich selbst zugleich am Staat. Durchhallt von Kämpfen Aller gegen Alle, centrirt nur vom Gedanken einer Italia Unita, zeigt sich Italien zu gleicher Zeit durch Kultur (Das heißt: durch Macht des Geistes) so gefestigt, daß es Kritik verträgt von Ariost bis Aretino, und während die deutsche Kirche, nur durch des Kaisers Reaktion gestützt, mit voller Wucht den neuen Geist bekämpfen kann, duldet die römische lächelnd die Stürmer alter Bilder und setzt für immer Buonarottis heidnische Genien neben den reisigen Julius, Raphaels eklektische Heiterkeit neben den reifen Leo, Pinturicchios antikische Venus-Madonnen neben den Stier des Borgia. Und so ist es in Holland, wo die Namen Rubens und Rembrandt eben zu jener Zeit aufsteigen, in der sich die Niederlande zur kolonialen Großmacht entwickeln, in England, wo die selbe Seite der Geschichte Elisabeths Bildnis neben das des Dichters rückt, ähnlich in Spanien, wo noch Philipps des Zweiten Ende und des Dritten noch immer gewaltige Herrschaft von Cervantes über Lope bis zu Calderon begleitet wird.

Vollkommen wie nirgends verschmelzen die Linien des Geistes und der Macht in Frankreich, wo in die Kurve vom Dreizehnten zum Vierzehnten Ludwig die andere von Rabe-



lais über Corneille bis zu Pascal und Moliere mündet. Hier vermag nicht einmal mehr der allmächtige Kardinal die Aufführung des unbequemsn „Cid“ auf der Hofbühne zu hindern und der Sonnenkönig selber fühlt sich frei genug, um in seinem Schloß dem Hofdichter Ironien zu gestatten, mit denen er die Pretiosen seines Hofes behängt. Dann ist es kein Wunder, daß zu entscheidender Zeit, wenn die Macht verfällt, die Kraft von Pascal und Montaigne den Kritikern ihres Volkes zum natürlichen Kampfmittel emporwächst, um eine Umgestaltung des" Staates zu erzwingen: elastisch führt jene Linie weiter zu Voltaire und Rousseau, die dann mit einem halben Dutzend Büchern die große Revolution gemacht haben.

In Deutschland vermag kein aufgeklärtes Genie den Staat zu ändern. Je freier die Geister werden, um so starrer wird er; und dennoch bleibt er der Stärkere. Hier kann das Jahrhundert der Aufklärung nur Reaktion erwirken. Neuer Aufschwung des deutschen Geistes zur Zeit neuen staatlichen Niederganges, und wie der Geist bei kleinen Fürsten unterschlüpft, bleibt er, ein Schmuckstück, praktisch ohne Macht. Weimar selbst, das legendäre Beispiel, bleibt unfruchtbar im politischen Sinn; und die zehn Jahre, in denen Goethe das Übermenschliche leisten, in deutschen Landen Geist in Macht verwandeln will, qualvolle Versuche an untauglichem Objekte, enden in Resignation. Hell strahlt der Widerspruch aus den Spalten der Geschichte, die genau zwischen 1720 und 1830, während das Deutsche Reich in dumpfen Träumen stöhnt, Heraufkunft, Blüte und Ende aller der Genien verzeichnet: von Klopstock und Lessing, über Wieland, Herder und Schiller zu Goethe, von Gluck und Händel über Haydn zu Mozart, Beethoven und Schubert, von Kant über Sendling zu Hegel.

Alle beinah sind Freigeister, applaudiren der Wendung in Frankreich, sogar platonische Einsiedler wie Kant und Herder. Doch Deutschland schläft und stöhnt. Gluck und Händel müssen nach Paris und London, Kant und Schelling werden vom Staat gerüffelt. Indessen sich in der klaren Luft eines neuen Morgens die Geister verbrüdern, zwingen die Fürsten ihre Söldner zum Kampf. Karl August, auf 10\*



## Die Zukunft

Keinen seiner Dichter so stolz wie auf Amt und Titel eines preußischen Generals, zieht mit dem Preußenkönig gegen Volk und Geist von Voltaire und Diderot, um Frankreichs Könige von gestern wieder einzusetzen.

Da ist es denn in einer Welt, die am Ende doch von Ideen dauernder bestimmt wird als von Mitrailleusen, nur logisch, daß das erste Volksheer der Geschichte diese verschlafenen Fürsten schlägt. Valmy. Und Goethe, der einzige Civilist im Lager, tut am Abend der Niederlage den Ausspruch: ^Von hier und heute beginnt eine neuer Abschnitt der Geschichte; und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen!" (Zum Vergleich: ein Rudolf Herzog in Moltkes Lager in Luxemburg, am zehnten September 14, nach der Schlacht an der Marne zu befragen ...)

Mit dem Beginn des nationalen Aufschwunges verstummen die Stimmen der führenden Geister, ein paar Dichter dritten Ranges treten auf, ohne Epoche zu machen, Fichte wird um seines vergänglichsten Werkes willen berühmt, Hegel, der seine Phänomologie (symbolisch) in Jena während der Schlacht beendet hatte, verflacht, als er sich verstaatlicht.

Einer wäre geschaffen gewesen, die Brücke zu schlagen, doch auch er verzagte rasch an der Möglichkeit zur Tat in deutschen Landen, In Schiller hatte Cotta auch das große politisch-journalistische Talent erkannt, zur Leitung einer großen Staatszeitung wollte er den Mann berufen, den Ehrgeiz, Zeitsinn, Pathos dahin zogen. Doch Schiller zog sich lieber in die Lorberwaldung seiner Dramen zurück. Neben einander wirken um jene Zeit die beiden stärksten Exponenten, der Staat- und Geistesmacht in Deutschland, ohne einander je doch zu finden: Friedrich und Goethe. Aufklärer Beide, Beide Platoniker und Praktiker, der Staatsmann auch Dichter, der Dichter auch Staatsmann. Der König viel länger als Goethe verworren,, ehrgeizig, unbequem, eitel, und doch im Grunde erst nach dem furchtbaren Sieg über die große Koalition, die seine jugendliche Ruhmsucht verschuldet hatte, erst im Alter zum Großen Friedrich heranwachsend. Jetzt, als er endlich seinen Dämon am Zügel führt, durch Selbstbeherrschung Goethen angenähert, jetzt



soll er ihn treffen. Schicksal, daß sie in Potsdam einander nicht begegnen! Doch wars wohl auch zu spät: Friedrich Sechshundsechzig, Goethe achtundzwanzig. Seinen Angriff zu Gunsten verblichener Gellerts hatte Goethes Respekt -vor dem Genius unbeantwortet gelassen, nachdem er schon eine Abwehr entworfen; als aber der König seine Werber nach dem Weimarischen schickt, da erlebt sich der Kriegsminister Goethe und stellt dem Friedrich ein Bein. Gleichnis-hafte Augenblicke, wo Geist und Staat in Deutschland durch ihre höchsten Vertreter sich berühren. Gleichnis des alten Mißtrauens, Schicksal des Vorübergehens.

Stein war der Nächste und Letzte, der geschaffen schien, die Mächte zu versöhnen; doch weil er dem Staate die Rüstung machte, setzte der König ihn ab, vertrieb und ächtete ihn. Hochkultivirt,. obwohl preußischer Staatsmann, doch aus dem Nassauischen, verzeiht er dem Dichter seinen Internationalismus, und wie sie sich im kölnen Dome sehen mnd Arndt hinter Goethes Rücken eine böse Glosse gegen diesen Vaterlandlosen anregt, winkt Stein ihm ab: „Im Politischen können wir ihn freilich nicht loben. Laßt ihn aber nur, er ist zu groß."

Als der Aufschwung vorüber ist, an dem die stärksten Geister der Nation keinen Teil genommen, nun erst, als Reaktion, Verfall, Zerklüftung wiederkehren, öffnet vorsichtig der deutsche Geist von Neuem seine still geschlossenen Blüten und wieder wird die Zeit staatlicher Wirrniß und Schwäche, 1820 bis 70,. gekrönt von den Namen Hebbel und Heine, Weber und Schumann, von Schopenhauer und von jenen Naturforschern, deren Wirken den Aufriß einer neuen Zeit ermöglicht.

Warum erzählen, was wir Alle schaudernd miterlebten?

Warum in ein System zwängen, was sich an Niedergang des deutschen Geistes seit der Einigung des Reiches zugetragen?

Dies ist gewiß: seit wieder eine Macht da ist, ihn zu schützen, verschwindet nach seinem Schicksalsgesetze der deutsche Geist an die Peripherien der Städte, in die Studirzimmer und Ateliers der Unkaiserlichen; die Besten ziehen sich vom staatlichen Leben zurück; wieder kommen, seit wir hier nach außen Macht, nach innen Einigung vorstellen, die



### 132 Die Zukunft

ijaler aus Frankreich, die Dichter aus Nordland, Erzieher, Ethiker aus England. Wir aber machen nur noch die besten Maschinen, die billigsten Verfahren und freuen uns des Glanzes. Der einzige Geist von Jahrhundertgröße, den Deutschland in dieser Zeit ertrug, Nietzsche, trennt sich gleich in den ersten Jahren vom Reich und wird von ihm nur zu den bittersten Epigrammen verleitet.

Je ne suppose rien, j'expose. Vielleicht bewährt es-sich aufs Neue, dies wunderliche Gesetz, und giebt uns morgen den Anfang einer neuen Bahn zu schauen, die, von einem machtlosen Staat unbeschwert, den Geist wieder fliegen lassen könnte. Vor hundertzwanzig Jahren wurde in Weimar das Distichon geschrieben:

„Deutschland? Aber wo liegt es, ich weiß das Land nicht zu finden:

Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf."

E mil Ludwig.

®

### Der Mensch im Lichtbild

Wenn allgemeine Gedankenrichtungen und Weltanschauungen, die das geistige Leben ganzer Geschlechter und Zeitabschnitte beherrscht haben und die die Grundstimmungen und Lebenswertungen dieser Geschlechter und Zeitspannen zu begrifflichem Ausdruck bringen, in den Zustand der Krisis oder des Absterbens eintreten, dann pflegen sie ihre Eigentümlichkeit und ihren Gehalt oft mit besonderer Wucht zu entwickeln. Als wollten sie, allen Einwänden zum Trotz, gerade durch die Gewalt und Eindringlichkeit ihrer Entladung ihr gutes Recht erweisen und durch die Stärke, mit der sie ihr Wesen veranschaulichen, ihrer Verabschiedung und Überwindung vorbeugen. Diese Erscheinung läßt sich durch zahlreiche Hinweise auf die Geistesgeschichte belegen und verdeutlichen. Die hellenistisch-römische Kultur glühte in bedeutsamen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, der Philosophie gerade dann auf, als sie ihre innere Morschheit nicht länger verdecken konnte und der vordringenden Weltmacht des Christentums den Platz räumen mußte. Das Zeitalter der Aufklärer fand in Gottsched einen seiner der

\



charakteristischen Vertreter, als die Kennzeichen seiner Überlebtheit immer deutlicher wurden und seine Totengräber schon vor der Tür standen.

An dieses Verhältnis wird man unwillkürlich erinnert angesichts des lauten Gebarens der Kinos und der Menschen-darstellung im Lichtbild. Denn diese Darstellung erscheint wie ein letzter und höchster Triumph jener mechanistisch-rationalistischen Weltauffassung, die mit der Begründung der mathematischen Naturwissenschaft zu Beginn des sieben-zehnten Jahrhunderts erwuchs und seitdem, trotz mannich-fachen Abwandlungen, Abschwächungen und Ergänzungen, das Denken weitester Kreise in Europa bestimmt. Diese Weltauffassung verliert allerdings, wie dem Unbefangenen täglich klärer wird, immer mehr an Boden. Die Wissenschaft und Philosophie der Gegenwart arbeiten unter vielfältigen Begründungen, mit angelegentlichem Bemühen und sicht-barem Erfolg, an der Entwicklung eines neuen Weltbildes. Die Kunst und Literatur, in denen das Ringen um einen neuen metaphysischen Wurzelboden besonders fühlbar ist, liefern für diesen tiefen und folgereichen Umschwung höchst wichtige Beiträge.

Da sieht es nun so aus, als ob sich die alte mechanistische Art der Lebensauffassung und Lebensdarstellung noch ein-mal in aller ihrer Stärke emporrecken wolle, um ihr Wesen und ihre Eigenart in kräftigen Leistungen auszusprechen und ihr Daseinsrecht zu erweisen. Wir wissen, daß auch die Entstehung und der Aufschwung des Lichtspieltheaters in innerem und notwendigem Zusammenhang mit allgemeinen Geistesrichtungen steht. Und diese Beziehung des Kinos zu der allgemeinen, noch heute weitverbreiteten Form einer rationalistisch-mechanistischen Metaphysik prägt sich in der Wiedergabe des Menschen, seiner Geberden, seiner Haltung, der seelischen wie der körperlichen, seiner Schicksale, seiner Handlungen mit unverkennbarer Deutlichkeit aus. Sind es denn Menschen, deren Bild da auf der Leinwand erscheint? Fehlt nicht Alles, was den Menschen macht? Entzieht sich das Seelisch-Menschliche nicht der Darstellung durch das Lichtbild? Ist nicht Das, was uns da als menschliches Sein und Leben vorgeführt wird, ein einziger grober Verstoß



134  
Die Zukunft  
gegen das Wesen und den Sinn dieses Lebens? Zunächst bedingt das Fehlen der Sprache eine beklemmende Mißachtung und Verschiebung des menschlichen Wesens. Denn die Sprache ist das natürliche Organ der Übermittlung seelischen Seins an die Außenwelt. Der Brief, der, wie in so vielen kitschigen Theaterstücken, auch im Kino seine fatale und jeden feiner empfindenden Menschen ärgerlich stimmende Rolle spielt, ist ein Zeichen der Unfähigkeit, Seelisches im Lichtbild zur Darstellung zu bringen. Aber die Pantomime? Die Tänze? Da sind die Menschen doch stumm. Wirklich? Wird nicht aus Bewegungen, Gebarden, Mienen ein sehr beredtes Leben? Haucht hier nicht eine zwar leise, doch sehr verständliche Sprache? Und ferner: bewegen sich denn die Menschen im Lichtbild nicht auch? Man muß sehr stumpf, für seelische und künstlerische Wertunterschiede blind sein, um die tiefe Verschiedenheit nicht zu gewahren. Erstens stehen alle seelischen und körperlichen Bewegungen bei Tanz und Pantomime in innerem und maßvollem Verhältnis, in einer nachlebbarer Harmonie zu dem Sinn und der Bedeutung des Ganzen. Alles rundet sich hier zu einer in sich ruhenden, organischen Einheit. Die Kraft einer Geberde übersteigt nicht zerstörend das Maß an Geltung und geistigem Werte, das dem Ganzen eigen ist, sobald und sofern es sich um eine Pantomime oder um Tänze handelt, denen ein künstlerischer Rang zukommt. Aber dieses Maß fehlt gerade dem Lichtbild. Das lebt von Übertreibungen, Verzerrungen, Überhöhungen, Gewaltsamkeiten: es ist in künstlerischem und seelischem Sinn eine gigantische Mißgestalt. Und die Bedingungen seines Entstehens verlangen eben so wie die Forderungen, die das Auge des Zuschauers und die ganze Raumgestaltung erheben, solche Durchbrechung der ästhetischen Gehaltenheit. Da das Ohr ausgeschaltet bleibt und der Eindruck nur dem Auge zugemutet wird, müssen ihm ungewöhnlich starke Reize zugeführt, muß es mit allen Mitteln angelockt, festgehalten, zur Arbeit ermuntert werden. Doch ist nicht das Auge, das zu Betrachtung von Gemälden oder Statuen aufgerufen wird. Was die Malerei bietet, ist als Kunst bewußte Entfernung von der alltäglichen



Wirklichkeit, Befreiung von dem Leben, auch dem ungewöhnlichsten. Und deshalb vertieft und durchseelt sich für den Zweck ihrer Erfassung unser Auge; das künstlerische Sehen erschaut ein Reich, das nicht von dieser Welt ist. Das Auge des Kinopublikums dagegen ist von jenem Akt der Beseelung frei. Denn was es sieht, soll angeblich menschliches Leben sein, Wirklichkeit, Existenz in Zeit und Raum, empirische Realität, Gegebenheit, die bestimmt ist durch das Gesetz der Natur. Keinem Kinobild, auch denen nicht, die Gespenster- oder Detektivgeschichten behandeln oder Fabeln, Märchen, Phantasmagorien irgendwelcher Art zu versinnlichen suchen, ist innere Lösung von der Empirie, ist die Erhebung in eine höhere Welt möglich. Das verbietet schnurstracks ein Umstand: der photographische Apparat, also ein technisches, mechanisches Hilfsmittel. Man kann ihn sehr hoch schätzen und braucht darum doch nicht die Bindungen zu vergessen, denen er, als Erzeugnis der Technik selbst, untersteht und denen er Alles, aber auch Alles unterwirft, was vor seine Linse gebracht wird. Er entgeistigt, entorganisiert, entgöttlicht unbarmherzig. Die Entleerung von aller Innerlichkeit, aller Seelenhaftigkeit, aller Gehobenheit, die Armut an aller Spontaneität und Freiheit kommt uns oder Vielen von uns nur darum nicht zu vollem Bewußtsein, weil wir an die Mitwirkung des Mechanischen bei allen unseren Äußerungen und Verrichtungen schon allzu sehr gewöhnt sind, weil unser Ohr den Mißton, der aus dieser mechanistischen und mechanisirenden Schändung des Lebens hervorschrillt, gar nicht mehr hört.

Und damit im engen Zusammenhang steht der zweite Unterschied zwischen den menschlichen Bewegungen in Pantomime oder Tanz und denen, die angeblich auch von Menschen gemacht sein sollen und die das Lichtbild uns sehen läßt. Dort sind die Geberden und Mienen aus der Seele des Dargestellten hervorgewachsen, sie stehen in innigster, deutlich nachlebbarer und mitfühlbarer Beziehung zu dieser Seele: diese ist es, auf deren Willen und Wink hin die Glieder sich heben und senken, die Muskeln ihr Spiel treiben. Davon ist beim Kinobild keine Spur. / Einfach darum nicht, weil in ihm oder hinter ihm keine Seele wohnt,



## Die Zukunft

keine Seele wohnen kann. Denn ihm fehlt ja alle Innerlichkeit. Diese geht nicht erst auf dem Umweg über die photographische Platte verloren, was schon an sich denkbar wäre. Sondern sie fehlt ihm von vorn herein. Man müßte schon einen sehr derben, handfesten Begriff vom Wesen des seelischen Lebens besitzen, die Vorstellung von ihm dürfte das Wesen bäuerischer Primitivität nicht verleugnen, wollte man behaupten, es sei möglich, der ursprünglichen Stellung und Gestaltung des Kinobildes, in einem Atelier oder im Freien, sei irgendeine seelische Färbung zu verleihen. Entscheidend für die seelische Armut des Kinobildes ist jedoch nicht die äußere technische Veranstaltung, unter der es aufgenommen wird, sondern die unvermeidliche und unheilvolle Technisierung und Mechanisierung, der die Seele des Schauspielers rettungslos anheimfällt. Dieser Vorgang gehört nicht in eine Reihe mit dem der Routine, die so oft verschuldet, daß der Virtuose seinen Part in Wort, Haltung und Geberde einfach herunterleiert und daß alles Seelische zu äußerem Tun vergrößert wird. Der Kinoschauspieler unterliegt einem ihm selber fast immer unbewußten Akt und Zwang seelischer Verarmung, der schon durch das Gebot der Vergrößerung, der Überschärfung jeder Situation und jedes Ausdruckes unabweisbar bedingt ist. Jede schauspielerische Betätigung trägt im Lichtbild die Züge der Brutalität, sowohl die absichtlich brutal gehaltenen als die, in denen Regungen der Milde, der Sanftheit dargestellt werden sollen.

Denn der Schauspieler spielt doch eben vor dem photographischen Apparat. Mag er sich noch so sehr auf den Geist und Sinn seiner Rolle einstellen (und wir wollen hier einmal die für die Mehrzahl der Fälle ja überkühne Ausnahme zulassen, daß seiner Rolle ein Sinn innewohne): er kann sich ihm, selbst den besten Willen vorausgesetzt, nicht in Schlichtheit und künstlerischer Wahrhaftigkeit hingeben und sich um seine Verkörperung nicht in Reinheit bemühen, weil er den durch die Technik des Apparates gegebenen Gesetzen und Vorschriften untersteht, sich unterstellen muß. Er spielt vor einem seelenlosen Instrument. Und dessen



Seelenlosigkeit bewirkt nun in dem Darsteller noch eine über den Zwang der Technik, der vom Apparat ausgeht, weit hinausgreifende Verkümmern. Der Spieler kann ja in diesem Instrument keine Resonanz finden, er kann mit ihm in keine ihn bereichernde oder überhaupt anregende Schicksalsgemeinschaft treten. Er hat ja nicht unmittelbar und unmittelbares Leben, Miterleben, Mitfühlen, Miterleiden vor sich. Im Theater steht er doch in einem Lebens- und Wirkenszusammenhang mit dem Publikum. Wie von der Bühne her eine Einwirkung auf die Seele der Zuschauer, die auch Zuhörer sind, ausgeht, so strömt durch das in seiner erwärmenden Kraft nicht zu unterschätzende Medium inneren Kontaktes eine Rückwirkung auf die Bühne. Das ganze Haus ist eine innere Einheit. f

Ja, nicht nur eine innere. Denn auch eine äußere wird hergestellt. Und sie äußert sich ganz sinnfällig. Das geschieht dadurch, daß der Vorhang aufgezogen wird. Wenn er in die Höhe geht, fällt die Schranke zwischen Bühne und Zuschauerraum. Der Vorhang ist (in irgendeiner Form) für das Theater notwendig; hebt er sich, so wird aus zwei von ihm geschiedenen Welten eine. Die Verdunkelung der Bühne zwischen zwei Bildern oder Szenen ist nur eine andere Form des Vorhanges, dessen Bedeutung wir hier nur in seelischer und ästhetischer Hinsicht, nicht als eines technischen Mittels, würdigen. Daß auch das Lichtbildtheater einen Vorhang hat und mit ihm arbeitet, ist ein Mätzchen; die Leinwand, auf der die Lichtbilder erscheinen, wäre Vorhang genug. Und sein Aufgehen schafft oder begünstigt hier nicht eine Schicksalsgemeinschaft. Im Gegenteil: solche Gemeinschaft wird durch die mechanische und mechanistische Art der ganzen Vorführung von Anfang an erstickt. Durch sie weht von dem ersten Moment ihrer Schöpfung vor dem photographischen Apparat an und während der ganzen Dauer ihres mechanischen Abrollens eine jede tiefe Ergriffenheit ausschaltende Kälte. Und diese Kälte ist nicht aus dem in oft rohsten Gewalttätigkeiten erstrebten Effekt zu erklären, sondern aus den Mitteln, durch die der Erfolg herbeigezwungen werden soll. Und wenn noch auf diese Mittel hingewiesen wird,



schließt sich der Ring unserer Betrachtung. Wir gingen davon aus, daß wir die Entstehung und die Stellung des Kinos in der Gegenwart in Zusammenhang brachten mit dem wenigstens bei den Massen der Menschen noch wirksamen Vorwalten einer mechanistischen Weltanschauung und Lebenshaltung, einer rationalistisch-mechanistischen Metaphysik in Theorie und Praxis. Grundbegriff und Maßstab dieser Metaphysik bildet der Gedanke der Quantität, der Menge, der Zahl. Die Masse muß es bringen. Eine Masse extensiver oder intensiver Art. Das Wie und das Was sind unbedeutend. Die Kilometerstunde ist das Idol der Zeit. Diesem Idol untersteht die Technik. Ihm sucht sie unbedingte, schrankenlose Anerkennung zu verschaffen. Ihre Erfolge auf dieser Linie bedingen und erklären, daß ihm sich Alles beugt. Die Geberde, das Mienenspiel, die Geste des Schauspielers: sie alle sind vom Prinzip der Masse, der Quantität gegängelt. Und damit man ja nicht vergißt oder übersieht, daß und wie die Augen rollen, die Lippenmuskeln sich auf einander pressen, welche Linien die Gestalt eines Kinosternes hat, wie ihres Leibes Maße sich dehnen, werden Einem die Köpfe der Darsteller in zehn-, in zwanzigfacher Vergrößerung vorgeführt. Und zu fünftausend Schauspielern und Statisten kommen noch fünftausend Schauer: Masse, Du siegst! Wie lange noch? Ihre Herrschaft ist besiegelt, sobald der Typ der rationalistisch-quantitativ verfahrenen Weltanschauung durch eine andere Form der Metaphysik, der die Idee der Innerlichkeit, der Individualität, des Persönlichen Etwas gilt, aus Kopf und Herz der Menschheit verdrängt sein wird. Und er wird erst verdrängt werden, wenn ein neuer Geist und mit ihm eine neue Vorstellung vom Sinn des Lebens und eine Vertiefung der Wertbegriffe erwachsen, mit denen wir unser Handeln und Verhalten stützen. Auch aus der Protzigkeit, Aufdringlichkeit, schreierischen Heftigkeit, mit denen sich das Kino giebt, dürfen wir auf eine Wendung der Zeiten, die sich langsam, aber sicher und stetig anbahnt, zurückschließen.

Professor Dr. Arthur Liebert.



Mumbo\*Jumbo

139

Mumbo-Jumbo

Mumbo-Jumbo ist in der Regirung der Menschen das Departement, das aus Totem, Falschem, aus Apparat zusammengestellt worden ist: es ist unvernünftig, dem Freien verächtlich, jedes Ansehens unwert: und doch ist Mumbo-Jumbo für jede Regirung das allernotwendigste Departement. Jede Regirung besteht nur durch Überredung. Es ist toll, daß so Viele Das noch nicht sehen. Vielleicht nach Allem doch nicht so toll; denn Worte spielen dem Geiste Possen und die Worte der Regirung sind nicht die Worte der Überredung.

Aber denket einen Augenblick über die Sache nach und Ihr werdet sehen, daß notwendiger Weise Regirungen auf Grund von Überredung bestehen. Ich fange hier die Stimmen zweier Menschen auf, eines Esels und seines leibhaftigen Bruders; eine Art Kentaur ist es mit Eselsgeschrei, halb rationales Wesen und halb Esel. Der Esel erzählt mir, daß Regiren nichts als Anwendung der Gewalt ist; der Kentaur,, halb Mensch, halb Affe, sagt mir, daß sie auf Grund der Drohung mit der Gewalt bestehe.

Well, nehmen wir ein Beispiel. Ich komme in einen ordentlich regirten Staat. Ein Staat ist, wo Regiren als ausgemacht hingenommen wird und wo gehorcht wird; weshalb ist Das so? Weil diese Regirung zum Besten der Regirten wirkt. Aber ein individuelles Gelüst, ein Gebot zu übertreten, wird auch in solch einem Staate nur aus Furcht vor der Gewalt eingedämmt? Bei Gott, so ist es; aber wer übt jene Macht aus? Nicht die Person, von der der Befehl ausging, nicht ein einzelner Mensch, denn der einzelne ist nicht stark. Nein, was die Macht ausübt, ist eine Vielheit; und wie sind Viele dazu gebracht worden, dem Willen Eines zu gehorchen? Das geschah durch Suggestion, durch Doping; Das heißt: durch Überredung. So lange die Menschen von den Rechten des privaten Eigentums überzeugt waren, stand das Privateigentum sicher da.



## Die Zukunft

Jetzt, im allgemeinen Übergang, ist es unsicher. Wenn die Menschen einmal davon überzeugt werden, daß Privateigentum eine Ungerechtigkeit ist, wird diese Einrichtung nicht länger mehr nur unsicher sein; sie wird untergehen; und kein Machtaufgebot wird sie retten. Sie wird als Allgemeininstitution untergehen und nur Großreichtum und eine Masse der von ihm Abhängigen wird bleiben.

Bei dieser Funktion der Überredung, der Überzeugung nun, die das Leben der Regierungen ist, achtet mir gut auf die gebieterische Macht des Mumbo-Jumbo und merket: es wirkt nicht nur in der politischen Regierung, sondern in all jenen Hilfsformen der Regierung (der Überredung), mit deren Hilfe ein Kopf einen anderen beeinflußt und ihn zu einem Ziel hinführt, das nicht von Anfang an das seine war. Als die Polizisten ihren letzten Strike hatten (ich vergaß, wann es war; ihre Strikes folgen einander und werden wohl auch weiter gehen), sagte eine bejahrte Frau mit Vermögen, als sie einen Trupp in Zivilkleidern vorbeimarschieren sah: „Das können doch keine Polizisten sein!“ Durch solche Worte bewies das alte Schaf, wie machtvoll Mumbo-Jumbo auf ihren sogenannten Verstand gewirkt hatte. Für sie war der Helm, der Rock, das Koppel der Policeman.

Im Fall der Soldaten geht Das noch weiter. Menschen, die gewöhnt sind, in einer besonderen Ausrüstung herumzulaufen, können keinen anderen Aufzug als militärisch anerkennen. Das geht noch weiter. Nur mit Mühe (wenn es nicht ihr Amtsberuf ist, über Armeen zu urteilen) können sie in menschlichen Wesen, die ganz außerhalb ihrer „Fasson“ gekleidet sind, militärische Eigenschaften feststellen. Als ich im Jahre 1891 in Toul in Garnison stand, kam ein englischer Cirkus dorthin, mit dessen Leuten ich mich sofort anfreundete, denn ich hatte eine schlimme Zeit lang kein Englisch gehört. Einer von ihnen sagte zu mir ganz traurig: „Es gibt ja nun hier herum einen Haufen Militär, aber Das sind keine richtigen Soldaten.“ Es besteht für mich kein Zweifel, daß, wenn Ihr einen Mann aus dem vierzehnten Jahrhundert herbekämet und ihm plötzlich ein modernes Regiment in Friedensausrüstung zeigtet, ohne die Stahl-



Mumbo-Jumbo

141

helme, er glauben würde, Das seien Lakaien oder Pagen, doch sicher nicht Soldaten.

Wieder und wieder ist in der Geschichte der Menschheit der Ikonoklasmus, die Bilderstürmerei, aufgestanden, die nichts als ein Wutausbruch gegen Mumbo-Jumbo ist. Ein großes Bilderstürmen gab es fast im ganzen Westen gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Die Menschen waren allzu „klassisch“, um mit Hämmern die Statuen zu zertrümmern, aber sie waren sammt und sonders dafür, daß den Richtern die Perücken und den Königen die Kronen und den Lords und den Clowns die bunten Kleider heruntergerissen und sie der Titel ledig würden und so fort. Sie begründeten Das so: „Solche Dinge sind der Obrigkeit, ja selbst der Menschen unwürdig. Sie sind Lügen: sie degradiren uns drum!“ Und der Schaum stand ihnen vorm Munde.

Einfältige! Alle diese Dinge stehen in nächster, selbst logischer Beziehung zu der Führung der öffentlichen Ämter. Ihr könnt es leicht in zwei Syllogismen fassen. Erstens: ohne Mumbo-Jumbo keine permanente unterbewußte Einwirkung auf die Köpfe, aber ohne solche permanente unterbewußte Einwirkung auf die Köpfe kein permanentes Überzeugen; deshalb: ohne Mumbo-Jumbo keine Überredung. Nun gibt es, zweitens, ohne Überredung keine Regierung. Deshalb (kürzen wir ab) gibt es keine Regierung ohne Mumbo-Jumbo. Und Franzosen, Engländer, Iren und Amerikaner („Und was“, werdet Ihr fragen, „hat Das mit der Sache zu tun?“ Nichts.), die sich dem Mumbo-Jumbo mehr oder weniger entwöhnt hatten, weniger in England, etwas mehr in Frankreich und am Meisten in Amerika, sie machten sich unverzüglich daran, Mumbo-Jumbo wieder aufzubauen. Behuteam höhlt den Kürbis aus, behutsam zündeten sie drinnen die Kerze an, staffirten ihn behutsam mit Lumpen und Flitter aus und setzten ihn auf seine Stange: da steht Mumbo-Jumbo heute.

Besonders die Flaggen und Fahnen erlebten eine schöne Hausse seit dem Sturz der Könige. Das Theater und das Ceremoniell der öffentlichen Versammlungen, der gesetzgebenden vornehmlich, erfuhr gewaltig gesteigerte Bedeutung

## Die Zukunft

seit der Ächtung der Lords; und nun, nach gut hundert Jahren, sind wir so weit, daß der Staat allmächtig ist, dank Mumbo-Jumbo, des menschlichen Herzens Gott und Meister. Das Mumbo-Jumbo der Gelehrten dann ist das eigentliche Leben aller Gelehrsamkeit, aller akademischen Autorität. Nie lehrt ein Mensch so gut, als wenn er ein Lehrmode-Gewand trägt, und selbst Diejenigen, die sich törichter Weise noch weigern, ihn so auszustaffiren, heben ihn auf ein höheres Katheder; ich glaube auch, tfr fährt besser mit einer gewissen künstlichen Stimme. Die wirklich großen Lehrer erfinden auch einen gewissen künstlichen Ausdruck und einen gezierten unnatürlichen Accent, mit dem sie bei Beginn einer Vorlesung einsetzen und den sie am Schluß der Stunde wieder aufzugeben versuchen, aber nach Jahren setzt sich Solches fest und man kann es wohl auf hundert Meter noch feststellen. Denn Mumbo-Jumbo hält seine Leute an der Kandare.

Und so ist es auch um aie Autorität der Religion geschehen, wenn sie sich nicht eine archaistische Sprache wahrt; und jede neue Religion beeilt sich, solch eine Sprache sich zuzulegen. Manche sagen, daß das mächtigste der Instrumente der Kirchen eine tote Sprache sei, Andere wieder, daß alte, verückte, verstaubte Formen einer lebenden Sprache das mächtige Instrument abgeben. Doch ist auf jeden Fall Mumbo-Jumbo das Wesentliche des Glaubensbündnisses. Dann das Mumbo-Jumbo der Befehlsgebung. Thackeray pflegte es lächerlich zu machen. Aber Jeder, der einmal Rekruten zu Willen gehabt hat, wird zugeben, daß er sie niemals fertig ausgebildet hätte, wenn er, statt des hochinteressanten Mumbo-Jumbo sich zu bedienen, seine Kommandos in vernünftigem Ton. in Gesprächston, zögernd und verbindlich gegeben hätte.

Ferner Mumbo-Jumbo, das überall unter dem Ausdruck „amtlich“ klassifizirt ist. Eine schlichte Lüge übt nie I solche Wirkung wie eine Lüge, über der in Klammern „amtliche Meldung“ steht. Doch vermag Keiner recht eigentlich zu sagen, was denn „amtlich“ bedeutet. Es deutet nur Dieses an: daß die Nachricht von einem „Beamten“ irgend-



einer Organisation stammt. Wenn Ihr darum etwa sagt, ein Mann sei für wahnsinnig erklärt, und zwar „amtlich“, so meint Ihr damit, daß zwei Mitglieder des Ärztstandes tätig gewesen sind; oder wenn Ihr amtlich erfahrt, ein Begräbnis finde nicht Statt, so meint Ihr damit, ein Angehöriger des geistlichen Standes, der damit zu tun hat, habe Euch die Information gegeben oder vielleicht gar ein Mitglied der Familie des Toten. In diese Kategorie müssen wir auch die zwei Phrasen „By order“ (die in England in Gebrauch ist) und „Zittert und gehorcht“ einreihen, die (soviel ich weiß) bis vor ganz Kurzem am Schluß aller chinesischen Erlasse stand. „By order“ ist eine Mumbo-Jumbo-Perle. Wie oft auf einsamen Gängen durch die londoner Straßen habe ich mich gewundert und mir den Schädel über das „by order“ zerbrochen. Wenn ich lese: „Pfeifen nicht erlaubt (by order)“, so frage ich mich, wer den Befehl gegeben habe und wie dieser Befehlshaber zu solch einer neuen Macht gelangt sei. Wie ist er so stark geworden, daß er mich am Pfeifen oder an sonstigen Versuchen, London zu beleben, hindern kann? Und warum verbarg er seinen magischen Namen? Ich nehme an, er besaß keine gemeine legale Macht, sondern verfügte über etwas Zwingenderes und Geheimnisvolleres, etwas Priesterliches. Es gibt noch andere Macht. Leute, die mehr als zweitausend Acres ihr Eigen nennen, malen gern „By Order“ in schwarzen Lettern auf kleine weiße Schilder. Damit schmücken sie die Grenzen ihrer Besitzungen. Mumbo - Jumbo hat einen schwachen Punkt; wenn nämlich das Zauberwort, weil es gar zu ungewohnt ist, versagt, wird Mumbo-Jumbo grotesk; deshalb ist es von wesentlicher Wichtigkeit für jede Regierung, daß sie jedes neue Mumbo-Jumbo sehr behutsam an seinen Platz lanciren. Es muß einsetzen mit irgendeiner kleinen Gewohnheit, die kaum bemerkt wird, kaum feststellbar ist, und es darf / nur allmählich ins allgemeine Ansehen hineinwachsen. Stelle Mumbo-Jumbo allzu unvermittelt heraus: und die Leute werden nur lachen. Und hier lasset mich Euch sagen, daß Farbe eine wichtige Versinnbildlichung des Mumbo-Jumbo ist, Farbe mit Lack, die vollkommene Form der Farbe.

## Die Zukunft

Leute, die segeln, wissen Das am Allerbesten. Ich will Euch für ein paar Pfund ein ganz verfaultes altes Hulk kaufen, will die Lecks mit Cement abdichten, den Rumpf mit hellen Farben streichen, die Farbe überlackiren, das Deck firnissen und dann den alten Kasten mit enormem Verdienst verkaufen. Das geschieht ständig; Menschenleben gehen darüber verloren, natürlich; das Schiff bricht auf hoher See auseinander; aber der Schwindel schlägt niemals fehl. Leute, die sich auf die Kunst des Pferdehandels verstehen (was ich nicht tue), versichern, daß es dabei ähnlich zugehe. Es scheint demnach, daß es Gifte gibt, die man einem Gaul eintrichtert, so daß sein Fell glänzend wird, und andere, durch die selbst, wenn sie lange schon erloschen waren, die Augen wieder lebhaft werden. Das mag wohl so sein. London. Hilarie Belloc (Deutsch von Alfred Vogts).

Gehts noch höher?

Ii aß an der Börse die Kurse neue Sprossenleitern erkletterten, bewirkte nicht nur der Dollar und das Wehen des Windes, der mit der Papierflut auch die Bezugsrechte der Aktionäre schwellen ließ. Trügen nicht alle Zeichen, so steht die deutsche Aktienwelt vor einer Zeit neuer Fusionen. Da gibt es Bewegung auf dem Aktienmarkt, Wettrüsten der Concerns und Wettrennen der Kurse. Denn Angliederer wollen ihr Kaufagio, Anzugliedernde ihr Verkaufsgagio so hoch wie möglich sehen, Wissende tun, was man im Börsenjargon „vorkaufen“ nennt, und Mancher, der Etwas läuten hörte, drängt sich dazwischen. Das stärkste der Symptome aber ist: Der Herzfeld geht wieder um. Wer ist Herzfeld? Gerade vor einem Jahre beherrschte die Bankfirma Hugo J. Herzfeld alle Gespräche, Gedanken, Kurse der Börse, wenn sie sich einem Markt nahte. Durch kaltblütig kühne und erfolgreiche Spekulationen hatte sie sich langsam in den Vordergrund geschoben. Eines Tages merkte man in den Aktien des Bochumer Vereins, die zu den ältesten Ultimopapieren der berliner Börse gehören, heimliche Käufe; sie währten schon Monate lang und wurden offenbar von einer Hand geleitet. „Irgendwas geht vor“, wisperte die Börse; und



aus dem Wispern wurde allmählich ein Brausen. Die Verwaltung des Bochumer Vereins beteuerte immer wieder: „Wir wissen nicht, was vorgeht. Wir haben nichts Besonderes vor und verhandeln mit keiner Gruppe.“ Karl Fürstenberg, seit Jahrzehnten Bankier des Vereins und als Bankstrategie mindestens eben so hoch im Ansehen wie die Bochumer Aktie als Börsenpapier, hob die Achseln und sagte, Neugier gehöre nicht zu seinen Lastern. Dann erfuhren wir plötzlich, die Firma Hugo J. Herzfeld habe die Mehrheit der Bochumer Aktien in der Tasche. Staunen in den Börsensälen, Unruhe in den Bank- und Industriebureaux, Lärm in der Presse. Ähnliches war noch nie erlebt worden. Ein Börsenspekulant, obendrein einer, der nie zu den großen gerechnet worden war, hatte selbstherrisch in die Vertrustungsbewegung eingegriffen, hatte auf eigenes Risiko Hunderte von Millionen in ein einziges Aktienengagement gesteckt und war Herr eines alten, berühmten Gemischtwerkes im Westen geworden. Aber er war nicht ehrgeizig und wollte nicht Herr bleiben. Nack der Würde des Aufsichtsratsvorsitzenden, die ihm auch schlecht zu Gesicht gestanden hätte, ging sein Sinn nicht. Er wollte ein Zwischengeschäft machen; und machte es. Dem gewaltigen Montan-Elektro-Concern, der großen Interessengemeinschaft Gelsenkirchen-Deutsch-Luxemburg-Siemens-Schuckert, die von Stinnes, Kirdorf und Siemens zusammengeschweißt war, trug er die Aktienmehrheit an: und die Diei mußten zugreifen, weil das Paket sonst ins Ausland gegangen wäre. Das war ein schmerzhaft interessanter Abschnitt aus dem Buch, das Alter und Jugend lehrt, wie man Aktiengesellschaften überfremdet oder durch die Gefahr der Überfremdung in den nationalen Bezirk zurückscheucht. Dieser Herzfeld also geht heute wieder um. Er gehört zu den Geduldigen, die warten können und denen nervöse Hast nicht die Geschäfte verdirbt. Die Majorität, die er diesmal erworben hat, umfaßt wiederum Hunderte von Millionen und beherrscht wieder ein altes, angesehenes Unternehmen: die Kupferschiefer bauende Gewerkschaft Mansfeld, die, neben den einzigen beträchtlichenKupferbergwerkenDeutschlands,Kohlen- und Kaliwerke betreibt. Die meisten Aktiengesellschaften, gewitzigt durch mancherlei Vorgänge, nicht zuletzt durch den Minirangriff Herzfelds auf den Bochumer Verein, haben sich durch Vorzugsaktien mit mehrfachem Stimmrecht gegen Überfremdung geschützt; aber die großen Gewerkschaften glaubten sich bisher durch die „Schwere“ ihrer Kuxe gesichert. Wahn, Alles ist Wahn.

## Die Zukunft

An dem Geschäft Herzfelds soll diesmal die große kölnener Eisenhändlerfirma Otto Wolff, soll auch die alte, dem mächtigen Merton-Concern zugehörige Frankfurter Metallbank beteiligt worden sein. Mansfeld, heißt es, wird ganz modern ausgebaut und dann das Mittelstück eines Metalltrusts von größtem Umfang. Herr Otto Wolff, dessen Firma seit Deutschlands Zusammenbruch aus Provinzengen sich ins ganz große Handels- und Industrie-geschäft geweitet hat, bewegt aber auch für sich selbst Berge. Rhein-Stahl und Phoenix, die nachbarlichen Hütten-gesellschaften, deren Schicksal Wolff mit seinen holländischen Konsorten lenkt, sollen vereint werden. Oft schon wurde die Nachricht dementiert; aber die Börse glaubt fest an das Werden dieser Fusion. Die Exporthandelsorganisationen der Gesellschaften sind schon in der Hand Wolffs vereinigt.

Oberschlesiens Zukunft wird von den Industriellen nicht so ungünstig wie von den Politikern beurteilt. Austausch zwischen Hübenern und Drüben, neue Gruppierung, Zusammenfassung: die ober-schlesischen Industrieführer sind, nicht seit gestern erst, in Bereitschaft. Sie sahen weiter als das Kabinet Wirth. Das nannte sich selbst die Regierung der Erfüllung, sagte aber, daß ohne die Zuteilung des ganzen Oberschlesien an Deutschland nicht nur keine Erfüllung, sondern nicht einmal der Versuch der Erfüllung möglich sei. Die Herren hofften offenbar, durch die Drohung mit ihrem Rücktritt eine Deutschland günstige Entscheidung erwirken zu können, und bedachten nicht (was sie bedenken mußten), daß diese Entscheidung uns niemals das ganze Oberschlesien zurückgeben könne.

Warum wird hier ein politisch' Lied gesungen? Weil, nicht zum ersten Mal, die Wirkung einer falschen Politik mit voller Wucht auf die Wirtschaft zurückfällt. An einem Börsenmittag stieg der Dollar um 45 Prozent. Wer die Kurse dieses Tages las, nicht nur der Rentner, der Konsument, der Volkswirt und Beamte, nein, auch der Kaufmann, der bis dahin sein Glücksschifflein auf den Wellen der Valutakonjunktur lustig dahingetrieben hatte: Jeder bebte Minuten lang vor dem Gedanken, daß unsere Wirtschaft haltlos über dem Abgrund hänge. Nun ist gewiß falsch, die Zerreißung der ober-schlesischen Industrieprovinz, die mögliche Zerreißung eines hochentwickelten Wirtschaft-organismus für jene Kleinigkeit zu halten, für die sie merkwürdiger Weise gerade manche ober-schlesische Industriemagnaten zu halten geneigt sind. Aber die Furcht, daß Deutschland, Oberschlesiens wegen, in das Schicksal Österreichs hinab-



Gehts noch höher?

147

sinken könne, muß doch jedem Nüchternen übertrieben scheinen. Diese Furcht aber wurde von Regierung, Parteien und vielen Zeitungen ins Volk und sogar bis ins Ausland getragen. Vom Ausland kam dann auch der Sturm, der die Mark bis auf ein paar Pfennige entwertete; und dieser Sturm (auch Das ist zu beachten) brach erst los, als man draußen zu merken begann, wie die Entscheidung über Oberschlesien, die zuvor keinen tiefen Eindruck gemacht hatte, in Berlin aufgenommen wurde. Die Haltlosigkeit und Haltungslosigkeit der deutschen Politik hat das bis dahin ziemlich ruhig gebliebene Milliardenmeer des ausländischen Markbesitzes in Bewegung gebracht. Hier drohen unserer Valuta und Wirtschaft noch schlimmere Gefahren als von der Teilung Oberschlesiens.

Denn die oberschlesische Gefahr kann durch eine kluge, weitschauende Politik Deutschlands gebannt oder doch gemildert werden. Die Entscheidung des Obersten Rates will für fünfzehn Jahre ein Wirtschaft- und finanzpolitisches Kondominium; einen Zustand, der auf den ersten Blick unlogisch, allzu erkünstelt scheint, der aber vielleicht doch mehr Zukunft hat, als Mancher bei uns, in Polen und in Frankreich heute glaubt. Der Widersinn dieser Entscheidung scheint darin zu liegen, daß Landstücke, die allmählich in verschiedene politische und wirtschaftliche Organismen hineinwachsen sollen, für fünfzehn Jahre fest zusammengehalten werden. Die Entwicklung kann sich nun auf zwei Wegen vollziehen. Werden die politisch getrennten Teile auch von den Tendenzen wirtschaftlicher Trennung beherrscht, dann hält das für fünfzehn Jahre geknüpfte Band nicht; bleiben aber die zwei Teile wirtschaftlich in dieser Übergangszeit bei einander, dann trennen sie sich auch danach nicht. Frankreich wünscht wohl, mit seinem Kapital durch Zusammenschweißung der alten und veralteten polnischen Industrie des Gebietes von Dombrowa und des oberschlesischen Bezirkes ein großes Berggewerbe im Osten aufzubauen. Die Durchführung solcher Versuche wird schon deshalb nicht leicht sein, weil das Absatz- und Transportproblem auf lange Zeit hinaus unlösbar scheint. Die zweite Möglichkeit, die den polnisch gewordenen Teil der Industrie, trotz der politischen Grenze, bei dem deutschen Wirtschaftsgebiet läßt, ist bequemer und bietet bessere Aussicht; auch den Polen, die beteiligt werden können. Warum also schon die Hoffnung begraben? Cheiron.

Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin.  
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin W. 57.

üftTeibmoartiawi

Keine Postkarten, sondern nur künst-  
lerische Aktphotoßraphie. Man  
verlange Probesendung. Postfach "J.  
Hamburg 31.  
Bad Kissingen. Hotel Büdel  
gegenüber dem Kurhausbade, 2Minuten  
von den Quellen. Bekannt gutes Haus.  
Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung  
durch den Besitzer A. Büdel.  
Schiffahrts-Aktien  
Kolooolwerte, Städte- und Staatsanleihen, ausländische Kupons  
E. CALMANN, HAMBURG  
LOUIS MICHELS  
Bankgeschäft / Berlin W56, Französischestr.29  
Spezialzweige des Effektengeschäfts  
Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien  
»\*\*\*  
1  
BAD NEUENAHNR.  
Bonns Kronenhotel  
Haus 1. Ranges, 110 Betten  
Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet  
\*L\_/\_.\_. .  
\*\*\*\*\*  
Das große Bilderbuch des Films  
200 Seiten .Illustrationen / Preis M. 10.—  
ist das in Kupfertiefdruck hergestellte, an  
Inhalt und Ausstattung reiche Prachtwerk  
für jeden Filmfreund. Zu beziehen vom  
VERLAG FILM-KURIER BERLIN W8  
msa» Korpulenz ma  
Fettleibigkeit beseitigen Dr. Hoffbaner's ges.gesch.  
Enffettungstabletten  
Vollkommen unschädl. und erfolgreichstes Mittel gegen Fettsucht und über-  
mäßige Korpulenz, auch ohne Einhalten einer bestimmten Diät. Keine Schilddrüse.  
Leicht bekömmlich. — (Jratis-Broschüre auf Wunsch. —»■ i ■  
Klefanten-Apotheke, Berlin SW414, Leipziger Str.74(Dönhoffpl.) AmtZentr.7192



■ IIMM|||||

Neuzeitliches Kapitel: Apokalypse.

Bankhaus

Rosenbaum i MI  
Tel.: Hansa 1735 HffttlhlIVA Tel.: Hansa 1735  
1736/ 1737 / 1738 nUlllUIUX 1736/ 1737/1738  
An\* und Verkauf von:  
Wertpapieren  
und Devisen  
auch per Termine  
zu  
günstigsten  
Bedingungen  
&U2  
Für die Bank- und Handelswelt  
ist  
„Die Zukunft“  
das  
Inseriions-Organ  
Preis-Offerten und Entwürfe unverbindlich durch die  
AnzeigenA/erwalruncg  
der „Zukunft“  
Verlag Alfred Weiner, Berlin W8, Leipziger Str. 39



## DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrg. 5. November 1921 Nr. 6

Politische Erziehung in Deutschland

Der Deutsche hat Disziplin. Er glaubt an Disziplin.

Disziplin ist das große Wort, vor dem die Kritik seines

Verstandes und seines Herzens schweigt. Das Ausland

sieht ihn auch unbedingt so, als den Menschen, dem die<sup>e</sup>

Unterordnung, Einordnung, die Straffheit, das Exakte, das

Schema über Alles geht. Hier läuft am Leichtesten wahr-

nehmbar der Kontur der deutschen Psyche, der sie aus dem

gesammteuropäischen Seelenbilde herausschneidet. Hier

liegen die hellsten Lichter neben den schärfsten Schatten.

Es ist nicht bloß Freude am Reglementiren, Polizei- und

Kasernenhof geist. Die Motive sind nicht unter offizier mäßig.

Eben so wenig wie sie in irgendeiner mystischen Gründlich-

keit zu suchen sind, in dem Willen zur Gemeinschaft, zum

System und was sonst bei uns an Requisiten zu einer „goti-

schen" Verklärung des deutschen Menschen beliebt ist.

Vielmehr liegt die Sache so (weshalb diese Bemerkung

wie zur Entschuldigung dem Aufsatz voransteht): Der

Glaube an die Allmacht der Disziplin ist in Wirklichkeit ein

Glaube an die Macht der Erziehung. Sicherlich auch dieser

Glaube ein Symptom letzter Tendenz in der deutschen

Psyche auf bewußte Gestaltung und Prägung, der Zug zur

Aktivität nach vorher bedachtem Plan. Symptom der

Freude, die Form vorwegzunehmen: und es klappt doch,

die Wirklichkeit gehorcht der Form und in ihr haben wir

sie überwunden, gebändigt, verstanden. Ueberall ist dieses

Gesetz unserer Auffassungsweise zu spüren. im deutschen

li

Juristen (man denke zum Kontrast an englische Rechtsprechung), im deutschen Turner (der Engländer spielt), in der deutschen Begriffsphilosophie, im kontrapunktischen Stil etwa von Bachs Musik, im militärischen Drill, in der exakten Laboratoriumsarbeit und überhaupt in der: Organisation. Irgendwie muß es immer so sein, daß man durch einen Plan, durch Uebung und straffe Zucht Höchstleistungen erzielt. Der Mensch muß sich organisiren lassen. Er muß erziehbar sein. Angenehm wirkt diese Argumentation nicht auf andere Menschentypen; und es ist wieder nützlich, sich zu sagen, welches Bild der Präzision - Enthusiasmus<sup>1</sup> des Deutschen bei leichter Vergröberung in fremden Seelen schafft. Es wird noch einige Zeit dauern, bis die näher liegenden Assoziationen zum Militarismus verwirkt sind, und auch die Republik, die wieder so verteufelt geölt arbeitet mit Parteidisziplin, Fraktionsdisziplin, Gewerkschaftsdisziplin, auch die Republik, auch die schneidig vorgetragene Demokratie wird noch eine Weile, wo nicht gröbliche malveillance, das Lächeln des Widerstrebens hinzunehmen haben. Ueber seinen Schatten springt aber Keiner, auch wenn er ihn kennt, und da der deutsche Staat als Wirtschaftsgröße erster Ordnung zum politischen Leben in Großformat entschlossen ist, muß er entsprechende Vorkehrungen treffen. Das ist ohne willkürliche Ironie gesagt. Er muß Vorkehrungen treffen. Wir müssen immer Vorkehrungen treffen. Zwar haben die Politiker, wenn sie an eine Sache nicht heranzuwollen, eine reizende Redewendung, indem sie empfehlen, die Dinge organisch wachsen zu lassen. Die Ausrede existierte wohl schon vor der Zeit, da Stefan George in den berliner Aemtern bekannt wurde, im Großen und Ganzen also nicht erst seit 1918, und seine Unterscheidung von gemachtem und gewachsenem Gebild in ihrer praktischen Bedeutung gewürdigt wird. Aber die Dinge, um die es sich hier handelt, nicht staatsbürgerliche Ertüchtigung und die im Umkreise dieses molluskenhaften Begriffs erklingenden Schlager einer sogenannten staatsbürgerlichen Erziehung, sondern die Erziehung zum Verständniß der Politik seines Landes im Innern und nach außen, zur Führung der Politik, zur Staatskunst,



diese Dinge sind etwas zu wichtig, als daß man zarte Abwehrbewegung in die Aufforderung kleidet, nichts machen, sondern organisch es sich entwickeln lassen zu sollen. Wir können doch nicht immerzu auf den großen Mann warten. Vielleicht kommt er dann gar nicht. Außerdem verbietet es die Verfassung. Vieles kann eben der große Mann auch nicht machen, nämlich den Sinn fürs spezifisch Politische bilden. Das Genie macht nie Schule. Das Genie fährt im feurigen Wagen gen Himmel und die Hinterbliebenen stehen bloß dabei und verbrennen sich die Finger. Man denke an Bismarck.

Wie der Deutsche einmal ist, muß es sein ganzes Interesse sein, sich für den großen Mann in der Politik, sagen wir, vorzubereiten, stark, widerstandsfähig, charakterfest zu machen, so daß er, bricht der Tag des Ruhmes an, ihm als Mann entgegengeht, den ein Sonnenuntergang nicht außer Fassung bringt. Wie der Deutsche einmal ist, geht Das nur durch planmäßige Erziehung. Es wird bei uns gewiß viel zu viel erzogen, Alles atmet den Schulgeist, Alles atmet Disziplin, überall sieht man den Oberlehrer durch unser Leben schreiten, unbeirrbar, und doch wird der Nation kein anderes Mittel helfen, kein Mittel, das ihr im Grunde konformer ist. Die Bildung eines politischen Charakters in die Maße einer ganzen Nation übertragen: Das heißt: die Schöpfung einer Schicht, und wenn Das nicht, zumindest die Schöpfung einer Berufsklasse von Politikern, sagen wir genauer und doch milder: einer geistigen Tradition der Staatskunst aus deutschem Geist für einen deutschen Nationalstaat, einer Tradition, die fähig ist, Ebene für staatlich produktive Arbeit zu sein, diesseits, vor aller parteimäßigen, weltanschaulichen Zerklüftung, unabhängig von der Staatsform und ihrer Ideologie. Das heißt Herausarbeitung, mühselige Formung eines festen Fundamentes für deutsche Politik, das durch die großen Konstanten menschlicher Geschichte, durch die psychologischen Charaktere der Weltvölker, die geographischen Grundverhältnisse, die wirtschaftlichen Cirkulationmöglichkeiten für absehbare Zeit (wie Englands politische Tradition beweist, für Jahrhunderte)

u\*

verbürgt ist. Und Das heißt nicht: Kodifizierung alles Dessen, was gemacht werden kann, soll und nicht soll. Es heißt nicht: Systematisierung der Zukunft,

Bei uns soll nun einmal erzogen werden. Warum also sich dagegen stemmen? In anderen Ländern ist es auch nicht viel anders. Immerhin ist Formalismus, disziplinarer Technizismus die spezifische deutsche Note. Wir werden sie niemals verlieren. Denn beim Deutschen ist Alles ausdrücklich. Ihm gelingt nicht, was dem Engländer gelingt. Reserve zu wahren. Er muß aus sich herausgehen, er muß es sagen, er muß dozieren. Er kann nicht in eine Methode hineinwachsen, den Blick fest auf das Ziel gerichtet, ohne sich wieder und wieder der Methode zu erinnern. Das Technische als das Disziplinirbare steht im Vordergrund.

Überflüssig, zu sagen, daß eine politische Erziehung zuunterst Sache der Charakterbildung ist. Verdirbt die Politik den Charakter, was noch die Frage ist, so fordert sie wenigstens Charakter eben so wie Phantasie, Härte, Bewußtheit, Elastizität. Das moralische Apriori der Politik ist eine unanfechtbare Notwendigkeit. Nur anlernen kann man es sich nicht. Moralische Dignität des Staatsmannes wurzelt in seinem Blut, seiner Familie; man muß sie mitbringen. Erst die Rasse, dann das Training. Rasse im Sinn von Klasse, nicht von völkischer Art. Der Jude Disraeli hatte Klasse wie nur irgendein feudaler Brite. Auf die moralisch-spirituelle Güte kommt es an, auf Rasse nach ethischen, nicht nach biologischen Maßstäben. Nicht das Blut, sondern die Anständigkeit entscheidet darüber, wie Einer zu seiner Nation, ihrem Erbgut, ihrer Bestimmung steht.

Hier liegt eine wesentliche Grenze aller Erziehung zur Politik. Die andere trennt von Diskussionen über das Wesen des Staates oder allgemeiner gesagt: von aller Weltanschauung, vom Religiösen im Geist. Es ist das Wesen des Prinzipiellen, jenseits jeder Einigungsmöglichkeit zu liegen. Und da keine Hoffnung auf Einigung besteht, jenseits jeder Diskutirbarkeit. Grundsätzliche Unterredungen sind darum aber nicht sinnlos. Aus dem wechselseitigen Widerstand der Meinungen resultirt sicher die schärfere Präzision der eigenen Ansicht, bisweilen die Entdeckung, daß der Kon-

f



trahent sich zum gleichen Prinzip bekennt. Erziehung zur Politik, als eine Nationalaufgabe betrachtet, kann nur dann die ewigen Gegensätze von Katholizismus und Protestantismus, Aufklärung und traditionaler Gebundenheitskultur, Kapitalindividualismus und Sozialismus meiden oder (wenn man will) überwinden, wenn philosophische, wissenschaftliche, religiöse Prinzipien Diskussionen durch die Natur der in Rede stehenden Sache ausgeschlossen sind.

Rechthaberei, Zanksucht, die Schatten eines fanatisch kultivierten Individualismus sind ausgeprägte Fehler des deutschen Volkscharakters. Der Deutsche ist, fast mehr noch als disziplinär-formalistisch, partikulär, zur Absonderung neigend und darauf bedacht, als ein Sonderling von der Welt geachtet zu werden. Es dreht sich, sehr zum Unterschied gegen die Völker einer von Alters her gepflegten geistigen Tradition, bei uns hauptsächlich darum, ob der Herr Soundso eine persönliche Note offenbart. Während die glücklicheren Völker der Alten Welt mehr darauf sehen, daß" der Stil nationalen Geistes in Sprache und Bild gewahrt und zu erneuter Erscheinung gebracht sei. Der Hang zur Originalität, wo er Leidenschaft wird, im Geist Bedeutendes hervorzubringen, eine dem Menschen ehrwürdig eignende Kraft, stört jede Initiative der Gemeinschaft und ist der Politik abträglich. Stets wird er bestrebt sein, die Kunst der Staatsführung in die Scylla moralphilosophischer Zänkereien, methodischer Vorerrwägungen oder in die Charybdis parteimäßiger Gesinnungskontraste zu stoßen und sie zur Diagonale aller dieser Kräfteparallelogramme zu degradieren. Und warten wollen, bis eine Wissenschaft fertig ist, kann nur der Romantiker oder die vollkommene Naivetät. Während wir reden, geht die Geschichte weiter, neue Bildungen aufwerfend und wieder verschlingend. Der Eingriff ist Alles. ,Mithin kann es sich, kommen bindende Beschlüsse philosophischer Kongresse, Anweisungen staatsphilosophischer Lehrbücher, Deduktionen staatsrechtlicher und überhaupt Verstandes- und willenstheoretischer Art nicht in Betracht, nur darum drehen, eine Technik zu schaffen oder vielmehr eine aus den Erfahrungen der Jahrhunderte sich ergebende, in Uebung, bewußter oder halbbewußter, dem

154  
Die Zukunft  
Politiker und Diplomaten vertraut gewordene Kunst der Menschenbehandlung und des Staatenverkehrs zu erkennen, zu zergliedern, in ihr das Allgemeine und Typische von dem Ausnahmefall zu trennen und das ungeheuer verschlungene Gewebe soziologischer und psychologischer Bedingtheiten auf eine verlässliche Anatomie zu bringen.  
Die Bemühungen des Historikers, Gesellschaftsforschers und Psychologen, des Staatsrechtlers nicht zu vergessen, wiewohl seiner nicht einseitig zu gedenken, haben sich mit denen der in praktischer Politik, innerer wie äußerer, Bewanderten zu vereinigen, eine Arbeit zu beginnen, welche nicht unschicklich allgemeine und differentielle Naturgeschichte der praktischen Politik heißen möchte, wobei zwar nicht an eine Aufzeichnung der natürlichen Entstehung und Ausbildung der Usancen des Staatenverkehrs, der gesellschaftlichen und speziell diplomatischen Umgangsformen, sofern sie politisch relevant sind, gedacht ist, sondern in dem Namen der Naturgeschichte angedeutet werden soll, wie ausschließlich der Gesichtspunkt der Beschreibung des wirklichen Tatbestandes und seiner im Wesen menschlicher Psyche und Gesellschaft liegenden Ursachen im Gegensatz zu einer moralischen Bewertung für diese Arbeit Geltung haben soll. Eine auf sorgfältigster Analyse der Memoirenliteratur, Biographien, überlieferten Gespräche beruhende, nicht oder nicht ausschließlich im Interesse historischer Bedeutsamkeit durchgeführte Untersuchung könnte unter Führung des Historikers vorzügliches Material bereitstellen. Der Psychologe, hierbei nicht als Experimentator oder Verfechter irgendwelcher Theorien von der Psyche, sondern als Menschenkenner aufgefaßt, dessen Ziel das Verständniß fremder Seelen-, lebens zugleich mit der Fähigkeit ist, die Typik des Objektes wie die Typik seines Verständnisses begrifflich zu präzisieren, ohne das Bild von der individuellen Geschlossenheit irgendeines persönlichen Charakter-, Begabung - Reaktionstypus darin zu verlieren, wird, um es zu wiederholen, als ein der Mittel seiner Kenntniß sich bewußter Menschenkenner das Ziel der Untersuchung bestimmen. Schließlich bedarf es der soziologischen Blickhaltung, mit der die formalen und strukturellen Seiten menschlicher Beziehungsgefüge sichtbar wer-



den. Sie verhütet es, in eigentümlichen Formen der Gegenseitigkeit, virtueller und aktueller Beeinflussung, als welche uns die Farbenpracht menschlichen Gemeinschaftlebens bei genauerer Mikroskopie erscheint, Wirkungen ausschließlich wirtschaftlicher Faktoren zu vermuten. Sie giebt der Untersuchung die Richtung aufs Universelle, auf Kollektivität, aufs Sozial-Syntagmatische, während die Psychologie stets zu isoliren, die Historie zu individualisiren bestrebt sein wird. Sie giebt ihr das Mittel des die Form menschlichen Zusammenseins in statischer und dynamischer Hinsicht bezeichnenden Begriffes, um in den Erregungen, welche die Anteilnahme an der Vergangenheit des Menschengeschlechts und besonders unseres Volkes in uns auslöst, einen Halt zu haben und die kühle Objektivität bewahren zu können.

Zugegeben, daß es es schwer ist, sich von dieser Arbeitsgemeinschaft dreier Wissenschaften eine deutliche Vorstellung zu machen, sollte man doch nicht das Projekt mit dem Einwand zu diskreditiren versuchen, daß eine Kooperation der Ergebnisse in Psychologie, Geschichtschreibung und Gesellschaftlehre wie überhaupt in der Wissenschaft nicht durch Kooperation der Untersuchung zu bewerkstelligen sei. Der Einwand hat ganz Recht, wo es sich um theoretische Ergebnisse handelt. Hier gilt der militärische Grundsatz: Getrennt marschirent vereint schlagen. Unser Projekt hat aber lediglich eine Kooperation mehrerer Wissenschaften zu ausgesprochen praktischen Zwecken im Auge. Es handelt sich dabei gar nicht in erster Linie um neue Entdeckungen, um neue Einsichten, sondern um Zusammenfassung des Bekannten in den einzelnen Wissenschaften unter einem Gesichtspunkt, der ihnen an und für sich fremd ist. Ein Gesichtspunkt, den die Staatspraxis einzunehmen verlangt und unter dem sich wohl auch neue theoretische Einsichten in das Wesen von Mensch und Staat, in die Gesetze der internationalen Psychologie finden lassen, was aber für das Unternehmen nicht maßgebend sein darf. Den Ausschlag giebt das Bedürfniß des Abgeordneten, der seine Wähler überzeugen, seine Gegner aus dem Felde schlagen will, das Bedürfniß des Redners und Unterredners. Was uns fehlt, eine Schule der Staatskunst für das Innere wie für das

Aeußere, darf nicht blos sein eine Akademie zur gründlichen oder abgekürzten Einweihung in die Geheimnisse der Gesetzbücher, der Staatsbürgerkunde, der Verwaltungstechnik, sondern muß werden eine Akademie des ausgesprochen politischen Verstandesgebrauches, für welchen die juristische Vorbildung nicht notwendiger ist als die Vorbildung in irgendeinem anderen Fach.

Die bekannte Tatsache, daß die Politik der Mächte der ganzen Welt heute von Rechtsanwälten gemacht wird, sollte nicht falsch ausgelegt werden. Der Rechtsanwalt ist der Politiker in der Jurisprudenz. Er ist nicht Jurist, wie der Richter oder der Verwaltungsbeamte. Er ist nicht Bureaukrat. Er ist Taktiker, Diplomat, Redner, Agitator, er rechnet mit dem Recht, nicht, wie der Richter, nach dem Recht. Und eben, weil er trotz seiner Berührung mit Verwaltung und Rechtsprechung Strategie und Taktiker ist, ein Künstler der Situation, weil er alle wesentlichen Eigenschaften mitbringt, welche die praktische Politik braucht, weil er schlaue und elastisch sein muß, die Typik der menschlichen Natur bald beherrscht, den Unwert der Kodifikation durchschaut, die Biegsamkeit aller Bestimmungen, Gesetze, Verträge erprobt hat und sich zu decken weiß, wo ein Anderer sich verrät, weiß er, wie man zur Macht im Staat kommt, wie man sich und den Staat in der Macht hält. Diesen sub specie politica unleugbaren Vorzügen des Rechtsanwalts steht der bedeutende Nachteil seines in der Regel schlecht verhüllten Cynismus zur Seite. Große Staatsmänner sind aus der Rechtsanwaltspraxis nur herausgewachsen, wenn sie im Stande waren, ihren geschickten Manipulationen, ihren Verschwörungen und Triumphen das Air moralischer Größe und den Glanz von ihren Erfolgen als Sternenschein des Schicksals der Nation ins Gedächtniß zu geben. Zur Hoheit, in der eines ganzen Volkes Charakter verklärt erscheint, so daß es selbst nicht weniger als die auswärtigen Mächte im Mann, der sie ausstrahlt, den notwendigen und göttlich legitimierten Wortführer empfinden, bedarf es jenseits aller Virtuosität der Leistung fester Substanz und tiefer Bildung. Trotzdem wird, kommt der Jurist in Frage, wegen seiner technischen Virtuosität der Rechtsanwalt im Allgemeinen



den anderen juristischen Kategorien vorzuziehen sein. Die formalistische Neigung des Deirischen, übertriebener Respekt vor kodifizierter Gelehrsamkeit, die Tendenz zur Begriffschinoiserie ■ lassen es rätlich erscheinen, Staatsmänner nicht in den Reihen der Verwaltungsbeamten und Richter zu suchen. Gerechtigkeitsinn, Pünktlichkeit und Genauigkeit sind für die Politik nun einmal nicht das Erste und nicht das Letzte. Konform mit dem ausgesprochenen Willen , vieler Berufsklassen und bisher ängstlich zurückgehaltener Schichten des Volkes, mit jener langsamen Ueberwindung des Assessorismus in der politischen Führung vollzieht sich eine Befreiung des politischen Verstandesgebrauchs von der Herrschaft des juristischen Denkens. Hat es die Deutschen bis zum Krieg feinfühlig in ihrem Empfinden für das Rechte und Gerechte gemacht, daß sie von Juristen politisch geführt wurden? War es nicht ein Jurist, der mit seiner Erklärung über das Belgien zugefügte Unrecht die erste Bresche schlug in das Bewußtsein des deutschen Volkes, in diesem Kriege Recht zu haben? Haben es die Juristen, die seit dem Bestehen einer politischen Macht die Führung in Deutschland besaßen, verhindern können, daß Deutschland zum Protagonisten der Gewaltlehre, zum Urbild des Vertragsbrechers gemacht wurde? Man sieht, es ist nicht die Summe der Rechtsgelehrsamkeit, welche einem Staat neben der Unabhängigkeit die Würde und das rechtliche Ansehen erhält. Kein Vorwurf gegen die Jurisprudenz, sondern gegen ein über Gebühr von ihrem politischem Bildungwert enthu- siasmirtes Parterre. Der politische Erziehungswert der Advo- katenpraxis soll nicht geleugnet werden; aber die Kenntniß des Jus ist dafür nicht verantwortlich zu machen. Im Unterschied zu anderen juristischen und nichtjuristischen Berufen ist der Advokat in erster Linie Redner und Agitator, Taktiker und Psychologe und dadurch (neben einem gewissen kaufmännischen Typus) der bisher einzige Repräsentant politischer Denkfähigkeit und diplomatischer Reagibilität. Die Entwicklung der sozialen Verhältnisse bringt aber in steigendem Maße andere Berufe und Stände in die politische Führung hinein, Gewerkschaft- und reine Parteifunktionäre, Kaufleute und Industrielle, Gelehrte und Journalisten. Das

hängt nicht etwa von der Herrschaft des Systems der formalen Demokratie ab, sondern ist Folge der zugespitzten Klassenkämpfe, Ständekämpfe und der in ihnen natürlich scharf werdenden Tendenzen auf genossenschaftlichen und gewerkschaftlichen Zusammenschluß, auf möglichste Selbstverwaltung und Machtfülle der Interessengemeinschaften im Staate, der, um die centrifugalen Kräfte zu bändigen, sie I nach Möglichkeit an die Centrale zu fesseln sucht. (Die konservative geht mit der revolutionären Richtung konform, wenn sie die formal-juristisch funktionierende Bureaukratie berufsständischen Selbstverwaltungseinheiten opfern will.) Das Projekt einer Schule für politisches Denken darf man auch damit nicht abfertigen wollen, daß man sie als ein Institut auffaßt, welches machtpolitischen Interessen im Unterschiede zu Interessen einer aufrichtigen Verständigung- und (Versöhnungspolitik unseres Landes dienen soll. Daß man in ihr ein Centrum wittert für gewiegte Köpfe, die den Jungen die Schliche und Kniffe beibringen werden, mit denen man seihe Gegner auf rechtlich unantastbare Weise zu Fall bringen kann. Einen Mittelpunkt, der für ein entwaffnetes Deutschland die Funktion des Generalstabes, nur in der Sphäre civiler Mittel, zu übernehmen habe und an dem sich eine ähnliche Tradition von Mut, Kenntniß und technischer Vollendung in Staatskunst und Diplomatie ausbilden solle. Es ist leicht, mit agitatorischen Phrasen eine Sache, zu der man wegen ihres ungewöhnlichen Charakters nur schwer Vertrauen fassen, die man sich außerdem nur schlecht vorstellen kann, lächerlich und verächtlich zu machen. Der Gegensatz von Machtpolitik und Verständigungspolitik hat nur dann einen festen Sinn, wenn er den Unterschied zwischen einer Politik der reinen und der unreinen Mittel bezeichnet. Unreine Mittel sind diejenigen, die aus der Gewalt stammen und in Gewalt einmünden, Polizei und Militär. Sie charakterisiren eine Politik der Drohung. Kriegerischer Mittel beraubt, ist Deutschland ohnehin gezwungen, sich zu einer Politik des reinen Mittels zu bekennen, einer Politik des überzeugenden Arguments und der freiwilligen Uebereinkunft, welche auf den natürlichen Interessen der Länder und der genauen Selbsteinschätzung des eigenen



Landes beruht, deren oberster Grundsatz aber nicht mehr die Ausbildung des Geistes der Wahrhaftigkeit, sondern die Achtung des Friedens ist.

Die gesinnungsmäßigen Dinge einmal bei Seite gesetzt, welche sehr viele Leute vor den Kopf stoßen, ist die Arbeit einer solchen Schule für Politik und Diplomatie, auf wissenschaftliches Studium gegründet, absolut unabhängig von Pazifismus und Internationalismus, Parteilehre und Agitation. Ein für alle Mal sei es gesagt: das Ethos ihrer Rechtfertigung hat keinerlei Einfluß auf die Art und Weise ihres Betriebes.

Dieser ist wissenschaftlich. Es handelt sich um Erkenntniß und Formulierung der wesentlichen Regeln, welche Staatskunst und Diplomatie beobachtet haben und beobachten müssen, wenn sie vorgesetzten Zwecken entsprechend dem Lande dienlich sein wollen. Wie die Sprache es andeutet, um Erkenntniß der politischen Kunstregeln oder, wie man es auch nennen kann, um die Präzisierung der gesamten Technik des Staatenverkehrs und der Regierung, also nicht weniger um die Herausarbeitung alles Dessen, was an sozialer, wirtschaftlicher, geistig-stimmungmäßiger Gegebenheit die Entschlüsse bestimmt, wie der freien psychischen, soziologischen, historischen Konstanten, welche die Art der Durchführung der Entschlüsse herbeiführen.

Es lassen sich die mannichfaltigen Gegenstände einer derartig angefaßten Erziehung zur praktischen Politik unter mehrere Titel bringen. Im Bereich der inneren Politik: das Studium der Psychologie öffentlicher Versammlungen und des Parlaments, der agitatorischen Mittel in Rede, Diskussion, Presse, der Technik der Verwaltung und der Usancen des politischen Geschäftsverkehrs der Behörden mit der Centrale und dem Publikum. Studium auf Grund auch praktischer Teilnahme an solchen Geschäften. De facto wird gerade dieser Punkt die geringsten Schwierigkeiten haben, weil auf eine solche Akademie für Politik nur entsprechend gründlich Vorgebildete gelassen werden könnten. Genügende Kenntniß volkswirtschaftlicher und geschichtlicher Tatsachen muß von

- den Aspiranten der staatsmännischen Laufbahn verlangt werden, denen heute hierfür in der Akademie der Arbeit in Frankfurt, in der Hochschule für Politik in Berlin und in

12\*

dem schon sehr dichten Netz von Volkshochschulkursen über das ganze Reich hin bedeutende" Hilfsmittel geboten werden. Im Bereiche der äußeren Politik wird das Studium, vielleicht in Anlehnung an das Regionalsystem des Auswärtigen Amtes, die sehr schwierige Synthese vieler und zerstreuter Tatsachen, Vorgänge, Berichte in Vergangenheit und Gegenwart unter psychologischem Aspekt versuchen müssen. Mit der Hille reichen historischen und zeitgeschichtlichen Stoffes (etwa Lesung und Analyse der Reden führender Staatsmänner unserer Zeit im Originaltext unter Berücksichtigung ihrer staatsmännischen Technik, der eigentümlichen Psychologie ihres Landes u. s. w.) muß versucht werden, nicht nur ein Bild der gegenwärtigen Lage in die Köpfe der politischen Seminaristen zu bringen, sondern ihren Sinn für die Gesetze der Taktik und Strategie des Friedens mit friedlichen Mitteln, für die den Reden, Verhandlungen, Verträgen und dem ganzen Gebahren eines Kabinetts, einer Presse'immanente politische Technik zu wecken und zu schärfen. Größte Sorgfalt wird der Ausbildung der Diplomaten zu Teil werden müssen. Sprachenkenntnisse, historisches Wissen, spezielle Einsicht geographischer, wirtschaftlicher Art zu vermitteln, soll da nicht die Aufgabe des geplanten Institutes sein. Dem Diplomaten intime Kenntniß der Gesetze des Gesprächs, der Unterredung und der Unterhandlung zu vermitteln, erst dazu bedarf es neuer Lehrkräfte und Lehrmittel, welche unsere Hochschulen nicht aufzuweisen haben.

Nicht zu vergessen, daß Länder mit demokratisch-parlamentarisch oder auch anders gearteter Selbstregirung durch die Belebung der Parteitätigkeit für die politische Selbsterziehung sorgen. Wer politisch Carriere machen will, geht zur Partei und lernt durch Anschauung, wie man es machen muß. Genau so erzieht das Parlament, der Betriebsrat, der Vollzugsrat seine Leute. So kommt die Routine, so kommt auch tieferer Einblick und gesellschaftliche Gewandtheit. Man muß einen gewissen Fonds von technischem Wissen und Geschäftsroutine sich selbst sammeln lassen. Kunst der Menschenbehandlung und des civilen Verkehrs erwächst einem Jeden aus seiner Erziehung und Begabung. (Es wird immer Männer geben, die dazu neigen, eine Frau



wie eine öffentliche Versammlung zu behandeln. Solche Leute sind für die diplomatische Laufbahn ungeeignet.) Die in Frage stehende politische Akademie kann nicht mit Unmöglichkeiten belastet werden, denn eine politische Pädagogik enthält nicht Regeln über den Umgang mit Damen oder über die Gründe der Inopportunität, Erbsen mit dem Messer zu essen. Ihr Arbeitsgebiet fällt aber auch nicht mit den Aeüßerlichkeiten des innen- und außenpolitischen Geschäftsganges zusammen. Die diplomatischen Gepflogenheiten, vom Agreement bis. zum Abbruch der Beziehungen, sind gewiß eine umständliche Wissenschaft für sich. Doch sind sie nur das Skelet, nicht der Geist diplomatischen Lebens, notwendig wie dieses, den Leib zu stützen. Das hauptsächliche Material politischen Studiums bilden die Entschließungen, Reden, Memoiren und sonstigen Manifestationen der großen Staatsmänner und Diplomaten aller Zeiten, die politischen Klassiker, ferner die Bewegungen der gesammten zeitgenössischen Politik. Methode und Gesichtspunkt folgen aus dem Zweck einer Schulung politischen Sinnes, einer Beherrschung der Prinzipien und Beachtung der natürlichen Gesetze staatsmännischen Vorgehens. Auch der Friede hat seine Schlachtfelder, auch der Friede braucht seine Wissenschaft. Die Aufrechterhaltung des friedlichen Verkehrs wird nicht nur in diesem Zeitalter souverainer Nationalstaaten, welche sich mit militärischen Machtmitteln nicht weniger als mit civilen in Schranken zu halten suchen, sondern für alle Zeiten, auch bei völlig anderer Organisation der Völker, eine eigentümliche und nur schwer zu erlernende Kunst bedeuten, deren Strategie und Taktik erst noch geschrieben und zu sorgfältiger Entwicklung gebracht werden muß. Wie überall, wo Parteien, Interessen, Macht- und Willenskomplexe, mögen es nun Armeen oder Völker oder Geschäftshäuser oder Vereine sein, einander gegenüberstehen und sich befehden, mit dem Zweck, günstige Abkommen zu treffen, bestehen Situationen, Chancen der komplizirtesten Art wie etwa beim Schach. Angriff und Verteidigung, Aufmarsch und Rückzug, Ablenkung und Irreführung, Ueberraschung und Bedrohung, Erregung und Hemmung: all Das sind Kategorien jeder kämpfenden Gegen-

## 162 Die Zukunft'

seitigkeit auf welchem Schlachtfeld auch immer. Nur der bloße Phantast glaubt den Verkehr zwischen interessirten Personen, Instituten und Staaten regellos und nach den Eingebungen von Herz und Gewissen abwickeln zu können. Er unterliegt der gröblichsten Täuschung, denn nicht einmal uns selbst gegenüber, nicht einmal im engsten häuslichen Kreise, nicht in den Verhältnissen der Liebe und Freundschaft, geschweige denn in der unpersönlichen Sphäre der Oeffentlichkeit ist Ueberzeugung die einzige Macht oder gar der Maßstab menschlichen Zusammenschlusses, menschlicher Verträglichkeit. Woran Das liegt, sei hier nicht untersucht; Das gehört in die Philosophie der Gesellschaft. Das Eine ist sicher: Kein moderner Staat überträgt ungeschulten Offiziere die taktische und strategische Führung über seine Armee; nur Inkonsequenz kann dann Ungeschulten die politische' Führung zutrauen, die in der Disposition der gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Machtmittel der Nation, als da sind Geld, Industrie, Wissenschaft, Presse, Oeffentliche Meinung, Sympathien und Antipathien, die kulturelle Produktivität als Kolonisation- und Werbekraft, eine der militärischen vergleichbare Führeraufgabe vor sich haben. Will man Anknüpfungspunkte für diese fundamentalen Probleme der politischen Pädagogik, so -wird man wohl am Ehesten an die alte, halb vergessene Universitätsdisziplin der Rhetorik zu denken haben, nicht im Sinn ihrer modernen Betriebe, der Stimmbildung, Sprechtechnik und Vortragskunst bezweckt, sondern im humanistischen Sinn einer Wissenschaft und Kunstlehre der Rede und Unterredung nach ihrer geistigen Möglichkeit, Grenze und Wirksamkeit betrachtet und psychologisch begründet. Arten und Formen der Gesprächsführung, Methoden der Unterhandlung (Feilschen ist ja nur eine von vielen), Führung einer Diskussion, Polemik und Verteidigung: Das sind Beispiele, die sich leicht vermehren und konkretisiren lassen, Beispiele ans taktischem Gebiet. Aus der Strategie: Begründung und Ausbau der Entente Cordiale unter französischem und englischem Gesichtspunkt, Vorbereitung von Bündnissen, moralische Propaganda, welche eine psychische Atmosphäre zum Abschluß von Verträgen bilden soll, Verhütung von Kriegen/

i



und so weiter. Ferner bietet uns die moderne Psychologie der Kulturkreise, Nationen und politischen Gruppen Ansätze zu einer speziell den auswärtigen Dienst im Einzelnen unterstützenden Psychologie. Die Gesetze der internationalen Psychologie, Massen- und Gruppenpsychologie harren nach wie vor genauerer Erforschung und Präzision.

Eine Arbeitstätte dieses Stils hat Deutschland bis jetzt nicht, obwohl sich alle dafür verantwortlichen Stellen über die Notwendigkeit sorgsamer politischer Erziehung klar sind. Wie soll man die Erziehung organisieren, ohne wieder in die alten Fehler zu verfallen und zu viel Zwang zu schaffen? Wenn den Wünschen nach einem besseren geographischen Unterricht in Volks- und Mittelschulen mehr entgegengekommen wird, kann man die Grundlegung der Erziehung zu politischem Denken ruhig von der Selbsterziehung in den politischen Parteien, Gewerkschaften, Genossenschaften, Vereinen und so weiter erwarten. Die Hochschulen geben zwar nur einem Teil des Volkes die historischen, juristischen und philosophischen Kenntnisse, welche der Stand der Regierenden nicht entbehren kann; aber die Wege der Akademie der Arbeit in Frankfurt werden weiter gangbar sein und dahin führen, daß geeignete Arbeiter und Angestellte die nötigen gründlichen historischen, volkswirtschaftlichen, sprachlichen Kenntnisse sich verschaffen. Als Abschluß wäre wohl für alle ein Lehrgang an der Hochschule für Politik in Berlin zu denken. Erst nach Vollendung dieses Bildungsganges ist die Zulassung zu dem von uns empfohlenen Institut für Politik und Diplomatie angängig, so daß dieses Institut die Krönung des Systems der politischen Erziehung bilden muß. Ueber die genauere Organisation des Institutes Vorschläge zu machen, ehe man es mit dem Gegenstande versucht und aus der praktischen Forschungs- und Unterrichtserfahrung konkrete Vorstellungen über das Erreichbare gewonnen hat, ist zwecklos. Es sagt nichts über Wert und Unwert eines Projektes, dessen Notwendigkeit gefühlt wird, dessen Richtlinien deutlich angebbbar sind, daß man nicht auch vom Inhalt, da er erst zu erarbeiten ist, umfassend berichten kann. Es gilt, Neues zu schaffen. Also entscheidet der Versuch. Die Methode kann nur sein die des seminaristischen Be-

triebes, des Kolloquiums und der Arbeitsgemeinschaft, nicht nur zwischen Hörern und Dozent, sondern gerade auch zwischen den Dozenten. Geringe Anzahl der Teilnehmer bürgt allein für Intensivierung der Arbeit. Präzise Fassung des Themas, vielleicht im Anschluß an Vorlesungen der Hochschule für Politik (zum Beispiel „Die Politik Lloyd Georges in seinen Reden als Erster Minister“, „Hauptargumente und Methoden der französischen Agitation gegen Deutschland“, „Die amerikanische Mentalität auf Grund der Reden Wilsons während des Krieges“, „Die Wirkung von Bethmanns Erklärung über den Einmarsch in Belgien auf die europäischen Neutralen“), auf Grund vergleichenden Pressestudiums, unterstützt durch Interpretation von Fachleuten, den Psychologen nie zu vergessen, und Analyse solcher Themen unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten („Formen und Mittel der Parlamentsberedsamkeit“, „Wahlrhetorik im Verhältniß zur Mentalität des Volkes, Berufes und Standes“. „Affektwerte der Ideen bei den verschiedenen Nationen“, „Charakterkonstanten in der Diplomatie“ und so weiter) können die Voraussetzung für ordentliche Arbeit und Stetigkeit schaffen.

Man sieht: ein Vorlesungswesen ist das Institut nicht, sondern ein Seminar, bei dem der Schwerpunkt in der praktischen Uebung liegt. Von wesentlicher Bedeutung ist die Auswahl der Mitarbeiter, welche zunächst von den berliner Hochschulen, aus den Aemtern, aus dem Parlament zu holen sein werden. Eben so wesentlich ist die Innehaltung eines ordentlichen Niveau bei den Hörern; und wenn man auch nicht daran denken kann, Partei- und Gewerkschaftbeamte, Generalsekretäre und Journalisten, Juristen und Volkswirtschaftler aus dem „politischen Garnisondienst“ an diese „Kriegsakademie der friedlichen Mittel“ zu kommandiren, muß man doch auf die Qualität der Seminaristen großes Gewicht legen. Auch eine parlamentarische Demokratie darf die Führerauslese nicht dem bloßen Kampf ums Abgeordnetendasein überlassen.

Es wird auf den Versuch ankommen. Mit einigen Kursen wird man zweckmäßig, billig und ohne Risiko den Anfang machen können. In kleinem Kreis, nicht in dem Format von Volkshochschulvorträgen oder -arbeitsgemeinschaften.



Legenden aus der Schöpfung

165

deren Niveau eben doch ein ganz anderes ist. Vielleicht arbeitet man auch schon in dieser Richtung (Diplomatenschule unter Professor Saenger im Auswärtigen Amt ?) und es liegen Erfahrungen vor. Daß man nichts gehört hat, wäre nur dankbar anzuerkennen und als erster Erfolg politischer Erziehung zu betrachten. Große Worte, Einberufung eines Kongresses für politische Pädagogik wirken hier ruinös. (Es giebt auch eine volksfreundliche Exklusivität.)  
/ Hellmut Plessner.

Legenden aus der Schöpfung \*)

i.

Das Weib

Bis zu der Stunde, da der Mensch geschaffen wurde, waren die Werke des Herrn gleichmäßig, im Verborgenen, ohne Zeugen einander gefolgt. Aber der Mensch öffnete die Augen; und das Wunder, das geschah, war so groß, als sich die Welt, ganz aufgehellt und erleuchtet (denn bis zum letzten Horizont waren die Schatten verschwunden) in seinem liebend langsamen Blick erkannte, daß sich der Herr entdeckt fühlte. In diesem Augenblick mußte die Welt undankbar werden gegen Gott. Vorzeitig raubte sie ihm der Mensch, verbreitete Licht und Freude in jeden Winkel, als sei Alles schon geschaffen, ob auch der Herr meinte, so könne die Welt noch  
\*) Ins dritte Jahr ihres Bestehens geht jetzt „La Ronda“, eine bedeutsame literarische Monatschrift in Rom, in der ein Kreis von Dichtern und Kritikern mit hohen Gaben und großem Ernst bemüht ist, gegen den Strom des Im- und Expressionismus, Italiens Sprache, Kultur und Stil im Geiste Leopardis und, in gewissem Sinn, Dantes selber weiterzuführen. Getrieben von allzu großer Skepsis gegen 'den modernen Vers, spüren die Männer dieser „Wache“ auch bei ihren Hausdichtern nur der Prosa nach und haben soeben in einem Doppelheft eine großartige Uebersicht über Leopardis Aesthetik gegeben, aphoristisch wie Nietzsches Nachlaßwerke geordnet, summiert aus Bänden, die Niemand liest. Diese einsam tapfere, kluge Schaar wird geführt von dem mephistophelischen Melancholiker Vincenzo Cardarelli, aus dessen Legenden hier ein Stück zum ersten Male deutschen Lesern zugeführt wird. Emil Ludwig.

## Die Zukunft

nicht bleiben, und ob er auch, in zorniger Unzufriedenheit, sein Geschöpf in solcher Einsamkeit nicht lassen wollte. Weil sich der Herr nun seiner Unvorsicht bewußt wurde, daß er ein Wesen mit unberechenbaren Folgen und überdies zu früh geschaffen hatte, weil er von Neuem Einsamkeit brauchte und doch die Welt nicht ins Chaos zurücksenden konnte, von dem, außer einem leuchtenden Fluten, sich keine Spur mehr zeigte: so entschloß er sich, die Dunkelheit und Unordnung wenigstens in die, Vernunft des Menschen zu bringen. Er erfand den Schlaf. Einschlafen mußte jenes Wesen, es gab kein anderes Mittel; und so, während der Mensch seine entblößte Flanke darbot, entstand das Weib, wahrhaft die Frucht eines Verrats.

Den Herrn ergriff eine Art von Reue, daß er auf diese Art den Menschen hingestreckt hatte, und je mehr er ihn im. Schlaf betrachtete, um so weniger verstand er, wie dieser junge, edle und starke Körper ihm hatte im Wege sein können. Über diesen Gedanken und ein Wenig auch durch den Verdacht beunruhigt, der Mensch könnte von einem zum andern Augenblick erwachen (denn er wandte sich von Zeit zu Zeit nach ihm um), hatte der Herr fiebernd seine Arbeit fortgesetzt. Seine Hände, obwohl sie die eines Gottes waren, zitterten, als er das Weib schuf; zögernd ruhten sie auf dem lieblichen Stoff und ließen mehr als ein Zeichen der Unsicherheit darin zurück. Doch Das nahm ihr nichts von der Anmut und Vollendung ihrer schönen Glieder. Nur mußte es, freilich, untilgbare Spuren in ihrer Seele hinterlassen. Eine plötzliche Schwermut fühlte er in sich eindringen, die ihn zur größten Milde bestimmte, wenn der Herr diese seine letzte, späte Frucht betrachtete, vor der er sich zum ersten Mal im Zweifel fühlte und mit der er ganz deutlich von der Welt Abschied nehmen wollte: es war die Melancholie des Schöpfers vor seinem letzten Werk. Gerade zu dieser Stunde ging die Sonne unter. Und er, dem es versagt blieb, indem er den Menschen schuf, ihn auch zu rühren, er, der gesehen hatte, wie Jener das Geschenk des Lebens empfang und kaum den Kopf wandte, jetzt in der Dämmerung des Abends hörte er überschwängliche Dankeswoite und staunte über ein Wesen, das vor ihm kniete.



Darauf war er nicht vorbereitet, Dies nicht vorgesehen; seine strenge Gerechtigkeit ward unerwartet erschüttert. Und gerade darum ward er so gerührt und tief entzückt durch diese Geberde der Hingebung und Treue, die die Frau niemals wieder erreicht hat, durch diese Bitte um Gnade,, weil sie in diesem Augenblick den Thron seiner Macht wieder festigte,, auf dem er unsicher geworden war, und weil nun endlich Lohn und Trost für Das erstand, was er geschaffen hatte.

Was nun geschah, das Weib allein könnte es erzählen, doch bleibt es ihr Geheimnis. Gewiß ist, daß es zu einer Verhandlung kam, durch die das Weib unendliche Macht errungen hätte, wäre ihr noch der Vorzug der Erinnerung geworden und wäre nicht der Mann zu rechter Zeit erwacht. Von diesem Tag an ergiebt sich der Mensch ungern dem Schlaf und das Erwachen fällt ihm schwer. Lieber hätte er eine so niederschmetternde Stunde nie erlebt, wie nun, als er die Augen einem Licht öffnete, das nicht mehr das alte war, einem Eden, das schon die Schlange bedrohte, die durchs Gras heranglitt und es für immer befleckte. Als er jetzt neben sich das überraschende und neue Wesen sah, das zarte und bereitwillige Geschöpf, in jeder Anmut erfahren, mit allen Feinheiten der Kunst aus einem schon geformten und müden Stoffe gebildet, das seinen Schlummer ausgenutzt und unmittelbar mit Gott verhandelt hatte: da fühlte er sich in dieser Gesellschaft unsicher und erniedrigt und einsamer als zuvor; während der Herr, der in seiner Weisheit die Welt nun endlich vollendet glaubte, es geraten fand, sich zu entfernen.

Dies war die letzte Episode der Schöpfung; und nicht ganz im Stande der Unschuld war sie vor sich gegangen.

II.

K a i n

Der Herr hatte dem Mann und dem Weibe alle Früchte des Gartens Eden überlassen mit Ausnahme einer einzigen. Die hatte das süßeste Fleisch, weil sie durchdrungen war vom Safte des Wissens: der ist der Anfang alles Lebens und aller Zeugung; und diesen hütete der Herr eifersüchtig. Daher geschah es, daß Adam und Eva, nachdem sie von der

Frucht gegessen, ohne es zu wissen, dem Herrn leid wurden; und ihre lüsterne Verbindung war nun dem Urteil eines furchtbaren Gegners unterworfen. Es schien dem Herrn in seiner tiefen Verstimmung, daß ihr Erstgeborener kaum der Mühen der Zeugung wert sei, noch viel weniger der großen Kränkung, die er seinetwegen erfahren hatte; und darum verfluchte er ihn. Aber schon hatte (die Wahrheit zu sagen) der Herr sich entschlossen, die Sache im Großen abzutun, indem er die ganze Erde verfluchte und auf ihr jeden einzelnen Grashalm; denn er wußte wohl, daß vor der Unreinheit des Weibes und des Mannes, ja, noch vor den Anzüglichkeiten des Teufels, des klügsten aller Tiere, schon die Sünde die Erde umklammert hielt, die in gleichgiltiger Fruchtbarkeit den Baum des Guten und Bösen hervorgebracht hatte. Wie Samen, der irgendwie hingeweht war, hatte sich die Sünde in erschreckender Weise ausgebreitet, so daß sie nun in jeder Pflanze wie in jedem natürlichen Ding verborgen war. Und schon lange vor der Schöpfung Adams und der Geburt Kains gab es verwilderte Plätze in Eden, wo die Reptilien und andere wilde und unreine Tiere wohnten, schon war die Erde voll böser Kräuter und giftiger Blumen, schon gab es Früchte, die den Wurm in sich bargen. So daß der Herr, als er der Schlange einen Ort der Strafe bestimmen wollte, nichts Abscheulicheres fand als den Staub der Erde: „Du wirst auf Deinem Bauch kriechen und alle Deine Tage wirst Du den Staub der Erde fressen.“ Und das gottlose Tier antwortete lüstern, daß das Fleisch des Menschen im Grunde auch nichts Anderes sei als Staub und daß der Herr in seinem Zorn ihm ein schönes Reich zuweise. Wie konnte," nach Alledem, der Herr die Früchte, die Kain ihm opferte, freundlich ansehen? Dem unwillkommenen Sohn Adams konnte nichts Schlimmeres geschehen, als daß er Bauer wurde.

Kain hatte schon viele Jahrhunderte sein mühsames Bauerndasein gelebt, ohne zu wissen, daß der Boden, aus dem er das Beste zu ziehen bemüht war, verflucht worden sei. Daß die Erde, um Früchte herzugeben, aufgehackt und bearbeitet werden müsse, daß sie viel Mühe erfordere, schien ihm, der nach der Verfluchung gekommen war, Naturnot-



wendigkeit. Das rechnete er zur Ordnung der Dinge. Er ahnte nicht im Geringsten, daß der Zweck der Schöpfung ein anderer sein könne; darum konnte er Abel nicht verstehen. Er wußte nicht, daß es in der Absicht des Herrn gewesen war, den Menschen wehrlos und unzerstörbar zu machen, damit er die Gaben und das Glück der Erde in einer unschuldigen und beschaulichen Ruhe genießen möge. Darum hatte sich der Herr darein beschränkt, von dem ganzen Weltall nur einen kleinen Garten bis zur Vollendung auszuarbeiten, während er das Übrige unfruchtbar und unbrauchbar liegen ließ. Aber von diesem entzückenden Garten hatte Kain niemals reden hören, auch nicht in seiner Kindheit, denn nach ihrer Vertreibung hatten Adam und Eva ihn vergessen. Welchen Weg waren sie wohl an dem Tag ihres Auszuges gegangen, als sie nackt und zitternd sich an einander hielten, während hinter ihren Schultern furchtbar, flammend, die Schwerter der Erzengel durch die Luft kreisten? Sie wußten es nicht mehr, sie hätten es nicht sagen können; und vielleicht schämten sie sich auch, daran zu denken. Niemand hätte Kain eine Auskunft geben können über dieses Paradies, das einmal gewesen war, Niemand hätte ihm zeigen können, wo es lag. Der Herr selbst, der hartnäckig fern blieb, schien zu wünschen, daß er in der dunkelsten Unwissenheit aufwachse. Und Kain wurde in ihr groß und stark. Niemals hätte er geglaubt, daß auf der Erde, vor seinem Erscheinen, so wichtige Dinge, so verwickelte Ereignisse geschehen waren. In seinem beschränkten Denken kam er zu der Meinung, daß die Welt mit ihm entstanden war, denn der Zustand, in dem er sie kennen gelernt hatte, schien ihm zu sagen, daß zuvor Niemand Hand oder Fuß darauf gelegt hatte. »Die Täler waren überschwemmt, die Berge von schwarzen und dichten Wäldern bedeckt. Und er hatte sich überall Wege gemacht und mit seiner verherenden Kraft stemmte er sich gegen die Verwirrung der Elemente, die ihn umzingelten, und berauschte sich an eben diesen Widerständen und Mühen. Und als er das Feuer entdeckt hatte, war es im Sommer bei günstigem Südwinde sein größtes Vergnügen, die Wälder in Rauch und Flammen aufgehen zu sehen, wie das Herdfeuer einer ungeheueren Schmiede, während Abel

## Die Zukunft

erschrocken mit seinen Heelden flüchtete und gezwungen war, sich immer mehr nach oben, auf die Gipfel der Berge, zurückzuziehen.

So hatte Kain, wie zu seinei Belustigung und fast ohne es zu merken, begonnen, die Gewässer mehr oder weniger regelmäßig in gewisse von ihm festgesetzte Grenzen einzufangen und die ersten großen abgebrannten und wüsten Ebenen mit Samen zu bestreuen. Nun begann der große und dunkle Sohn Adams ein neues Dasein. Aber schon in dieser Zeit hatte die Mühe des Lebens in ihm kosmische Maße und Melancholien erreicht. Wenn er in seiner Erinnerung die Welt, die er nun zurückließ, in all ihren Teilen sich vorstellte, so fühlte er von Weitem Trübsal wie einen eisigen Wind aus der Ferne über sich kommen. Seine Vergangenheit war die ungeheure Trostlosigkeit verlassener Erdteile. Angefüllt mit Taten, folgten seine Jahre einander, nur durch Zeiten der Vergessenheit und Entfernung wie in Epochen eingeteilt.

Auch war er nicht mehr der kecke und übermütige Jüngling von einst, dem Alles leicht gelang. Er mußte sich an einem Ort festsetzen und führte dort ein mühsame^ Leben, denn er fand die Erde viel ärmer, als er erwartet hatte. Am Abend kehrte er, von der Arbeit ermattet, aus den Feldern heim. Seine Gedanken, die immer auf einen Punkt gerichtet waren, beschäftigten sich mit dem Wetter und mit der kommenden Ernte. Er lauerte den Wolken in ihrem Flug auf und verfolgte mit abergläubigem und berechnendem Auge die Richtung der Winde. Und schon entstanden die Sprichwörter und die ruhige, schonungslose Sicherheit seiner rauhen und eindringlichen Sprache.

Die Seele Kains fand niemals Ruhe, denn er wußte zu genau, was es heißen wollte, das Land bebauen und auf die Erde Hoffnungen gründen, die jeder Enttäuschung ausgesetzt sind; er murrte gegen so viel unerwartetes Mühen und hätte, wie über Schnurren, gelacht, wenn ihm gesagt worden wäre, eine der schwersten Strafen Gottes sei es, das Brot im Schweiß seines Angesichts essen zu müssen. Denn er kannte eine noch viel schwerere, die nämlich, über-



## Legenden aus der Schöpfung 171

haupt kein Brot zu haben, wenn das Wetter ihm feindlich gewesen war; und Das trat, in dieser oder jener Gestalt, fast alljährlich ein. Kain blieb am Abend länger auf, als seine Kräfte ertrugen, um die Rechnung des Tages zu machen, und vor der Dämmerung stand er wieder auf. Sein Schlaf, hart und traumlos, hatte, wie seine Art, zu essen, etwas Eiliges, wie überhaupt alle Funktionen seines Körpers unerfreulich zerstreut und reizbar waren; zum Teil von der heimlichen Aufmerksamkeit, die er diesen Phänomenen schenkte, zum Anderen von seinem immer ängstlichen Trieb zum Nützlichen und Nötigen. Er hätte immer auf und wach sein, niemals die Ermüdungen des Körpers, die Umwölkungen des Geschlechtes fühlen mögen, die ihn erschreckten. Nur eine Jahreszeit sollte es geben, die, in der Korn und Früchte reifen; und so auch immer das Licht des Tages. Mit ihm erlosch seine Stimmung, die schon immer auf dem Sprung war, sich zu verdunkeln. Über die Nacht hätte er Vielerlei zu sagen vermocht; aber da er glaubte, sie sei zum Schlafen und Lieben gemacht, hatte er sich damit zufrieden gegeben, daß mit ihr die bösen Gedanken und Vorurteile herabkamen, daß aus ihr nur die Diebe Nutzen zogen, dieses furchtbare und zudringliche Geschlecht in dem verfluchten Lande Nod, in das der Herr ihn verbannt hatte. So geschah es, daß Kain, in unglückliche Betrachtungen versenkt, sich weigerte, nach den gesetzten Normen zu leben, und sich verlor; und er bemerkte nicht, daß jeder seiner Gedanken, daß jeder Spatenstich in die Erde das Werk, das der Herr geschaffen hatte, beleidigen mußte. Der Mensch, der auf die Welt gekommen war, als die Erde sich noch nicht ganz vom Meer gelöst hatte, der vor Urwäldern stand und Wege durch sie legte, der gegen Winde kämpfen mußte und gegen böse Jahreszeit, ihm war die Zeit versagt, ein Lied sich auszudenken, ein Gebet, das ihn über sein trauriges Menschendasein erhoben hätte. Alles sah er im Hinblick auf seine ungeduldigen Pflanz erhoffungen. Als ein Sohn der Jahreszeiten, ein unbeständiger Charakter, begrüßte er die himmlischen Ereignisse, die Erneuerung der Monate und Jahre nach ihrem Einfluß auf seine Felder und

## Die Zukunft

nach dem Erfolg, den sie ihm versprochen. „Freue Dich, Kain," sagte er sich, wenn er bald nach Sonnenuntergang einen Lichtschein am Himmel sah, „jetzt kommt der Neumond. Diesmal macht der Mond gute Miene!" Mit dem Herrn verkehrte er auf Du und Du und richtete drohende und freche Gebete an ihn. Er betete zu ihm, der Unglückliche, daß er arbeiten könne. „Herr, mache, daß ich in jeder Stunde weiß, was ich zu tun habe. Laß mich nicht vergessen, wenn ich einen Entschluß gefaßt habe. Laß mich keinen neuen fassen, bis ich den ersten ausgeführt habe. Herr, Du kennst mich. Du weißt, daß ich es nicht dulde, wenn Du mich vernachlässigst. Du weißt, daß ich . nicht von Dir verlassen werde, ohne mich zu rächen. Du weißt, wenn Du mich warten lässest, kann ich Dich ersetzen. Du weißt, wenn mein Glaube an Deine Güte nachläßt, werde ich Dir feind. Herr, Herr, höre, verlaß mich nicht!"

So waren die Gebete Kains.

Und der Herr beobachtete ihn und konnte sein Dasein nicht ertragen, weil es ihm eine unvollkommene und hochmütige Nachahmung seines eigenen Lebens in der Zeit schien, da er die Welt mitten unter feindlichen Elementen geschaffen hatte. Doch erkannte er auch, daß Dies das wahre Dasein des Menschen sei. Abel dagegen, der von Eva und ihrer > weiblich beschaulichen Seele seine Hirtenlieder hatte und das Blöken seiner lieblichen Lämmer, war nichts Anderes als eine unerträglich pathetische Erinnerung an das verlorene Eden. Und da der Herr sah, wie die Erde eine Hölle geworden war, glaubte er, daß es besser sei, ihn zu sich zu nehmen, und so ließ er ihn töten. Hiernach wurde der Brudermörder verdammt, auf der Erde umherzuirren, und sein Blut, über die Sintfluth erhalten, verfiel, bis es sich in dem des Judas wiederfand. Aber der Herr bedrohte mit harter Strafe Jeden, der ihn erschlüge: denn in Kain war das menschliche Geschlecht unterwegs. Und Das war gut; wenn es auch eine Reihe fabelhafter Verbrechen und Verwünschungen gekostet hat.

Rom. Vincenzo Cardarelli.



Die Literatur über den Ursprung des Weltkrieges ist jetzt schon sieben Jahre alt, ist schon fast bis ins Unübersehbare angewachsen und bewegt sich doch in einem öden Einerlei, dessen die Menschen nach und nach überdrüssig geworden sind. Der größere Teil der Schriftsteller, Redner und Journalisten verteidigt, rechtfertigt, verherrlicht die Regierung Wilhelms zur Zeit des Kriegsausbruchs, der kleinere Teil klagt sie an und verdammt sie. Man hat die Gegensätze, die sich zur Zeit des Krieges und der Kriegscensur zwischen den feindlichen Völkerlagern aus tobten, nach dem Kriege auf den inneren Streit des einzelnen Volkes übertragen. Ich bin nicht von einer vorgefaßten Parteimeinung ausgegangen, um die dazu passenden Tatsachen aus dem vorhandenen Material zu suchen oder nicht ganz passende zurecht zu biegen; habe nur die erwiesenen, von Jedermann nachzuprüfenden nackten Tatsachen meinen Betrachtungen zu Grunde gelegt, sie mit dem Werkzeug der Logik und Psychologie bearbeitet, wie es das Grundgesetz jeder wissenschaftlichen Erforschung der Wahrheit\* fordert, und erst dann nachgesehen, wohin man auf diesem Wege kommt. Ich glaube, das Ergebnis ist der Beachtung wert. Ich bin dreißig Jahre weit zurückgegangen, habe gezeigt, wie die Balkanpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie, deren Fehler ich übrigens als Journalist während dieser Zeit schon von Fall zu Fall öffentlich aufgewiesen habe, und die ganze Regierung Franz Josefs zum Krieg führen mußte, habe gezeigt, daß nach den ersten Erfolgen Serbiens im ersten Balkankrieg (November 1912) der Krieg gegen Serbien (und Montenegro) fünfmal geplant, jedesmal aber durch äußere Umstände, insbesondere auch durch Wilhelms friedliche Absichten, vereitelt wurde. Noch bis zum Bukarester Friedensschluß (August 1913) dauerte diese Konstellation. Dann erkennt aber Wilhelm, daß die Balkankriege das militärisch-politische Gleichgewicht zwischen den beiden großen europäischen Mächtegruppen zu Gunsten der Entente verschoben haben. Er sucht es durch neue Rüstungen wenigstens militärisch wieder auszugleichen. Die Gegenrüstungen Frankreichs und Rußlands drohen in naher Zeit auch diesen Vorsprung wieder einzuholen. Daneben gehen die innerpolitischen Wirren der beiden Mittelmächte. In Österreich wird im März 1914 der Absolutismus mit dem § 14 wieder eingeführt, diesmal ohne irgendwelche Aussicht auf rasche

Wiederherstellung des Verfassungszustandes. In Ungarn kann Tisza nur mit Polizeigewalt einen Schein von Konstitutionalismus vorgaukeln. In Deutschland hat die Zabernaffaire und der wachsende Zorn über das preußische Wahlprivilegium der militärischen Autokratie das Ende ihrer Tage angekündet. Wilhelm sieht sich nun, wie sein Bundesgenosse Franz Joseph schon lange, vor einer zugleich inneren und äußeren Katastrophe; in diesem Drang entscheidet er sich für die „Diversión nach außen“, für den Krieg, und als ihn anfangs Juli 1914 Franz Joseph wieder einmal um die Erlaubnis zu dem lange ersehnten Krieg gegen Serbien bittet, erteilt er sie ihm, in dem vollen Bewußtsein, daß daraus der Weltkrieg entstehen kann. In diesem Licht betrachtet, ist der Krieg der beiden Kaiser nicht, wie ihre Ankläger behaupten, ein Eroberungskrieg, aber auch nicht, wie ihre Verteidiger beweisen wollen, ein Verteidigungskrieg, sondern ein Drittes: ein Katastrophenkrieg. Die beiden Kaiser nehmen das Risiko einer großen militärischen Katastrophe im Weltkriege, in der sie ihre Throne verlieren können, auf sich, um die kleinere, aber sicherere Katastrophe ihrer Selbstherrschaft zu vermeiden, die ihnen im friedlichen Lauf der Dinge bevorsteht. Um das Vertrauen des Lesers zu meinen ihn manchmal vielleicht überraschenden Folgerungen festzuhalten, stelle ich, so zu sagen, jedes Wort unter Beweis. So kommt es, daß das Buch viele Fußnoten mit Citaten aus historischen Quellenwerken und den amtlichen Kriegsdokumenten (ich benutzte nur die deutschen und die austro-ungarischen Kriegsakten) versehen ist und dadurch das Ansehen eines gelehrten Werkes erhält. Das ist es aber durchaus nicht. Es soll seiner Auffassung, seiner Darstellung und seinem Zweck nach ein Buch für das Volk, für die Völker sein. Es soll nicht anklagen, nicht verteidigen, sondern die Menschen aufklären über die Ursachen des namenlosen Unheils, das über sie hereingebrochen ist. Wien. Dr. Heinrich Kanner.

m

#### Bankenhausse

Die Spekulirwut, die immer neue Felder sucht, hat sich natürlich auch auf das Gebiet der Bankaktien gestürzt. An manchem Börsentag stürmten einzelne Großbankaktien um 100 bis 150 Prozent in die Höhe, obwohl in normalen Zeiten der Kurs einer mittleren Bankaktie kaum je über 150 Prozent herausging. Aber nachdem so viele Industripapiere in die Nähe der 1000 Prozent



gelangt waren, mußte sieh „denkenden“ Köpfen die Meinung aufdrängen, daß Bankwerte „doch eigentlich sehr zurückgeblieben seien“. Das Publikum strebt von der Mark weg in die „Sachwerte“, für die es Effekten nun einmal hält. Warum auch nicht? Im vorigen Jahr stiegen sogar festverzinsliche Staatsanleihen und Industriobligationen, die zu 100 auslosbar waren und täglich ausgelost wurden, für ein (freilich kurzes) Weilchen hoch über diesen Kurs, weil ein Schlaukopf das Gerücht verbreitet hatte, Amerika kaufe diese Papiere auf, um damit Haussespekulationen in deutscher Mark zu beginnen. Daß Bankaktien halb und halb als Rentenpapiere galten, war vor aem Kriege günstig, seit der Inflation aber die Ursache, sie geringer als die Industripapiere zu schätzen. Die Bankleiter trieben eine vorsichtige Dividendenpolitik, bis die Industriedividenden der Geldentwertung, durch nominelle Erhöhung oder durch Verwässerung des Aktienkapitals, angepaßt wurden. Nach dem Glanzjahr 1920 gab die Deutsche Bank nicht mehr als 20 und keine andere Bank mehr als 15 Prozent. Daß diese Ziffern in nächster Zeit beträchtlich steigen werden, ist unwahrscheinlich. Wer also eine Bankaktie zu 500 oder 600 kauft, muß sich eigentlich selbst sagen, daß die Verzinsung des Papiers in argem Mißverhältnis zu der Höhe des Anlagekapitals stehen werde. So ists heute auch bei Industripapieren? Gewiß; aber da winken immerhin noch Hoffnungen auf Ausgleich des mageren Zinses. Die Substanz dieser Sachwerte bleibt; und wenn der Anteil der einzelnen Aktie auch durch Erhöhung und Verwässerung des Kapitals mehr und mehr zusammen schrumpft, so entschädigen den Aktionär doch die Bezugsrechte, die er verkaufen oder zu billigem Einkauf Junger Aktien benutzen kann. Bei Bankaktien ists nicht so. Als Sachwerte stehen dahinter nur die Bankgebäude und die darin als Bankbesitz aufbewahrten Industripapiere. Alles Andere, also der weitaus größte Teil, ist Papierwert. In dessen Schwellung, trotz wenig erhöhtem Anlagekapital, und in den hohen Gewinnen, die aus diesem verschobenen Verhältniß stammen, sieht die Spekulation den Anlaß zu Kurssteigerung. Die mag fürs Erste nicht nur erreichbar, sondern auch haltbar sein. Vernunft hat aber ein Wort darüber zu sagen. Die Aufblähung der Bankaktiven ist mit einer kaum minder großen Aufblähung der Bankpassiven erkaufte; und wenn nach Deckung der gerade bei den Banken ins Ungeheure gewachsenen Unkosten auch in jedem Jahr ein Aktivaplust (Reingewinn) bleibt, so sind die Banken doch genötigt, den größten Teil dieser Gewinne als Reserven zurückzuhalten. Denn für sie lautet die

176  
Die Zukunft  
Reservenfrage ganz anders als für die Industrie, deren Reservepolitik manchmal nur Gewinne verschleiern, die Bilanz und die Steuererklärung erleichtern und die Kapitalergänzung sichern soll. Die Banken brauchen die Reserven zum Ausgleich des furchtbar hohen Risikos, dem sie sich nicht entziehen können, und noch ihre größten Abschreibungen und Rückstellungen bleiben hinter dem Bedürfnis zurück. Die Banken sind zum großen Teil ja mit Dem angefüllt, was man als den Urstoff der Inflation bezeichnen kann: mit Schatz an Weisungen, den Papierwerten der Schwebenden Reichsschulo. Zweierlei nun ist möglich. Entweder steigt die deutsche Valuta wieder: dann sind Reserven nötig, um die Verluste der Banken aus überkapitalisierten privatwirtschaftlichen Engagements auszugleichen. Oder die Geldentwertung führt in Staatsbankerot: dann wird das gewaltige Risiko der Reichsschatzanweisungsmilliarden, die fast überall mehr als die Hälfte der Aktiven binden, zu ernster Lebensgefahr. Luxusreserven gibt es in der Industrie, aber nicht in den Banken. Denn deren Reichtum steht nicht auf der Substanz, sondern auf Papier, auf der Inflation; und die Hoffnung, daß auch an diesem Leib der zusammenpressende Kapital- und Dividendengürtel einmal platzen und der angesammelte Reservesegen den Aktionären in den Schoß fließen müsse, beruht auf einem falschen Analogieschluß. Wie hats denn die Börse bei den Industripapieren gemacht? Sie hat die Kurse in die Höhe getrieben und die Vorstände angeregt, der spekulativen Kurshöhe durch Ausgabe von „erleichternden“ Bezugsrechten, durch Fusionen und Ähnliches Rechnung zu tragen. Der Spekulant hofft wohl, daß auch die Bankleiter seinem Befehl gehorchen und sich schämen werden, bei Kursen von 500 bis 600 nur 15 bis 20 Prozent zu verteilen; am Ende, denkt er, beschenken sie, unter Verzicht auf die Auswertung des Kursagios, ihre Aktionäre mit dem Recht, Junge Aktien zu 100 zu beziehen. Für solche Verwässerungspolitik, die ihnen zur Gefahr würde, sind aber kluge Bankvorstände nur in Sonderfällen, wo sie notwendig wird, zu haben. Cheiron. Ist die „Bankengemeinschaft Darmstädter-Nationalbank“ solcher Sonderfall? Die Banken, die Fusion erstreben, vermehren ihr Aktienkapital um fast eine Viertelmilliarde, bieten ihren Aktionären günstige Bezugsrechte und verkünden stolz, mit den Offenen Reserven werde ihr Eigenbesitz fortan eine Milliarde übersteigen. Der Spekulant, der „richtig lag“, streicht den Gewinn ein und lacht dem Warner von gestern ins Gesicht. Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin.  
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin W 57.  
u



6erUn HtD 7 ♦ ftmfkrdam \* Hamburg |  
Unter ben Einben 72 GSjnfemarff 60 •  
j |Inlefl)cnunDKtntcn4rmi.ii)iinD(IMcre|)nlagen |  
i Beoifen \* JltfrsOitlDe - tueDitbrfeff j  
Umwcdjflimg frember (Selbforten  
ju fulanten 25ebingungen  
1 Jluöfüliruno aller Banf- unö Börfcntran^aftloncn ]  
: 29ereittoi((ige Sfusfunft-erteitang über 3nbuftrie>Papiere 5  
• s  
i ^inonjtcrungcn :  
• Selesramme: 6ieanmriu0=Serlin—fflarfitto äamftura /3'nfrum 9153,915\*,5088,925,8026 |  
L i  
Bankhaus  
Fritz Emil Schüler  
DÜSSELDORF  
===== Königsallee 21 =====  
Für Stadigespräche: 982, 1964, 2264, 5108, 5403, 5979,  
8665, 16386, 16295, 16453; für Ferngespräche: F 101, F 102,  
F 103, F 104, F 105, F 106, F 107, F 108, F 109, F 110  
Telegramm-Adresse;  
„EffektenschUler“  
Kohlen-, Kali-, Erzkuje / (Jnnotierte Aktien u. Obli-  
gationen / Ausländ. Zahlungsmittel / Akkreditive  
Scheckverkehr/Stahlkammer/Rusführl. Kursberichte  
Mitglied der Düsseldorfer, Essener und Kölner Börse  
Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und  
ausländ. Börsen sowie sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.

Keine Postkarlen, sondern nur künst-  
lerische AKtphotographie. Man  
▼ erlange Probesendung. Postfach 2.  
Hamburg 31.  
Bad Kissingen. Hotel Büdel  
gegenüber dem Kurhausbade, 2Minuten  
von den Quellen. Bekannt gutes Hau«.  
Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung  
durch den fc'-sitzer X. Büdel.  
„S1R0TTI" Aktiengesellschaft,  
Berlin-Tempelhof.  
Die Auszahlung der für 1920/21 auf 40 % festgesetzten  
Dividende erfolgt von heute ab bei der Berliner Handels-  
Gesellschaft und den Herren Georg Fromberg & Co.  
gegen Einreichung des Dividendenscheines für 1920/21.  
Berlin-Tempelhof, den 27. Oktober 1921.  
Der Vorstand.  
Regina-Palast am Zoo Reeg & Arnold  
(Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirehe) Telephon: Steinplatz 9955  
Kurfürstendamm 10 und Kantstraße 167-169  
Täg%!u TSSäf Erstes Intern. Kammer-Orchester  
Dirigent: Otto Hartmann. Konzertmeister: C. Bartholdy.  
Am Flügel: W. Lautenschläger  
Wiener Restaurant  
Zentrum 4086 KRZIWANEli  
Pilsner Urquell ■ Weltberühmte Küche  
Das große Bilderbuch des Films  
200 Seiten Jllnstrationen / Preis M. 10 —  
ist das in Kupfertiefdruck hergestellte, an  
Inhalt und Ausstattung reiche Prachtwerk  
für jeden Filmfreund. Zu beziehen vom  
VERLAG FILM-KURIER BERLIN WS



MAXIMILIAN  
HARDEN  
zum sechzigsten Geburtstage

Das Heft, das nur in geringer Auflage gedruckt wurde, kostet 5,— Mark und enthält u. a. Beiträge von  
HERMANN BAHR EMIL LUDWIG  
GRAF BERNSTORFF HEINRICH MANN  
EDUARD BRANDES MAX MARTERSTEIG  
COUDENHOVE. MEIER'GRAEFE  
CALERST W.v.MOELLENDORFF  
ALFRED DÖBLIN ROBERT MÜLLER  
KASIMIR EDSCHMID FÖRSTER-NIETZSCHE  
GERTRUD EYSOLDT Prof. OPPENHEIMER  
HERBERT EULEN. MAX REINHARDT  
BERG FELIX SALTEN  
FELIX HOLLAENDER WILHELM SCHMIDT,  
ARTHUR HO LIT\* BONN  
SCHER JACOB WASSER»  
SIEGFRIED JACOB. MANN  
SOHN LUDWIG WÜLLNER  
HARRY GRAF KESSLER STE FAN ZWEIG  
ERICH REISS VERLAG  
BERLIN W62

LOUIS MICHELS  
Bankqgeschäft / Berlin W56, Französischesfr.29  
Spezialzweige des Effekrengeschäfrs  
Handel in jungen nooh nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien  
Teltower Kanalterrain jlktien-Gesellsehaßf.  
Auf Grund des von der Zulassunjrsstelle genehmigten, bei uns erbältlichen  
Prospektes sind  
weitere nom M. 2 000 000.— Aktien  
der  
Teltower Kanalterrain Aktien-Gesellschaft in Berlin  
Nr. 1951—2950 zu je M. 2000.—  
(vnllleezHhlter Teilbetrag des Gesamtkapitals von M. 6 900 000.— Aktien) zum Handel  
und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.  
Berlin, im Oktober 1921.  
Georg Fromberg & Co.  
Schiffahrts-Aktien  
Kolonisiwerfe, Städte- und Staatsanleihen, ausländische Kupons  
B. CALMANN, HAMBURG  
^^Pj i IT! i ^ffl iffl i im i firm ilfl ii rni fffffl iHl n m irTrm

Börseninformatlonen  
bringt  
„Die Börse am Hontas"  
Preis 1,— Mark Überall erhältlich  
Verlag „S>ic ftörsr am JKonta£'  
Berlin "WS. Xeipxi^er tffr. 30  
|||||irai|||||



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrg. 12. November 1921 Nr. 7

Aus dem Diarium

Die Allerhöchsten

\\7or das düstere Auge der Frau Zita, Königin von Un»

\* garn, tritt, noch auf Magyarenerde, ein greiser Priester, der in Italien und auf dem niederösterreichischen Steinfeld lange die Seelen der ins Haus Bourbon»Parma Geborenen als Hirt geweidet hat. „Gieb Dich so fromm drein, wie Einer ziemt, die in der Heiligen Taufe den Namen der in De\* muth Gnade spendenden Magd Maria empfing. Entrunzle die junge Stirn, die vor zehn Jahren, auch an einem gelbe Laubkronen derb zausenden Oktobertag, unter der Myrthe in Schwarzau glühte. Nicht aus Zufallswiilkür ward Dir Er» lebniß. Hier ist Schicksal; waltet der Wille des Herrn. Der zürnt nicht, verdammt nicht, sinnt Dir und Deinem König nicht Strafe. Die Lust an Getuschel und den Trost, sich in feuchtem Herbst an den Scheiten des Aberglaubens zu wärmen, gönne den Schranzen. Die wispern jetzt: ‚Aus dem Blute kommst!‘ Und tasten nach dem Schatten Deiner Urahnin Karoline, der Herzogin von Berry, die, ihrem Knaben den Thron von Frankreich zu retten, von Neapel nach Marseille segelte, in der Vendee und in der Bretagne hastig zusammen« geraffte Bauerheere gegen die Truppen des Bürger»Königs Louis Philippe führte, verwegen, in Mannskleid, vornan im Getümmel focht, in Nantes verrathen, verhaftet, in die Cita« delle von Blaye gesperrt wurde und erst fast vierzig Jahre später, ganz nah uns hier, in der grünen Steiermark starb. Aus dem Blute kommst? Altweiberklatsch. Karoline hatte in ihrem Neapel von der Verbotenen Frucht genascht, heimlich das

## 178 Die Zukunft

Lied des großen Teufelspriesters Voltaire von der Pucelle  
gelesen und sich in den Dünkel verklettert, trotz hitzigstem  
Gattungstrieb könne ein Weib das Schwert Gottes, das Gefäß'  
seines segnenden Wollens wenden. Nach der Ermordung ihres  
Mannes ließ sie sich von einem Marchese umfassen, schnürte  
den Schoß, in dem schon Leben keimte, ins rauhlederne Reiter«  
koller, stürzte sich in blutigen Kampf und gebar im Festungs«  
keiker-das Kind einer dunkel wallenden Stunde. Um die ge\*  
fährliche Frau für immer zu entwaffnen, schrie der schlaue  
König das Geheimniß ihrer Wochenstube in die Welt hinaus.  
,Dem Generalissimus der echten Bourbons wurde ein Kind  
entbunden': der boshafte Meldung folgte auf der Straße und  
im Salon mörderisches Gelächter. In Dir, Zita Maria, ist kein  
Blutstropfen von dieser Herzogin. Nicht buntes Abenteuer  
suchtest Du, haschtest nicht nach den Spätsommerfädchen  
eitlen Erdenruhmes und hättest nie die Würde der Frau, nie\*  
mals die Pflicht der Mutter vergessen. Eines Landes bittere  
Noth wolltet Ihr lindern, ein mißleitetes Volk in Klarheit  
führen, die Doppelkrone des Heiligen Stephanus, das Wahr\*  
zeichen aus Rom und Byzanz, von Rost und unreinem An\*  
hauch säubern. Daß Fluch dran haftet, seit der calvinische  
Ketzer Tisza sich erdreistet hat, als Palatin sie mit frevler  
Hand auf Karls Haupt zu setzen: auch dieses Wahnes Garn  
mag das Gesinde auf seine Spule wickeln. Hochauf flattert  
die Wägschale, in der Einzelschuld liegt. Ihr seid jung, kämet,  
auf dem von Mörderhänden gebahnten Weg, zu früh, unbe\*  
reitet, auf den Thron, schenktet, daheim und im Exil, Jedem  
Vertrauen, der sein Glück an Eures zu kitten strebte, und  
glaubet Euch nun verschachert, von treulosen Wächtern dem  
Feind ausgeliefert. So ist's nicht. Daß Dieser sich ins Hofamt,  
Jener in Ministermacht zurücksehnt, hundert Nahe und Ferne  
sich leise schon um das Vorrecht des Königsmachers balgten,  
ist gewiß. Doch hätte all den Lockliedern und Schmeichele  
hymnen Euer Kindsohr sich verschlossen, wäret Ihr wenigstens  
nach dem mißlungenen Osterversuch, dem Königthum in  
Auferstehung zu helfen, still geblieben: was geworden ist,  
mußte, früh oder spät, werden. Weder von Geduld noch  
von Hast ist des Schicksals Gang zu hemmen. Aus schmalem  
Beet ragt, auf kurzem Stengel, noch Bourbons Lilie. . Die



Aus dem Diarium

179

Wurzel des Habsburgerstammes ist abgestorben. Den Vehm« Spruch der Großen, die Waffendrohung der Kleinen Entente hätte sie überdauert, aller Unterspülung aus Wolken und Traufe ähnlicher Zufallsgebilde in warmer Scholle still getrotzt. Schon zuvor aber hatte höhere Gewalt in Knolle und Fasern den Saft gedörret. Von Scham, weil kleine Leute vom Schlag der Bethlen, Horthy und schwatzender Bauerauf\* wiegler zu Bütteln des Entkrönungbefehles wurden, braucht Eure Wange nicht zu brennen. ‚Das Haus Braganza hat zu regiren aufgehört.‘ Meine Jugend hörte oft noch den Satz wiederholen, mit dem Bonapartes freches Genie den Einsturz eines in zwei Erdtheile vermauerten Herrscherhauses zu erwirken wähnte. Die Posaune, die Habsburgs Ende kündet, dröhnt nicht von Menschenathem.

Gut, daß auch Du, Karl, mich nun hörst. Dein Kopf blieb eines Knaben; doch Dein Wille war immer rein. Im Prunk der wiener Hofburg, vor dem Goldsessel, unter dem purpurnen, mit Goldfäden durchwirkten, von Straußfedern überdachten Sammetbaldachin, hast Du, als Kaiser und Apo» stolischer König, Dich dem ‚Geist wahrer Demokratie‘ ver\* lobt. Aufrichtigen Herzens. Daß just an dem Sohn der Sachsen' Prinzessin Maria Josepha, der, jeder Zoll ein freundlich ge\* schäftiger Sachse, von dem Vater, dem schönen Wildling Otto, nur ein paar Blutstropfen (nicht ganz ungefährliche, Majestät) ererbt hat, das Schicksal Habsburgs sich vollenden soll, dünktMenschenkurzsicht ungerecht. Warum bliebet Ihr, zärtliche Eltern und selbst noch Kinder, nicht im ungefähr\* deten Frieden der Schweiz? Mit sanfter Strenge hatte der Allumfasser Euch in Habsburgs Heimath zurückgeführt. Als Trösterpflicht und Seelsorgerrecht mich hierhertrieb, sah ich auf verödeter Schienenstrecke im klaffenden Eisenbauch eines Trauetwagens den Sarg, der den Erdenrest des Bayernkönigs birgt. Auch Eines, dem die Krone vom Haupt glitt. Eines Wittelsbach, dem habsburgisches Planen den Heimweg, den letzten, sperrt. Ludwig von Wittelsbach, Herzog von Bayern und Pfalzgraf bei Rhein: so, wie der im Tod noch Heimlose, hieß der weltklug Starke, der sich am Abend des dreizehnten Jahrhunderts entschloß, das Schwert des Deutschen Königs, das seinem starren Willen weder der Heilige Vater Gregor

IS\*

noch die Schaar weltlicher Fürsten gern anvertraut hätte, in die Hand des schwächtigen Grafen Rudolf von Habsburg zu legen. Schwächtig war er, lang und schlank, mit schmalen Händen und Füßen; unter glattem Haar wachten in dem bartlosen, früh verrunzelten Antlitz glanzlos kluge Augen. Ritter und Rechner. Als treuer Mann des Staufergeschlechtes hatte der Jüngling den zweiten Kaiser Friedrich nach Italien, der Gereifte den unseligen Konradin bis Verona begleitet; und über das Wohl des Reichshauptes doch das eigene nicht vergessen. Von den Alpenpässen streckte seine Hausmacht sich tief in den Oberelsaß. Reich, klug, sparsam, zäh, leis, allem Scheinwesen abhold und ohne Drang zu herrischem Uebergriﬀ: Friedrich von Zollern, Burggraf zu Nürnberg, wußte, warum er dem Kurfürstenkollegium die Wahl dieses Veters empfahl. Heute kehrt der Oktobertag wieder, der in Aachen die Krönung Rudolfs sah. Von Frankfurt, der Wahlstadt, über Mainz, den deutschen Rhein entlang hat ihn der Jubel des Volkes umbraust, das der Angst ledig war, Philipp, ein Welscher, werde die Krone der großen Ottonen und Salier erlisten. Um dem Böhmenkönig Ottokar, der keiner Ladung vors Fürstengericht folgt und der Reichsacht spottet, das Erbgut der österreichischen Herzoge zu nehmen, zieht Rudolf, ein Sechziger schon, ins Feld. Und strahlt, da der Czeche bei Dürnkrut gefallen ist, in der Glorie des Siegers. Denket, junges Volk, in dieser bangen Stunde an den Preis des Habsburgersieges. Bündniß mit Ladislaus von Ungarn und seinen Tatarensprössen gegen die slawischen Böhmen. Den Herzog Heinrich von Bayern soll die Hoffnung, Rudolfs Eidam und Herr Oberösterreichs zu werden, von Ottokar wegködern. Dessen Sohn Wenzel wird unter die Vormundschaft des Markgrafen Otto von Brandenburg, dem sie Gewinn bringt, gestellt und dem Knäbchen verlieh Rudolfs Tochter Gutta verlobt, damit dem Deutschen König die Erste Hypothek auf das Czechesireich gesichert sei. Dem versagt er das Egerland, verriegelt er alle Thore, durch die ihm Helfer nahen könnten. Den prager Kronschätz schleppt der Ungar fort; die Grafschaft Glatz fällt einem schlesischen Herzog zu; um die Hausmacht wait in den Westen zu dehnen, nimmt Rudolf, im siebenundsech-



181  
zigsten Lebensjahr, die vierzehnjährige Schwester und Erbin  
des Burgunderherzogs Hugo zur Frau. Nicht darin nur sieht  
unser Blick Frevel. Ihn widert die ganze Raff» und Braut«  
bettpolitik, die niemals dem Menschenlos nachdachte und  
der ein Volk weniger galt als dem Schachspieler der hol»  
zerne Bauer. Sechs Jahrhunderte und ein halbes hat sie durch»  
währt; ist, noch mit Krebsgeschwür und Greisenbrand, als  
höchste Staatsweisheit gerühmt worden. In Frankfurt thront  
Rudolf in Purpur, auf dem müden, geschrumpften Kopf die  
Krone, in der zitternden Hand das Szepter. Vom Main reitet  
er, wie, vor achtzehn Jahren, nach der Königswahl, an den  
Rhein; von Straßburg nach Speyer. Hält, ein Sterbender,  
mühsam sich auf dem Pferd und lauscht mit verlöschenden  
Sinnen dem frommen Gemurmeln der Priester zur Rechten,  
zur Linken. Ein guter Herr, der sich auch leutsälig zu geben  
vermochte. Das Leben, gar die Seele des Menschengewim\*  
mels, über dem er schwebte, hat ihn nie ernsthaft bekümmert.  
So fing es an. Und das Ende? Nach dem Verlust Bei»  
giens und der. Stellung am Oberrhein schwindet Habsburgs  
Macht über Deutschland. Bismarcks Preußen überwächst sie,  
Piemonts Schwert jagt sie aus der Lombardei, aus Venetien;  
und den germano«magyarischen Reif, der Czecheji, Serben,  
Romanen, Polen, Kroaten, Ruthenen, Slowaken, Walachen,  
Slowenen in Einheit schmieden soll, sprengt der Große Krieg.  
Den konnte nur rathlose, stablose Blindheit beginnen. Denn  
sein Ausgang mußte Habsburg zu Zollerns Vasallen erniedern  
oder vernichten. Wer stützt es jetzt hoch? Die Selbstsucht  
des ungarischen Grafenklüngels, der in Tisza das letzte Bleibsel  
kühner Mannheit, in den niedergetretenen Juden den Geist  
verlor, wird dem Lahmen keine Krücke. Euer Landadmiral  
und Seepfau Horthy möchte selbst König und Dynastie»  
gründer werden oder noch lange sich im Verweseramte mästen.  
Sein westlicher Vorposten ist Euer General Dankl, der dem  
Frontkriegerbund und der tiroler Bauerschaft Andreas Hofer  
als Vorbild empfiehlt und so heftig wie die ins Salzkammer\*  
gut und in Tirol eingekerkerten Alideutschen gegen die ‚Kar«  
listen' wettet. Das von der ruchlosen Frechheit des Hör»  
thysmus geknebelte, von dessen widerchristlicher Schein»  
heiligkeit angeekelte Stadtvolk, das sich nach Europa zurück\*

sehnt, hätte Euch gehuldigt; doch, Euch zu halten, nicht den Arm auszustrecken gewagt. Die im Feierkleid unbeugsamer Legitimisten den König ins Burgenland winkten, hatten die Absicht auf Erpressung: hofften, durch die Abkehr von Deiner Apostolischen Majestät von der Großen und der Kleinen Entente das oedenburger Komitat zu erkaufen. Alles nur Wahn. Habsburg, Wittelsbach, Hohenzollern, die 1273 und 1914 zum Konsortialgeschäft Vereinten, stehen entkrönt. Für immer? Nicht zu Prophetie bin ich berufen. Müßte mich selbst aber als feilen Lügner verachten, wenn ich übers Ge\* wissen brächte, in Rudolfs Enkel Hoffnungsaat zu nähren. Nur allzu üppig keimt sie noch. Italer, Oesterreicher, Süd« slawen, Czechen, Rumänen, Polen könnten nicht ruhig leben, wenn die Stephanskronen vom Haupt eines Habsburgers fun\* kelte. Auch Franz Rakoczy und Ludwig Kossuth rissen sie Rudolfinern vom Kopf und sprachen dem .wiener Hof jedes Herrscherrecht auf Ungarn ab. Diesmal verjährt des Vehn\* verächtes Spruch nicht. Höherer Wille hat ihn erwirkt und bestätigt; des höchsten Stimme rief über Blutmeere und Feuersbrünste: ‚Genug!‘ Und Posaunenschall fegte die Seufzer in Gewölke, das der Herbststurm zerpeitscht. Maieira ist ein Eden. Auf waldiger Höhe über Funchal, wo Schwärme Tuber\* kuloser aufäthmen und verröcheln, entfurcht sich Eure Stirn. Vom Ochsenkarren flattert da? frohe Gelächter der Brut. Und die Krone des Lebens blinkt. Der Heilige Vater vergißt seine Kinder nicht. Unbrechbar ragt aufbebender Erde das Kreuz.“ Ludwig von Wittelsbach, der, Sohn und Ehemann einer Erzherzogin von Oesterreich, auf dem ungarischen Gut seiner Frau gestorben ist, war einst manchem Deutschen eine Hoff\* nung. Weil er einem deutschen Kaufmann, der in Rußlands Hauptstadt den Prinzen Heinrich von Preußen und dessen „glänzendes Fürstengefolge“ gefeiert hatte, mit rothem Kopf zurief: „Wir sind keine Vasallen!“ Der, dachten die schon damals um den Reichsbestand Bangen, wird sich auch vor Wilhelms Fiackerzorn niemals ducken. Doch auf offiziellen Befehl wurde er aus allen Preßbatterien beschossen. Ohne Grund. „Schicklicher wärs gewesen, wenn Prinz Heinrich selbst den ungehörigen Ausdruck des Sonntagsredners zu»



Aus dem Diarium

183  
riickgewiesen hätte; da ers nicht that, mußte der Bayer sich seiner Haut wehren." Das war Bismarcks Urtheil. Ludwig aber war eingeschüchtert, wohl auch vom Vater Luitpold getadelt worden. Fuhr nach Kiel, erbat, nach langem Warten \* im Vorzimmer, von dem Kaiser Entschuldigung; und wurde ein stiller Mann. Seufzer: „O mei!" Trost: „Alles geht seinen g'weistenGang." Oeffentlich sprach er nur noch überBedürfnisse der Landwirthschaft und den Main»Donau«Kanal. Die Familie Luitpolds, der den trotz Verschwendung und Wahnsinn allgeliebten zweiten Ludwig vom Thron gedrängt hatte, war nicht populär. Und daß LuitpoldsNachfolger bei LebzeitOttos, in dessenNamen die Gerichte des Landes sprachen.den Königs»titel annahm, wurde ihm von steifen Royalisten nicht leicht verziehen. Nie aber fehlt er der Pflicht. Ist fleißig, bescheiden, nicht brummig, wenn seine vertragenen Röcke, Harmonika«hosen, Schaftstiefel bespöttelt werden; auf dem höchsten Sitz ein frommer Hausvater, der nicht paradirt. Im Krieg wird er laut. Auch, mit Siebenzig, ein Bischen vergeßlich. „Antwerpen müssen wir haben, weil es die Mündung unseres größten Stromes beherrscht." „Als uns Frankreich den Krieg erklärte ..." „Auch Civil stirbt also in dieser Zeit." Nicht so schlimm wie das pompösere Gerede der Majestät, die Sonne und Sonnige braucht. Im Elsaß, den schon der Großvater begehrte, läßt er sich als dem künftigen Staatshaupt huldigen. Kronprinz Ruprecht, der in Lille früh Unheil wittert und den „Verzichtfrieden" empfiehlt, wird als Flaumacher und de faitiste verschrien. Der König kneift sich anno 18 selbst ins Ohrläppchen, weil er sich „gar so weit mit die Alldeut" sehen eingelassen" habe; und blinzelt mit dem Lächeln eines schämigen Mädchens durch die Hornbrille. Bauer und Bürger mutren. Der alte Herr wird auf der Straße, im Hofgarten kaum noch begrüßt. Als „Milibauer", dem die gemeine-Noth reichlicher noch als anderen Landwirthen zinse, durch Bier»keller und Schwemme gezerrt, „'n andern Küni, wann mir hätten 1" Scheltrede und dumpfes Gesumm dringt nicht durch die rothen Mauern des Wittelsbacherpalais. „Fort is er? Eh nicht schade drum." Den von der Republik Enttäuschten, von zugewanderten Preußen ins Leitseil Geknüpften ver»kläit ihn das Unglück. Der Tote wird Heiliger.

184  
Die Zukunft  
„Von der bayerischen Regierung wurden die staatlichen Stellen und Behörden ermächtigt, am Tage der Beisetzung die Staatsgebäude einschließlich der Gebäude der Universitäten und der staatlich verwalteten Anstalten und Stiftungen zu beflaggen. Die Beflaggung erfolgt mit schwarzen Fahnen oder in den Landesfarben halbmast mit Trauerflor. In den Orten, wo am Beisetzungstage Trauerkundgebungen stattfinden, darf zur Theilnahme den Beamten dienstfrei gegeben und dürfen die Schulen geschlossen werden. Der Zug gliedert sich in folgende drei Gruppen: 1. Civil- und Militärvereine; 2. Geistlichkeit mit den Särgen, den Fahnen-Abordnungen der Königs-Regimenter und der Trauerversammlung des königlichen Hauses; 3. Reichs- und Landesbehörden mit den gesammten Beamtenkörpern. Die erste Gruppe wird durch die Schützen-, Turn- und Sportvereine eröffnet, denen die Frauenvereine und die Militärvereine folgen. Ihnen reihen sich, um dem Ganzen ein farbenprächtiges Bild zu geben, die studentischen Korporationen an. Hinter diesen marschirt geschlossen der Bayerische Kriegerbund, an seiner Spitze das Bundespräsidium, der Deutsche Offizier-Bund, der Nationalverband Deutscher Offiziere und diejenigen Offiziere, die keiner Korporation angehören. Der Kriegerbund hat zehntausend Mann angemeldet. Wenn die Särge in die Wagen gehoben werden, spielt die Musik den Präsentirmarsch und darauf schwenkt die Ehrencompagnie als Spitze der zweiten Gruppe in den Zug ein. Der Ehrencompagnie folgt die Geistlichkeit mit den Särgen, die zu beiden Seiten von Flambeaux-trägern begleitet werden. Zwischen den Särgen schreiten der Ehrendienst und die Ehrenabordnungen der Königs-Regimenter; jede besteht aus drei Offizieren und drei Mann mit der Vereinsfahne; sie werden im Dom zu beiden Seiten des Hochaltars Aufstellung nehmen. Unmittelbar hinter den Särgen schreitet die Trauerversammlung des königlichen Hauses. Die erste Gruppe eröffnet der ehemalige Hofdienst. Ihm schließen sich an die Staatsbehörden, die Ministerien, die Vertreter des Reichs- und Landtages, die Stabsoffiziere, die nicht bei ihren Vereinen eingetreten sind, und die sämmtlichen Beamtenkörper! Die Särge werden am Domeingang vom Kardinal mit sämmtlichen bayerischen Bischöfen und dem ganzen Domkapitel empfangen." Wers las, mußte glauben, das königliche Haus prange in altem Glanz. „Ein Vorbild treuester Pflichterfüllung, hat der unvergeßliche König, das eigene Glück im Glück Bayerns suchend, unermüdlich die Wohlfahrt des Landes gefördert, gerecht und beharrlich die Zügel der Regierung gefühlt und in allem Wandel der Zeiten seinem Volk die Liebe bewahrt." Aus dem Nachruf des Ministerpräsidenten; des vierten im »Freistaat Bayern." Der lebt nun drei Jahre. Wie lange noch?



Aus dem Diarium 185  
Wie lange in Alldeutschland die Republik? Nur Habs\*  
bürg, greiser Priester, ist in festes Erz eingeurnt.  
November «Memorial  
1918. Im Reichstag haben Polen (Stychel), Elsässer(Rick»  
lin), nordschleswigische Dänen (Hansen) ihr Recht auf Lösung  
vom Deutschen Reich gefordert. In den Häfen von Kiel, Harn«  
bürg, Lübeck, Bremen weht die rothe Fahne. Dorther, zu»  
erst in schmalem Rinnsteig, bald in breiterem Bett, schäumt  
Meutererwuth ins Herz binnenländischer Industriestädte, von  
der Elbe bis an den Rhein. Der Regirerbehauptung, Deutsch»  
land habe für die Befreiung Polens Blut und Gut geopfert,  
hat der Abgeordnete Korfanty geantwortet, es habe Polen  
ausgeplündert, ausgeraubt. Nach einer Patriotenrede des Herrn  
Noske hat der Unabhängige Ledebour den Sturz des mon»  
archischen Systems, Fraktion und Parteiausschuß der Sozial»  
demokratie schleunige Abdankung des Kaisers gefordert. Am  
siebenten Novemberabend schreien Tausende, die aus der  
Versammlung auf der Theresienwiese heimkehren, zu den  
Fenstern der münchener Residenz hinauf: „Hoch der Friede 1  
Hoch die Republik! Nieder mit dem Kaiser!" Die Residenz»  
wache wird entwaffnet, das Militärgefängniß geöffnet, in den  
meisten Kasernen gemeutert, im Landtagshaus ein Rath der  
Arbeiter, Bauer und Soldaten gewählt, dessen erster, von dem  
Vorsitzenden Kurt Eisner unterzeichneter Aufruf morgens von  
allen Mauern kündet: „Bayern ist fortan ein Freistaat. Ar»  
beiter und Bürger Münchens, vertrauet dem Großen und Ge»  
waltigen, das in diesen schicksalschweren Tagen sich vor»  
bereitet. In dieser Zeit des sinnlosen wilden Mordens ver»  
abscheuen wir neues Blutvergießen. Jedes Menschenleben  
soll heilig sein. Bewahret die Ruhe und wirket mit an dem  
Aufbau der neuen Welt." König Ludwig von Bayern fährt  
mit seiner Frau nachts im Auto nach Wildenwart. Am nach»  
sten Morgen spricht, in der Seligkeit unblutigen Sieges, Eisner,  
neben dem der blinde Bauer Ludwig Gandorfer im Rath sitzt:  
„In wenigen Stunden haben wir gezeigt, wie man Geschichte  
macht, wie man mit revolutionärenMittelnThatsachen schafft,  
die für alle Zukunft bestehen. Keiner von Ihnen, wie er auch  
sonst denken mag, wird des thörichten Glaubens sein, daß  
14

■  
der Strich, den wir in einer friedlichen Erhebung unter die gesammte Vergangenheit des bayerischen Staatslebens gezogen haben, jemals wieder weggewischt werden könne. Wir gehen dunklen Tagen entgegen, vielleicht den furchtbarsten Tagen, ■die uns seit Jahrhunderten beschieden waren. Aber ich bin der festen Ueberzeugung, daß aus dieser Zerrüttung, diesem Blutmeer eine hellere, freiere, reichere Welt erstehen wird." Auch in Bamberg, Bayreuth, Nürnberg, Fassung, Regensburg werden von Arbeitern, Bauern, Soldaten Vollzugsräthe gewählt; deren Gewalt geht am neunten November auf das „Provisorische Ministerium des bayerischen Volksstaates" über. Am Zehnten legt, da der König „an der Erklärung seines freien Willens behindert" sei, Kronprinz Ruprecht „Verwahrung ein gegen die politische Umwälzung, die ohne Mitwirkung der Gesamtheit des bayerischen Volkes und der gesetzgebenden Gewalten vor sich gegangen ist"; und sagt: „Bayerns Volk und sein seit Hunderten von Jahren mit ihm verbundenes Fürstenhaus haben Anspruch darauf, daß über die künftige Staatsform durch eine Konstituierende Nationalversammlung entschieden wird, die aus freien und allgemeinen Wahlen hervorgegangen ist." Schon am Dreizehnten aber schreibt der König selbst an die neue Regierung: „Zeit meines Lebens habe ich mit dem Volk und für das Volk gearbeitet. Die Sorge für das Wohl meines geliebten Bayern war stets mein höchstes Streben. Nachdem ich in Folge der Ereignisse der letzten Tage nicht mehr in der Lage bin, die Regierung weiterzuführen, stelle ich allen Beamten, Offizieren und Soldaten die Weiterarbeit unter den gegebenen Verhältnissen frei und entbinde sie dem mir geleisteten Treueid." Der Ministerrath „nimmt den Thronverzicht Ludwigs des Dritten zur Kenntniß" und sichert ihm und seiner Familie freie Bewegung in Bayern, „wenn er und seine Angehörigen sich verbürgen, nichts gegen den Bestand des Volksstaates Bayern zu unternehmen." Aus dem langen Regierungsprogramm leuchtet der Satz: „Wenn die Vereinigten Staaten von Deutschland, die Oesterreich einschließen, die einzig mögliche Lösung des nationalen Problems sind, so müssen wir, um dieses Ziel zu erreichen, in nächster Zukunft eine Gliederung der deutschen Staaten durchführen, die, ohne jede Vorherrschaft eines einzelnen



187  
Stammes und ohne Antastung der Freiheit und Selbständig\*  
keit Bayerns, auch die notwendigen Maßnahmen vernünfti\*  
ger Einheit trifft." In der neunten Novembernacht ist König  
Friedrich August mit seinen Kindern aus Dresden nach der  
Moritzburg, später nach Sibyllenort bei Breslau gereist; der  
Innenminister zeigt dem im Ständehaus tagenden Arbeiter«  
und Soldaten'Rath an, daß der Königauf den Thron verzichtet  
habe. Auf dem Stadtschloß weht die rothe Fahne und der  
regirende Sowjet ruft dem sächsischen Volk zu: „Das kapi«  
talistische System hat seinen Zusammenbruch erlebt. Die  
bürgerliche monarchische Regirung ist gestürzt. Das revolu«  
tionäre Proletariat hat die öffentliche Gewalt übernommen.  
Sein Ziel ist die sozialistische Republik. Verwirklichung des  
Sozialismus heißt: Verwandlung der kapitalistischen Produk«  
tion in gesellschaftliche. Die republikanische Regirung Sach«  
sens hat die besondere Aufgabe, die Liquidirung des sächsi«  
sehen Staates herbeizuführen und die einheitliche sozialistische  
deutsche Republik zur Thatsache zu machen." Der Stuttgarter  
Aufruf j ubelt: „Eine neue Epoche der Demokratie und der Frei«  
heit bricht an, die altenGewaltenratenabund das Volk, das die  
Revolution bewirkt hat, übernimmt die politische Macht." Der  
König von Württemberg erklärt, „seine Person werde niemals  
ein Hinderniß einer von der Volksmehrheit geforderten Ent«  
wicklung der staatsrechtlichen Verhältnisse sein", und ent«  
bindet alle Beamten dem Treueid. Am letzten Novembertag  
entsagt er der Krone, nimmt den Titel eines Herzogs zu  
Württemberg an und schreibt: „Gott segne, behüte und schütze  
unser geliebtes Württemberg in alle Zukunft I Dies mein  
Scheidegruß." Großherzog Friedrich von Baden: „Mit der  
Zustimmung meines Vetters, des Prinzen Max, verzichte ich,  
auch für ihn und seine Nachkommenschaft, auf den Thron.  
Mein und meiner Vorfahren Leitstern war die Wohlfart des  
badischen Landes. Sie ist es auch bei diesem meinem letzten,  
schweren Schritt. Meine und der Meinigen Liebe zu meinem  
Volk hört nimmer auf." Am Zehnten ist Großherzog Ernst  
Ludwig vonHessen\*Darmstadt abgesetzt worden. Die Groß«  
herzöge von Mecklenburg, Sachsen\* Weimar, Oldenburg ver\*  
ziehen, auch für ihre Nachkommen, auf den Thron. In den  
selben Verzicht entschließen sich die Herzöge von Braun\*

## Die Zukunft

schweig, Sachsen»Meiningen, Altenburg, Koburg«Gotha, der Regent von Anhalt, die Fürsten von Schwarzburg, Waldeck, Reuß, Schaumburg, Lippe\*Detmold. Schon Zwanzig . . .

Im Juni hat der Reichskanzler Graf Hertling, der nicht weiß, daß jeder Monat mindestens zweihunderttausend Arne» rikaner an die Front bringt, auf einen Warnbrief des Krön» prinzen von Bayern geantwortet, in England und Frankreich werde bald „die Einsicht zum Durchbruch gelangen, daß eine Verwirklichung der auf die amerikanische Hilfe gerich« teten Hoffnung so rasch nicht zu erwarten ist". Im August hört er, im Großen Hauptquartier, von seinem Sohn, die Ab\* theilung „Fremde Heere" wisse, daß der Feind viel stärkere Reserven, als vermuthet werde, habe und die ärgsten Tank« Verluste schnell ersetzen könne; an der Spitze des Heeres glaube man ihr aber nicht. Ob nach dem geplanten Rückzug auch, nur die letzte Linie zu halten sein werde, sei ganz un« gewiß. Am neunundzwanzigsten September ruft, wieder in Spa, der Kanzler dem Sohn zu: „Die Oberste Heeresleitung verlangt, daß der Entente so bald wie irgend möglich ein Friedensangebot gemacht wird. Das ist furchtbar!" Während er dort, am letzten Septembertag, über Parlamentarisirung und Kanzler wähl mit dem Kaiser spricht, tost General Luden« dorff, unangemeldet, ins Zimmer und fragt heftig: „Ist die neue Regirung noch nicht gebildet?" „Der Kaiser erwiderte ziemlich barsch: ‚Ich kann doch nicht zaubern!‘ Darauf Ludendorff: „Die Regirung muß aber sofort gebildet werden, denn das Friedensangebot muß noch heute heraus.' Der Kaiser: ‚Das hätten Sie mir vor vierzehn Tagen sagen sollen!'" Ist Wilhelm noch Kaiser? Sein Sonderzug wird, auf Befehl des Generals Ludendorff, nachts auf der Strecke gebremst, er selbst aus dem Bett geholt: um vom Großherzog Friedrich die Ge» nehmigung der Kanzlerschaft des Prinzen Max von Baden zu erwirken (dessen Kandidatur der Kabinetschef Von Berg bisher mit hitzigem Eifer bekämpft hat). Imperator Rex? Am achtzehnten Oktober sagt sein neuer Kabinetschef: „Der Kaiser denkt nicht einmal im Traum an Abdankung." Daß er nicht diese „persönlichen Konsequenzen gezogen" habe, wird sogar in der Frankfurter Zeitung bedauert; und ge« sagt: „Das Volk hat das alte Regime bis zum Halse satt."

\



Aus dem Diarium 189

Der Erlaß vom achtundzwanzigsten Oktober verheißt „eine neue Ordnung, die grundlegende Rechte von der Person des Kaisers auf das Volk überträgt; nach den Vollbringungen dieser Zeit hat das deutsche Volk den Anspruch, daß ihm kein Recht vorenthalten wird, das eine freie und glückliche Zukunft verbürgt.“ Abdankung? Nein. Noch am sechsten November sagt der heimlich, unter Maschinengewehrschutz, ins Hauptquartier Entronnene dem preußischen Minister Drews: „Ich bleibe.“ Drei Tage danach läßt Prinz Max veröffentlichen: „Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Thron zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt noch im Amt, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Tkron» verzieht des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen und der Einsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt sind. Er beabsichtigt, dem Regenten die Er« nennung des Abgeordneten Ebert zum Reichskanzler und die Vorlage eines Gesetzentwurfes wegen der sofortigen Aus» Schreibung allgemeiner Wahlen zu einer Verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung vorzuschlagen, der obliegen würde, die künftige Staatsform des deutschen Volkes ein» schließlich der Volkstheile, die ihren Eintritt in die Reichs» grenzen wünschen sollten, endgiltig festzustellen.“ Zu spät Zu früh? Durch den schon dünn klingenden Byzantiner\* chor, der „den echt kaiserlichen Mannesmuth dieses frei» willigen Opfers" preist, gelte die Kunde, noch habe Wilhelm, trotz der Anzeige seines karlsruher Vetters, die Urkunde der Abdankung nicht unterschrieben. Am zehnten November flieht er, weil er sich im Hauptquartier nicht mehr sicher fühlt, ins holländische Gelderland, nach Amerongen; und der Kronprinz, der sonst allzu laut fast die Verschiedenheit seines Wollens von dem des Vaters betonte, läßt nun, in der gewichtigsten Stunde, von dem üblen Vorgang sich in Flucht an den Zuidersee, auf die Insel Wieringen verleiten. In Berlin hat der Neunte die Verkündung der Deutschen Republik und allerlei Proklamationen gebracht, die der (von keinem dazu Befugten ernannte) „Reichskanzler Ebert" ins Land gehen ließ; doch über die Macht gebietet, seit die Truppen, vornan naumburger Jäger und Alexander«Garde»Regiment, zu den Rebellen übergingen, der Arbeiter« und Soldaten»Rath. Sie

soll ihm auch bleiben. So stehts in dem Pakt der Unab»  
hängigen mit den Nationalen Sozialdemokraten, der, am  
Zehnten, bestimmt: „Das Kabinet darf nur aus Sozialdemo«  
kraten zusammengesetzt sein, die als Volkskommissare gleich'  
berechtigt neben einander stehen. Für die Fachminister gilt  
diese Beschränkung nicht; sie sind nur technische Gehilfen  
des entscheidenden Kabinetts. Jedem von ihnen werden zwei  
Mitglieder der beiden sozialdemokratischen Parteien, aus jeder  
Partei einer, mit gleichen Rechten zur Seite gestellt." An das  
Heimathheer geht die Weisung: „Gegen Angehörige des  
eigenen Volkes ist von der Waffe nur in der Nothwehr oder  
bei gemeinen Verbrechen oder zu Verhinderung von Plün«  
derungen Gebrauch zu machen." (Was daraus geworden  
ist, lehrt das Buch des Herrn Gumbel „Zwei Jahre Mord"  
und das Ermittlungsverfahren des Preußischen Landtages über  
die Haltung der Truppen in den Märzputschen des Jahres 21.)  
Dem „werkthätigen Volk" ruft der Rath zu: „Die revolu«  
tionäre Macht ist die einzige, die noch retten kann, was zu  
retten ist." Von den fünf obersten Kommissaren hört das  
heimkehrende Heer: „Unsere sozialistische Republik soll als  
freiste in den Bund der Völker treten. Die Heimath soll auch  
wirthschaftlich Euer Besitz und Erbe werden, in dem Euch  
nach unserem Willen Keiner mehr knechten und ausbeuten  
soll. Erhöhte Einkommen aus der Arbeit, Steuerung der  
Wohnungnoth, Sozialisirung der dazu reifen Betriebe: Alles  
ist im Werden, ist zum Theil schon Gesetz." Der Mahnung,  
schnell, ehe aus dem feindlichen Lager ein Verbot komme,  
die Deutschen Oesterreichs in die Deutsche Republik aufzu-  
nehmen, wird neckisch geantwortet: „O rühret nicht daran 1"  
Erst am achtundzwanzigsten November unterschreibt Wilhelm  
die ihm vom Kammerherrn Grafen Brockdorff'Rantzau vor\*  
gelegte Urkunde, deren erster Satz lautet: „Ich verzichte hier»  
durch für alle Zukunft auf die Rechte an der Krone Preußens  
und die damit verbundenen Rechte an der deutschen Kaiser»  
krone." Kein freundlicher Abschieds wünsch; düstere Warnung  
vor „Anarchie, Hungersnoth und Fremdherrschaft." Am ersten  
Dezember verzichtet (nur für sich, nicht für seine Erben)  
auch Wilhelms ältester Sohn auf beide Kronen. Dem Prinzen  
Heinrich von Preußen, der öffentlich erklärt, er werde „bis



an sein Lebensende den König als alleiniges Oberhaupt restlos anerkennen," erwidert Prinz Adalbert, er habe sich schon am zwanzigsten November „der jetzigen Reichsregierung zur Verfügung gestellt; im Gegensatz zu den Ausführungen des Prinzen Heinrich sehe ich allein in dieser Regierung die Obrigkeit, die mit allen meinen Kräften zu unterstützen ich für meine vornehmste Pflicht halte." Die Monarchie war. „Die Sozialisierung marschirt, kommt, ist da": 1919. „Die unrentablen Staatsbetriebe, insbesondere Eisenbahn und Post, müssen der Privatwirtschaft zurückgegeben werden; mit starken Industriegruppen haben darüber Verhandlungen begonnen": 1921. „Mit den Jungen Leuten des Herrn Stinnes eine Regierung bilden? Nein! Die Deutsche Volkspartei hat die Verfassung abgelehnt und ist monarchistisch. Der Fuchs als Schützer des Hühnerhofes: Das ist die Deutsche Volkspartei als Mitglied der republikanischen Regierung." Im April spricht der Abgeordnete Scheidemann. Im November sitzen, mit seiner Einwilligung, drei Sozialdemokraten neben zwei strammen Zollernanbetern im Preußenkabinet; und die selbe „breite Koalition" wird fürs Reich vorbereitet. Genug? Durch den Novembernebel dringt ein Nothruf; höret auch ihn noch. „Nicht länger mehr kann das Treiben der Anhänger des Alten geduldet werden. Wer sind sie? Sind sie die Blüthe der Nation? Sind sie es, die die geistigen und materiellen Werthe schaffen? Sie sind Leute, die nicht lernen wollen, daß ihre Zeit vorüber ist. Ihre Methode, die Völker des Erdballs vor den Kopf zu stoßen, hat uns in die Noth und das Elend des Krieges und der Nachkriegszeit geführt. Statt bescheiden abseits zu stehen, wollen sie das alte Spiel von Neuem beginnen, das nur zu einem noch grausigeren abermaligen Zusammenbruch führen kann. Es ist genug! Das Symbol Derjenigen, die nicht alle werden, ist die Monarchie mit dem Truggold der Kronen, mit dem Flitterkram der Orden, ist der politische Mord. Das Symbol Derjenigen, die Deutschland und die Welt durch friedliche Arbeit, durch Volksbildung und Freiheit erneuern und wieder aufbauen, ist: die Republik. Wir dulden nicht länger, daß unsere Republik, ihre Einrichtungen, ihr Banner SchwarzsRothsGold trägt, lieb und stündlich, in Stadt und Land, im Hause und in der Öffentlichkeit, in Schule, Bureau und Werkstatt beschimpft wird. Wir fordern, daß in allen Ministerien und sonstigen Behörden die Persönlichkeiten, die monarchistische Bewerber begünstigen und republikanische Bewerber und Beamte wegekeln, entfernt werden. Wir dulden nicht länger, daß Reichswehr und Marine unter dem alten

## Die Zukunft

wilhelminischen Offiziercorps eine Dressuranstalt für Monarchisten sind. Wir fordern den Aufstieg geeigneter Mannschaften zu Offizieren. Wir dulden nicht länger, daß in allen politischen Prozessen die Monarchisten sanft und die Republikaner unsanft angefaßt werden. Wir fordern eine Gesetzgebung, die die Entstehung eines volksthümlichen Richterstandes unter weitestem Spielraum für das Laienrichterthum verbürgt. Dann werden politische Morde nicht länger ungesühnt bleiben. Wir dulden nicht länger, daß die Monarchisten sich bald heimlich, bald öffentlich bewaffnen. Wir fordern, daß nur die dazu bestimmten Staatsorgane Waffen besitzen. Der Republikanische Reichsbund ist der Zusammenschluß aller republikanisch Gesinnten: Männer und Frauen, Parteien und Gewerkschaften, Vereine und Bünde. Was uns auch trennen mag: einzig sind wir im Kampf gegen Reaktion, Soldateska, Monarchismus und Revanchespek. Auf: schließet die Reihen! Hoch die Republik!"

## Rettung des Retters

, Das Fatum der Stunde fordert die schleunige Mobilisierung eines internationalen Arbeitheeres. Alle Staaten, die in den großen Krieg gerissen waren, müßten Kontingente stellen. Alle haben dreimal mehr Geräth, als jetzt nöthig wird. Alle fanden für dichte Schwärme Arbeitsloser, für Legionen beruflos abenteuernder, dem Landfrieden gefährlicher Offiziere, Militärtechniker, Unteroffiziere lohnende Beschäftigung. Alle könnten ihre Lager von lästigen, auf gewohntem Handelsweg unverkäuflichen Rohstoffen und Waren geschwind leeren. Und sie schüfen zugleich sich die nahegelegene Absatzstätte, den Markt, ohne dessen Sicherung weder Europa noch Asien genesen kann. Erster Vorbedingung: das durch Unterschrift der Verantwortlichen beglaubigte Gelübde, keinen Eingriff in die russische Staats- und Gesellschaftsform, nicht offene noch heimliche Forderung irgend welcher Gegenrevolution zu versuchen. Ob Rußland in Kommunismus, in Kapitalismus zurückkehren, in Bauerndemokratie oder Volkszarthum einbiegen, sich das breite Strombett zu sauberer Gemeinwirtschaft graben will, hat nur seines Volkes Wille zu bestimmen; kein fremder. Zweiter Vorbedingung: Nur die Menschenarbeit ist Geschenk; alles Andere wird bezahlt, wenn durch Rußlands Adern wieder rothe Blutköpfe schimmern. Bis dahin, seid gewiß, dauerts nicht lange. Aus Strategen, Verkehrstechnikern, Industriekapitänen, Bank-



Aus dem Diarium  
männern, Ingenieuren, Kaufleuten wird ein Generalstab, wie noch nirgends die Welt einen sah; Marschall Foch und Staatssekretär Hoover konnten ihm Vorsitzen. Dieser Generalstab entwirft die Marschkarten, den Bau und Wirthschaftplan, das System der Abrechnung und langsichtiger Kreditgestaltung. Ist er über das Kernproblem mit den Moskauern einig: aus Ost», Süd», Nordeuropa, aus Asien, über Wladiwostok und Korea, in Rußland hinein; ohne schwere Waffen, in der Rüstung zu Frieden zeugendem Werk. Sold und Kost wie in lichter Kriegszeit. Konntet Ihr damals, nach jähem Ruf unter die Fahnen, im Hui Eisenbahnen erzaubern, neue Industrien, ganze Nothstädte aus der Erde stampfen: was mißlänge Euch morgen, ohne Lebensgefährdung, zwanzig, dreißig Völkern in Eintracht? Ueberall würden zuerst, natürlich, die Arbeitslosen mobilisirt und oft (wiederum: natürlich) gegen besser für das neue Werk qualifizierte Arbeiter aus deutschen Betrieben ausgewechselt. Zu bedenken wäre auch, daß den Jugendlichen, die jetzt ohne Wehrpflicht, zwischen Rummelplatz, Freibad, Straßenjeu, immer mit Cigarette und Damenbedienung, aufwachsen, ein Jahr straffer Gemeinschaftzucht nöthiger und nützlicher ist als Leuten, die im Feld waren oder zu Haus gedrillt wurden. Nach Menschenvoraussicht brächten dicke Bündel die Meldung Freiwilliger (deren, politische Gesinnung' zu beschnüffeln, wie jede Dummheit aus ähnlichen Kisten, allen Zuständigen verboten sein muß,) In keinem Fall würden aus irgendeinem Land mehr Menschen rekrutirt, als es ohne die kleinste Selbstschädigung abgeben kann. Damit Frankreich, dem der Krieg ein Fünftel der kräftigsten Jungmannschaft entrissen hat und von dem deshalb kein starkes Truppenkontingent zu erwarten ist, nicht im Schatten stehe, muß es ein paar Führerposten besetzen; als Bauer», Winzer» und Heimarbeiterland vermag es dem Nord und dem Süd Ruslands, der Schwarzerde und dem Rebenbaugebiet nützliche Praktiker zu liefern und, wenn die größte Arbeitgethan ist, auf der Krimhalbinsel, im Bund mit schweizer Pionieren der Fremdenindustrie, das Gelände einer .russischen Riviera' zu bereiten. Jeder auf seinen Posten. Denn zum Wesen internationaler Planwirthschaft gehört die Vorsorge, daß jedes Land sein Bestes an die gemeinsame

Sache hingebe. Aus Nord« und Südamerika und Australien (Schafe) ist in Ueberfülle zu haben, was unter unserem Himmel kein Sammeleifer und keine Gewinn gier erlangen könnte. Damit die breite Kluft zwischen Angebot und Kaufkraft nicht den Preis ins Bodenlose schlinge, wurden drüben Getreideberge, Maisgebirge verheizt, verbrannt, ver» senkt, aus ganzen Schiffen Kaffee und Früchte ins Meer geschüttet, während Europas West darbt, der Ost schon hungerte. Das vom Weißen bis ans Schwarze Meer, von der Beringstraße bis in die Ostsee gestreckte Reich erlaubt jeden Ausgleich von Urstoffen und Waaren. Der Lieferbereich der Vereinigten Staaten ist fast unbegrenzt; auch die im vor» letzten Kriegsjahr aus neuen Werften gezauberten Kähne sind wieder zu brauchen. England hat Regirerköpfe, Schiffe, Kohle, das Empire überfüllte Lager. Deutschland kann Chemikalien, insbesondere die Farbstoffe, die Amerika nicht mehr auf» nimmt, und Kali liefern, wissenschaftlich geschulte Agrar» und Industrietechniker, in jeder Betriebsart erfahrene Vor» arbeiter, den Kern des Maschinenvolkes stellen und zugleich Aufmarschgelände und Reparaturwerkstatt, Schule und La» boratorium, Kesselschmiede und Apotheke des Civilisatoren« heeres sein. Holland und Skandinavien geben Fische und Fette, die Czechen gewerbliche Massengüter, die Rumänen Petroleum, die Chinesen Reis, Webstoffe, feinste Ackerbau» kunst, die jede Aehre wie eine kostbare Zierpflanze pflegt. Das ist Andeutung des Planes, den Fachmannsverständnis rasch viel heller, bis in die fernsten Winkel, durchleuchten wird. Zu Bestimmung der Reihenfolge genügt schlichte Laien» Vernunft. Zuerst muß überall Saatgetreide für die nächste Felderbestellung gesichert werden. Flickung und Dehnung des Schienennetzes. Lokomotiven, Wagons, Lastautos (für den Zuträgerdienst) heran. Alle Kräfte ausgenutzt. Ohne die Ge» wißheit der Verfügung über zulängliche Transportmittel ist nichts zu machen. Herstellung der Kanalisation und Wasser, leitung. Aufzucht kräftiger Zugpferde. Salpeter, Dungstoffe aller Art, Dampf Flüge, Agrarmaschinen aufs Land. Der Mittelbauer und Mushik, der sich gestern noch gegen solches Teufelswerkzeug sträubte, lechzt heute danach und bettelt vor jedem Sowjetgipfeichen um Gelegenheit zu

V



Aus dem Diarium 195

Mechanisirung seines Betriebes. Landwirthschaftschulen in alle Dörfer. Kurze Lehrbücher, die der Einfältigste versteht, wenn der bis in Alphabetkenntniß Aufgestiegene sie vom Ofen herab den Lauschenden vorliest. Schleunige Prüfung aller Fabriken und Abbau der unheilbar veralteten. Durchforschung, Durchschürfung des Bodens; vom Kaukasus bis an den Baikal, von Murmansk bis in die Küstenprovinz Wladiwostoks muß geweckt werden, was in ihm schlummert. Erz aus dem Ural, Mangan aus Georgien, Baumwolle aus Turkestan: und zwei Hauptgewerbe heben aus der Gruft sich ins Licht. Die schnellste Blüthe und Exportfähigkeit ist von der Heimindustrie zu hoffen, die, wenn sie erst wieder Stoffe, Farben, Arbeitgeräth hat, auf Europas Märkte bald auch wieder, für Kleid und Haus, all den hübschen Tand schicken wird, der als Fabrikat der Westländer dem von den Kosten unentbehrlichen Bedarfes fast erdrückten Volk nicht mehr erschwinglich ist. Viel langsamer, als die Meisten glauben, wird die Massenernährung sich ins Auskömmliche bessern. Schon im Sommer 1920 hörten wir, daß in fast allen russischen Städten die Kalorienmenge, für Kinder und Erwachsene, nicht die Hälfte der täglich nothwendigen erreiche. Seitdem waren zwei Mißernten, Eiweiß und Fett kaum noch zu haben. Leicht zu erdenken also, wie es jetzt aussieht. Dauerheilung kann nur aus Sibirien kommen, das Riesenstrecken fruchtbarsten Bodens hat, unangetastete Erdschätze aller Art birgt, ein großes Volk neuer Siedler zu nähren, schnell in Wohlstand zu fördern vermag und nicht so schlimm verwüstet ist wie, von Zaristenhorden und anderem Gesindel, die Ukraina, deren Fluren seit 1919 beinahe nur mit dem dünnen Blute der neunhunderttausend erschlagenen Juden gedüngt wurden . . . Noch einmal gewährt Himmelsgunst eine Gelegenheit." Das laset Ihr, fast Alles, schon. Die Kladde darf nicht vom Tisch, ehe Ihrs noch einmal laset. Valuta, Jammer der Stadtgemeinden, Industriekredit: Furcht und Hoffnung weisen den selben Weg. Nur aus der Gemeinschaft einer Kulturaufgäbe, die Völker nährt, wird Völkerversöhnung. Aller Augen blicken nach Washington. Aller Herzen ersehnen Sühnung der Weltschmach, daß noch nichts zu Rettung Rußlands geschah.

196  
Die Zukunft  
Lichtbildkunst  
Auf den Artikel „Der Mensch im Lichtbild“, den Herr Professor Dr. Liebert im letzten Oktoberheft der „Zukunft“ veröffentlichte, möchte ich Einiges erwidern. Er begann mit der Feststellung, daß absterbende Weltanschauungen ihren Gehalt während der Absterbens oft noch einmal mit besonderer Wucht entwickeln, und wies dabei auf die hellenistisch-römische Kultur, die, als sie ihre innere Morscheit nicht länger verdecken konnte, noch einmal in bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Philosophie aufglühte. Er zieht dann zum Vergleich die uns bis heute beherrschende, nun aber auch absterbende mechanistisch-rationalistische Weltauffassung heran; nicht in ihren Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Philosophie, sondern auf dem des Lichtbildes, wobei sich diese Leistungen ausschließlich als Verfallsymptome erweisen. Gegen diese Heranziehung des Lichtbildes als Exponenten der im Verfall begriffenen mechanisch - rationalistischen Weltanschauung wäre höchstens einzuwenden, daß Herr Liebert diese Epoche vom Beginn des siebzehnten Jahrhunderts bis heute rechnet, während das Lichtbild als Spiegel des Zeitempfindens ernsthaft erst seit etwa zehn Jahren in die Erscheinung getreten ist. Der Gehalt jeder Epoche offenbart sich am Reinsten in den ihr entsprungenen Kunstwerken; diesen bleibe daher überlassen, für den von Herrn Liebert angezogenen Zeitraum zu zeugen. Da aber die Mechanisirung und die rationalistische Lebensauffassung unserer Epoche kurz vor dem Erscheinen des Lichtbildes und während seines Aufschwunges gewissermaßen den Höhepunkt erreichten, kann angesichts seiner Verbreitung die Beziehung des Lichtbildes zur herrschenden Lebensanschauung nicht geleugnet werden<sup>i</sup>. Diese Beziehungen gehen aber weit über Das hinaus, was Herr Liebert dem Lichtbild zugesteht. Ich erkenne, im  
\\



## Lichtbildkunst

197

Gegensatz zu ihm, im Lichtbild eine neue Kunstgattung, die als reproduzierende Kunst dem Theater verwandt ist, aber von diesem durchaus verschiedene, nur ihm eigentümliche Gesetze hat, die wiederum von denen der Bildenden Kunst sich scharf abheben.

Nach dem Urteil des Herrn Liebert hat das Lichtbild

% in seinen bisherigen Leistungen mit Kunst nichts zu tun.

Denn die Darstellung des Seelisch-Menschlichen sei ihm unmöglich, weil der Darsteller an dem seelenlosen Instrument, dem photographischen Apparat, keine Resonanz habe, vor der Linse also keine Beseelung aufbringen und weil deshalb auch im Publikum seelische Ergriffenheit nicht bewirkt werden könne. Alles in Allem: das Lichtbild, sagt der Professor, kann nie Träger echter Kunst sein.

Ein großer Teil der bisherigen Filmproduktion, namentlich aus den ersten Jahren, hatte zum Gegenstand die Verherrlichung des materiellen „Ideals“ mit der Hilfe unwahrscheinlichster Kombinationen. Diesen Werken fehlte jede höhere Idee; sie waren schamlos, denn sie appellirten bewußt an die niedrigsten Masseninstinkte, scheuten vor keiner Reklame zurück, wenn es galt, irgendeine (meist weibliche) Mittelmäßigkeit oder Nichtigkeit in kitschigem Rahmen der Masse als Kunstwerk vorzuführen. Der Versuch, den Herrn Professor, der nach dem Schauspiel dieser minderwertigen Leistungen der gesamten Filmproduktion den Stempel der Nichtkunst aufdrückt und der auch die künstlerischen Films nicht anders zu werten scheint, mit dem Hinweis auf solche (etwa Golem, Anna Boleyn, Caligari, Dubarry, Herrn Arnes Schatz und andere) überzeugen zu wollen, wäre ergebnislos. Deshalb will ich versuchen, unmittelbar aus den Vorgängen der Herstellung des Lichtbildes heraus den Nachweis der Beseelung und damit der Kunst im Lichtbild zu führen.

Niemals, behaupte ich, „entzieht sich das Seelisch-Menschliche der Darstellung durch das Lichtbild“; das Lichtbild begünstigt sogar solche Darstellung. Es liegt mir fern, die Filmkunst mit der Theaterkunst zu vergleichen oder die eine der anderen vorzuziehen; jede von ihnen produziert ja Kunst innerhalb der ihr eigenen Gesetze. Da Herr Liebert

aber das Fehlen der Sprache im Lichtbild als einen Mangel erwähnt, muß ich bei meiner Untersuchung das Sprechtheater mit heranziehen. Der Professor sagt, „das natürliche Organ für die Uebermittlung seelischen Seins an die Außenwelt“ sei die Sprache. Das klingt, als ob die Sprache das einzige natürliche Organ für die Uebermittlung seelischen Erlebens sei und als ob kein anderes Organ Solches vermöge. Und wo bleibt das Auge, frage ich, dieser machtvolle Mittler seelischen Stromes? Nehmen wir einmal ein primitives Beispiel und stellen wir uns eine Frau vor, die ihren Mann um die Rückgabe ihres geraubten Kindes anfleht und der das „natürliche Organ der Sprache“ fehlt. Muß ihr Flehen deshalb weniger beseelt zum Ausdruck kommen? Wird nicht das selbe rührende Flehen, das die Stimme bewegt hätte, in dem Blick ihres Auges, in der Bewegung ihrer ausgestreckten Arme, in der ganzen Linie ihres dem Peiniger zugewandten Körpers liegen? Würde nicht ihre Seele allein durch das Bildhafte sprechen und würde man die Sprache vermissen? Jedenfalls nicht mehr als da, wo die körperliche Erscheinung fehlen und nur eine flehende Frauenstimme ertönen würde. Das Wesen des Lichtbildes drückt sich sinnlich aus, die solchen Bildern latente Geistigkeit braucht nicht durch das Wort ausgelöst zu werden, denn sie wird durch das Schauen mit aufgenommen und vom Geist des Betrachters dabei abstrahiert. Daher ist für das Lichtbild allein das Auge das natürliche Organ für die Uebermittlung seelischen Seins. Unbestreitbar ist also, daß das Auge mindestens die selbe Fähigkeit zu seelischer Wirkung hat wie das Ohr. Ich behaupte ferner, daß von einem „Fehlen“ der Sprache "im Lichtbild nicht die Rede sein kann, weil die Gesetze des Lichtbildes die Anwendung der Sprache gar nicht verlangen. Würde ein guter Film etwa gewinnen, wenn die Darsteller auf der Leinwand plötzlich zu sprechen anfangen? Nein; denn wir würden sofort die Dissonanz empfinden zwischen dem Bildhaften, das dem Film eigen ist, und den plötzlich ertönenden Menschenstimmen. Wir würden entweder fordern, daß die Menschen auf der Leinwand zu solchen von Fleisch und Blut werden oder daß sie mit einer „Filmstimme“



sprechen. Vor Beidem bleiben wir hoffentlich bewahrt. Die Sprache fehlt dem Lichtbild nicht; ihr Schall würde uns sogar irritieren. Wie die Töne der Musik durch das Ohr in die Seele des Menschen gelangen, so gelangt das Bild des Films durch das Auge in ihren Bereich und findet, immer vorausgesetzt, daß es vom Darsteller mit künstlerischer Beseelung erfüllt wurde, seinen Widerhall im Betrachter durch Auslösung künstlerischer Befriedigung.

Ganz unbegreiflich ist die Behauptung, daß die Verwendung des Briefes „ein Zeichen der Unfähigkeit sei, Seelisches im Lichtbild zur Darstellung zu bringen.“ Briefe und Titel sind doch nur technische Hilfsmittel und bezeichnen Veränderungen, die im Film bildtechnisch nicht klar genug oder gar nicht ausgedrückt werden können; etwa der Zeitablauf durch den Titel „Nach zwanzig Jahren“. Wo Brief und Titel jedoch nicht nur technische Mittel sind, dienen sie, an geeigneter Stelle verwendet, allenfalls zur Unterstreichnung seelischer Vorgänge und geistiger Zusammenhänge. Niemals aber wird das seelische Erlebnis durch den Brief oder Titel ausgedrückt; höchstens das Motiv der seelischen Bewegung. Denn zur Sichtbarmachung der Beseelung steht der Darsteller mit seiner ganzen seelischen Ausdrucksfähigkeit als berufenstes Material zur Verfügung und keinem künstlerisch empfindenden Regisseur wird je einfallen, seelisches Erleben durch Brieffitel auszudrücken. Voraussetzung ist allerdings ein dichterisches Manuskript und ein Regisseur, der selbst starke seelische Impulse zu übertragen vermag.'

Herr Liebert vermißt im Lichtbild auch die ästhetische Rundung und organische Einheit und spricht ihm sogar die Fähigkeit dazu ab. Für ihn besteht das Wesen des Films nur aus „Uebertreibungen, Verzerrungen und Gewalttätigkeiten“, ja, er nennt ihn sogar „eine sowohl im künstlerischen als auch im seelischen Sinn gigantische Mißgestalt“. Wir besitzen Filmwerke von vollkommen ästhetischer Rundung und organischem Bau, denen gegenüber es kaum möglich sein dürfte, das Fehlen dieser Eigenschaften nachzuweisen.

Ein Urteil von geradezu laienhafter Oberflächlichkeit stellt schließlich die Behauptung dar, das Auge des Kinopublikums sei beim Anblick des Lichtbildes im Gegensatz zu dem bei der Betrachtung eines Gemäldes „vom Akte der Beseelung frei“. Was etwa damit begründet wird, daß der Film nur platte Wirklichkeit, empirische Realität wiedergeben könne und ihm versagt sei, „sich innerlich von der Empirie zu lösen und sich in eine höhere Welt zu erheben“. Der Darsteller sei nun einmal vom photographischen Apparat und damit von einem technisch-mechanischen Mittel abhängig. Daß die Linse ein solches Mittel ist,“ bestreitet Niemand. Sie giebt rein mechanisch die in ihrem Gesichtskreis auftretende Wirklichkeit wieder. Ist die Spielszene vor ihr aber noch platte Wirklichkeit, ist es nicht vielmehr eine Wirklichkeit aus höheren Sphären? Sind es nicht „Realitäten“, die, jenseits von aller öden Empirie, vorn zauberhaften Nimbus des Phantastischen und von höchster Beseeltheit umflossen sind? Was die Linse auffängt, ist ein Prozeß künstlerischer Reproduktion von oft höchster Eindrucks kraft, geschaffen vom seelischen Impuls, der dem Schauspieler während der Gestaltung aus den Augen leuchtet, ihn mit künstlerischem Leben erfüllt, der seiner ganzen Gestaltung Linie und seelischen Adel verleiht und die tote Dekoration mit in diesen Feuerstrudel reißt. Wo bleibt da der mechanisierende und technisierende Einfluß des Apparates? In Einem ist Herrn Liebert zuzustimmen: den künstlerischen Werdeprozeß, der sich vor ihr abspielt, kann weder die tote Glaslinse empfinden noch kann der Schauspieler glauben, daß er von ihr seelische Resonanz erwarten dürfe. Doch: „Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde . . .“; aber nur für den Schauspieler. Auf ihn wirkt das leblose, runde Glasauge wie ein einziger Blick aus Millionen Menschaugen, in denen sich die Seele geöffnet hat, um Berührung zu finden mit jenem Verwandten, Unaussprechlichen, das in dem Menschendarsteller vor ihnen schwingt. Dem Darsteller ist, als stünden Alle, die, in der weiten Welt verstreut, das Lichtbild sehen werden, in einer einzigen Gestalt hinter dem Apparat und



blickten durch die Linse mit einem einzigen Auge, kritisch prüfend, suchend und sehrend. Darin liegt die ungeheure suggestive Kraft dieser kleinen toten Glaslinse für den Schauspieler, daß sie für Millionen Menschaugen zu sehen hat. Wie sollte der Darsteller vor einer Wirkung von solcher suggestiven Stärke noch innerlich unbeteiligt bleiben? Ein Darsteller mit seelischen Energien jedenfalls nicht. So besteht, wenn auch nur mittelbar, aber nicht weniger intensiv, der von Herrn Liebert bestrittene Wesens- und Wirkungszusammenhang des Darstellers im Lichtbild mit dem Publikum durchaus. Wie stark jedoch die suggestive Anregung bei der Filmaufnahme für den Schauspieler ist (auch die anfeuernden Regisseure und die Komparsen haben 'Ril daran), so weiß sich doch der Schauspieler auch aus eigener Kraft in den Zustand künstlerischen Schaffens zu versetzen. Denn seine genialsten Gestalten hat er oft allein in stiller Studirstube und auf den Proben erlebt. Herrn Liebert scheint denkbar, daß, sollte ein Schauspieler selbst Beseeltheit vor dem Apparat aufbringen, diese auf dem Umweg über die photographische Platte verloren gehen könne. Damit streift er die brennendste Frage. Wie wir gesehen haben, geht die künstlerische Produktion völlig unbeeinflußt von irgendwelchen mechanischen Wirkungen im Darsteller vor sich. Es handelt sich also nur darum, ob die Uebertragung durch die Linse auf das Filmband, von da auf das Positiv und von da wieder durch die Linse des Projizirapparates auf die Leinwand dem vor Durchgang durch die Linse des Kurbelapparates schon fertigen Kunstwerk das künstlerische Leben rauben kann. Zum Vergleich ziehe ich das Gemälde heran, eine Kunstgattung, die, ich betone es ausdrücklich, anderen Gesetzen als der Film untersteht. Ich vergleiche Beide deshalb nicht im Hinblick auf ihren künstlerischen Werdeprozeß, sondern auf ihre Wiedergabe durch die Photographie. Trotz ihrer gesetzmäßigen Verschiedenheit haben, im Moment der photographischen Aufnahme, das Gemälde und die Darstellergruppe der Lichtbildszene Eins gemeinsam: Beide sind durch Ekstase der Wirklichkeit entrückt und nur noch Träger der künstle-

rischen Idee. Der Schauspieler gestaltet diese, dem Dichter kongenial nachschaffend, vor der Linse; der Maler schuf sie unmittelbar auf der Leinwand. Die Photographie sowohl des Gemäldes als auch der Filmszene ist nur noch schwarz-weiß. Trotzdem ist der künstlerische Reiz des photographirten Gemäldes, sogar eines Rubens, noch gewaltig, da, wenn auch die Farbe in der Malerei etwas unersetzbar Köstliches ist, aus dem Schwarz-Weiß noch die Idee des Schöpfers, der Rhythmus, die künstlerische Komposition dem Betrachter unversehrt und lebendig entgegen-treten. So bleibt auch das künstlerische Leben der vom Schauspieler gespielten und durch Photographie auf die Leinwand übertragenen Szene erhalten. Durch die im Lichtbild mögliche Bewegung der Bilder, die in unzähligen Variationen möglichen Einstellungen (von oben, hinten, vorn, seitlich) und durch die Verwendung geeigneter Großaufnahmen erfährt die Plastik der auf der Fläche erscheinenden Gestalten weniger Einbuße als eine dem Material der Leinwand gemäße Wandlung.

Das Lichtbild muß als künstlerisches Ausdrucksmittel anerkannt werden. Daran ändert die Tatsache nichts, daß ihm ein riesiger Ballast an Nichtkunst anhängt. Welche Kunstgattung ist von solchem Ballast frei? Beim Lichtbild wird er, wegen dessen schrankenloser Vervielfältigungsmöglichkeit, besonders weithin sichtbar. Der Menschheit ewiges Sehnen ist, sich über die Materie zu erheben. So lange dieses Ziel aber nicht erreicht wird (und es ist wohl Menschenschicksal, ewig nur danach zu streben), dürfen wir auch keinen Weg scheuen, der an das Ziel führen kann; keinen, selbst wenn noch so viele Sackgassen sich öffnen. Das gilt auch für das Lichtbild als künstlerisches Ausdrucksmittel. Seine Entwicklung hat uns gezeigt, daß der Weg aufwärts führt; darum wollen wir auf ihm entschlossen weiterschreiten. Walter Jannings.



Demonstration  
203.

Demonstration

oi ein paar Wochen war Lord Rothschild, der Chef des be-  
'rühmten englischen Bankhauses, in Berlin und fand bei einem  
Essen, zu dem sein alter Geschäftsfreund Franz von Mendelssohn,  
der berliner Handelskammerpräsident, eingeladen hatte, Gelegen-  
heit, mit Ministern und Führern der deutschen Wirtschaft über  
die Möglichkeiten und Voraussetzungen einer englisch-amerika-  
nischen Anleihe für Deutschland zu plaudern. Eine Woche später  
reiste Herr Havenstein, der Präsident der Deutschen Reichsbank,  
nach London, angeblich nur, um mit seinen Kollegen von der  
Bank von England technische Fragen zu erörtern; aber man  
darf, trotz amtlicher Ableugnung, wohl vermuten, daß er ver-  
suchen wollte, den in Berlin angeknüpften Faden vorsichtig  
weiter zu spinnen. Als er in Berlin wieder aus dem Schlafwagen  
stieg, ließ der „Centraiverband des deutschen Bank- und Bankier-  
gewerbes“, dem noch immer Herr Rießer, Präsident des Hansa-  
bundesund Leuchte der Deutschen Volkspartei, vorsitzt, drucken,  
die Sound Currency Corporation in London habe ihn zu der von  
ihr für Anfang Dezember geplanten internationalen Währungs-  
konferenz eingeladen. Zu einer Konferenz, die erwägen soll, ob  
und wie man den durch den Kriegsausgang und die Entschädi-  
gungspflicht geschaffenen Währungswirren und daraus folgenden  
Wirtschaftstörungen ein Ende bereiten könne. Der Centrai-  
verband habe höflich gedankt, aber erwidert, daß er, die Ein-  
ladung nicht annehmen könne, „weil die Beteiligung Deutschlands  
an internationalen Sachverständigenberatungen über die Ge-  
sundung der kranken Währung Deutschlands wie anderer Länder  
so lange zwecklos scheine, wie keine Gewähr dafür bestehe, daß  
die Beschlüsse der Sachverständigen bei den Regirungen der  
maßgebenden Länder die erforderliche Beachtung fänden, ins-  
besondere, so weit die notwendigen politischen Voraussetzungen für  
die Wiederherstellung geordneter Währungen in Betracht kämen.“  
Noch auffälliger als diese Ablehnung selbst ist die Begründung  
und deren demonstrative Veröffentlichung. Die Sound Currency  
Corporation ist eine Vereinigung wohlmeinender Männer, die  
ehrlich bemüht sind, ein Mittel zur Heilung der Weltkrankheit'  
zu finden. Ihr gehören tüchtige Leute aus der Wissenschaft und  
der Wirtschaftspraxis an, aber die Häupter der londoner Hoch-  
finanz und andere Zierden der englischen Volkswirtschaft sind in  
ihr nicht zu erblicken. Ob der Centraiverband in einer Währungs-  
konferenz, die von solcher Seite veranstaltet wird und für die

sich in der englischen Presse beträchtliches Interesse zeigt, mitarbeiten soll, ist eine Frage, die man, je nach der Ueberzeugung, bejahen oder verneinen mag. Für die Bereitschaft, die Lebensfragen unserer Wirtschaft, Währung und Reparation, überall zu erörtern und dadurch die Erkenntniß der Wirklichkeit, wärs auch nur ein Bischen, zu fördern, läßt sich gewiß viel sagen. Entschloß sich aber der Centraiverband, die Einladung abzulehnen, dann brauchte er über die ihm offenbar unwichtig scheinende Sache öffentlich nicht zu reden und durfte die Ablehnung nicht in einer Weise begründen, aus der die Welt schließen muß, Deutschland lehne alle Sachverständigenberatungen so lange als wertlos ab, wie die politischen Voraussetzungen, also die Beschlüsse von Paris und London, nicht geändert sind.

Nun liegen die Dinge aber so, daß die Wandlung der politischen Bedingungen gerade von den Mächten der Wirtschaft zu erhoffen ist: denn sie haben zuerst die Unnahbarkeit des von den Siegern erträumten Zustandes durch die Praxis des Alltagsgeschäftes, kennen gelernt. In den Tagen von Versailles und noch lange danach war Professor Keynes ein Prediger in der Wüste; heute denken in den Grenzen des britischen Imperiums und darüber hinaus Unzählige ähnlich wie der Mann von Cambridge. Diese Entwicklung stören wir durch inhaltlose Negation und Proteste, die leicht als Zeichen des Mangels an gutem Willen zu deuten sind. Diese vernünftige Entwicklung fördern wir nur, wenn' wir sachlich und ernsthaft den Vertrag zu erfüllen streben und dadurch auch den Verteidigern und Gegnern die Grenze der Erfüllbarkeit zeigen. Zu lange schon haben die Leiter der deutschen Finanz sich als Geister steter Verneinung erwiesen. Der grell illuminierte fünfte Deutsche Bankiertag und die Mitwirkung der deutschen Fachleute bei der internationalen brüsseler Finanzkonferenz ließen nur auf Enge und Kurzsicht der Auffassung schließen. Der letzte Wall, der die Notwendigkeit der Vertragsrevision noch manchem Auge verbirgt, ist der Aberglaube, von Valutadumping und „Katastrophenhausse" habe die deutsche Wirtschaft dauernden Vorteil zu erwarten und in .der Oberschicht unserer Industrie und Finanz werde deshalb die Erhaltung dieses Zustandes erstrebt. Die laut betonte Weigerung der größten deutschen Bankenorganisation, auf einer internationalen Währungskonferenz vertreten zu sein, muß leider diesen Aberglauben nähren. Statt den Wall möglichst schnell abzutragen, hat die Weisheit des Centraiverbandes ihn erhöht. Und seitdem ist der Sterlingkurs über 1100 gestiegen. Cheiron.

Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin.

Druck von Paß & Garleb O. m. b. H. in Berlin W 57.



Die Tragödie der Armenier  
Soeben erscheint:  
Der Prozeß Talaat Pasdia  
ii  
Stenographischer Prozeßbericht  
über die Verhandlungen gegen den des Mordes an  
Talaai Pascha angeklagten armenischen Studenten  
Salomon Teilirian vor dem Schwurgericht des Land-  
gerichts III zu Berlin, Aktenzeichen: C. J. 22/21, am  
2. und 3. Juni 1921, mit einem Vorwort von  
Armin T. Wegner und einem Anhang  
r\as Unglück des armenischen Volkes, ohne Beispiel  
im Weltkrieg, ja, vielleicht ohne Beispiel in der  
Geschichte der Menschheit überhaupt, war ein Ver-  
brechen, dessen Echo selbst während des Krieges er-  
schütternd über die Grenzen oller Länder drang, nur  
nicht in das Herz Deutschlands. Erst der Pistolen-  
schuf» eines unbekannten armenischen Studenten,  
der den ehemaligen türkisdien Minister des Innern  
niederstreckt, und der sich aus dieser Tat ent-  
wickelnde Prozefe lenkten zum erstenmal die Augen  
des deutschen Volkes auf das blutigste Kapitel des  
Weltkrieges, die systematische Niedermeßzelung eines  
ganzen Volkes durch die jungtürkische Regierung.  
Ladenpreis 15 Mark  
Deutsche Veriagsgesetfschaft für Politik und  
Geschichte m. b. H. in Berlin / Unter den  
Linden 17/18

Einladung }  
S o n  
zu der am  
nabend, den 26. November 1921  
vormittags 10 Uhr  
im Bankgebäude zu Berlin, Behrenstr. 68-69, abzuhaltenden  
außerordentlichen Generalversammlung  
Tagesordnung:  
1. Beschlußfassung über die Genehmigung des mit der Bank für  
Handel und Industrie am 30. Oktober 1921 abgeschlossenen Vertrages.  
2. Beschlußfassung über Erhöhung des Grundkapitals um nom.  
100 000 000.— M. unter Ausschluß des gesetzlichen Bezugsrechts  
der Aktionäre. Festsetzung der Modalitäten der Begebung, ins-  
besondere des Mindestkurses.  
3. Beschlußfassung über eine weitere Erhöhung des Grundkapitals  
um nom. 50 000 000,— M. unter Ausschluß des Bezugsrechts der  
Aktionäre. Festsetzung der Modalitäten der Begebung, insbesondere  
des Mindestkurses.  
4. Aufnahme weiterer persönlich haftender Gesellschafter.  
5. Beschlußfassung über Aenderung des Gesellschaftsvertrages, und  
zwar der §§ 2, 5, 6, 13, 14, 21, 25 Ziffer 4, 32, 42, 43, 48 und 51,  
sowie über Einfügung eines neuen Abschnittes nach § 45 über das  
Verhältnis zur Bank für Handel und Industrie.  
6. Aufsichtsratswahlen.  
Zwecks Ausübung des Stimmrechts hat die Hinterlegung unserer  
Aktien bzw. die Hinterlegung der notariellen Depotscheine gemäß  
§ 33 unseres Gesellschaftsvertrages bis zum 22. November 1921  
einschließlich bei uns und unseren Niederlagen sowie  
in Breslau:  
bei den Herren Eichborn & Co.,  
in Frankfurt a. M.:  
bei der Deutschen Effekten- und Wechsel-Bank,  
bei Herrn Jacob S. H. Stern,  
bei den Herren Gebr. Sulzbach,  
in Hamburg:  
bei den Herren L. Behrens & Söhne,  
bei den Herren M. M. Warburg & Co.,  
in Köln:  
bei dem Bankhaus A. Levy,  
in Leipzig:  
bei der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt, Aktiengesellschaft\*  
in Magdeburg:  
bei den Herren Dingel & Co.,—  
in München:  
bei der Bayerischen Vereinsbank  
zu erfolgen.  
\\ BERLIN, den 4. November 1921  
\\ Nationalbank für Deutschland  
Kommanditgesellschaft auf Aktien  
Golqschmidt Hincke Dr. Schacht Dr. Strube Wittenberg.



iimiiifHmHiiinuiiiHNiiiniiiiimiiHiiiiHiiiuiiiiiiimmii^^

E.T.A. HOFFMANN

Das Leben eines Künstlers

von

WALTHER HARICH

Zweite Auflage. Zwei schöne Halbleinenbände. Preis M. 95.—

Das Werk erfüllt die beiden wichtigsten Vorbedingungen für eine Dichters biographie: es ruht auf einer gründlichen Kenntniss der Quellen, auf echter Liebe und unmittelbarem, echtem Mitfühlen und Mitschwingen.

Es gab bis heute keine brauchbare Biographie Hoffmanns; die alte von Hitzig war einseitig und auch materiell ungenügend, sie entstand schon sehr bald nach Hoffmanns Tode und ist als Quelle heute noch sehr-wichtig, als Darstellung aber recht ungenügend. In neuerer Zeit kam dazu noch der Versuch einer Biographie von Ellinger, in den neunziger Jahren erschienen und von mir damals geschätzt und mit Freude gelesen, weil zum erstenmal in diesem Buch Hoffmanns Musikertum eingehender und mit Verständnis behandelt war. Inzwischen hat Hans von Müller die Vorarbeiten für eine wirklich genügende Monographie geleistet, und so besitzen wir nun an Harichs Werk eine Darstellung, die eine alte Lücke ausfüllt und etwas Neues und Wesentliches leistet. Die feinfühligsten und sehr sorgfältigen Analysen aller Werke Hoffmanns, die inHarichsWerk stehen, gipfeln fast alle in unmittelbaren Werturteilen, und er stellt eine den bisherigen Ausgaben unbekannte Wertordnung für diese Werke auf, mit der ich mich im wesentlichen völlig einverstanden erklären könnte So ist denn wieder ein Dichter entdeckt worden, hundert Jahre nach seinem Tode. Hermann Hesse in der Vossischen Zeitung

JOSEF NADLER

DIE BERLINER ROMANTIK 1800—1814

Zweite Auflage. — Preis: Geheftet 40.—, gebunden 50.— M.

Was dem Werke Nadlers über seinen literarhistorisch bahnbrechenden Wert hinaus eine aktuelle Bedeutung verleiht, ist die klare völkische Linie, die sich daraus bis in die Neuzeit ziehen läßt. Unwillkürlich drängt sich uns der Vergleich zwischen unserer Zeit und dein Anfang •des vorigen Jahrhunderts auf. Auch wir stehen vor dem Zerfall einer äußeren, mehr oder minder gewaltsamen Staatseinheit. Auch unsere Aufgabe ist es, eine auf Volksgemeinschaft beruhende, innere Einheit wiederherzustellen. Die Fülle des aus allen Kulturen zusammen\* gehäuften geistigen Erbes zwingt uns zu einer engeren, in der Bahn unseres völkischen Aufstieges liegenden Auswahl. Bücher, wie das von Nadler, sind in hohem Maße dazu geeignet, zum Wegweiser zu dienen aus weiter Vergangenheit in die Zukunft. Berliner Börsen-Zeitung

ERICH REISS VERLAG ♦ BERLIN W62

MniIIIMIHIimmiIIIMIINIHIIMIimiiiiIMIM

Keine Postkarten, sondern nur künst-  
lerische Aktphotographie, Man  
verlange Probesendung. Postrach 2.  
Hamburg 31.

C^gen Katarrh. Husten us.w.  
Bad Kissingen. Hotel Bildel  
gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten  
von den Quellen. Bekannt gutes Haus.  
Auskunft we^en Verpflegung und Wohnung  
durch den. Besitzer A. Büdel.  
LOUIS MICHELS  
Bankqeschcäfr / Berlin W56, Französischesfr.29  
Spezialzweige des Effekrengeschäfrs  
Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien  
Wiener Restaurant SSÄSfS&S  
fiRZIWANER  
===== Weltberühmte Küche  
TELEPHON:  
Zentrum 4 OS 6  
Pilsner Urquell  
Das  
sroBe Biltferhuch lies Films  
:: Dritte:: 1 f\^> t "Ur"\*te"  
Prachtausgabe Wj jËt V Prachtausgabe  
Künstlerische Ausführung im Tiefdruck - Verfahren  
Geschaffen unter Mitwirkung erster Fachmänner und  
Sciiriftsieller, bringt es neben Szenen aus den bedeu-  
tenden Filmweiken auch die Bildnisse der bekanntesten  
und beliebtesten Film - Künstler und -Künstlerinnen.  
Preis Al. 20,-  
Erscheint im Dezember  
Preis Al. 20.  
Verlag Füm-Kurier \* Berlin W 8  
Im Interesse prompter Lieferung Bestellungen schon jetzt erbeten  
»sasss Korpulenz Kasa  
Fettleibigkeit beseitigen Tir. HoV\*fl>n"<»r\*w ges. gesch.  
Entfeffungsta&le tTeh  
Vo'lkornm.'n unscliädl. und erfolgreichstes Mittel gctien Fettsucht und illior-  
mäSisrc Kornu' •>■/. - -ich ohne Einhalten einer hex«inimn\*n Di "it. Keine Schilddi ü>-e.  
'l.e'el" :>'künmltrh. — Gratis-Brosehüre nuf Wunsch.  
Klefanten-A »«thrke, Berlin SW414, Leidiger.-tr.74 (Dötihn!t|i.)i.) Amt i'enlr. 7192



# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrg. 19. November 1921 Nr. 8

Sonntag des Lebens

Das alte Lied

T^\\as neue Preußenministerium ist Ihnen (einem, schreiben Sie, „erfahrenen Kaufmann, der die Welt gesehen hat und zu wissen glaubt, was unser Deutschland heute braucht“) allzu buntscheckig? Mir auch. Neben strenggläubigen Ka»tholiken, die noch die stillste Lösung aus den Banden des Kirchendogmas Totsünde dünkt, demokratische Sozialisten, deren (jetzt, freilich, schon vergilbendes) Programm alle Re\*ligion kühl Privatsache nennt. Auf den wichtigen Posten der Minister für Wissenschaft, Volksbildung, Kultus und Finanz zwei Hohenzollernschwärmer, „königtreu bis in die Knochen“, deren einer im vorigen Jahr der Neigung zu den Kappiden verdächtigt und deshalb dem Amt entsetzt wurde, deren anderer innig, bis auf den Grund des Seelengefäßes, für den „Geist von Potsdam“ erglüht, im Parademarsch ein Hauptmittel zu Erziehung sieht: mit seiner Gluth also den „Geist“ des Soldatenkönigs, nicht Fritzens, des Französlings, umfängt und als Haupt der Landeskirche, der Hoch' und Volksschulen, der Kunst» und Kulturpflege drum Republi»kaner wunderlich anschießt. Schlimmer ist, daß aus dem Ka«binet, wie aus dem auf die Reichszinne gezimmerten, kein Kerl von Kalioer vorleuchtet, kein durch Könnensprobe Hin«aufgelangter. Doch unmöglich ist ja nicht, daß sich, was gestern mühsällig kroch, morgen entpuppt und in unseres Sehnsens Höhe emporschwebt. Von einer Preußenregirung ist

fürs Erste nicht viel zu hoffen, nicht viel zu fürchten; ver»  
nünftige Sparwirthschaft. die nicht früh und spät an die Unter«  
bringung Befreundeter dächte, käme hier, im Lichtbezirk der  
Reichsregierung, mit zwei Ministerien aus. Wenn die neuen Leute  
auch nur im Kleinsten Nützliches leisten, wollen wir sie nicht  
wegen ihrer Herkunft aus der „breiten Koalition" hänseln.  
Sie, Herr Hanseat, glauben nicht, daß aus der buntsteinigen  
Höhlung ein Quickborn sprudeln könne; und schließen auf  
schlechtes Wetter für Preußen, dem Sie nicht zugehören, aber  
Gedeihen in neue Kraft wünschen, weil schon am ersten Ver«  
handlungstag ein Stürmchen entstand, als der Ministerpräsi«  
dent Braun, der wenigstens harten Willen hat, „sich gegen  
das blödsinnige Märchen wandte, der ungünstige Waffen«  
stillstand sei die Folge der revolutionären Wühlerei in Heer  
und Heimath gewesen". Ein anders Denkender könnte sagen:  
daß die Zollernschwärmer dazu, gewiß sehr ungern, schwiegen,  
sei ein gutes Zeichen für die Haltbarkeit des Regirerbundes.  
Doch die Abwehr des Herrn Braun war viel zu matt. Und  
da die Macht des „blödsinnigen Märchens" (zwei Briefe über  
den selben Gegenstand bestätigen es mir wieder) viel größer  
ist, als Sie wännen, da Millionen, insbesondere neun von je  
zehn der Heimath entlaufene Deutschen, noch immer auf  
die Monarchistenfabel schwören, will ich die wichtigsten  
Thatsachen wiederholen, die jede wahrhaftig republikani\*  
sehe Regierung längst in alle Köpfe hämmern mußte.  
„Mitte Juli 1918, vor Antritt des Postens des Staats«  
Sekretärs, hatte ich in Avesnes General Ludendorff die form\*  
liehe und bestimmt gefaßte Frage vorgelegt, ob er sicher wäre,  
mit der jetzigen Offensive den Feind endgiltig und entschei«  
dend zu besiegen. General Ludendorff hatte meine Frage  
wiederholt und darauf erklärt: .Darauf antworte ich mit einem  
bestimmten Ja.' Vor der Besprechung zwischen dem Reichs«  
kanzler, dem Generalfeldmarschall, General Ludendorff und  
mir (ich glaube, am dreizehnten August) hat mich General  
Ludendorff allein bei Seite genommen und mir eröffnet, er  
habe mir im Juli gesagt: er sei sicher, mit der im Gang befind\*  
liehen Offensive den Kriegs willen des Feindes zu brechen und  
ihn zum Frieden zu nöthigen; diese Sicherheit habe er jetzt



nicht mehr. Auf meine Frage, wie er sich die Weiterführung des Krieges denke, hat General Ludendorff geantwortet, wir würden durch eine strategische Defensive im Stande sein, den Kriegswillen des Feindes zu lähmen und ihn so mählich zum Frieden zu bringen. In der angeführten Besprechung zu Vieren hat Niemand dieses ausschlaggebende Thema wieder ange» schnitten. Erst im Kronrath (am vierzehnten August) habe ich es wieder vorgebracht und behandelt; siehe Protokol. General Ludendorff hat damals die ‚große Offensive‘ als nicht mehr möglich bezeichnet, wohl aber eine strategische Defensive mit gelegentlichen offensiven Vorstößen, mit guter Aussicht auf endliche Lähmung des Kriegswillens des Feindes. General« feldmarschall Von Hindenburg beurtheilte die militärischen Aussichten noch günstiger. Die politische Lage, wie ich sie vor dem Kronrath auseinandergesetzt hatte, verbot mir, an diesen Erfolg der strategischen Defensive zu glauben. Das habe ich im Kronrath erklärt und die Ermächtigung zur An« bahnung des Friedens mit diplomatischen Mitteln verlangt. Darunter begriff ich auch: Minderung der bis dahin aufge\* stellten Kriegsziele. Hierfür war OHL damals noch nicht zu haben: siehe Schlußsatz des Protokols vom vierzehnten August. Die mir ertheilte Ermächtigung zu Friedensschritten wurde dadurch beschränkt, was ich aber mählich zu beheben hoffte; mit Recht, wie die Zukunft bewies. Indes eine wesentliche Beschränkung der Ermächtigung war die folgende: ‚der ge« eignete Moment müsse abgewartet werden, ehe diplomatische Fäden anzuspinnen wären; ein solcher Moment böte sich nach dem nächsten (unserem) Erfolg an der Westfront.‘ Später, im September, wurde als Moment bezeichnet: ‚wenn die Rück« wärtsbewegung unserer Armee zum Stehen gekommen sein würde, etwa in der Siegfriedstellung‘." (Staatssekretär Hintze.) Elfter September: „AlsErgebniß neuerlicher Besprechun» gen zwischen Seiner Majestät, OHL und Staatssekretär Ein\* verständniß mit sofortiger Einleitung Friedensdemarche bei neutraler Macht. Wien soll zum Beitritt bzw. Einverständniß aufgefordert werden, eben so Sofia und Konstantinopel." Dreißigster September: „Ganz geheim. Zur ausschließ- lichen persönlichen streng vertraulichen Orientirung. Ge\* 16«





Zweiter Oktober: „General Ludendorff erklärte mir, daß unser Angebot von Bern aus sofort nach Washington weiter\* gehen müsse. Achtund vierzig Stunden könne die Armee nicht noch warten. Er (Wort fehlt, wohl .bitte') Eure Excellenz drin» gendst, Alles zu thun, damit das Angebot auf allerschnellste Weise durchkäme. Ich wies deutlich darauf hin, daß der Feind trotz aller Beschleunigung kaum vor Ablauf einer Woche antworten werde. Der General betonte, daß Alles darauf an\* käme, daß das Angebot spätestens Mittwoch nachts oder Don\* nerstag früh in Händen der Entente sei, und bittet Eure Ex\* cellenz, alle Hebel dafür in Bewegung zu setzen. Er glaube, daß zur Beschleunigung vielleicht die Note von der schweizerischen Regierung durch Funkspruch von Nauen an den Adressaten mit schweizer Chiffre gegeben werden könne. Lersner."

„Unsere Truppen haben sich in überwiegender Zahl vortrefflich geschlagen und Uebermenschliches geleistet. Der alte Heldensinn ist nicht verloren gegangen. Die feindliche Uebermacht hat die Truppe nicht erschreckt. Offiziere und Mann wetteifern mit einander. Trotzdem mußte die OHL den ungeheuer schweren Entschluß fassen, zu erklären, daß nach menschlichem Ermessen keine Aussicht mehr besteht, dem Feinde den Frieden aufzuzwingen. Wie unsere große Offensive vom fünfzehnten Juli sofort eingestellt wurde, als ihre Fortführung nicht mehr im Verhältniß zu den zu brin» genden Opfern stand, eben so mußte jetzt der Entschluß gefaßt werden, die Fortsetzung des Krieges als aussichtslos aufzugeben. Noch ist hierzu Zeit. Noch ist das deutsche Heer stark genug, um den Gegner Monate lang aufzuhalten, örtliche Erfolge zu erringen und die Entente vor neue Opfer zu stellen. Aber jeder Tag weiter bringt den Gegner seinem Ziel näher und wird ihn weniger geneigt machen, mit uns einen für uns erträglichen Frieden zu schließen. Des\* halb darf keine Zeit verlorengelassen. Jede vierundzwanzig Stunden können die Lage verschlechtern und dem Gegner Gelegenheit geben, unsere augenblickliche Schwäche klar zu erkennen. Das könnte die unheilvollsten Folgen für die Frie\* densaussichten wie für die militärische Lage haben." (Vortrag des Majors Freiherrn von dem Bussche am zweiten Oktober.)

Dritter Oktober: „Die Oberste Heeresleitung bleibt auf ihrer Forderung der sofortigen Herausgabe des Friedens' angeboten an unsere Feinde bestehen. Infolge des Zusammenbruches der makedonischen Front, der dadurch notwendig gewordenen Schwächung unserer Westreserven und in Folge der Unmöglichkeit, die in den Schlachten der letzten Tage eingetretenen sehr erheblichen Verluste zu ergänzen, besteht nach menschlichem Ermessen keine Aussicht mehr, dem Feinde den Frieden aufzuzwingen. Der Gegner seinerseits führt ständig neue, frische Reserven in die Schlacht. Noch steht das deutsche Heer festgefügt und wehrt siegreich alle Angriffe ab. Die Lage verschärft sich aber täglich und kann die Oberste Heeresleitung zu schwerwiegenden Entschlüssen zwingen. Unter diesen Umständen ist es geboten, den Kampf abubrechen, um dem deutschen Volke und seinen Verbündeten nutzlose Opfer zu ersparen. Jeder versäumte Tag kostet Tausenden von tapferen Soldaten das Leben.“ Hindenburg; am dritten Oktober.

Reichskanzler Prinz Max von Baden sagt am elften Oktober zu den Staatssekretären: Am Abend des ersten Oktober sei ihm der Reichskanzlerposten angeboten worden mit dem gleichzeitigen Verlangen, sofort die Friedensvermittlung Wilsons nachzusuchen. Er habe sich dagegen gestraut und mindestens acht Tage warten wollen, um die neue Regierung zu konsolidieren und nicht den Eindruck hervorzurufen, als handeln wir bei unserer Bitte um Friedensvermittlung unter dem Druck eines militärischen Zusammenbruches. Am selben Abend habe eine Besprechung zwischen ihm, Hindenburg, Berg, Payer und Hintze stattgefunden. Im Verlaufe dieser Unterredung habe er mehrmals an die OHL im Großen Hauptquartier die telefonische Anfrage richten lassen, ob nicht mit der Note gewartet werden könne. Darauf sei vom General Ludendorff die telefonische Antwort erteilt worden, wenn er, der Prinz, am nächsten Morgen um zehn Uhr noch nicht Reichskanzler sei, so solle lieber der Vizekanzler Herr von Payer noch heute Abend die Note unterzeichnen. Durchgesetzt hätten die OHL und der Staatssekretär Von Hintze die Note an Amerika gegenüber Bedenken, die so



wohl er selbst als Payer und Solf harten. So stark sei damals das Drängen der OHL gewesen. Vielleicht sei jetzt etwas mehr Ruhe bei der OHL, aber sie halte doch fest an der Forderung eines sofortigen Waffenstillstandes.

Dr. Solf: Auch er habe Hindenburg gefragt, ob wir nicht acht oder wenigstens vier Tage Zeit hätten. Der Feldmarschall habe erwidert, darauf könne er keine bestimmte Antwort geben, und seine Erwiderung mit den Worten geschlossen: Machen Sie schnell 1 Machen Sie schnell!

„Heute wurde die Berathung der Antwortnote an Präsident Wilson fortgesetzt und beendet. Nachdem General Ludendorff erklärt hatte, daß die Armee durchbrochen werden könne, daß ein weiteres Halten der Westfront einem Hasardspiel gleich käme, daß die Armee Ruhe brauche, um sich zu erholen, nachdem sich ferner Generalfeldmarschall Von Hindenburg mit dem Text der Note einverstanden erklärt hat und nur einen Zusatz wünsche, der auch Aufnahme fand, habe ich in der Sitzung der Staatssekretäre etwa Folgendes erklärt. Schweren Herzens stimmte ich der Antwort zu, nachdem die höchsten militärischen Autoritäten die Lage der Armee, wie geschehen, geschildert haben. Ob wir die Macht haben würden, an unserer Grenze noch erfolgreich weiter zu kämpfen, ist eine andere Frage. Es liegt mir fern, die Ansicht Ludendorffs, daß die deutsche Grenzfront zu halten ist, zu kritisieren. Ich weise aber nur hin auf Das, was die Marine angeht, auf die Gefahr, die dem deutschen Industriegebiet durch feindliche Kanonen und Flieger droht. Auf die Gefahr, der der U-Boot«Stützpunkt Emden und der Flottenstützpunkt Wilhelmshaven ausgesetzt ist, wenn die Entente durch Holland in die Scheide eindringt. Antwerpen haben wir ja geräumt. Ferner geben wir der Entente einen ungeheuren Vortheil durch die Einstellung des U» Boot. Krieges für den Fall, daß die Friedensverhandlungen wieder abgebrochen werden. Das bedeutet für uns einen Ausfall an Versenkungen von monatlich 4 bis 500 000 t. Wir legen also die einzige Offensivwaffe, die wir noch besitzen und die zum guten Frieden führt, dadurch mit Sicherheit lahm. Nachdem ich diese Bedenken vorgebracht habe, muß ich

212  
Die Zukunft  
sie in Anbetracht der Stellungnahme der OHL zurücksetzen."  
(Staatssekretär Mann, Reichsmarineamt; am zwölften Oktober.)  
„Ich und General Ludendorff stimmen dem telephonisch  
mitgetheilten Wortlaut der Antwort an Wilson zu. Hin\*  
denburg."  
General Ludendorff: „Es ist heute so, daß wir jeden  
Tag eingedrückt und geschlagen werden können. Vorgestern  
ist es gut gegangen; es kann auch schlecht gehen."  
Der Reichskanzler: „Wie stark ist das Westheer?"  
Oberst Heye: „Die Westfront zählt jetzt 91 Divisionen,  
davon 4 Oesterreicher und 7 aus dem Osten. Sie sind sehr  
verschieden an Stärke. 28 Divisionen haben nur Bataillon«  
stärken von ungefähr 200 bis 300 Mann. Die übrigen stehen  
sich ungefähr auf 400 bis 500."  
Der Reichskanzler: „Wie viele Amerikaner kommen  
monatlich nach Frankreich?"  
Oberst Heye: „Nach dem Durchschnitt der letzten  
Monate: 250 000."  
General Ludendorff: „Im April, Mai und Juni waren  
es 350 000."  
Der Reichskanzler: „Wie groß wird die Stärke des  
amerikanischen Heeres im nächsten Frühjahr sein?"  
Oberst Heye: „Die amerikanische Heeresleitung be<  
rechnet die Truppenzahl jetzt auf 1200 000; für das  
nächste Frühjahr rechnen sie mit 2 300 000 Kämpfern."  
Der Reichskanzler: „Also wir können bis nächstes Früh\*  
jahr 600 000 bis 700 000 Mann Ersatz aufstellen, die Feinde  
1 100 000 Mann, wenn ich nur die Amerikaner berechne; da»  
zu kommen dann vielleicht die Italiener. Wird sich also zum  
Frühjahr unsere Lage verschlechtern oder verbessern?"  
General Ludendorff: „Nach den Zahlen ist es keine  
Verschlechterung. Aber dazu kommt die Rückwirkung der  
Räumung auf unsere wirthschaftliche Lage; wenn wir zu\*  
rückgehen, wird die Lage unserer Kriegsindustrie im  
höchsten Maße verschlechtert."  
Ludendorff: „Nach Nachrichten des Generals Cramon  
sei der Geist der österreichischen Armee überraschend gut.  
Der Ausfall von Oesterreich würde natürlich sehr ungünstig



wirken; ob allerdings auf unsere Truppen, Das sei sehr zweifelhaft, da auch der Abfall Bulgariens auf diese keinen besonderen Eindruck gemacht habe. Gleichwohl befürworte er mit Rücksicht auf den zu befürchtenden Abfall Oester\* reichs die Fortsetzung der Friedensverhandlungen. Er sehe jedoch die Lage in Oesterreich nicht so an, daß wir dadurch gezwungen würden, jede Bedingung anzunehmen. Durch den Abfall Oesterreichs würde allerdings die italienische Armee frei. Das sei natürlich schlimm. Schließlich sei aber dann immer noch Zeit, kleinbeizugeben." (Siebenzehnter Oktober.) Fünfundzwanzigster Oktober. „Herr von Lersner tele» phonirt mir, daß die OHL, die heute Nachmittag zusammen mit Herrn von Hintze eintreffen werde, sehr ‚wild‘ sei und auf einer Ablehnung des wilsonschen Waffenstillstandes bei- stehen werde. Auf Grund seiner langjährigen Erfahrung im Großen Hauptquartier und seiner über die gegenwärtige militärische Lage gemachten Beobachtungen und eingezoge» nen Informationen könne er aber nur auf das Dringendste davor warnen, etwaigen Versprechungen der OHL Glauben zu schenken und uns in der einmal eingeschlagenen Friedens» politik auch nur im Geringsten beirren zu lassen. Die mili» tärische Lage sei heute mindestens eben so hoffnungslos wie vor drei Wochen, da eine Besserung nicht zu erwarten und es nur eine Frage von Wochen, höchstens wenigen Monaten sei, wenn der Feind bei uns im Lande stehe. Auf meine Frage, wie ein Wechsel in der OHL auf die Front wirken würde, sagte Herr von Lersner: daß bei einem Theil der Armee Dies vielleicht ungünstig.bei dem größeren Theil abergünstig wirken würde, da man das Vertrauen in die gegenwärtige OHL verloren habe. Haniel."

Erzberger: Die Grundgedanken der Ausführungen des Generals Groener seien seiner Ansicht nach folgende: 1. Eine Verbesserung der militärischen Lage sei nicht zu erwarten; 2. eine Zurücknahme bis an die Grenze sei in Aussicht zu nehmen. 3. Wie lange wir die Reichsgrenze oder die Maas« linie halten könnten, sei ungewiß. Könne General Groener die Verantwortung übernehmen, daß noch weiteres Blut ver» gössen werde, wenn die Lage sich nicht verbessern lasse?

16

214  
Die Zukunft  
Groener wünsche, daß der Bolschewismus bekämpft werde. Zahlreiche Nachrichten gingen aber dahin, daß die schlechte Stimmung von der Front nach der Heimath getragen werde. Groener: Die Fragen zu 1 und 2 könne er mit Ja beantworten. Für die dritte Frage könne er keine feste Frist angeben, da die Faktoren, welche den Widerstand verbürgten, nicht genau zu bestimmen seien. Bleibe die Armee im Gehorsam und der ausgezeichnete Geist der Fronttruppen erhalten, so würden wir uns in rückwärtigen Stellungen noch einige Zeit halten können. Es komme ganz darauf an, ob Gegner seine Angriffsmöglichkeiten ausnutze. Eine feste Zeit für den möglichen Widerstand könne er nicht angeben. Daß schlechte Stimmung von der Front in die Heimath getragen werde, sei schon möglich, es werde hier wohl eine Wechselwirkung Statt finden. Bleibe die Armee ungebrochen, so würden wir bessere Bedingungen erhalten und für den Aufbau im Frieden eine bessere Grundlage haben. (Fünfter November.) „In den Waffenstillstandsverhandlungen muß versucht werden, Erleichterung in neun Punkten zu erreichen. Gelingt Durchsetzung dieser Punkte nicht, so wäre trotzdem abzuschließen.“\* (Feldmarschall Hindenburg am zehnten November.) „Am zwölften November traf ich in Spa ein, wo mir von dem Vertreter des Auswärtigen Amtes zu den großen Erfolgen unserer Verhandlungen gratuliert wurde; man sei im Hauptquartier überrascht gewesen, daß man noch solche Erfolge erzielt habe. Die OHL sei in Gefahr gewesen, vom Arbeiter- und Soldaten-Rath verhaftet zu werden. Generalquartiermeister Groener sprach sich über die Resultate unserer Verhandlungen äußerst befriedigt aus: seine kühnsten Erwartungen seien übertroffen worden. Feldmarschall Hindenburg bat, auch ich möge mich der Regierung Ebert zur Verfügung stellen, und dankte mir „für die ungemein werthvollen Dienste, die ich dem Vaterland geleistet habe.“ (Staatssekretär Erzberger im Mai 1920.) So wars. Daß es so war, hätte jede wahrhaft republikanische Regierung in alle Volksschullesebücher gesetzt. Mit dem Holzspaten matter Zufallsworte ist der schlaue Lug von Erdolchung des Heeres nicht auszujäten.



Sonntag des Lebens \* 215

Tote begraben Tote

Daß die dritte Wiederkehr des „Siegestages der Revolution“ nirgends würdig gefeiert wurde, macht Ihnen Pein? Bedenken Sie, daß Deutschland, unter allen in den Krieg gerissenen Reichen nur Deutschland, bis heute noch seinen toten Söhnen keine Gedenkfeier, nicht die winzigste, gerüstet hat. Eine flüchtig, zwischen Modeschau und Tanzturnier, Pferderennen und Boxkampf, geplante wurde, „eingetretener Hindernisse wegen“, flink wieder abgesagt. Revolution feiern? „Janz doof sind wa noch nich. Wat it denn 'rausjekomm?“ Der selbe Novemberwind, der die Funken deutschen Zornes zur Flamme aufpeitschte, hat sie gelöscht. Sieben Tage nach dem Umsturz der Reichsordnung, aller Einzelstaatsordnungen saßen wir wieder in Dunkel, durch das Enttäuschungahnen kroch. Nicht so früh? Horchen Sie, nur für Minuten, einer Stimme aus der Zeit des von Hagelschlag bedrohten Hoffens. „Das Leid dieser Stunde ist: eine Hochstimmung, ernsthaft brünstige Begeisterung wurde noch nicht erlangt. Und niemals wurde doch festerer Grund zu solcher Hochstimmung- Lassen Sie sich nicht in den Aberglauben verleiten, noch heute hänge der Werth, die Werthung des Volkes an Glück oder Unglück der Schlachten! Das war! Frankreichs großer lyrischer Rhetor und Prediger Victor Hugo hat (ungefähr) einmal geschrieben: „Nur Barbarenvölker schwellen nach einem Sieg an, wie der Wildbach nach einem Gewitterregen. Das spezifische Gewicht civilisirter Völker wird in der Menschheit, besonders in unserer Zeit, nicht davon bestimmt, ob ihre Feldherren Sieg oder Niederlage erleben. Ehre, Würde, Sittlichkeit, Geist und Seele der Völker sind nicht Summen, die der Eroberer, der Held, wie ein Spieler, in die Schlachtenlotterie einsetzen kann. Aus verlorenem Krieg ist oft ein beglücken der Fortschritt geworden, weniger Ruhm zwar, doch mehr Freiheit als aus gewonnenem. Denn erst wenn die Trommel schweigt und die Kanone nicht mehr brüllt, kommt Vernunft wieder zu Wort.“ Die Vorstellung deutschen Eintagssieges, der uns noch fester in das funkelnde Elend des Verfallszustandes schmiedete, müßte jedes Antlitz in Entsetzen bleichen. Heute, nach der Abschüttelung des schlimmsten Lügendruckes, im 16«

## 216 Die Zukunft

Dämmern der Erkenntniß, daß die Blüthe deutscher Mannheit auf dem Weg nach einem Trugziel gewelkt ist, heute fühlt Deutschland schon wieder die Golf ströme der Welt mit fruchtbarer Wärme an seine Küsten pochen; hat es die Achtung der Menschen, vieler gestern noch feindlichen, wiedererworben. Seidin jeder Stundedrum, bei jedem Pulsschlag, Euch bewußt, daß die Revolution nicht Ausweg, Ausflucht, nicht ein Nothwehrmittel war, nein: ein Riesenschritt bergan, ins Hohe und Freie, Glück und Weihe aller nationalen und internationalen Zukunft. Noch aber lahmt der Wille, den Segensstrahl dieser Zuversicht bis in die tiefsten Schachte der Volkheit zu senden. Furchtbar wäre es, wenn auch diese Sache wieder wie ein Geschäft betrachtet würde, aus dem Profit kommen soll: auch die Revolution als ein Handel, aus dem Nutzen zu nehmen ist. Gewiß sind wir nicht am Ende des Umschwunges. Bisher hat die Bourgeoisie von dem Ereigniß kaum gelitten. Ein Bischen Schießerei (von Thoren, Kindern, Verbrechern? Ich weiß es nicht), allerlei Unfug, hier und da häßliche Gewaltthat. Ist Das gar so fürchterlich? Ahnen Sie nicht, wollen Sie am Ende nicht ahnen, welche Fülle schmähhlicher Gewaltthaten an jedem Kriegstag dieses Land und jedes besetzte Gebiet sah? Daß in jeder Stunde tausendfach die Menschenwürde geschändet wurde? Nur genügte damals, auf ein Zettelchen zu drucken: Ueber diesen Vorgang darf nicht geschrieben und geredet werden. Dann erfuhr die Nation nichts davon; also wars nicht geschehen. Ein unruhiger Kopf in Fabrik, Werkstatt, Kontor: eine Staatsstütze lief ans Telephon und wimmerte: Befreien Sie uns von dem Kerl! Geschwind in den Schützengraben! Man brauchte den Reklamirten nur zu drohen, die Reklamation werde nicht erneut werden, um sie in Angst zu jagen. Mancher hat in Kriegsberichten den Feind geschmäht und Fochs Reserven vernichtet, um nicht, als Widerspenstiger, in den Graus der Trichter, der Gaswellen zu sinken. Und nach Alledem wagt man die Aufbauschung der paar widrigen Vorgänge, die den Tag unserer Revolution befleckten? Nach Menschenvoraussicht werden es nicht die letzten sein. Bis in die Tiefe fortwirkendes Unheil kann aber nur werden,



wenn nach dem Abbruch der Zwingmauern, der Schleifung der Wälle das Wesentlichste, die Revolutionirung der Geister, nicht gelingt und in neuer Gestalt das Uebel wieder\* kehrt, von dem Reich und Volk totkrank geworden waren. Heer und Monarchie, die nur Mittel zu Sicherung und Erhöhung der Seelenkräfte, zu Wahrung und Mehrung natio\* nalen Wohlstandes sein durften, waren Selbstzweck ge\* worden; lebten herrisch als Selbstversorger; wütheten und wüsteten sich aus. Auch der ungeheure Krieg sollte nicht Mittel zu anständigem Frieden sein; der ekle Industriekrieg sollte flecklos erscheinen: und erschacherte mit Lügenmünze sich Glanz. Wir stehen noch einmal vor der selben Gefahr. Die Revblution muß Mittel zu vernünftiger Neuordnung bleiben und darf nicht Selbstzweck werden. Was ist zu thun, um sie vor blindem Straucheln in den Sumpf der Eitel\* keiten, vor wildem Aufwuchern in selbstherrisches Trachten zu behüten? Wir müssen, schallts aus hundert Bürger\* chören, die neue Regirung vor Aller Augen stützen. Sie sehen, daß jeder Tag ihr ganze Bündel von Manifesten, von Botschaften hingebender Liebe beschert und allerlei theure Mitbürger, hochverdiente und hochverdienende, sich ihr zur .Verfügung stellen', sich der neuen Ordnung ver\* loben; darunter in Legionen auch Leute, die Stützen, Säulen, Herolde der Monarchie und des Militarismus waren. Scham, wo ist Dein Erröthen? Die Marquis, die während der Fran\* zösischen Revolution mit erhobenem Haupt auf dem Henkers\* karren saßen, lächelnd auf dem Greveplatz ihren Puder\* köpf unter das Fallbeil legten, waren der Achtung doch würdiger, waren in ihrer Art doch noble Kerle. Die Ueber\* läufer von heute gehören zum Ungeziefer. Verstehen Sie mich, bitte, nicht falsch. Ich tadle nicht, sondern lobe Einen, den Erkenntnißwandel der neuen Ordnung befreundet hat. War er bisher Gesinnungzüchter, dann freue er sich stumm, fern vom Markt. Wer ein Techniker im Dienst des Alten war und nun, als Einer, der sein Land, sein Volk liebt, diese Technik gern auch in den Dienst des Neuen, viel\* leicht gar nicht freudig Angenommenen stellen will: vor Diesem ziehe Jeder den Hut.\*j Wer aber gestern Gesinnung

218  
Die Zukunft  
kelterte und auf Flaschen zog, wer in Preßämtern saß,  
Patterjohtenlüge in Umlauf setzte, die Wahrheit ins Aus»  
land spedirte und durch solchen Export in der Heimath die  
Wahrheitlager leerte, wer uns mit Vers und Prosa immer  
tiefer einzunebeln versucht hat und nun die selben Künste,  
die selben Mätzchen und Kniffe in den Dienst des von  
Grund auf Andersgewordenen stellt: vor Diesem kann ich  
keine Hochachtung empfinden. Wo sind die Marquis, die  
aufrecht Feudalen von 1918, die lieber sterben als ihre  
Meinung wie ein verschwitztes Hemd von sich werfen?  
Ringsum nur noch Demokraten, bald nur noch Republikaner.  
Gestern blutrünstig, Siegeswillen in jeder Hosentasche, heute  
der Ritter vom Geist, der die geschändete Civilisation' in  
reine Glorie hebt: Nachbarin, Euer Fläschchen! Schnell;  
sonst rülpst mein Magen den Ekel aus. Man soll das Ge»  
wordene nicht um des Vortheils willen umarmen. Man soll  
nur umfassen, was man liebt. Und sich endlich von dem  
Jammerbrauch abkehren, vor jedem Ding zu fragen: .Nützt  
es? Wie wirds morgen rentiren? Rath nicht Klugheit, sich  
zu ducken, denMantelzudrehen?' Du sollst nicht, Deutscher,  
wie gestern die Prinzen, Excellenzen, Bankherren, Ministerial»  
direktoren, heute die Arbeiter\* und Soldatenräthe umbuhlen.  
Du sollst ein anständiger Kerl sein, das Thun von der  
Ueberzeugung bestimmen lassen und Dich den Teufel darum  
kümmern, ob Du gefällst oder nicht. Jetzt trägt man »Demo»  
kratie«, echte oder Ersatz. Auf allen Zinnen des Bürger»  
thums wimmelts von Demokraten. Viele waren noch am  
Achten Militaristen und schwärmten vom Segen straffer  
Volkszucht. Aus Eins mach' Zehn: so ists geschehn. Eine  
Demokratische Partei hebt das breite Banner. Ich will jetzt  
nicht forschen, ob nicht auch hinter diesem schönen Panier,  
ganz vorn sogar, Manche schreiten, die Grund hätten, sich,  
nach schlimmen Thaten, in dunkler Stille zu halten. Die  
Grundsätze der neuen Partei sind hohen Lobes werth und  
ich wünsche ihr einen raschen Siegeslauf; wünsche ihr, freilich,  
eben so aufrichtig, daß sie nicht das refugium peccatorum  
werde, die Zufluchtstätte ertappter Sünder, deren Seele nach  
neuer Jungfräulichkeit langt. Die Reklamekünste eines



Barnum hülften ihr dann nicht in Dauerglanz. Was heute und morgen gegründet wird, darf nicht irgendein Düftchen haben, das unsere Nase an die Gesinnung des reichen Jung' lings aus dem Evangelium erinnert. Nicht einen Dufthauch, aus dem zu er wittern ist: .Alles bis auf das Eine'. Demo» kratie? So viel Ihr wollt. Republik? Mit Wonne. Zer« trümmerung aller Feudalgewalten? Abgemacht. Kronen und Szepter, Reichstag und Herrenhaus: Schutt und Moder. Nur, bitte, bitte, greifet nicht nach unserem Geld! Wir sehen prächtige Dekorationen, pompöse Wortvorhänge; und hören dann, ,die Wurzel der Wirthschaft solle unangetastet bleiben'. Oder ähnlich Gemeintes. Die Wurzel bleibt aber nicht .unangetastet'. Sicher nicht. Die Taster werden sogar wohl recht derb zupacken. Mindestens zwei Generationen werden darunter leiden. Sollen wir heute, mit klappernden Zähnen, drum trauern? Glauben Sie denn, es wäre besser geworden, wenn Wilhelm siegreich durchs Brandenburger Thor eingezogen wäre? Daß dann die Ordnung, die Wurzel der Wirtbschaft unangetastet blieb? Udenkbar. Woher sollten denn die Milliarden kommen, die wir alljährlich nur zu Verzinsung der Reichsschuld brauchen? Doch nicht etwa aus dem Papier. Carrousel, das sich seit vier Jahren vor unserem Auge dreht und dem der Leierkasten mit dem Lied vom Siegerkranz Muth zu rascher Bewegung machte? AU das Papier ist ja noch werthlos; erst die Arbeit Ihrer Söhne und Enkel soll und kann ihm Werth schaffen; wenn Deutschland wieder gedeiht und seine Schornsteine rauchen. Heute sind diese Papierchen nur Anweisungen auf den Schatz der Zukunft.

So bequem, wie das Leben vor dem Krieg war, wird es nicht wieder. Lernet das deutsche Schicksal und dessen Ge» stalter, alle Schöpfer uhd alle Werdenden dankbar lieben. An den Schandpfahl, wer morgen, wie gestern überall auf deut« scher Erde geschah, gegen die als .feindlich' Abgestempelten finstere Pläne schmiedet und die Vernichtung Andersgläu« biger besinnt. So lange wir im Qualm solchen Denkens hau\* sen, sind wir noch im Bann alten Knechtsempfindens. Von uns, denen Revolution neues Recht schuf, fordert Dankgefühl

220 Die Zukunft

und Sühnpflicht, daß fortan nicht mehr der Nutzen, der Gewinn der nächsten Stunde, das Behagen, die Sucht, sich die Bequemlichkeit, die man hat, zu erhalten, der Kompaß des Handelns sei. Daß wir in höheren Geistesstand empor\* streben und in jeder Stunde dann jedem Blick splitternackt unsere Seele zeigen können; wahrlich nicht eines Engels, doch eines sauberen Menschen. Nur aus einem Land solcher Men\* sehen, denen Wahrhaftigkeit nicht eine Worthülse, sondern der Inbegriff jeden Wollens, denen Liebe zu, Achtung vor dem geringsten Mitmenschen früh und spät ein Bedürfnis ist, nur aus solchem Land kann Freude, der schöne Götterfunke, aufsprühen. Noch glimmt er kaum. Die Tüchtigen, die das Geschäft der Republik leiten, haben noch keine wärmende, strahlende Sonne hinauszusenden vermocht. Sie verschweigen, im Besitz eines Haufens urkundlicher Beweise, wie, zum Entsetzen, schändlich gestern der Zustand war; und sind zu schüchtern, zu nüchtern, die Herrlichkeit von morgen zu malen. Ist in ihnen kein Traumtrieb? Soll nur Sorge, das graue Weib, in abgewetzten Schuhen umherschleichen? Nach den grellbunten Feuergarben des Kaisertheaters trübes Zwielicht sich über Deutschland lagern? Das wandeln arbeitsame Deutsche, noch unsere Krieger, spätestens deren Söhne, aus Wüste wieder in einen prangenden Garten. Doch erst, wenn ihm, in zuvor nie erschauter Reinheit, die Freude wiedergegeben ist, tönt auch durch seinen Blüthenduft die Botschaft von Weltostern: Die alte Erde und der alte Himmel verging; und siehe: es ist eine neue Erde und ein neuer Himmel!"

Das habe ich am sechzehnten November 18 gesagt. Noch (undwieoftseitdem) den Götterfunken zu wecken, zu schüren getrachtet; doch schon im Ohr des Hirnes das Fittichgeschwirr des schwarzen Ahnens gehört, die deutsche Revolution werde, wie die deutsche Reformation, auf ungeläutertem Geistesboden verqualmen. Was war zuvor gewesen? In seinem bedeutenden Buch „Gestaltwandel der Götter" stöhnt Herr Leopold Ziegler: „Kein Feind war so schwächlich und so erbärmlich, daß er die Herrschaft eines Volkes annehmbar gefunden hätte, welches zwar eine wirtschaftlich hochbegabte Bourgeoisie hervorgebracht hatte, sonst aber in keiner



Sonntag des Lebens 22 t  
Schicht seiner Mitglieder hinlänglichen bürgerlichen Stolz  
und bürgerliches Selbstbewußtsein zu bethätigen vermochte,  
sondern sich mindestens seit Jahrzehnten der denkbar schlech»  
testen, weil denkbar ziellosesten Führung mit einer fast hün»  
dischen Fügsamkeit unterwarf." Dreißig Jahrgänge dieser  
Zeitschrift brachten die selbe Antwort. Und da nun, endlich,  
Bürgerstolz sich flügge zu glauben wagte, hat, in der ersten  
Stunde, die Angst vor dem Wirbelwind proletarischen Macht»  
wahn ihm die Schwingen gelähmt. Seit die aus' reinem  
Wollen geborene, doch dem Organon» Wesen der Natur ent»  
fremdete Mund wildheit der Trias Jogisches»Luxemburg«Lieb»  
knecht sich laut austobte, seit gar Zeitungpaläste, Pflanz» ..  
stäten Oeffentlicher Meinung, von Rebellen besetzt waren,  
verglomm die Freude an der „Revolution" (die „so" nicht  
gemeint war) oder wurde von hurtigen Tempeldienern des  
Preßgötzen gelöscht. Humor hätte das kleine Aergerniß eines  
stürmischen Unlustwinters ertragen. Fchtes Empfinden des  
tragischen Deutschenschicksals (das nur eines Schemens, nie  
des Volkes Leben bedrohte) hätte in der frommen Wollust  
des Sühnungsuchers selbst zu harten Schuldspruch der Welt  
auf sich genommen und der Zeit, dem Werkzeug der Gott»  
heit, überlassen, die Schuldtheile der allzu rasch, allzu zornig  
ins Tribunal geschaarten Richter zu wägen, zu sühnen. Noch  
einmal spreche, als beinah einziger Glaubenszeuge aus dem  
Bezirk deutscher Wissenschaft, über das Vor und Nach der  
Reichsumordnung Herr Ziegler. „Feldherr, Kanzler, Abge»  
ordneter kannten und anerkannten keine andere Tugend als  
die der Unterwerfung, unter die Oeffentliche Meinung und  
die diese erzeugende oder bearbeitende Tagespresse, unter  
die Wünsche der Großbanken oder der Parteien, unter die  
vielmögenden Herren von Rheinland und Westfalen, unter  
die Kuhaugen des Großadmirals Von Tirpitz, unter den  
soldatischen Eng» und Eigensinn Ludendorffs, unter die Be»  
dürfnisse des Wuchers oder unter sonst einen tausend»  
mäuligen und tausendgliederigen Moloch mit seinen ange»  
lieh unwiderstehlichen Machtforderungen. Pflicht wars für  
Hinz und Kunz, vier Jahre des Grausens in gelbgasverpeste»  
ten, kothverkrusteten, schlammstarrenden Rattenlöchern,

222  
Die Zukunft  
hinter eistickenden Masken zu verröcheln; und dieser Pflicht war wahrlich genug, mehr als genug geschehen. Was aber höhere Pflicht, unendlich viel höher gewesen wäre für die Hüter jener willenlosen Männerhorden, einer unvermeidlichen Verthierung, ja, Vertigerung der ihnen Anbefohlenen rechtzeitig vorzubeugen um jeden Preis: Dies geschah nirgends. Vielleicht hat es dieses verfluchten Krieges bedurft, damit die schreckliche Unzulänglichkeit des Kategorischen Imperatives endlich an den Pranger gestellt würde. Ein fernes, aber reines Echo von der Einsicht, daß dem Schuldigen der Rang vor dem Unschuldigen gebühre (am Stärksten erfüllt von den tragischen Griechen), es klingt noch nach in dem unbegreiflichen und unbegriffenen Wort des Evangeliums: .Widerstehet nicht dem Uebel'. Was nothut, ist die frei übernommene Verantwortlichkeit für alle Handlungenweisen, aus denen Uebles wuchert und die aus Uebeln wuchern: die Verantwortlichkeit und mit ihr die Pflicht der Genugthuung und Sühnung." Unsere Pastoren, Professoren, der ganze Troß der Militärehristen hat andere Pflichtstengel zerkaut. Saft und Speichel mischten sich zu einem Betäubungsmittel, das auf die Hirne länger wirkt als Mandragora und Opium. Ursprung des Krieges: in Trugedunkel vorbereiteter Ueberfall tückisch Verschworener (die doch, in Angstschweiß, Serbien zu Annahme des frechen Ultimatums gezwungen und dann ein Jahr gebraucht hatten, um für den „vorbereiteten“ Krieg leidlich gerüstet zu sein). Sieg auf Sieg, in Ost und West edelwillig nur auf das Wohl der Fremdvölker bedachte Kulturarbeit. Dicht vor dem Endsieg Dolchstoß der Judaeo-Sozialisten in den Rücken des Heeres. Der Waffenstillstand durch Erzbergers Jämmerlichkeit verhunzt. Weimarer „Links-Schweinebande“ für den Schmachfrieden verantwortlich. Daß vor dem vierzigsten Kriegstag, an der Marne, das Spiel verloren, in jede Scholle der besetzten Gebiete Haß gesät, Dauer-Wirkung nur bei Gorlice erfochten, nur durch den unheilträchtigen Bolschewikenimport erlistet, mindestens dreimal die Möglichkeit anständigen Friedensschlusses von breitstreifigem Dünkel verachtet, unsere extensive, die Heeresmacht über den Erdball verkrümelnde Strategie von unbefangenen



Sachkundigen längst getadelt wurde: noch wissens, drei Jahre nach dem Windbruch, Millionen nicht. Der Kriegsherr, der im ersten Gefahrdämmern desertirte und sich Geld und Ge» rath im Werth einer kleinen Halbmilliarde huldvoll nach» schicken ließ, ist Märtyrer; der für die Kriegsverschleppung bis in den Tag der Ohnmacht verantwortliche Feldherr, der, niemals ernstlich bedroht, mit falschem Paß und blauer Brille den Volksgenossen entlief, strahlt im Glanz des Na» tionalhelden. Hinter allen Grenzen, höret Ihr täglich, lauern nur Schurken. Frankreichs Militarismus verpeste die Erde. („Nur von Arbeit, nicht von Ruhm, kann ein Volk leben. Das Bewußtsein verletzten Rechtes giebt geschlagenen Na» tionen schnell die Kraft zuUeberwindung des Ueberwinders, dessen Ziel der Raub ihrer Freiheit war. In einer civilisirten Welt ist der Triumph reiner Sittlichkeit über Gewalt, auch die vom Genie gelenkte, immer gewiß. Daß er all Dies nicht sah, war Napoleons Irrthum und Verhängniß. Deshalb stand Europa in Waffen wider ihn auf. Sein Fehl muß uns die Pflicht lehren, stets und überall das Recht zu achten, nach dem größten Sieg noch das Heer dem freien Willen des Landes, dem es dienen soll, zu unterstellen und nie zu vergessen, daß der Zweck des Krieges der Friede ist." So sprach Mar« schall Foch. Von schnauzbärtiger Lippe klang es anders.) Die Regung furchtsamen Mißtrauens wird als Zeichen des „Vernichtungwillens" angeprangert, die Einforderung besie» gelter Vertragspflicht „unverschämtes Diktat" oder „schäm» loser Rechtsbruch" gescholten. Alle Berufung auf Urkunden, beglaubigtes Zeugniß, unleugbare Thatsachen verhallt. Auch Bismarcks Stimme, die nicht nur Wilhelms eitlen Frevel ver» dämmt und den ihm entkeimenden Fluch ankündet, nein, die kaum einem der berühmtesten Preußenkönige strengen Tadel erspart, sogar Fritzens Größe anzweifelt, der Mon» archie, nach vierzigj ährigem Dienst, das härtesteUrtheil spricht. Im Hui waren zweihunderttausend Exemplare des Dritten Bandes verkauft. Gelesen? Manches. Wirkung? Null. Nie» mals und nirgends hat ein Staatsmann, nicht der winzigste, so, in gewollter Nüchternheit schroff, über den Souverain, dem er gedient hat und der auf dem Thron das Urtheil lesen

## Die Zukunft

sollte, gesprochen. Hier thats der einzige Große, den Deutsch' land je in Macht steigen ließ; und seine Frophetie klang erst ins Ohr des Volkes, als sie von dessen Leiderlebniß be\*stätigt war. Kein Widerhall aus der Seele der Nation. (Die auch schon ins zweite Hunderttausend gediehene kindhart pfiffige Wilhelmvergottung und Bismarckverteufelung des Herrn Rosner wird viel öfter, viel andächtiger besprochen.) Die Republik läßt das Verdikt ungenutzt vergilben, das ihre Gegner zermalmen könnte. Die grinsen fröhlich. Wieder eine Wolke, die ohne schädliche Entladung vorüberzog. Nur die Häupter der Unglücksbereiter leuchten in Glorie; nur sie darfst Du, Deutscher, rühmen, wenn die Patriotenge\*meinde Dich dulden soll. „Wat is denn' rausjekomm? Lein» wand nich zu bezahlen, Wolle von den Valuterichen jehamstat, Kartoffeln eineMark zwanzig, Marjarine vierzigM das Pfund." Weil die Hohenzollern weg sind: versteht sich. Zähe Ver«schmitztheit hat aus ihr genau bekanntem Wesensgrund über alles Hoffen reiche Lügenernte errafft. Daß ihrs gelang, dankt sie den Novembristen und deren Folgern, die keinen neuen Himmel zu wölben, keine neue Erde zu schichten vermoch«ten. Ewig, spricht Guyau, währt in Religionen nur der Drang, den sie entband. Den Republikanerglauben deutscher Bürger zeugte der Drang, hinter veränderter Reichsfassade bessere Friedensbedinge zu erkaufen. Er trog; wovon sollte das Noth«flämischen des Glaubens sich nähren? Schambleibsel sträu«ben sich gegen den Plan, das Gedächtniß einer Revolution zu feiern, die nicht aus Heiligem Geist geboren ward, deren Athem nicht mit der Gluth brüderlichen Gefühles die starr«sten Herzen durchwärmte; die, außer der breiten Schaar ihrer Pfründner, Niemand, unten und oben, ehrlich liebt. Dritte Wiederkehr ihres „Siegestages": und nur ein paar Umzüge frostig der Pflicht Genügender. Das war noch nicht; nir»gendsher meldets Geschichte. An Bußtag und Totenfest be\*denke der Deutsche thränenlos, was im Nebel starb.

Sterne im Nebel

Was ihm lebt? Noch nicht die Gewißheit naher Fürsten«restauration. Feldmarschall Ruprecht von Wittelsbach, der  
(



nicht mehr Kionprinzist, sich noch nicht König zu nennen wagt, drum Manifeste nur mit seinem Taufnamen zeichnet, stellt sich den Bayern als den Erben väterlichen Rechtes vor, klagt die in einem „Augenblick der Unordnung und Verwirrung" ent« standene Reichsverfassung an, Bayerns Partikularrechte ge\* schmäler\* zu haben, fordert deren Wiederherstellung in den alten Umfang und spricht die Hoffnung aus, der gesunde Sinn des Volkes werde sich „mit Gottes Hilfe aus seiner jetzigen Bedrängniß wieder emporringen". Der feiner als deutsche Dutzendprinzen kultivierte Herr, der in Fiorenzas Kunst und im Kunstgewerbe von Limoges heimisch ist, hat als erster Fürstensohn die Unhaltbarkeit der Hohenzollern, die allen Dynastien drohende Sturzgefahr erkannt, in derDenk« schrift, die dieser Erkenntniß Worte lieh, nicht verschwiegen, daß er den Kaiser auf dünner, geborstener Säule sehe, und schien willig, sich in den Wandel der Zeit zu schicken. Nun hebt er als Erster das Banner der Monarchie. Sein Dank für die Kundgebung der Trauer um Ludwig von Wittels« bach mündet in verschämte, doch unzweideutige Prokla« mation ererbten Königsrechtes. Der Wechsel des Standortes und Wollens wird nicht durch Getuschel erklärt. „Hättens ihn in die Residenz oder ins Wittelbacherpalais gelassen, wär' eh schon anders. Aber er hat in München keine Woh\* nung, sitzt in der berchtesgadener Villa eines landfremden Herzogs, langweilt sich und hat eine blutjunge, lustige Frau, die den Graukopf nicht nahm, um im Schnee mit ihm Trübsal zu blasen." Psychologie der Höflinge und schmaler betreßten Gesindes. Der Mann ist wohl ernster zU nehmen. Er wollte nicht um Bürgergunst buhlen, nicht vom Prädium des Frei« Staates aus sich auf den Thron schwingen (oder schleichen); weder Philippe Egalite noch Louis Napoleon mimen. Hätte sich, mit der munteren Luxemburgerin, mählich in den berchtes« gadener Winter bequemt. Doch was er hörte und sah, mußte ihn überzeugen, daß Bayern die Rückkehr des Königthumes ersehne. Die Herren Kahr, Poehner, Escherich, Lerchenfeld, das Ringerpaar Heim und Held: Kernmonarchisten. Nord« bayern kann schwierig werden, der fränkische Industrie\* arbeiter für die Republik aufstehen. Schlimm wirds nicht;

Berlin hat ja keine Anziehungskraft. Eisners Garde, die münchener Kruppmannschaft, ist eingeschrumpft und zählt nicht mehr. Die Hochschulen weiß'blau; nicht schon schwarz«weiß>roth? Dozenten und Studenten werden nicht müde, all«täglich den Ludendorffischen.demHeliandsammtden Jüngern, in Ehrfurcht zu huldigen. Norddeutsche haben den Schlauch entschnürt, dessen Winde die „Judensowjets" umwehten. Preußen banden die matthängenden Zweige des Monarchis\* mus fest ans eingeschleppte Spalier, düngten und tränkten dem morschen Stämmchen die Wurzelerde. Zauderte Herr Ruprecht noch länger, dann kam der Glaube auf, Wittels«bach habe abgedankt. Vor den Propyläen und der Hof kirche hört er das Jauchzen, das Schluchzen des Volkes, der Städter und Berg waldbauer, sieht Trauerpomp, wie er nur den auf den Thron Gestorbenen von verwaister Liebe gewährt wird. Jetzt oder niemals... Er hats gewagt. Und braucht nicht zu fürchten, daß er, nach der Kabinetsdrohung vom November 18, wegen „Unternehmens gegen den Bestand des Volks\* Staates Bayern" unter Anklage gestellt, auch nur in der Be«wegungsfreiheit gehemmt werde. Vergessets aber nicht: Einer hat die Hand nach der Krone gestreckt. Nur Oesterreichs papierne, spottet Ihr, von der selbst unser Markgerippe einen Haufen kauft, kann er greifen, ver«löre im Haschen die Kohle; und die Entente würde ein Königreich Bayern nicht dulden. Bauet nicht auf Flugsand. Ein steif von berliner Lockung abgekehrter Isar«Donau»Staat, der dem Westen die österreichische Last abbürdet, ist be«quemer als eine deutsche Vendee. Wasserkraft, Bayerns und Oesterreichs Heilborn, ersetzt morgen in Hauptbezirken Kohle (die obendrein überallher angeboten wird); und im päpst«liehen Rom wünscht Mancher, der frommen Weltgemeinde klarer, als bisher geschah, vors Auge zu rücken, daß zu den Kriegsverlierern auch Luther gehört. Prinz Ruprecht, der noch in Lille durch oft schrill betonte Skepsis die Stabsfridoline er«schreckte, ließ die Ansage der Thronbesteigung vonWeihrauch durchduften. Nur das Gemüth schützt vor Rückfall in Mon«archie; nur die stolze Freude an Freiheit, an Verantwortlich»keit und der Trieb, selbst sich den Werth zu schaffen, das



Schicksal zu schmieden. Seid Ihr dieses Schutzes gewiß?  
Auf Kanzeln und Kathedern wird der Segen königischer Ge»  
walt von Entschüchterten gepriesen. In Parlament und Presse  
regt sich nichts gegen die Augustverordnungen, die dem  
Reichspräsidenten willkürlichen Bruch wichtiger Volkes\* und  
Einzelrechte erlauben. Im Staatstheater wartet die Menge ge»  
duldig, bis, eine Halbstunde nach der verkündeten Anfangs«  
zeit, die Familie Ebert ihre Loge zu betreten geruht. Und wer  
den Burschen, das Dienstpferd, die Befehlsmacht, den Schran«  
zenrang, die Hoffnung auf Orden, Titel, „Charakter" verloren  
hat, wimmert oder flucht über den Hingang der Kaiserei.  
Lasset auch diese Toten ihre Toten begraben; und wen»  
det den Blick und den Willen ins Leben. Nach dem Winter  
wird Lenz. Ringsum breitet sich die Erkenntniß, daß Deutsch'  
land nicht zu leisten vermag, was ihm in Versailles und London  
angesonnen wurde, daß die „Politik der Erfüllung" in den  
Ländern kräftigster Produktion die Adern der Wirthschaft  
entleert; und nur der Thorenschrei nach „Revision" (die  
längst doch begonnen hat) sperrt, immer wieder, die Licht'  
straße. Nicht, weil Deutsche jammern oder zetern, entschließen  
die Sieger sich, die schärfsten Spitzen und härtesten Kanten  
des Friedensvertrages wegzuhobeln, sondern, weil sie den  
Blutkreislauf der städtischen und ländlichen Erdindustrie  
hemmen. In Amerika und England lagern Millionen Arbeit»  
loser; in Deutschland ist schon Arbeitermangel (daher das  
Gestöhn über den Achtstundentag). In Holland und Skan»  
dinavien wanken alte Finanzhäuser; in Deutschland mehrt  
jede Woche den Wohlstand großer und kleiner Bankiers.  
Eitle Zufallsminister, die guten Willen doppelbreit ins  
Schaufenster legen, mit Geschwindleistung prunken, sich an  
gnädigem Lob fremder Staatsgeschäftsleute rösten wollen,  
waren nie schädlicher als jetzt. Gegen hohen Zins und auf  
kurze Frist eine Drittelmilliarde Goldmark auspumpen, um  
sie in eine andere Kasse zu liefern und an deren Schalter  
sich als pünktlich zahlungsfähigen Schuldner zu empfehlen,  
Frankreich mit Versprechen ködern, das Englands Argwohn  
wecken muß: noch im Munde des Abgeordneten Helfferich  
bleibt der Tadel solchen Handelns gerecht. Daß nach Pump,

228  
Die Zukunft  
Milliardenzahlung, Zusage unerschauter und mit Reichspapier zu lohnender „Sachleistung“, nach Plakatirung toller Schuld«summen, Defizitziffern und dem Wehgekreisch über die „end«giltige Vernichtung der deutschen Wirthschaft durch den schamlosen Raub Oberschiesens" die Mark nicht auf ihrer Knubbenhöhe zu halten sein werde, mußte der Lehrling einer Provinzwechselstube erwarten. Wozu der Lärm? Unbelehr«bar schlechte Politik hat den oberschlesischen Industriebezirk (nicht „Oberschlesien") dem Deutschenstaat entknüpft; das dort angelegte britische und französische Kapital aber sichert die Dauer deutscher Wirthschaftführung und der Kurs der Zechen« undHütten» Aktien zeugt von dem festen Vertrauen der Banken, Börsen, Dividendensucher. Für Schlag worte ist heute kein Wetter. Wer 1913 für eine Tausendmarkaktie zwölfhun«dert gezahlt hat, gab einenGeldbetraghin.derzehnAnzüge (mit Seidenfutter) erkaufen konnte. Jetzt handelt er ihm ein Paar fei'ner Stiefel, höchstensnochwarmeSchlupfschuhe ein. Weil, sehr spät.der Aktienkurs sich ein Bischen wenigstens dem veränder«ten Geldwerth angepaßt hat und der Käufer von anno 13, wenn er verkaufen muß, sechstausend Mark erhält, deren Kaufkraft noch um die Hälfte kleiner ist als der „goldenen" zwölf«hundert, weil also die Aktie, meilenweit hinter Nährstoff und Alltagswaare, doch ein Stückchen aufwärts gehumpelt ist, keifts aus allen Winkeln: „Aberwitziger Haussetaumell" Daß Kurs und Dividende nicht viel höher sind, müßte man he\*staunen. Der Zeitungspreis ist verzehnfacht (wäre eine Wochen«schrift eben so „unentbehrlich", dann brächte auch sie, fünf Mark brutto fürs Heft, ohne fette Inseratenspickung, wieder mehr als die Kosten ein), der Preis jedes Glasschälchens wuchs insFünf zigfache.dieFrau eines Holzarbeiters steckt für denSam«stagsmarktgang einen Tausendmarkschein ins Mieder: und daß die Markdevise zwischen zwei und anderthalb Pfennig pendelt, soll die Folge niederträchtiger Spekulantenkniiffe sein. Folge Eurer elenden Staatswirthschaft ists. Die, unbefan<genes Urtheil wirds einst verkünden, hat mehr geschadet als alle Härte und Dummheit von Versailles und London. Sach«leistungen, Gemeinbürgschaft durch die breite Koalition, Erfassung der Goldwerthe: Schellengeklingel von Narren«



kappen. Entfettet den aufgequollenen Leib der Beamtenschaft, setzt nicht alle Nepoten und Wahlgehilfen, abgehalfterten Minister, Staatssekretäre, Parteivertrauensträger an fiskalische Krippen, rufet die Gesandten des Reiches und Preußens aus deutschen „Residenzen“, die keine mehr sind, schleunig ab, verkauft drei Viertel aller Staatsautos deutschvölkischen oder jüdischen Schiebern, lasset die Gäste der Regirer und Bot«schafter mit Thee, Fachinger, belegten Brötchen, nicht mit Alkohol, Rehrücken, Pückler, Gorgonzolabewirthen. Zwinget Reich und Staaten in die würdige Gewohnheit armer Enge zurück, die uns ziemt uud vor der selbst die Commission des Reparations sich in Ehrerbietung neigen müßte. Und nutzt die Hirnschmalzreste, statt zu Ersinnung neuer Blend»phrasen, zu Vorsorge für die Nothdurft des Mittelstandes, dem Dollar und Sterling, Gulden und Nordlandskrone die Wollstiümpfe und Kindshemden, Kleider und Stiefel, Reis und Fruchtsaft vor dem bang starrenden Auge wegkauft. Das ist zu hindern; allstündlich verstärkte Preistreiberei, Waarenschwänze, Schließung großer Läden „wegen Vorraths«mangels“ ein Skandal. Das ist zu hindern; wers nicht kann, kehre in Algebra, Konsumgenossenschaft, Belletristenvolks\*küche, Aufsichtratsherrlichkeit zurück. Dem in sparsam schlichter Lebenshaltung Bewährten, der seineGeschäftsbücher vorlegt, hülfe die Welt. Mit bedenkenloser, in alle Marder«gänge der Truglist verleitender Steuerhäufung, Vehmrecht, Grünterror, mit einer rastlos Milliarden speienden Banknoten«druckmaschine und durch dieses Papiergekotz ermöglichter Soldgewährung und Geldvergeudung kann der täppischste Rüpel regiren; bis der Zwirn der Volksgeduld reißt und aus Zorneshitze die Frage aufflackert, welcher Lohn den vier Wirthschaftministern gebühre, unter deren Verantwortlich\*keit das deutsche Zahlmittel auf ein Fünftel seines Vorjahr«werthes abgemagert ist. Wir würden zu Lügneren und hätten kein Recht zu Kritik der Kaiserzeit, wenn wir hehlten, daß deren Staatsmannschaft, noch die mittelwüchsige, an Können und Umsichtvermögen die von heute thurmhoch überragte. Nurschwätzer ließ das „fluchwürdige alte Regime“ selten auf Gipfel klimmen. Jetzt? Von spottschlechter Wirthschaft

ist das Reich verarmt. Und schon im Sommer sagte ich hier voraus, das reich und mächtig gewordene Privatgewerbe werde die Herrschaft über die Staatsmaschine ertrachten. Um das Reich zu retten oder um es den neuen Herrschern in Zinspflicht zu ketten? Der Nornentag brach an, als das Reich den Kredit der Industrie, Landwirthschaft, Finanz» mächte begehrte. „Die Schwerindustrie hat, leider, in Deutsch» land niemals geherrscht. Hätte sie, überhaupt das ganze Großgewerbe und die Bank weit, wirklichen Einfluß gehabt, dieser ganze unselige Krieg wäre meines Erachtens nicht aus» gebrochen. Sie hätten die beunruhigende Politik der großen Worte und der Pose beseitigt oder wenigstens die im Lauf des Krieges sich bietenden und herbeigeführten Gelegen» heiten zum Anknüpfen nach Osten nicht verpaßt oder durch die demokratische Presse absichtlich und muthwillig zer» trümmern lassen. Die Generaldirektoren, die Männer der Schwerindustrie und die Spitzen des deutschen Wirthschaft» lebens werden dereinst zu Einfluß, Macht und Mitherrschaft kommen. Sie werden von einem delirienfreien, halb verhun» gerten Volk gerufen werden, weil es Brot braucht, statt der Phrasen. Sie werden in Arbeitgemeinschaft mit dem ganzen werkthätigen Deutschland ohne Ansehen der Partei die trau» rige Pflicht erfüllen müssen, das deutsche Volk vor den furcht» beren Folgen all der Verfehlungen und Thorheiten zu be» wahren, mit denen es die jetzt herrschenden Elemente be» lastet haben und noch belasten werden." Das hat, im Mor» gengrau der Nationalversammlung, Herr Hugo Stinnes ge» schrieben. Schlug nun die Stunde zu trauriger Pflicht? Der dem Großgewerbe entbehrliche Kredit würde, ein Tröpfchen, auf dem heißen Stein des Reichsbedarfes schnell verdampfen. Die Verbände bieten Besseres an. Außer vernünftigem Rath (sparsame Verwaltung, der Landeskultur nützliche Massen\* ansiedlung überschüssiger Beamten) den kecken Vorschlag, die Reichsbetriebe, zunächst Eisenbahn und Post, zu kaufen und in privatwirthschaftlicher Verwaltung wieder rentabel zu machen. Dem Reich und den Gewerkschaften soll ein Theil des Gewinnes zufließen, der Achtstundentag nicht durch Gesetz verlängert, doch dem Arbeiter für Ueberstunden, die



Niemand ihm wehren dürfe, hoher Sonderlohn gezahlt werden. Das Reich würde von Milliardendefizits erlöst, das in und nach dem Krieg abscheulich verlüdete Material erneut, das Heer <ler Beamten und Löhner gelichtet: wer unsere Industrieköpfe kennt, wird nicht zweifeln, daß der Gesamtbetrieb sofort sauberer, leistungsfähiger und bald einträglich würde. Doch das starke Hirn des Mülheimers hat nie politisch denken gelernt. Kohle, Erz, Eisen, Stahl, Nähr, und Webstoffe, Wald, Acker, Weide, Werft, Rhederei, Chemikalien, Mühlen und Spindeln, Eisenbahn und Post, dazu, daher Kommandogewalt über die am Augen wink hängenden Bankleiter: kein Römischer Kaiser, Basileus von Byzanz, Sohn des Chinesenhimmels, Reußenzar hätte sich je auch nur bis an den untersten Wipfelrand dieser Trustallmacht gehoben. Unmöglich; selbst wenn der Haupt\* gläubiger des Reiches, der Westmächtebund, sich die Erlaub\* mß zu solcher Pfandentziehung abkaufen ließe. Daß Staatsver\* nunft und Industriebedürfniß die Verpachtung (nicht denVer\* kauf) der Eisenbahn und Post an Privatunternehmer erzwingen werde, hat Rathenau (der echte, schöpferisch waltende: Emil) mir vor Jahren vorausgesagt. Das heute Wichtigste ist, daß die Kernfragen reichswirtschaftlicher Reorganisation laut, ohne Schonung reizbarer Schwachheit, gestellt worden sind. Ant\* woit muß ihnen werden. Wenn die Niederrheinischen die Kriegerschminke wegwaschen und vom Geschäft reden, wer» ben sie überall schnell Sozien. Geflenn, weil nun die kräftigste Hand sich nach einer Krone streckt, wäre kindisch. Deutsch» land arbeitet, will das Spinnennetz aus Wahn und Lüge zer\* reißen, sein Haus zum Einzug jungen Lebens säubern, wird von den lästigsten Fesseln, weil sie die Blutbahnen Stärkerer verstopfen, in nahem Lenz frei und sieht durch seines Grades Nebel, seiner Scham Schleier von fernem West her Sterne schimmern. Erfüllt die Washingtoner Konferenz, was die ruhige Rechnerklarheit der Amerikanerreden verhieß, dann darf die sieche Welt aufathmen und von dem Zwielight» zank um Feldherren, Könige, Lemuren den Blick in Lebens\* helle wenden. Selbstüberwindung ist Sieg; Einordnung von Volkheit in Menschheit die gewaltigste und reinste Revolution. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hardcn in Berlin. — Erich Reiß Verlag (Verlag der ZukunftJ in Berlin. — Druck von faß cV Garleb G. m. b. H. in Berlin.

tat\* 6 in

v DujarÃ¸in cC? Â£â,,çM-  
'VERDI NC EN AM RHEIM UND IAROCHEUE  
COQISAC CHARENTt MARjTIMF  
Flein deutsches Unternehmen!  
vormals Oebr. Melcher- Uerdingen a. Rh.  
gegrÃ¼ndet 1810



'GEORGE GROSZ  
IM MALIK\*VEKLAG  
George Grosz: Das Gesicht der herrschenden Klasse  
57 politische Zeichnungen. 13.—25. Tausend. 3., erweiterte Auflage in vergrößertem Format. Broschiert 6,— M., Halbleinen 18,— M., Luxusausgab\* (signiert) 150,— M.  
Martin Andersen Nexö: Die Passagiere der leeren Plätze  
Ein Buch in 14 Erzählungen und einem Vorspiel. Mit 12 Illustrationen von George Grosz. Auf holzfreiem Papier. Pappband 20,- M., in Halbseide 35,- M.  
Upton Sinclair: 100%  
Mit 10 Lithographien von George Grosz. Roman. Volksausgabe, Pappband. Preis 16.50M. In Halbpergament, auf holzfreiem Papier, Preis 33,— M.  
Franz Jung: Die Rote Woche  
Reich illustriert von George Grosz. Roman. Preis biegsam gebunden, 8,— M., in Halbpergament, auf holz«freiem Papier, Preis 18,— M.  
Wieland Herzfelde: Tragigrotesken der Nacht  
18 Träume mit 24 Zeichnungen von George Grosz. Preis biegsam gebunden, 10,— M., fester Pappband 14,— M.  
Hermynia Zur Mühlen: Was Peterchens Freunde erzählen  
6 Märchen mit 6 Bildern von George Grosz. Auf 1 Karton gedruckt, biegsam gebunden, Preis 9,— M.  
Der Gegner  
Monatsschrift, herausgegeben von Julian Gumperz und Wieland Herzfelde. Jedes Heft enthält u. a. mehrere ganzseitige Zeichnungen von George Grosz. Halbjahr 15,- M., Ganzjahr 28,- M., Einzelheft 2,50 M. bis 3,50 M.  
Man verlange von Originalgraphik besonderes Angebot  
DER MALIKWERLAG  
Berlin \* Halensee

Bankhaus  
Fritz Emil Schüler  
DÜSSELDORF  
===== Königsallee 21 =====  
Für Stadigespräche: 982, 1964, 2264, 5108, 5403, 5979,  
8665, 16386, 16295, 16453; für Ferngespräche: F 101, F 102,  
F 105, F 104, F 105, F 106, F 107, F 108,, F 109, F 110  
Tetegramm-Adresse:  
„Effektenschüler“  
Kohlen-, Kali-, Erzkuje / Unnotierte Aktien u. Obli-  
gationen / Ausländ. Zahlungsmittel / Akkreditive  
Scheckverkehr/Stahlkammer/Rusf hrl. Kursberichte  
Mitglied der Düsseldorfer, Essener und Kölner Börse  
Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und  
ausländ. Börsen sowie sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.  
 >tto tttartfett»c5  
 \*rUn tlW 7 /lmftcrdam   Hamburg j  
Unter ben  inben 2X   nfemarft 60 i  
I  
I Unlcf Qu imO Rratra ^ Crfin.inOnOeipiOcn7Inlaora {  
D  if n ' TIEfrcDtttOB' MiiMtJt \  
lfaitt>ecf?flung frember  elbforten  
ju fulanten Bedingungen  
fluaf ftruno oller Mb unDD rf ntranwftion n j  
| Bereitwillige SfuefunffcGrteturoc über 3n&uftrie<P p5ere  
I Selestamme: SfeflmariU >5 rlin-5)lOrfiff0 attlfatrfl /3entrum9153,9154,5088,925,8026  
5





Keine Postkarten, sondern nur künst-  
lerische AKtphotographie. Man  
verlange Probesendung. Postfach 2.  
Hamburg 31.  
gcqenHusten..Heiserkeit ks.»  
Der heutigen Auflage liegt ein  
Prospekt der Firma Sibyllen-Verlag,  
Dresden A., bei, worauf hierdurch  
besonders hingewiesen sei.  
LOUIS MICHELS  
Bankqeschöft / Berlin W56, Französischesrr.29  
Spezialzweige des Effektengeschäfts  
Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien  
Wiener Restaurant SSSSKSJi  
RRZIWANER  
TELEPHON:  
Zentrum 4086  
Pilsner Urquell  
Weltberühmte Küche  
Die für das Geschäftsjahr 1929/21 festgesetzte Dividende von 5% ist gegen Aus-  
händigung dos Dividendenscheines wr. 5 sofort zahlbar  
bei dem Bankhause Iarislowsky & Co., Berlin,  
» » „ Louis Wolff, in Hamburg, Ellerntorsbrücke 3.  
Berlin, den 9. November 1921.  
Flexilis-Werke Aktiengesellschaft.  
REOINA-PALASTAM ZOO  
Louis Reeg und Franz Arnold  
Das dominierende Restaurant / Die bestbesuchte Diele  
Nachmittags und abends: Kammer-Orchester.  
C  
Brillanten perlen-Smarasfle'per|sG!inü|,B  
kauft zu hohen Preise  
MSni+7 Friedricnstr. 91-92.1. Eig.  
• w^l\*«- zwisch. Mittel-u.Dorotheenstr.

\*  
\*  
\*  
\*  
\*  
\*  
\*  
\*  
BAU NEUENAHR  
Bonns Kronenhotel  
Haus 1. Ranges, 110 Betten  
Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet  
\*  
\*  
#  
\*  
\*  
\*  
\*  
\*  
\*  
J\*  
\*#



DIE ZUKUNFT

i

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrg. 26. November 1921 Nr. 9

Othello

enn Hamlet nicht nur in Mordesrächung verpflichtet, son»  
\* \* dern selbst, von Ehrgeiz, Machtgier, Drang nach jäher  
Ueberwindung der Willensschwachheit, in Mordthat gerissen  
wird, muß ringsum Schön Häßlich, Häßlich Schön werden.  
Wenn Fortinbras ein Weib freit, sich betrogen wähnt, in Zornes«  
blindheit die Unschuld tötet, von ihrem letzten Hauch Ver«  
zeihung, in fremdes Ohr geröcheltes Selbstmordesbekennt«  
niß empfängt, wird Groß Klein und Klein Groß. Auch da  
ikönnte ein Drama keimen. Um Fortinbras? Unsinn. Langsam,  
wilder Bill! Unsinnig schien Deinem ersten Blick auch der  
Einfall, Hamlet, just ihn, zum Mörder zu machen. Eine so  
feine Seele, wie unsere derbe Wirklichkeit keine sah, wie wir,  
über Jahrhunderte hinweg, sie erst in gebrechlicher Mensch«  
heit ahnen können. Das reinste, zarteste Wollensgefäß, dem  
Bewußtheit fremder, naher Blutschuld, dem Entsetzen vor  
solcher Besudelung die Fugen sprengt. „So macht Bewußt«  
sein Feige aus uns Allen; der angeborenen Farbe der Ent«  
schließung wird desGedankensBlässe angekränkelt und Unter«  
nehmungen voll Mark und Wucht, von Rücksicht, Vorsicht  
aus der Bahn gelenkt, verlieren so der Handlung Namen."  
Der so sprach, konnte nur, mit dicht verhängtem Geistesblick,  
Polonius, die schwerleibig watschelnde Ratte, im Versteck auf«  
spießen. Der so denkt, kann, um gegen Weibszweifel seines  
Willens kantige Härte zu erweisen, Mörder, aus dem Dänen«  
prinzen.mit veränderter Wesenskonsonanz, der fahle Schotten«  
königMacbeth werden. Warum nicht aus Fortinbras der Erwir«  
ker, Erduldereiner Tragoedie? An ein winziges Landstückchen,

für das kein Bauer fünf Dukaten Pachtzins böte, setzt er sein Leben und seines Heeres; diese Nußschale, weil National' stolz nach ihr langt, zu erobern, ginge er ins Grab so ruhig: wie ins Bett; und würde bis zum letzten Wank für einen Strohalm fechten, wenn Ehrgefühl dazu zwänge. In dieser Entschlossenheit sieht Hamlet das Merkmal wahrer Größe. Würde der Mann nicht mit eben so hell prasselnder Auf«brunst des Sühnerwillens, mit heißerer noch, für die Reinheit des ihm vermählten Weibsschoßes kämpfen, des blonden Fleck»chens, das er, selig keuchend, besät hat, aus dem er Ernte hofft und mit dem seine Ehre drum welk und siech werden müßte? Einmal, endlich, einen Kerl hinstellen, der kein Schmachte läppen, wie Romeo, kein zum Scheusal verkrüppelter Junior\* Sohn, wie Richard Gloster, ist, nicht das jungferliche, nicht das schwindlige Gewissen der Hamlet und Macbeth hat, einen Fetzen kräftig großer Natur 1 Einen arglos Gewaltigen, dem nicht lauwarmes Wissen eingetrichtert wurde; der inErlebniß nur Wissen von Welt und Menschen erwarb; in begrenztem Erlebniß festes, doch schmales Wissen. Leicht ist von schlaunen Schurken sein Ohr zu täuben, sein Kindsvertrauen zu betrügen. Von Wittenbergs Hochschule dürfte er nicht kommen. Auch nicht vom norwegischen Königshof. Gar nicht aus der milden Zone unseres Kulturkreises. Woher? Giraldi Cinthio wird den Weg weisen. Dieser Bursche hat aus Ereigniß und Mär so viel Stoff gehäuft, daß in seinem Speicher immer was Taug«liches zu finden ist. Der Krieger Fortinbras als Liebender» Ehemann, Opfer böser Ränke; recht eine Bombenrolle für Richard Burbadge, der sich im düsteren Schwarz philoso\*phirender Hoheit doch verkünsteln mußte. Da steht, in den „Hekatomithi“, ein wunderliches Ding. Nicht viel mehr als eine blutrünstige Schnurre. Eine holde Venezianerin lernt einen, aus Afrika gebürtigen Feldhauptmann ihrer Heimathrepublik, lieben, wird, trotz dem Widerspruch ihrer empörten Sippe,, sein Weib, folgt ihm nach Kypros, zu dessen Statthalter der Senat ihn ernannt hat, und haust auf der Insel, wie zuvor am Lido, in ungetrübtem Glücksglanz mit dem Gatten. Bis dem Fähnrich, einem bildschönen Schuft, dieser Glanz allzu scharf ins Auge beißt. Er hat selbst zwar ein hübsches Weibchen, aber seine geilen Sinne umfängen im Traum jeder Nacht



lechzend den Leib der Statthaltersfrau, trachten an jedem Tag, durch streichelnde Worte, kitzelnde Blicke auch in ihr Brunst anzufachen. Vergebens. Jede Faser ihrer Weibheit, jedes Aederchen ihres Fühlens gehört dem Eheherrn. Der fettigen Schwarzhaut, die, mit Wollhaar und Wulstlippen, in Wallung nicht gut riecht? Unglaublich. Nie hat Geilheit an Treue geglaubt. Nach dem Stabschef (der Verschmähte schwört darauf und flucht darob) äugt sie; schnurrt in seinem Dunstkreis wie eine Katze am warmen Ofen, zwischen Mannsbeinen, vor der Mausfalle. Der ist oder wird morgen ihr Buhle, denkt der Fähnrich. Und ruht nicht, bis sein Argwohn die dumpfe Seele des Statthalters vergiftet hat, der den blankäugigen Feigling für den tapfersten Helden, den von Tücke durchbeizten Schmeichler für das treuste Herz unter der Sonne hält. Da\* mit schwere Beweislast die Wägschale des Verdachtes senke, stiehlt der Schelm ein Schnupftuch, das der Mohr einst seiner Braut geschenkt hat, und schwatzt den weltfremden Krieger in den Glauben, sie habe es, als ein Pfand zärtlicher Körperge\*seilung, dem Stabschef gegeben. Den läßt er nachts von Scher\*gen des Statthalters überfallen; und erschlägt selbst, im Schlaf«gemach des Palastes, mit einem Strumpf, in den er steinigen Sand geschüttet hat, die durch Geräusch von der Seite des Mannes geschreckte Frau. Trifft einmal, zweimal, dreimal mit voller Schlagswuchtihre Hirnschale. Schützt der Mohr sie nicht vor so qualvoll langwierigem Sterben? Bleibt in träger Ruhe auf seinen Pfühl gestreckt? In ihren letzten Athemzug noch speit er die Anklage, die Verleumdung, sie habe schamlos die Ehe gebrochen. Zu spät erst bekriecht ihn Zweifel. Den Schönling, der ihm das Liebste entseelt hat, will er nicht länger um sich haben; nie wieder, niemals dem Trab dieser glatten Zunge lauschen. Der aus dem Dienst geschickte Fähnrich tuschelt dem Stabschef zu, wessen Befehl ihm neulich den Ueberfall eintrug; und durch die Anzeige dieses grundlos Verdächtigten wird auch die bisher verheimlichte Ermordung der Venezianerin ruchbar. Auf der Folter soll, nach dem Spruch des Hohen Rathes der Republik, der Mohr in Geständniß seines Verbrechens gezwungen werden. Hartnäckig leugnet ers; dieser rauhborstige Sohn sumpfigen Buschlandes wird auf dornigem Eisenbett, in glühender Zangenklemme nicht mürb.Ver»

17\*

bannet ihn also nur aus Venedigs Grenzen. Und Marterpein töte den Fähnrich, der einen Kameraden fälschlich, wider besseres Wissen, einer Schandthat geziehen und, wenn nicht jedes Zeichen trügt, die Frau des Statthalters gemordet hat. Toller Kram. Wüster noch als Cinthios Erzählung von dem Richter, der einer Schönen, gegen Zulassung in ihr Bett, die Freigabe des ihrem Herzen Theuersten verspricht und nach dem Genuß ihres Leibes bübisch das Versprechen bricht. (In „Maß für Maß“, Ihr erinnert Euch, wars zu verwenden.) Aber der Feldhauptmann, Statthalter, das gute, böse schwarze Thier, ist jedem Schurken allzu bequemes Werkzeug. KeinFortinbras, der nicht ohne großen Gegenstand sich regt und weiß, wie ein Thronender sich wahrhaft königlich bewährt. Aus solchem Wulstmaul, mags auch nach der Kunst Venedigs küssen gelernt haben, tönt nicht die Rede eines Tragoedienhelden. Die Masse müßte noch einmal in Fluß gebracht und in neue Form umgegossen werden. Sekt, Küfer! Und dann spreite zu Hochflug wieder die Silberschwingen, Phantasie! Einbildungskraft... Kennt Ihr sie noch? Das Seelchen, das so zart und scheu ist und ohne dessen Mitwirkung doch nie eins der unbegreiflich hohen Werke, niemals ein Wunder gelang? Von seiner Gnade wird im Schoß der Frau Josephs, des Zimmermannes, Empfängniß, im Hirn der Sünderin aus Magdala und der Jünger in Emmaus Auferstehung; auf den Erlebnisstufen von Krankheit, Alter, Tod weiht es im indischen Nepal den Prinzen Siddhattha zum Buddha; und blickt aus jeder großen That der Seele, des Geistes (keine andere thronte je in dauernder Größe) schüchtern, doch stolz in helles Späherauge. Nur steife Amtsschimmel wiehern die läppische Mär, ohne Meisterung der Technik sei über Bild und Wortkunst, ohne erstöbeite Kenntniß von Akten, Notizen, Depeschen über Politik und Diplomatie haltbares Urtheil nicht möglich. Der Phantasielose ahnt nicht, was Phantasie zu schaffen, welchen Verstandeswust Vision zu ersetzen vermag. Von der Erde zum Himmel, von Materie zu Mythos, von Natur zu Kultur und deren Kunstspielplatz schlägt sie die farbige Luftbrücke. Wer nicht Phantasie, nicht zu visionärer Gestaltung die Kräfte hat, ist hienieden ein trüber



Othello

237

Gast und sein sauberstes Feld, das mit emsigstem Ernst be« stellte, noch so dürftig wie Perditas, ehe die Hirtin aus dem Traum des Wintermärchens als Prinzessin erwacht. Der duftet die bunte Nelke nicht lieblich, weil Kunst den Quell all« mächtig schaffender Natur gefärbt hat; und eine neue Welt entriegeln dem holden Mädchen im Dorfkittel die Worte des Polyxenes, auch das zu Veredelung der Natur bestimmte Mittel sei von Natur geschaffen, auch die Kunst, von der Natur adelig werde, ein Kind der Natur. „Dem gröbsten Stamm vermählen wir das feinste Pfropfreis, lassen aus rauher Rinde die anmuthigste Knospe schwellen. Solche Kunst ver» bessert die Natur? Verändert sie. Ist aber und bleibt ewig selbst Natur." Wie das Vermögen der Einbildung, der sie Gespielin ward. Phantasie sah die bunt gerandete, gezackte, gesprenkelte Nelke: und gab dem Verstand, der ihr nicht immer viel froher dient als Caliban dem Zauberer Prospero, den Auftrag, die zu Verwirklichung des Gebildes tauglichen Mittel zu suchen, zu finden. Phantasie gebiert die Proto\* plasten einer Reihe von Gefühlen oder Gedanken, Wesens\* zügen oder Gestalten: und zwingt herrisch dann das Ge» sinde des Geistes, sie zu betreuen, freundlich zu pflegen und den Vorgang zu erbirschen, der ihren inneren Reichthum, ihren Möglichkeitgehalt, je nach dem Werkzeug, Wort oder Ton, Stein oder Farbe, in den stärksten Leuchtglanz fördert. RembrandtsSaulbildniß entsteht, Schürfer, nicht dadurch,daß der Maler eines Morgens beschließt, unter die Illustratoren der Bibel zu gehen. Vor den fürstlichen Häuptern des in Krösusfülle schwelgenden Rubens hat ein Dämon ihm zu\* geraunt: „Laß aus dem Erz schrankenlos waltender Königs\* würde den Silberblick nackten, in kalter Pracht verhärmten Menschenempfindens aufschimmern!" Wer löst es aus dem Geklirr der Prunkketten? Musik. Wer sang einem König und hieß im Klangschritt seines Liedes, der von Inbrunst bewegten Saiten das Herz eines Allgebieters pochen? David. Mit der gelben Hand eines in reinem Willen zu Güte noch häßlichen, nur in den Kunstkeimzellen fett genährten Juden\* jüngleins schlägt er die Harfe. Und des hageren Königs Men\* schenschmerz rinnt schamhaft in die Falte des Sammetvorhan\* ges.DieOthello'Tragoedie wurde nicht etwa ausdemWunsch,

## 238 Die Zukunft

Eifersucht bis in ihre Spinnenwinkel zu bestrahlen und alles zu ihrer Erklärung, Entschuldigung, Verdammniß Beträchtliche auszusagen. Am Bett Shakespeares, durch dessen entschlafen« des Hirn das Gerücht vom Abstieg eines Edelmanns und Kriegers in bürgerliche Ehe gehuscht war, flüstert der Dämon ins Ohr des Erwachten. „Was wird daraus? Was kann aus so enger Verschlingung einander fremder Weltkörper werden als beider Verderben? Neuer Stoff, Herr, für Dich, dessen Tragoedien bis heute vom Athem der Staatsaktion lebten." Schon sitzt er, stemmt den Arm auf den Ellenbogen und läßt die Stirn von nervösen Fingern streicheln. Bürgerwelt, in deren Sittenzwang aus wilder Freiheit große Natur ein\* bricht, dann eingekapselt wird; und bleibt? Nein. Böses Gewürm, das die Majestät der Wüste dem Helden nie.zeigte, träuft aus grünem Auge das Gift, das Othellos Herz zer» frißt; ihn in den Wahn der Verachtung, des Verrathes stößt, in den Totentanz mit seinem Opfer wirbelt. Nur über den tiefsten Klüften wölbt sich das Drama gewaltig. Bürgerlich eingezäunte Sittsamkeit und die Erlebnißweite königlichen Kriegerblutes, das in langer Geschlechterreihe trotzig an die Aderwand pochte: noch nicht genug. Wodurch vertieft sich der Abgrund? Durch den Unterschied der Lebensalter, der Glaubensherkunft und Rasse. Porzia und Scheilock. Doch darfs nicht wieder ein bespiener Jude sein; über, nicht unter feiner Bürgerlichkeit ist jetzt der Fremdkörper zu suchen. Noch einmal Cinthios Novellen her! Die schöne Venezianerin, die sich dem Mohren gab, von dessen arglistigem Fähnrich begehrt, dem Gatten verdächtigt, gemordet wurde? N ur kein Geschieht« chen von einer weißen Maid, deren Sinnen die dunkle Haut locksamer riecht als die gleicher Farbe. Daraus würde Rüpel\* posse. Dennoch ists wohl zu nützen. Der„Mohr" als Feldherr der Republik; also nicht schwarz (nie liebe sie einem Neger Befehlsgewalt), sondern maurischer Mittelmeerafrikaner. Pa\* trizischem Senatorenstolze zwar ein Barbar, doch der edelste Stammmler mit fremder Zunge. DieLiebe der weißen Jungfrau, des demonio bianco, darf nicht Verirrung, nicht eine Sexual\* grille scheinen. Cinthio, der sein Mädchen Disdemonia nennt, sagtschon, es habesichnicht aus Sinnengier in den Mohren ver\*



Othello

239

gafft. PhantasieknüpftundlöstdenBund, Desdemona(somuß ich den Namen schreiben, damit unser Britenschnabel ihn richtig ausspreche) liebt die hohe, pinienschlanke, ihrer luftlosen und ränkevollen Stadtwelt bisher so ferne Einfalt des Helden, der Gefahr bestand; und will ihn, der ihr Mörder ge» "worden ist, mit ihrem letzten Hauch, ihrer ersten Lüge dräuen» der Strafe entrücken. Und warum ward er Mörder? Weil den Wahn, ihre Liebe ähnele schwesterlichem Mitgefühl, der an» dere abgelöst hat, ihr Blut habe nach dem jüngeren, feineren Mann, dem Weißen mit glatter Haut und weichem Kräusel» haar, geschrien und müsse unter seiner würgenden Hand drum verdorren. Weil seine von Jagos Skorpionenpeitsche wunde Einbildnerkraft die Frau dem Stabschef gepaart sieht und der aus Naturfreiheit kommende, in Natur wurzelnde Ur» mensch wider sofrevlenVertrauensbruchkeine andere Richter» gewalt anerkennt als die eigene. Helle und dunkle Dämonen im Kampf. Wer auch den Dritten, den niederträchtigen Schürer der Leidenschaft, in irgendein Verhältnis zu Phantasie bringen und so dem ganzen Bilde die Einheit des Lufttones sichern könnte, wäre ein Meister über die Geister. Jago mag, um vor sich selbst nicht in nackter Blöße des Neidlings zu stehen, sich Motive einbilden, Anlaß, Othello zu hassen, der des Fähnrichs Ehebett befleckt habe, oder den Wunsch, das weiße Täubchen zu kosen. Er gehört in die muffige Enge, wo, mit Inzucht, Erwerbsucht und jeglicher Strebersorte, Zettelung und scheele Bosheit rundum wuchert. Dagegen ist der maurische Fürstenenkel nicht gepanzert; und ihm wird Verhängniß, daß er, ohne den Willen, sich einzuordnen, in diese Bürgerlichkeit niederstieg. Rasse ist hier nur das Kleid, das ihn als das Kind wild»freier Natur, als die Seele weiterer Räume und jächerer Stürme erkennbar macht; ist nur ein Mittel, die äußere Bildkraft und innere Wirksamkeit des be» sonderen Vorganges zu stärken. Der braune Löwe, den schon Alter beschrch, an der Bettstatt des blonden Weibes, seine Pranken in den weißen Hals gekrallt... Dank, Daimonion, und Dank auch Dir, wackerer Gewürzkrämer Cinthiol Pech und Schwefel aber auf unser Globus»Theater, wenn mein Mime den Feldherrn, den Körper und heldischen Geist argloser, in

240  
Die Zukunft  
Schlichtheit großer Natur, mir ethnologisch verhunzt und den  
Parterregründlingen das Geheul, Gepfauch, Geschwitz eines-  
Negers vors Auge stellt. Der, Kinder, spielt ihn spottschlecht.  
Der Pedant hakt die Brille von den Ohrwänden, zwinkert,,  
räuspertsichjund durch Schleimgerinnsel pfeift lehrhafte Rede.  
„Cinthio, dessen erfolgreiche Novellen übrigens 1610 noch  
nicht ins Englische übersetzt waren, dem sprachunkundigen  
Schauspieler Shakespeare also nur aus Erzählung bekannt sein  
konnten, dieser flüchtig denkende und hastig schreibende  
Geraldus Cinthius ist, werther Herr, das Opfer eines Hör»  
fehlers oder Gedächtnißsch wundes geworden. Der Mann, von  
dessen Schicksal er berichten wollte, war nicht ein Mohr, son»  
dem hießMoro. Bitte: mit dem utrechter Maler, der in Tizians-  
Schule ging, hat er nichts als den Namen gemein. Der war  
in der alten Republik Venedig nicht selten. Christophalo»  
oder ChristophproMoro war 1498 Bürgermeister von Ravenna,  
später Admiral, Statthalter auf Cypern, Feldherr, in dritter  
Ehe einer Venezianerin aus dem Haus Barbarigo vermählt»  
deren plötzlicher Tod auf dem Flaggschiff des Gatten, zwischen  
Cypern und Venedig, nie ganz aufgeklärt wurde. Seit fünfzig:  
Jahren hats die Forschung festgestellt; und sie nimmt an,  
der Schreiber habe zwar den Namen aufgeschnappt, aber..  
Aus dem Moro einen Mohren gemacht. Weil Cinthio eben  
kein Pedant war, sondern immerhin irgendein Zellchen aus  
Dichtershirn in sich hatte und ihm deshalb schnell dämmert,  
wie kräftig die Hautverschiedenheit alle motorischen, mo<  
tivischen Triebe seiner Novelle stärken müsse. Mohr? Dem  
Wüthenden wird ein schwächig Kleiner zum Zwerg, das-  
kaum sichtbare Höckerlein zum Quasimodo» Buckel. Leicht  
begreiflich also, daß von der Lippe Brabantios, Rodrigos,  
Jagos Schimpfwörter sprudeln, daß Zorn, Eifersucht, Bos\*  
heit den Feldherrn pechschwarz, Wulstmaul, rußigen Bock  
schelten. Othello wuchs aus Mauretaniens Königsstamm; er  
scheint nicht durch Religion (sonst wäre sein Heidenthum  
angedeutet und dem Ungetauften wäre der Türke nicht ein  
„beschnittener Hund"), ist aber durch Blut und Erlebniß von  
der Bourgeoisie Venedigs geschieden. „Schwarze Schmach"?  
So sah es aus, wenn unsere Nigger. Othellos grunzten, brüllten»



pfauchten, die zottige Rußbrust mit Fausthämmern schlugen, mit Affensprung und ExcentricTragirerei um Beifall schwitz\* ten oder die Frau betätschelten wie ein angegeilter Kongokerl die gierig seinenDunst schlürfendeBordelldirne. SchonCinthio aber wahrt die Signorina vor dem Verdacht, vom Sexus dem Hauptmann zugetrieben zu sein. Und jedes Wort, jede Regung Desdemonas, ihr letzter Seufzer noch erweist, daß nicht der Leib des Kriegers, dessen Jahre thalwärts neigen, sie gewann, sondern die kindhaf (»heldische Seele. Weil er durch Leid schritt und Gefahr bestand, ward er, sie schwüre drauf, ihr lieb; und ihr Mitleid löste von seinem Herzen den Riegel, den der Alternde unverrückbar wähnte. Desdemona ist die reinste, keuscheste, in Vorstellung und Willen edelste Weibsgestalt, die Shakespeare schuf. Ohne Kordeliens starre Sprödheit, auch, freilich, ohne den fast weisen Faltergeist, den Schmer\* terlingsreiz der Rosalinde, Forzia, Viola. Beinah zu engel» haft rein, um als klar abgegrenzte Persönlichkeit zu wirken. Raphael, Botticelli, nicht Giorgione oder Mantegna. Groß wird Klein, Klein wird "Groß. Die jungfräuliche Seele der Venezianerin überwächst die Statur des hohen Fremdlings. Der Dichter, dessen Vision auchTamora, Kleopatra, Kressida, Goneril und Regan umschlang und den auf manchem Pfad Weibsverachtung anwandelte, hat in diesem Drama den Ton des Frauenanwaltes, die inbrünstige Ehrfurcht des in Ma\* donnenkult Hingerissenen. Zwar tändelt Emilia, Jagos red' lieh tapferes Weibchen, im Nebel mit der Ausmalung von Ehe» bruchsmöglichkeit. Merket Ihr, Taube, aber nicht, daß sies nur thut, um von der Stirn der gütigsten Herrin die Wolken zu scheuchen (und daß ihr Schwätzchen obendrein der er« sehnte Bissen für die Gründlinge im Parterre ist, denen dieser düstere Abend zuvor kaum was zu knabbern gab)? Noch seltsamer ist, daß „die Forschung" viel Wichtigeres bis heute, so weit ich umschauen kann, nicht gemerkt hat. Höret Emilia Gericht halten. „Die Männer sollens wissen: Auch Weiber haben Sinne, sehen und riechen, ihr Gaumen unterscheidet Süß von Bitter, gleicht also dem des Mannes; auch sie sind fromm, doch nicht von Rachsucht frei. Schlägt uns der Mann, plagt uns mit Eifersucht, vergeudet unser Gut, pflanzt unseren Schatz in fremden Schoß, sperrt uns ins Haus, dann schwillt

18

242  
Die Zukunft  
auch uns die Galle." Hörtet Ihr nicht ganz ähnliche Vertheidi»  
gung einmal schon? Aus Scheilocks Mund. „Haben wir  
nicht Hände, Füße, Sinne, Leidenschaften wie Ihr? Und  
wenn Ihr uns kränkt; sollen wirs nicht rächen?" Wie dort  
des Juden, wird hier des Weibes Recht auf freie Willens»  
regung.auf vergeltende Rache gewahrt. Und hier\*, dünkt mich,  
wird die Legende von „Shakespeares Frauenhaß" noch deut»  
licher widerlegt als in der erschütternden, erhebenden Szene,  
wo der greise König Lear die Majestät tief vor dem wie«  
dergefundenen Kinde beugt, Kordeliens Verzeihung erfleht  
und, ein schon vom Tod Gekerbter, selig stammelt: „Wir  
wollen leben, beten, singen, Märchen uns erzählen und über  
bunte, goldne Schmetterlinge lachen." Der Emiliens Anklage  
schrieb, hat, in den Tagen Elisabeths und Annas, in dem  
Weib ein Stück unterdrückter Menschheit erblickt. In Emilia  
aber nicht etwa die flecklos Ehrsame, der Steinwurf auf Luder»  
chen gestattet sei. Von Bianca, Cassios lockerem Mädel, das  
sie eine Schlumpe gescholten hat, muß sie die Antwort ein\*  
stecken: „Bin ein so ehrlich Weib wie Du, die hier mich  
schimpfst"; und kann nur noch (wie in Doorn „das Lieb«  
chen", wenns gefragt wird, ob es die „Zukunft" lese) lispeln:  
„O pfui!" Ward das verliebte Ding, weil sichs hinschenkte»  
denn schlecht? Entknebelung gefesselter Triebe, geknechteter  
Menschen: noch scheint würdiges Strebensziel. Noch ahnt  
der Dichter nicht, daß er einen Timon zeugen (oder kleiden)  
werde, dessen Menschenhaß gellt: „Fluch allem Lebenden!"  
Ahnt nicht? Jedes Auge, das Shakespeares Schrittmaße  
kennt, jedes Ohr, das die Schallwellen seiner Stimme trank,  
muß fühlen, daß tiefer als zuvor je in Schwangerschaft dieser  
mächtigen Phantasie Entsetzensgraus das Eingeweide der mehr  
kreißenden Seele durchwühlte. Das Weib ist nicht mehr Eva,  
Schlangenzögling und All verderberin, noch nicht, wie inLears  
Haidepredigt, „bis an den Gürtel nur der Gottheit Sitz, dar«  
unter Teufelsreich, schweflige Hölle". Weil selbst im unbe»  
herrschten Flackertanz der Weibssinne Güte mitglüht: mußte  
deshalb die Gefährtin ins Joch der Magdfron und stummer  
Hörigenpflicht? Damit Güte nicht das Werk des Mannes,  
des Menschen störe? Vor dessen Drang und Macht zu Bos»



heit erschauert das edle Gemüth. Betrachtet Brabantio, den, einen Senator, Wuth über Desdemonens (ihm nur unbequeme, nicht schimpfliche) Herzenswahl verleitet, den Mann vor der Frau zu warnen, die auch ihn, wie den Vater die Tochter, be» trügen werde. Sehet den frechen Junker Rodrigo, der keine Schandthat, Verleumdung, Bestechung, Mord nicht, scheut, verheißt sie nur Weide auf dem ersehnten Leib. Des Vaters Zorn schürt, des Böckchens Wollust kitzelt Jago. Vor seiner Heuchelkunst stockt der Athem. Was will er? Cassio, den gelehrten Papierstrategen und Rechner, wegbeißen, ins Amt des Stabschefs, das dem in Feldkampf, nicht in der Schreib« stube, Erzogenen gebühre, aufklettern, in Flotte, Heer, Insel« Verwaltung dem Generalissimus der Nächste sein. Nicht mehr. \*

Nur zu diesem Zweck spinnt er sein Netz; zaudert er nicht, Rodrigo zu bestehlen, dann in den Tod zu schicken, Cassio, der ihm befreundet ist, und Desdemona, die ihm nur Wohl« wollen zeigte, in Schmach und Verderben zu stoßen, die harmlose Bianca, aus deren Schüssel er gestern aß, der Mit« schuld am Mord zu zeihen. Ohne Wank schaut er das Leid des Feldherrn, dessen große Seele er doch kennt; und da eine Pfote im eigenen Netz hängt, beißt er, wie der tückischste Köter aus Spartas Gasse („spartan dog" nennt ihn Lodo» vico), um sich und tötet mit dem Giftzahn zuletzt noch sein Weib. Jeder hielt ihn für das Muster rauher Redlichkeit, die niemals lügen lernt und lieber durch barschen Soldaten« ton abschrecken als sich in Schmeichelbrauch erniedern will. Ecce homo? Auch Dieser weiß, wo es ihm taugt, gesittet Pfui zu sagen. „Pfui, so schlechte Menschen giebts nicht 1" Mancher sprach es ihm nach und urtheilte, hier habe der Dichter ein Zerrbild gemalt. („Verzeihlich: vor dreihundert Jahren.") Habt Ihr Augen? Nicht aus Roms und Byzantions Geschichte nur fletscht allerlei Scheusal die Zähne. In allen Heeren, an allen Höfen, weil ihrWesen stets Menschenknech» tung ist, deren Kette von Gunst gelockert, von Ungunst ge» strafft wird, findet Ihr Kerle, die zum Sturz des Vormanns gern die schäbigste List, den schmutzigsten Schemel nutzen. Und unsere Bürgerwelt, die den Erfolg krönt und von Gottes Gnade Vorthail erfleht, züchtet, als die zu ihrem Zweck Taug« lichsten, zu ihren Kämpfen Tüchtigsten, Jagos. Die sind all« 18»

244  
Die Zukunft  
beliebt, rühmen sich, keinen Feind zu haben, nennen sich, mit  
treuem Blick, gräßlich gerade Michel, erwirken, daß ihre  
Mächelei alsBahnbrechersthatgepriesen.ihrstinkigesFürzchen  
wie Weihrauch eingesogen wird, und können, wenn Geld»  
scheffelei sie langweilt, als Minister das Göttliche auf Erden  
verkörpern. Nicht immer würgt oder fängt sie die selbst ge<  
knüpfte Schlinge. Wer nicht lange genug hinsehen mag oder  
kann, Der wendet sich in den Seufzer, daß redliche Tugend  
stets unterliege, in Glanz nur abgefeimte Schelme stolziren.  
Jago, ein Meister der Zunft, käme mit heiler Haut von der  
Brandstatt, wenn er Rodrigo das Meucheln gelehrt, zu Ver»  
richtung gefährlicher Briefe gezwungen hätte und wenn Ge»  
wissen nicht aus Emilia, seiner in Furcht geduckten Magd,  
•eine Heldin machte, deren wahrhaftige Zunge ihm das Todes»  
urtheil spricht. Einfalt, gerade der größten Herzen, erliegt  
den Jagos; der muthig Lebende dem schlaue von Bülte zu  
Bülte sich Vorschiebenden. Weil Jago den geschniegelten  
Generalstäbler von dem Platz drängen will, der dem Front»  
Soldaten ziemt, erdrosselt der argloseste Held die keuscheste  
Frau und schlitzt, zu Sühnung, dann selbst sich die Ader.  
Doch irgendwie müssen, da Dramaturgie nicht Spatzen»  
scheuche werden darf, die Zwei schuldig geworden sein.  
Was ist Schuld und wer schuldig? (Pilatusfrage.) Daß Othello  
nicht, wie sein Neffe Leontes, wie Massingers Herzog von  
Mailand, Voltaires Orosman, Schillers Philipp und andere  
Empfänger kleiner Mohrenlegate, in Eifersucht neigt, hat der  
Dichter so oft, so laut betont, daß Halbtaube selbst nicht  
mehr von „Tragoedie der Eifersucht" (die aufgestellte Komoe»  
die in Pappharnisch, wahrlich nicht Höheres, wäre) faseln  
dürften. Othellos Schuld? Othellos Schicksal. Der mit blan»  
kern Schwert, Mauretaniens oder Venedigs, durch die Welt  
gestürmt ist, wird seßhaft; läßt aus sorglos freiem Stand sich  
in Schranken und Bande der Bürgerlichkeit herab, deren Ge»  
setz er doch nicht anerkennt. Nicht um alle Schätze des Meeres«  
grundes kröche er ins Nest; thuts, weil er „die holde Desde»  
mona liebt". Ist nicht zu spät und kann der so lang? Unbe»  
hauste die Kriegershybris und Orientalengewöhnung in herri»  
sches Spiel mit der Frau vor der Schwelle des ersten Heims  
wegbaden? In rasches, von monarchisch freiem Willen gelenk»



tes Handeln und in die Richtergewalt des Häuptlings ist er gewöhnt. Soll er, wie ein duftender Lockenkopf aus erlauchter Seeräuberfamilie, sich vor dem Senator bücken, demüthig um die Tochter werben und sich stumm bescheiden, wenn der Mag'nifico sie ihm versagt? Er nimmt sie, wie eine Schanze oder Burg, auf die ihn der weiße Wimpel rief; mögen Vater und Pfaffe sich auf ihre Art dann in Weihe der Paarung bequemen. Mit zärtlichster Fürsorge umhegt er die Frau; woher aber käme dem Sohn afrikanischen Küstengebirges der Drang, sich in den Puls ihres Empfindens, in die von seiner Gluth erschlossene Knospe ihrer Seele einzufühlen? Er weiß nicht, was in\* ihr, noch, wer um sie ist. Lernt auch sein Gefolge, die Spitzen selbst, niemals bis in den Kern erkennen; wie \* selten hats, noch in hellerer Zeit, ein Militärmonarch ge\*  
• lernt 1 Wird seinem Wink nicht sogleich gehorcht, dann über« schwemmt das aufgischtende Blut den Deich der Vernunft „und Leidenschaft, sonst klares Urtheil trübend, maßt sich die Herrschaft an". Der ehrliche Jago warnt nicht ohne Grund; wagt seinen Kopf, um die Ehre des Generals vor Anhauch zu schützen. Des Bräutigams erstes Geschenk, ehrwürdiges Vermächtniß, gab Desdemona dem schlanken, schmucken Florentiner und bittet nun, bettelt gar, diesen Cassio wieder auf den Posten zu stellen, den Trunkenheit und Rauferei auf der Festungswache ihm verlüdert hat; wird des Gebettels nicht müde und schämt sich nicht des Geständnisses, daß sie den Fant liebe. Ihren Buhlen: kein Zweifel; und hätte der Geck nicht im Schlaf ausgeschwatzzt, wie ihre Lust ihn wärmt. Mit freundlichem Ernst sie fragen, die Angeklagten in Kreuzverhöhr nageln, aus fremdem Willen, der unbefangen den argen Handel durchleuchten konnte, das Recht nehmen? Des Feldherrn Würde versänke in Schlamm. Er war Cassios, wird Desdemonas Richter; nur er darf es sein. Darf der Richter auch rasen, brüllen, im Festgemach, vor verschwä\* gerten Gästen, die Frau, der er Tod sinnt, doch kein Urtheil sprach, mit den rohsten Schmähreden, mit Troßknechtsschimpf peitschen, ihr ins Antlitz schlagen? Othellos Schuld. Zum ersten, zum letzten Mal huscht Heimweh durch das Gemüth der Mißhandelten; sehnt sie aus Wildniß sich in den Bezirk patrizisch vornehmer Sitte zurück. „Der Lodovico ist ein

246  
Die Zukunft  
feiner Mann." Während Emilia die Spangen des Mieders löst,  
stiehlt das Wort, schmerzlichen Vergleiches Stöhnen, sich über  
die Lippe; nicht mehr der Nachsatz: „Wärs auch Othello!"  
Schon reut sies; nur, daß der Vetter so besonders gut spreche,  
wollte sie erwähnen. Ihre Schuld? Daß auch sie, wie ihr  
Mörder in Todbereitschaft von sich aussagt und aussagen darf,  
„zu sehr liebte". In Hingebung an den Mann, Hinspreitung  
unter die Sohle seines kriegsherrisch stampfenden Willens  
Alles abthat, was ihres Mädchenlebens Halt gewesen war,  
alle Blinkfeuer ererbter Sitte löschte, das Recht der Persönlich«  
keit, als wärs ein drückender, Triebesgewalt einschnürender  
Gurt, von sich warf, den Schleiern der Weibeshoheit sich ent\*  
kleidete und mit nackter Seele, allen Nachhalles der gestern  
noch heiligen Stimmen ledig, des Einen Ding, von dem Einzigen,  
neu geschaffen sein, des Kriegers holde Kriegerin werden  
wollte. Der liebte sie um ihres Mitleids willen: und nimmt ihr  
mitleidiges Gesuch für Cassio als Beweis ihres Verbrechens.  
Er fügt sich nicht in Bürgerordnung. Sie erstickt, diesseits  
von Gut und Böses, im Eden ihres Traumes. Was ist Schuld?  
Von Shakespeares dunkel getönten Dramen (drei Viertel  
des Sechsten, den ganzen Achten Heinrich, Titus Androni«  
cus, Timon, sogar Cymbeline scheide ich, trotz ihres Reizes  
Pracht, aus dieser Gipfelreihe) scheint uns immer das zuletzt  
gelesene unter allen das herrlichste. Keins hat festeren Kon«  
tur, stärkere Leuchtkraft der Farben, gewaltigere Melodie als  
Othellos. Kein anderes prallere Schlankheit des von flinker  
Wucht hochgetriebenen Baues, der kaum eines Fremdstoffes  
Einsprengsel zeigt, tiefere Durchschürfung finsterer Seelen\*  
schachte, keins, Weder Hamlet noch Lear, im engen, eng ge\*  
wollten Hause solche Bilderfülle. Der aus dem Schlaf ge\*  
pochte, geheulte Senator, halb erst bekleidet, träges Geschlurf  
brummiger Fackelträger in der Halle, auf der Marmortreppe  
des Palastes, dem die Tochter, die Sonne, vor ihrem Mittag  
entschwand. Kein Venezianer soll heute schlafen. Beben  
unter der Kanalstadt die Pfähle von Ahnung nahender Ge\*  
fahr? Waffen klirren, Thore fallen ins aufkreischende Schloß,  
von hastig gestemmt Rudern rieselt Wasser auf schwarze  
Gondelwände. Der Türke dräut wieder. Vor dem zu Nacht\*  
sitzung berufenen Senat steht, zwischen Kerzen und Fackeln,  
der braune Feldherr» Admiral, Palladion des Staates und Hort



, Othello 247

des Volksvertrauens; in sternloser Nothstunde niederträchtiger Zauberei und Verführerlist angeklagt; nun, von der Majestät des Dogen, des Hohen Rathes mit dem Schwert der Republik gegürtet, im Arm sein blondes, von jedem Greises«blick ehrerbietig geleitetes Weib, reisig, auf dem gewohnsten Weg in Kampf und Sieg. Aus Orkan, der seines Schiffes Haut striemte und aufriß, stürmt er, im Wirbel des ungeduldigen Jünglings, aufs kyprische Land, preßt die Geliebte, die einmal, ein kurzes Stündchen nur, im Feldebett sich an ihn schmiegte, ungestüm, nie wieder sie zu lassen, an die Brust: und vergißt in übersinnlichem Rausch fast, der Besatzungstruppe und dem scheuen Volk den Untergang der Türkenflotte, das Ende des Krieges zu künden. Vom Hochzeitlager reißt ihn der Unfug des vom Fähnrich in Trunkenheit gelockten Florentiners. Sein Wort bändigt die Wüthenden und schwichtigt die Angst der Frau, die ihm nachgeeilt ist und, fröstelnd in schwüler Nacht, die schweren, von Weh und Lust müden Lider weit dem noch Unbegreiflichen öffnet. Wird aus verklingendem Tanz, aus verglimmendem Freudenfeuer, die, auf seinen Befehl, Sieg und Hochzeit feierten, Unheilsfluch und wollte die schrille Sturmglocke die im . Rausch des Brautbettes Lallenden, nicht auf der Citadelle den von Traubenblut Vergifteten, warnen? Unaufhaltsam wirkt das Gift fort. Eines Wüsthieres Sprung: und die Bronzefinger krallen sich in den Hals,, das braune Knie gräbt sich in die Brust des Giftschänken. Nein: des wahrhaftigsten Dieners, des scharf sichtigsten Arztes, dessen vorsorgliche Strenge in der Herzwunde Eiterbildung nicht duldet, jedem gelbgrünen Tröpfchen mit dem Messer einen Rinnpfad bahnt. Neben dem redlichen Fähnrich kniet der Feldherr, reckt die Hand in den kristallinen Aether und verpfändet sein Wort dem Rachegott. Neben Othello kniet Jago und schwört beim Glanz ewiger Sterne, mit Herz und Hirn, Fleisch und Blut fortan sich dem Sühnwerk des im Heiligsten. Geschändeten zu weihen. Desdemonas Entkleidung; der Wolkenzug durch ihr thränendes Auge; das Gesumm von dem verlassenen Mädchen, dem murmelnden Bach, dem Feigenbaum, der grünen Weide; das frommste Gebet ihres Lebens. Auf ihren Brautlinien liegt sie. Ueber ihr blondes Haupt beugt sich der finstere Gewitterkopf, der in Licht

Die Zukunft

geflimmer wie ausgegrabenes Kupfer funkelt. Die hellere, stählerne Handzange zerquetscht das Licht; drosselt in Dau»men den Athem, klafft auf, greift den Dolch, der den Tod des Lämmchen schleunigen soll; und beißt sich nun in den Korb des in Eis gehärteten Spanierschwertes, das den zucken» - den Rumpf des Kriegers auf das Brautlaken der gemordeten Unschuld wirft. Die toten, metallenen Augen sind naß. Auch das Ohr erlebt Wunder. Jede Gestalt hat, der Doge selbst und der korrekte junge Regirungpräsident Mon»tano, die Sprache ihrer Persönlichkeit. Kann ein Wacher, nicht Stocktauber zweifeln, daß Orient die Wiege, tropen»nahe Wildniß die Werkstatt, Barbareskenmeer der Tummel»platz Othellos war? „Treu bist Du? Ja: wie auf der Fleisch»bank eine Sommerfliege, die im Entstehn schon buhlt. O Un»kraut, so reizend lieblich und von Duft so süß, daß Du den Sinn betäubst, wärest Du nie gewachsen! Was Du ge»than hast? Den Himmel ekelts und der Mond verbirgt sich, der Buhler Wind, der küßt, was ihm begegnet, verkriecht sich in die Höhlungen der Erde, die Frage nicht zu hören: Was that ich? Schamlose Metze 1 Mein überwundenes Auge, zu schmelzen nie gewöhnt, vergießt nun Thränen in viel brei»terem Strom, als aus Arabiens Bäumen Balsam quillt." Die drei großen Gespräche mitjago, Versteckspiel ewig einsamer, drum nie ganz gezähmter Wüsteneinfalt mit ewig strebsamer, drum geselliger Beutegier, derenMähne gestrahlt, deren Finger»horn polirt ist, deren Zunge ranziges Oel speichelt, des Löwen mit dem Schakal; das Lauern, Beschnupfern, Betasten, die gräßlich beredten Pausen, Furioso, kein Laut jetzt aus der Brust, in aller Umluft keiner, dann, jäh, der gelbzackige Blitz, Donnersgedröhn, aus dem breit gespaltenen, bis in Schlundes»tiefe entzündeten Krater wälzt sich Feuer und schlackige Pest herauf: Das war zuvor nie (und sogleich danach ist nur Raskol'nikows Dickichtkampf gegen die zärtliche Waidmannswuth des Kriminalpathologen und der Himmel, die Hölle derKara»masows erträglich). Und das Drama, dessen Senkblei bis in die Wurzelfalten menschlicher Seelen taucht, ist über drei»hundert Jahre alt; wird in dreihundert nicht altern. (Was aus ihm auf unserer Bühne geworden ist, ob auch da Großes klein werden mußte, bleibt zu prüfen.)

®



Verse

249

Verklungene Verse

An das Vaterland

So lebe wohl mit allen Spöttern,

Du ehemals wert'es Vaterland.

Du trotzest bei so nahen Wettern.

Ich wünsche Dir nur auch Bestand.

Was hat Dir wohl mein Geist zu danken?

Verfolgung, Schande, Neid und Zanken

Und Freunde, die kein Flehn gewinnt.

Ja, müßt' ich heute bei den Drachen

Gefährliche Gesellschaft machen,

Sie wären gütiger gesinnt.

Gesetzt, ich hätte mich vergangen:

Wo läßt die Mutter so ein Kind,

Das endlich mit betränten Wangen

Die rechte Straße wiederfindt?

Es sei Dein Irrtum oder Tücke:

Gnug, daß Dein Zorn mein künftig Glücke

Durch solchen Grund zu Schanden macht.

Du schmähest mich nicht allein im Staube,

Du hast auch gar von meinem Raube

Den Frevlern Vorschub zugebracht.

Wohlan: so reize selbst die Waffen,

Die Wahrheit und Verdruß regirt.

Wer sind die meisten Deiner Pfaffen,

Von welchen all mein Unglück rührt?

Wer sind sie? Lästrer, faule Bäuche,

Tartüffen, Zänker, böse Schläuche

Und Schwätzer, so die Wahrheit fliehn,

Beruf und Gott im Beutel tragen,

Sich täglich um die Kappe schlagen

Und Weib und Pöbel an sich ziehn.

Du hegst Betrug und Aberglauben,

Den aller Weisen Freiheit haßt.

Der Rabe jauchzt, man würgt die Tauben,

Der Reiche spottet der Armen Last.

Was tun die unbeschnittnen Juden?

250

Die Zukunft

Sie brüsten sich in teuren Buden  
Und schielen höhnisch in die Quer,  
Als wenn, Gott geb \* ein Bursch ihr Diener.

Der Mauerpfeffer aber grüner  
Als unser Musenlorber wär.

Die Klügsten sitzen an dem Zolle,  
Verrechnen Leben und Vernunft:  
Was kost 't das Heu, was gilt die Wolle?  
So spricht man in Zusammenkunft.

Was sag ich von dem Frauenzimmer?  
Ihr Schönsein ist nur Farbenschimmer.

Sie heißen keusch, sie sind nur dumm,  
Und Die noch etwas Grütze führen,  
Die kehren stets vor fremden Türen  
Und nehmen Alles blind herum . . .

Ich fürcht, ich fürcht, es blitzt vom Westen  
Und Norden droht schon über Dich.

Du pflügst vielleicht nur fremden Gästen.  
Ich wünsch es nicht; gedenk an mich!

Du magst mich jagen und verdammen,  
Ich steh wie Bias bei den Flammen  
Und geh, wohin die Schickung ruft.

Hier fliegt Dein Staub von meinen Füßen,  
Ich mag von Dir nichts mehr genießen,  
Sogar nicht diesen Mund voll Luft.

Du Engel!

Die Länge der Person gehört der Majestät.

Die Augen reizen mich, sie tausendmal zu küssen,  
Und wenn sich Ros' und Schnee im vollen Busen bläht,  
Bekäm auch Sokrates ein schlüpfriges Gewissen.

Ja, wenn Dein Freundlichtun mit Druck undMäulchen spielt,  
So schwör ich, daß das Mark die sanfte Wirkung fühlt.

Was um Dich, an Dir ist, ja, was Du hast und tust,  
Das zaubert, zieht und zeugt Verwundrung und Ergötzen.

So oft Du Haus und Hof und Volk versorgen muß,  
Bekomm ich einen Trieb, die Wirtschaft hochzuschätzen.



Verse

251

Wohin auch nur Dein Fuß in Leid und Freude tritt,  
Da schleicht die Augenlust so wie der Wohlstand mit.  
Dein Polnisch, das mir sonst so rauh und widrig klingt,  
Beschämt durch Deinen Mund den Wohllaut welscher Zungen.  
Indem es seine Kunst so rein und lieblich zwingt,  
Als kein verliebtes Lied in Griechenland geklungen.  
Wie artig stimmt bei Dir nicht jede Tugend ein!  
Du hast Beredsamkeit und kannst verschwiegen sein.

Aria zu einer Abendmusik

Befördert, Ihr gelinden Saiten,  
Den sanften Schlummer süßer Ruh!  
Rhodante legt die müden Glieder,  
Der Arm wird schwach, das Haupt sinkt nieder  
Und schlägt die holden Augen zu.  
Ihr angenehmen Nachtbetrüger,  
Ihr süßen Träume, schleicht herein  
Und sucht, wie Bienen jungen Rosen,  
Der schönsten Seele liebzukosen  
Und nehmt so Herz als Lager ein!  
Ergötzt sie mit den schönsten Bildern,  
Die Scherz und Lieb erdichten kann,  
Entdeckt Ihr mein getreu Gemüte  
Und steckt das zärtliche Geblüte  
Mit stark- und frischem Zunder an!  
Der Himmel wacht mit tausend Augen,  
Doch nicht so gut als meine Treu.  
Die wacht und läßt sich nicht ermüden,  
Bis daß sich Leib und Geist geschieden,  
. Und trägt Dein liebstes Konterfei.  
Schlaf, Engel, schlaf voraus und liege  
Im Schöße der Zufriedenheit!  
Denn eine Nacht voll Scherz und Küssen  
Wird bald Dein Bett erweitern müssen;  
Und diese Nacht braucht Munterkeit.  
Johann Christian Günther.

252 Die Zukunft  
Sieg des Kapitalismus?

Im Frühsommer wurde das Stichwort „Erfassung der Sachwerte“ in die Steuerdebatte geworfen; und sofort gings, wie heutzutage mit Allem, was einem positiven Gedanken auch nur von fern ähnelt: von den Hagelstürmen politischer Gegenwinde wurde der Keim verweht. Natürlich verhiess auch dieser Vorschlag keine Lösung des unlösbaren Entschädigungsproblems; aber er bot die Möglichkeit, durch einen ehrlichen Erfüllungsversuch die Grenzen der Erfüllbarkeit beweiskräftig für Freund und Feind abzustecken. Papiersteuern allein genügen ja nicht zur Deckung des Bedarfs, den die Reparation dem Reich aufzwingt. Nur durch Beteiligung des Reiches an der privatwirtschaftlichen Substanz und durch deren Verpfändung an das Ausland kann ohne völlige Zerrüttung der Markwährung die für die nächsten Zahlungen notwendige Goldmarksumme aufgebracht werden. Die Sonderbesteuerung der Sachwerte war aber auch dadurch gerechtfertigt, daß deren Besitzer sich bisher jeder fühlbaren Besteuerung durch Abwälzung entzogen und sogar während der allgemeinen Vermögens- und Kaufkraftverschiebung der Inflationszeit das Minus der anderen Volksschichten zu ihrem Plus gemacht hatten. Herr Wirth, der im Reichsfinanzministerium zwar herrschte, aber nicht regierte, hätte den Widerstand der Industrie wohl zu brechen vermocht; aber er behandelte die Sache zunächst „diplomatisch“; und als die Valutapanik begonnen hatte und die Garantiekommission drängte, versuchte er, die Initiative, die ihm, dem Staatsmann und Gesetzgeber, gebührte, der Industrie, also jedem Objekt der Gesetzgebung, zuzuschieben. Der Reichsverband der deutschen Industrie bot, statt der „Erfassung der Sachwerte“, als Ersatz oder als Abschlagszahlung, eine freiwillige Kreditaktion an. Das hätte fürs Erste vielleicht genügt. Die Hauptsache war: schnelle Hilfe. Mancher Schicht der Industrie schien aber die Verschleppung der Sachwertsteuer wichtiger als die Kreditaktion. Die war von der münchener Industriellenversammlung im Grundsatz gebilligt worden. Plötzlich aber hieß es, eine neue Situation sei entstanden und deshalb die ganze Kreditfrage noch einmal zu erörtern. Worin war die Situation verändert? Der Spruch über Oberschlesien hatte über Erwarten hart gelautet; aber von Oberschlesien war in München weniger geredet worden als von dem die Exportausnutzung der Industrie angeblich bedrohenden Wiesbadener Sachleistung-Abkommen, als dessen Verteidiger Minister Rathenau in der münchener Versammlung Beifall gefunden hatte.



Sieg des Kapitalismus?

253'

Und dem inzwischen beschleunigten Valutasturz mußte doch wohl auch eine Beschleunigung der Kreditaktion folgen? Daß viele Industrielle diese Meinung vertraten, ehrt sie. Aber sie kamen gegen die „großen Kanonen“ vom Niederrhein nicht sofort auf. Deren Gebrumm und Geböller, Katastrophenpolitik und psychologische Schlaueit erwirkte einen Beschluß seltsamer Art. Man forderte Sicherheit und stellte Bedingungen; zuerst (so und nicht anders wars zu verstehen) solle das Reich seine Defizitwirtschaft abstellen: dann sei von der Industrie Hilfe zu hoffen. Eine Ursache der Defizitwirtschaft ist aber gerade die Weigerung der Industrie, dem Reich die zur Deckung seiner Ausgaben erforderlichen Steuern, die zur Rentabilisierung der staatlichen Verkehrsanstalten unentbehrlichen Tarifierhöhungen zu bewilligen. Während • die Industrieprodukte schon um das Zwanzig- bis Dreißigfache der Friedenssätze verteuert waren, mußten die Reichseisenbahnen sich mit höchstens um das Acht- bis Zehnfache gesteigerten Fracht- und Personentarifen begnügen.

Aus dem Nebel der Andeutungen trat allmählich ein weit-sichtiger Plan hervor. Die Industrie verlangte die Auslieferung der Reichseisenbahnen an das Privatkapital und erbot sich, dafür dem Reich die Sorge um den Teil des Reichsdefizits abzunehmen, der auf diese Verkehrsbetriebe entfällt. Dieses Defizit ist aber zum Teil nur ein „rechnungmäßiges“. Wenn das Reich die Tarife dem Geldwert von heute anpaßt, die Kosten der Neuanlagen von den laufenden Ausgaben trennt und auf Kapitalkonto verbucht, wenn es also die fiskalische Betriebsweise durch die kaufmännische ersetzt, braucht es zur Sanierung nicht die Hilfe der Industrie und erhält sich obendrein die unverschuldete Goldwertsubstanz, die ein privater, auf Erwerbsdrang und Eigensucht gestellter Riesentrust leicht zu willkürlicher Gewinnsteigerung ausnutzen könnte.

Die Sanierung der Eisenbahnen ist notwendig und im Rahmen der Verfassung ohne Aufteilung von Reichsbesitz durchführbar. Die Forderung, als Gegenleistung für einen durchaus nicht ungeheuren Goldkredit, der im Grunde nur eine Abschlagszahlung auf geschuldete Steuern der Sachwertbesitzer wäre, dem Privatkapital die Eisenbahnen auszuliefern, lehrt erkennen, welches Machtgefühl die Schwerindustrie auf ihrem erfolgreichen Ver-trustungsweg und jenseits von politischer Verantwortlichkeit in sich aufgezüchtet hat. Daraus würde Allmacht, wenn die Träger der Großproduktion die Hand auf die Reichsverkehrsbetriebe legen dürften. Die Exekutivgewalt des Staates würde Schemen, Verbraucher, Klein- und Mittelgewerbe verlören in solchem Trust-

## Die Zukunft

Staat mit doppelten Boden jede Einflußmöglichkeit und den Arbeitern bliebe nur die nicht immer scharfe Waffe des Strike. Vor drei Jahren erflachte das Großunternehmertum von den andringenden Arbeiterheeren Schonung und bot alle seine dialektischen Künste zu dem Beweis auf, daß und warum „noch nicht“ sozialisiert werden könne. Tempora mutantur. Schneller Zei+enwandel! Heute fühlt das Privatkapital sich stark genug zum Sturm auf die letzten Schanzen des ermatteten Staatssozialismus. Cheiron.

## Notizbuch

T-T in lausitzer Wende erbat die Veröffentlichung der folgenden 'Beschwerde, die mir, leider, fest begründet scheint.

„Die Wendenfrage ist eine innerpolitische Angelegenheit des Deutschen Reiches und gehört als solche vor die internationale Öffentlichkeit nur, wenn die wendische nationale Minderheit den Schutz der Bestimmungen des Versailler Friedens\* Vertrages und seines Zusatzantrages über nationale Minderheiten zu beanspruchen hat. Anders verhält es sich mit der Pflege der wendischen Sprache im Rahmen des Schulwesens. Leider ist durch die Kurzsichtigkeit der maßgebenden Instanzen diese Angelegenheit aus ihrer natürlichen Basis verschoben worden und bildet einen wunden Punkt in der Gesetzgebung des Reiches sowohl als auch der beiden in Frage kommenden Einzelsstaaten Sachsen und Preußen, so daß sie eine internationale Angelegenheit zu werden beginnt. Die vor einiger Zeit von Dresden aus durch die Presse verbreitete Nachricht, daß das sächsische Gesamtministerium den Herausgebern des neuen wendischen Lesebuches für Volksschulen zehntausend Mark gewidmet habe, und insbesondere der daran geknüpfte Schlußsatz, dadurch sei bewiesen, daß die Wenden nicht unterdrückt werden, giebt Anlaß zu falschen Schlüssen; und es sei einem geborenen Wenden, der die Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennt, gestattet, sine ira et studio auf einige Momente hinzuweisen, die die Sache einmal auch von der anderen Seite beleuchten. Ich glaube mich dazu um so mehr berechtigt, da ich als Sozialist weder auf der Seite der Extremisten, noch weniger aber bei den ‚sachsentreuen Wenden‘, einer reaktionären, antisemitisch\*feudalistischen Gruppe, stehe.

Zunächst gilt der Grundsatz, daß der Staat die moralische und staatsrechtliche Verpflichtung hat, allen seinen Mitbürgern eine umfassende Entwicklung ihrer Fähigkeiten und geistigen



Qualitäten zu ermöglichen. Dazu gehört nach dem Urtheil be\*  
deutender Staatsmänner und Pädagogen auch die Pflege der  
Muttersprache. Nun gilt aber gerade in Deutschland, leider  
auch heute noch, der amtliche Grundsatz, daß ein deutscher Staats\*  
angehöriger keine andere als die deutsche Sprache als Mutter\*  
sprache haben könne. Daß Dies ein Irrthum ist, bedarf wohl  
kaum der Widerlegung; gewisse deutschsnationalistische Kreise  
verwechseln den Begriff der Staatssprache mit dem anderen,  
für den einzelnen Staatsbürger oder eine Gruppe solcher eben  
so wichtigen Begriff der Muttersprache. Für den Wenden ist  
Das also die wendische Sprache, die schon als ein Kulturdenk\*  
mal gepflegt werden müßte, für deren Erhaltung aber auch  
noch andere wichtige Gründe sprechen, die nicht, wie oft be\*  
hauptet wird, auf politischem, sondern auf wirthschaftlichem  
Gebiet liegen. Die wendische Sprache ist schon als Medium  
zur Erlernung einer anderen slawischen Sprache von unschätz\*  
barem Werth. Dieser allgemein giltige und mir durch die eigene  
Erfahrung bestätigte Satz kann als Beweis hier genügen.  
Zur Erhaltung der wendischen Sprache (noch gar zu ihrer  
Pflege) hat der Staat bis jetzt nahezu nichts gethan. Es giebt heute  
weder eine wendische Volks« noch Mittelschule für eine aus etwa  
zweihunderttausend Seelen bestehende nationale Minderheit. Es  
ist wahr, daß der Staat die Wenden nicht unterdrückt, denn es  
kann ja schließlich auch nicht seine Aufgabe sein, einen Theil  
der Bürger, die diesen Staat bilden, zu unterdrücken. Aber er  
unterläßt ihre naturgemäße Entwicklung, indem er seine Pflichten  
in Bezug auf die Ausbildung der natürlichen Fähigkeiten ver\*  
nachlässigt. Man wird es schwerlich als ein besonderes Ver\*  
dienst dieses Staates bezeichnen können, wenn er für die Heraus\*  
gabe eines wendischen Lesebuches (des ersten) einige Tausend  
Mark aus Staatsmitteln anwendet, denn Das ist einfach seine  
Pflicht. Schon die Thatsache, daß die Initiative zur Herausgabe  
eines wendischen Volksschullesebuches von privater Seite aus\*  
ging, giebt Anlaß zum Nachdenken. Den wendischen Lehrern,  
die allen und nicht geringen Schwierigkeiten zum Trotz sich  
dieser Aufgabe unterzogen, weil sie die Nothwendigkeit er\*  
kannten, gebührt größerer Dank als dem sächsischen Ministe\*  
rium für seine zehntausend Mark. Viel wichtiger als all Dies  
ist die Thatsache, daß es keinen obligaten wendischen Schul\*  
Unterricht giebt. In Sachsen ist für die sogenannten wendisch\*  
deutschen Schulen erst in neuster Zeit dieser Unterricht mit  
drei Schulstunden wöchentlich, die in der Hauptsache auf Re\*  
ligion entfallen, eingeführt worden, jedoch mit dem der Will\*  
kür Thür und Thor öffnenden Zusatz: .sobald die Eltern wün\*  
sehen'. Der Unsinn dieses Zusatzes wird klar, wenn man sich  
vorstellt, wie viele Kinder wohl am Geschieht\* oder Geographie\*

Unterricht theilnehmen würden, wenn Das der Entscheidung der Eltern überlassen bliebe. In keinem Lehrerseminar Sachsens oder Preußens erhalten die für die wendischen Schulgebiete bestimmten und aus ihm stammenden Lehrer eine Ausbildung in ihrer Muttersprache. Deren Gebrauch wird, derb oder leise, gestraft. Die Zeit scheint zwar vorüber, in der sich ein Provinzialrath erlauben konnte, den Lehrern zu befehlen, gegen den Gebrauch der wendischen Sprache mit den härtesten Prügelstrafen vorzugehen. Bezeichnend für die inneren Verhältnisse der Deutschen Republik ist aber, daß der Erlaß des preußischen Kultusministers über die wendischen Schulen von den Ausführungorganen in sein Gegentheil verkehrt wird. Junge Lehrer, die Ostern das Seminar verließen und die wendische Sprache beherrschen, werden von der Behörde nicht angestellt, obwohl die Gemeinden sie gewählt haben. Aeltere wendische Lehrer, die auf eigenen und der Gemeinde Wunsch gern noch in ihrer Schule weiterwirken wollen, werden pensionirt und durch einen ehemaligen Kriegslieutenant\*Lehrer ersetzt. Den Wenden bleibt, wollen sie ihre kulturelle Lage verbessern, wirklich nichts übrig als der Versuch, anderswo Hilfe zu finden. Wer Das nicht einzusehen vermag, ist mit Blindheit geschlagen."

Warum sollen die Bleibsel der Wendennation nicht ihre Sprache wahren, nicht die Sonderheit ihres Kulturerbes pflegen? Deutschlands Regierer, Parlamente, Preßdespoten haben der ihnen oft gestellten Frage niemals geantwortet. In Brüssel soll, noch in diesem Jahr, ein internationaler Kongreß das wichtige Problem staatlicher Minderheitenbehandlung erörtern und, wenns möglich wird, durch rasch in Rechtskraft reifende Beschlüsse lösen. In Polen, der Czechoslowakai, Italien, Rumänien, Dänemark, Lett\* und Esthland hausen deutsche Minoritäten; morgen wohl auch in Litauen. Deutsche fordern, mit Recht, daß diesen nicht vom Staatshaus der Heimath überdachten Stammesgenossen überall erlaubt sei, als Deutsche zu leben und ihre Kinder in deutsche Sitte zu erziehen. Mit reinem Gewissen, also wirksam, ist die Forderung nur zu begründen, wenn Deutschland erweisen kann, daß es selbst den auf seiner Erde wohnenden Minderheitnationen kein wesentliches Recht weigert. Bedenkets wohl; die Anderen werdens nicht vergessen. Vernunft räth, dem Wendenstämmchen Luft und Licht zu gönnen und den Czechen zu zeigen, wie sich „bei uns" slawisches Blut regen dürfe. Getrost, Urteutonen: fand in dieser Deutschen Republik, „der freisten der Welt", Rath der Vernunft denn jemals Gehör?



Ein Beispiel; aus einem Haufen eins. Seit Jahren rief ich hier zu dem Verlangen nach öffentlicher Rechenschaft für all die Sammelei auf, deren Gedräng und Gebimmel uns seit 1914 so oft lästig wurde. Forderte den Nachweis, durch beglaubigte Ziffern, was aus den erbettelten Millionen geworden, wie viel davon für das Auf und Ab, den Troß und Praß der hoch und höchst gerühmten „Organisationen“ verkrümelt und verplempert worden sei. Auf Gipfeln, in Wipfeln blieb still. Wie nothwendig der Aufruf in Wachsamkeit war, lehrte in unserem grünen November die Hauptverhandlung, in der ein berliner Schöffengericht über die Privatklage eines Beleidigten urtheilen sollte. „Das Gericht beschloß, in die Beweisaufnahme einzutreten, und vernahm den Referenten für Wohlfahrtspflege im Reichsarbeitsministerium, Ministerialrath Dr. Karstedt. Zuerst gab der Zeuge einen historischen Ueberblick über die von den verschiedenen amtlichen Stellen seit Beginn des Krieges erlassenen Verordnungen zur Bekämpfung des sogenannten Wohlthätigkeitsschwindels. Alle diese Maßnahmen sollen demnächst in einem Reichsgesetz zusammengefaßt werden. Der Zeuge erklärt dann, daß in den letzten Jahren von Organisationen, die zu wohlthätigen Zwecken (Oberschlesien, Verwundetenfürsorge, Auslands«Deutschthum usw.) gesammelt haben, über hundert Millionen zusammengebracht wurden, die zum allergrößten Theil nicht den Zwecken, zu denen sie gegeben wurden, zugeführt worden sind, sondern in der Form von Provisionen, Gehältern, Spesen usw. Angestellten und Veranstaltern der einsammelnden Organisationen zu Gute kamen. Auf Aufforderung der Parteien erklärte der Zeuge sich bereit, das Material, das ihm von preußischen Ministerial- und Polizeibehörden zugegangen sei, dem Gerichte zur Verfügung zu stellen, damit es das Geschäftsgebaren solcher Wohlfahrtunternehmungen gründlich nachprüfen könne.“ So Stands in der Zeitung. Warum das Ministerium und der Ministerialrath nicht, statt den Zufall unvorsichtiger Klage abzuwarten, die Geprellten früh warnten? Nur Helios vermags zu sagen, der alles Irdische bescheint. Nun aber, zu spät, weiß Jeder: „Ueber hundert zusammengebettelte Millionen sind zum allergrößten Theil nicht den Zwecken, denen sie zuge gedacht waren, zugeführt worden.“ Allzu spät. Kein Fluch auf die Cirkularschnorrer, Tellerknaben, Büchsenjungfern bringt Deutschlands Armen die hundert Millionen zurück. Noch aber hört unser Ohr nirgends Geschnaub der Leitartikel. Und doch ist der „tadellos orjanisirte“ (und nur dem Harmlosesten erst jetzt entschwieberte) Schwindel millionenmal schlimmer als der thöricht

rohe Unfug Hungernder, Frierender, Zerlumpter, die Auslage\* fenster einschlagen und aus Waarenspeichern „mit stürmender Hand“, wie die Große Zeit des Seelenstahlbades sie lehrte, das der Lebensnothdurft Unentbehrliche, vom „Feindbund“ der Besitzer ihnen Versagte erobern; vastehste: erobern.

"Ein anderer Bericht über Gerichtsverhandlung:

„Eine Anklage wegen Körperverletzung im Amt und mittels gefährlicher Werkzeuge, Mißbrauches der Amtsgewalt und Nö\*thigung im Amt beschäftigte die Vierte Strafkammer des Land\*gerichts III. Die Anklage richtete sich gegen den Polizeiwacht«meister Schutte, den Oberwachtmeister Martin, den Hauptwacht\*meister Meyer und die Unterwachtmeister Grunwald, Zimmer, Hahn, Adrian und Kienert, sämmtlich von der .Hundertschaft zur besonderen Verwendung'. Nach dem Wortlaut der Anklage ist der zwanzigjährige Registraturgehilfe Dickfach aus Charlotten\*bürg in Begleitung seiner Freunde Wenzel und Glaubke im Februar eines Abends an der Ecke der Lohmeyerstraße und Kaiser\*Friedrich\*Straße in Charlottenburg in Wortwechsel mit einem Manne gerathen, der eine weinende Frau schlug. Der Mann, der jetzt angeklagte Schutte, kam auf sie zu und forderte Dickfach auf, zur Wache zu kommen. Dort erklärte der An\*geklagte Meyer, Alles solle verschwinden, was auf der Wache nichts zu thun habe. Die Zeugen Wenzel und Glaubke mußten deshalb die Wache verlassen. Dickfach wurde in ein anderes Zimmer geführt, in dem Grunwald saß. Als Dickfach den Sachverhalt schilderte, rief der Angeklagte Meyer: ‚Du lügst, Du Lump, Du Verbrecher!' Bei diesen Worten kamen plötz\*lieh mehrere Polizeibeamte, darunter die jetzigen Mitangeklagten, in das Zimmer, rissen dem Dickfach den Mantel und den Rock ab, so daß er in Hemdsärmeln dastand, zogen ihn über den Tisch und schlugen mit Gummiknüppeln und anderen Gegen\*ständen auf ihn los, bis er das Bewußtsein verlor. Als er wieder zu sich kam, merkte er, daß er mit Wasser begossen war. Er wurde gefragt, ob er die Wahrheit sagen und ein Protokoll unterschreiben wolle. Als er erklärte, daß er nur unterschreiben werde, was wahr sei, wurde er zum zweiten Mal über den Tisch gezogen und geschlagen, so daß er wiederum das Bewußtsein verlor. Nachher unterschrieb er aus Furcht vor weiteren Miß\*handlungen das Protokoll, ohne daß er es lesen durfte oder es ihm vorgelesen worden war. Er erstattete am nächsten Tag, nach seiner Entlassung aus der Wache, Anzeige. Nach langer Berathung kam das Gericht zu dem Urtheil, zwei Vorfälle seien zu unterscheiden: die auf der Straße und die in der Kaserne. Die Beweisaufnahme habe ergeben, daß in der Kaserne geradezu unerhörte Dinge vorgekommen sind: Dickfach ist länger auf)



der Wache festgehalten, als nothwendig war, und in unerhörter Weise mißhandelt und beleidigt worden. Martin ist wegen Beleidigung zu 100 M. Geldstrafe verurtheilt worden, Meyer, der durch sein Verhalten die Schutzpolizei in erheblichem Maße gefährdet und sich einer überaus rohen Handlungsweise schuldig gemacht habe, zu 1 Jahr 3 Monaten Gefängniß und Unfähigkeit zur Bekleidung eines öffentlichen Amtes auf die Dauer von 3 Jahren, Grunwald zu 3 Monaten Gefängniß. Die übrigen Angeklagten wurden freigesprochen."

Die glorreiche Republik Friderici Ebert hat uns an ähnliche Prozesse, Berichte gewöhnt. Daß in einem Staat, der Hunderte, zu Sühnung kommunistelnden Radauschwatzes, in Zuchthäuser sperrt, gegen solcher Schandthaten schuldige Wichte nicht die Höchststrafe verkündet, daß ihnen von bourgeoisen Polizei\* frommheit so, zum Lachen oder Heulen, milde Poen auferlegt wird, ist ein Skandal. Aergerer, daß die Macher Oeffentlicher Meinung zu Abwehr dieser Dauerschmach kein Fingerchen heben und daß in den Mastbuden für „gelernte Volksvertreter“ nie ernstlich von all dem Gräuel die Rede ist. In keinem Weststaat könnte eine Regierung, deren Schutzorgane in solche Bestialität entartet sind, sich auch nur einen Tag noch halten. Noch einmal: der Fall Dickfach ist durchaus nicht vereinzelt. Jeder deutsche Republikaner kann alltäglich, allnächtlich unter irgendwelchem Vorwand auf eine Polizeiwache geschleppt und dort verprügelt, getreten, angerülpst, in wissentlich falsche Aussage gemartert werden. Die Vorstellung peitscht keinen Athem in Sturm. „Man muß sich eben in Acht nehmen, Kinder!“ Hier aber, Patrioten, ist Grund, nationale Ehre zu wahren, Schande zu meiden. Der Fremde, der von so infamem, niemals zulänglich gesühntem Mißbrauch der Amtsgewalt hört, muß in den Glauben straucheln, in den üppigen Herbst eines von allen Zaubern der Technik bedienten Barbarenreiches verschlagen zu sein.

\*

Euch dufte eins seiner Leckerfrüchtchen vom Stamm. „Im Rahmen des Reit- und Fahrturniers, Sportpalast, Potsdamer Straße, fand heute eine interessante Modenschau Statt. Alle, die sich für sportliche Moden interessieren, kamen bei dieser Schau auf ihre Rechnung. Es gab eine Fülle neuer Dinge zu sehen, die das Entzücken der Zuschauer erweckten, die aus allen deutschen Gauen zu diesem Sportfest herbeigeeilt waren. In die Manege war ein 75 Meter langer, 3 Meter breiter Steg gebaut, von einer geschmackvollen Blumenguirlande eingefast. Die Vorführung der Kostüme hatten in lebenswürdiger Weise bekannte Bühnen- und Filmschauspielerinnen übernommen. Zuerst trat

aus dem Blumenhain die charmante Lilly Flohr, in einen kostbaren Pelz des Hauses Karl Salbach gehüllt, und sprach mit graziöser Schelmerei einen launigen Prolog von Kaspar Hauser. Unter der Fülle der geschmackvoll hochstehenden Darbietungen fielen die hervorragenden Lederentwürfe und Reitkleider des Hauses Gerard Bresser auf. Außerordentliche gediegene Schöpfungen für Damen und Herren hatte C. Benedikt zum Start geschickt- Die Modelle von A. C Steinhardt machten durch ihre aparte Buntheit und Originalität der Firma alle Ehre. Besonders bemerkte man die gut gearbeiteten Gegenstände der jungen Firma W. Clementz. Allgemeines Entzücken erweckten die ungemein geschmackvollen, in jeder Beziehung sensationellen Pelze von Karl Salbach, denen sich die schönen Pelzmäntel von Johanna Marbach würdig an die Seite stellen konnten. Was Friedrichmann & Weber zur Schau brachte, wies neue Wege der Sportkleidung. Farbenbunt und lustig waren die gestrickten Jacken, Kleider, Hüte und Mäntel. Ein neues Gebiet der winterlichen Sportkleidung, das gestrickte Kleid, machte in diesem Umfang seinen ersten Schritt in die Öffentlichkeit und wurde seinem Werth gebührend begrüßt. Baron Drecol zeigte kapriziöse Sportkleider und Pelze, auf der hohen Kulturstufe stehend, die Alles kennzeichnet, was unter der Direktion dieses Meisters geschaffen wird. Die junge Firma Marie Latz brachte höchst amüsante, kunstvoll ausgearbeitete Wintersportkleider und tadellose Reitdresses sowie ausgezeichnete Lederjacken. Paula Schwarz war mit tadellosen sportlichen Pelzjacken und eben so kleidsamen wie aparten Sporthüten vertreten. Bemerkenswerth waren auch die Pelzsportjacken der Firma Fritz Schmidt. Hedy Sven, in einer wundervollen Goldtoilette, unterbrach die Vorführungen durch einen amüsanten Vortrag, in dem sie Goldeswerth mit sportlichen Energien verglich. Die Vorführungen werden Freitag und Sonnabend in der Zeit des Nachmittagsthees wiederholt."

Diese Prunkfeste, drei von hundert, die jede Woche bringt, wurden öffentlich gefeiert und beschrieben, während die Commission des Reparations in Berlin die Behauptung nachprüfte, Deutschland könne, ohne seinen Lebensrest zu vernichten, nicht die nächste Schuldenrate abzahlen. Ist von einem Ehrlichen, der diese Fassade Deutschlands sah und roch, mit Fug zu verlangen, daß er der Angabe glaube, nicht die gewohnte Ausflucht fauler Schuldner drin wittere? Ja? Dann, Wackerer, er glühe in Scham vor dem Gedanken, die fälligen tausend Mark mit unerbittlicher Härte von dem Mann einzufordern, der vor Deinem Auge gestern die in Seal gehülste Gattin aus seinem neuen MercedessWagen hob und, in evening dress, neben der Knisternden, Funkelnden an Heinroths Trüffelprippe schritt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin. — Druck von Paß G. Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Soeben gelangt zur Ausgabe:  
GEORGE GROSZ  
Das Gesicht der herrschenden Klasse  
57 Zeichnungen. III. erweiterte und im Format  
vergrößerte Auflage. 13.—25. Tausend  
Ignaz Wrobel in der »Weltbühne« vom 18. 8. 1921  
„55 politische Zeichnungen sind von George Grosz  
unter dem Titel »Das Gesicht der herrschenden Klasse«  
im MaliksVerlag erschienen. Neben der Mappe »Gott  
mit uns« das meisterlichste Bildwerk der Nachkriegszeit"  
Preis broschiert 6.— M. In Halbleinen 18.— M.  
50 numerierte und vom Zeichner signierte Exemplare auf  
Japan und in Halbpergament u. Seide, à Expl. 150.— M.  
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen  
Am 5. Dezember gelangt zur Ausgabe:  
GEORGE GROSZ  
Im Schatten  
Mappe mit 9 Lithographien Format 40/50  
Einmalige Ausgabe in 100 Expl. Jedes Blatt vom  
Zeichner signiert  
Ausgabe A: Nr. 1—5 in Ganzseide, auf schwerem  
echten Japan ..... 2000.— M.  
Ausgabe B: Nr. 6 —20 in Halbleder, auf schwerstem,  
echt handgeschöpftem Bütten 1500.— M.  
Ausgabe C: Nr. 21—50 ebenso, in Halbseide  
1200.— M.  
Ausgabe D: Nr. 51 —100 auf leichterem, echt handge»  
schöpft Bütten, in Halbleinen 900.— M.  
Subskriptionen mit 20% Preisermäßigung werden  
bis zum 5. Dezember 1921 entgegengenommen  
DER MALIKSVERLAG  
Berlin\* Halensee

DRESDNER BANK  
Außerordentliche Generalversammlung.  
Oemäß § 25 der Statuten werden die Aktionäre zu einer außer\*  
ordentlichen Generalversammlung, welche  
Sonnabend, den 10. Dezember 1921,  
vormittags 9>/2 Uhr,  
im Bankgebäude: Dresden, König-Johann-Str. 3,stattfinden wird, eingeladen.  
1. Statutenänderung: Tagesordnung:  
§ 7 Absatz 1 soll den Zusatz erhalten: »Die Gewinnberechtigung  
neuer Aktien kann auch abweichend von den Bestimmungen des  
§ 214 Abs. 2 des Handelsgesetzbuchs festgesetzt werden," Im  
§ 19 Abs. 2 werden die Worte: «nach vorhergegangener drei-  
monatlicher Kündigung\* durch das Wort .jederzeit" ersetzt.  
2. Beschlußfassung über die Erhöhung des Aktienkapitals um 200000 000  
Mark unter Ausschluß des gesetzlichen Bezugsrechts der Aktionäre  
und. Festsetzung der Bedingungen für die Ausgabe und Begebung  
der neuen Aktien.  
3. Statutenänderung:  
§§ 5 und 6 sollen entsprechend dem Kapitalerhöhungsbeschluß  
gefaßt werden.  
4. Wahlen zum Aufsichtsrat.  
Zur Ausübung des Stimmrechts in der Generalversammlung sind  
nach § 27 der Statuten diejenigen Aktionäre berechtigt, welche ihre  
Aktien oder eine Bescheinigung über bei einem deutschen Notar bis  
nach Abhaltung der Generalversammlung hinterlegte Aktien spätestens  
am 5.Tage vor dem Tage der Generalversammlung, den Tag der General-  
versammlung nicht mitgerechnet, bei einer der nachverzeichneten Stellen:  
bei der Dresdner Bank in Dresden und Berlin sowie ihren  
übrigen Niederlassungen,  
bei der Allgemeinen Deutschen Credit «Anstalt in Leipzig»  
bei der Württembergischen Vereinsbank in Stuttgart«  
bei der Deutschen Vereinsbank |  
bei dem Bankhause L. & E. Wert- \ in Frankfurt a. M.  
heimber j  
bei dem Bankhause F. A. Neubauer in Magdeburg,  
bei dem Bankhause A. Levy 1 • „«.  
bei dem Bankhause Siegfried Simon J m KOI ^ ,  
bei der Dürener Bank in Düren,  
bei dem Bankhause Simon Hirschland in Essen,  
bei der Eschweiler Bank in Eschweiler,  
bei der Oldenburgischen Landesbank in Oldenburg,  
gegen eine Empfangsbescheinigung hinterlegen und bis nach der General-  
versammlung daselbst belassen.  
Stimmberechtigt sind auch diejenigen Aktionäre, die eine Be-  
scheinigung der Bank des Berliner Kassenvereins vorlegen, wonach  
ihre Aktien spätestens am 5. Tage vor dem Tage der Generalversammlung,  
den Tag der letzteren nicht .mitgerechnet, bei der Bank des Berliner  
Kassen-Vereins bis nach Abhaltung der Generalversammlung hinterlegt sind.  
Dresden, den 12. November 1921.  
Direktion der Dresdner Bank  
Nathan. Jüdel.  
Wichtigste Börseninformationen  
bringt  
„Die Börse am Montag"  
Preis 1.— Mark überall erhältlich  
uerlag „Die Börse am Rio mag", Berlin 108, Leipziger Straße 39



JQuellöalz,

Keine .Postkarlen, souaeru nur Künst-  
lerische Aktphotographie. Man  
verlange Frobesendung. Postfach 2.  
Hamburg: 31.  
zum Qurgp/n bei Katarrhen.  
Bad Kissingen. Hotel Büdel  
gegenüber dem Kurbausbade, 2Minuten  
von den Quellen. Bekannt gutes Haus.  
Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung  
durch den Besitzer A. Büdel.

LOUIS MICHELS

Bankqeschäff / Berlin W56, Französischestr.29

Spezialzweige des Effektengeschäft

llundel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien

„Sarotti" Aktiengesellschaft.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns

erhältlichen Prospektes sind

nom. M. 12 000 000.— neue Aktien

der

„Sarotti" Aktiengesellschaft

zu Berlin

12 000 Stück zu je M. 1000.- Nr. 6001-18 000

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im November 1921.

Georg Fromberg & Co. Berliner Handels-Gesellschafl. von Goldschntldl-Rolhschild & Co. \_\_\_\_

Wiener Restaurant ÜSSSSJl

Zentrum 4086 RRZIWANER

Pilsner Urquell =

Weltberühmte Küche

Das große Bilderbuch des Films

200 Seiten .Illustrationen / Preis M. 10.—

ist das in Kupfertiefdruck hergestellte, an

Inhalt und Ausstattung reiche Prachtwerk

für jeden Filmfreund. Zu beziehen vom

VERLAG F1LM-KURIER BERLIN WS

Bonns Kronenhotel

Haus 1. Ranges, 110 Betten

Winter und Sommer zu Kurzwecken geöffnet

Ilse.  
Bergbau-Actiengesellschaft.  
Die ordentliche Hauptversammlung der Aktionäre unserer Gesellschaft vom 13. Oktober 1921 hat die Erhöhung des Grundkapitals um M. 60 000 000 auf den Inhaber lautende Stammaktien zum Ausgabepreis von 100%, sowie um M. 26000000 auf den Namen lautende Vorzugsaktien zum Ausgabepreis von 100% beschlossen. Die Stammaktien sind eingeteilt in 50 000 Stück zu M. 1000, die Vorzugsaktien in 50 000 Stück zu M. 600. Beide Aktienarten sind vom 1. Januar 1922 ab voll dividendenberechtigt. Sämtliche Aktien sind von der Mitteldeutschen Creditbank in Berlin gezeichnet worden, mit der Verpflichtung, M. 60000000 Stammaktien und M. 12600000 Vorzugsaktien den bisherigen Aktionären zu den Bedingungen der Uebernahme anzubieten. Nachdem der Erhebungsbeschluß sowie die durchgeführte Kapitalerhöhung in das Handelsregister eingetragen sind, fordern wir unsere Herren Aktionäre auf, das Bezugsrecht auf die Stammaktien zum Kurse von 100% und auf die Vorzugsaktien zum Kurse von 100 % bei Vermeidung des Verlustes dieses Rechts in der Zeit vom 19. November bis 10. Dezember d. J. einschließlich werktäglich in den üblichen Geschäftsstunden unter den nachstehenden Bedingungen bei folgenden Stellen auszuüben:  
in Berlin bei der Mitteldeutschen Creditbank und  
. „ Direktion der Disconto-Gesellschaft,  
in Frankfurt a. M. , „ Mitteldeutschen Creditbank und  
„ „ Firma Gebrüder Sulzbach,  
in Hamburg „ „ Mitteldeutschen Creditbank Filiale Hamburg und  
„ „ Vereinsbank in Hamburg,  
in Köln . „ Mitteldeutschen Creditbank Filiale Köln und  
A. Schaaffhausen'scher Bankverein A.-G.  
A. Stammaktien.  
1. Auf eine alte Stammaktie von M. 1000 Nennwert enthält eine neue Stammaktie von M. 1000 Nennwert.  
2. Behufs Ausübung des Bezugsrechts sind die alten Stammaktien ohne Dividendenscheinbogen mit zwei gleichlautend arithmetisch geordneten Nummernverzeichnissen zur Abstempelung einzureichen. Die Formulare sind bei den obigen Bezugsstellen erhältlich.  
3. Die Einzahlung auf die neuen Aktien ist mit 25% für jede Stammaktie ohne Zinsen zuzüglich Stempel bei Ausübung des Bezuges, mit weiteren 25% am 15. Januar 1922 und mit den restlichen 50% am 30. April 1922 bei der gleichen Stelle, bei der die erste Einzahlung erfolgt ist, zu leisten.  
4. Ueber die geleisteten Einzahlungen werden Quittungen erteilt, gegen deren Rückgabe die Aushändigung der Aktienurkunde erfolgt. Die Bezugsstellen sind berechtigt, aber nicht verpflichtet, die Legitimation des Vorzeigers der Kassenquittung zu prüfen.  
5. Die Notierung der neuen Stammaktien an der Berliner Börse wird nach Vollzahlung beantragt worden.  
B. Vorzugsaktien.  
Die Bedingungen zum Bezüge der neuen Vorzugsaktien sind folgende:  
1. Auf zwei alte Vorzugsaktien über je M. 500 Nennwert entfällt eine neue Vorzugsaktie über M. 500 Nennwert.  
2. Behufs Ausübung des Bezugsrechts, das nur den im Aktientuch unserer Gesellschaft eingetragenen alten Vorzugsaktionären zusteht, sind die alten Vorzugsaktien ohne Dividendenscheinbogen mit zwei gleichlautenden arithmetisch geordneten Nummernverzeichnissen unter Angabe der Namen der alten Vorzugsaktionäre zur Abstempelung einzureichen. Die Formulare sind bei den obigen Bezugsstellen erhältlich.  
3. Die Einzahlung auf die neuen Aktien ist mit 25% für jede Vorzugsaktie ohne Zinsen zuzüglich Stempel bei Ausübung des Bezuges, mit weiteren 25% am 15. Januar 1922 und mit den restlichen 50% am 30. April 1922 bei der gleichen Stelle, bei der die erste Einzahlung erfolgt ist, zu leisten.  
4. Ueber die geleisteten Einzahlungen werden Quittungen erteilt, gegen deren Rückgabe die Aktienurkunde ausgehändigt wird.  
Grube Ilse N.-I., den 24. Oktober 1921.  
Ilse, Bergbau-Actiengesellschaft,  
Der Vorstand.



DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrg. 3. Dezember 1921 Nr. 10

Theater

Othello auf der Buhne\*)

VVToher käme dem Sohn afrikanischen Küstengebirges der  
\* \* Drang, in den Empfindenspuls der Frau, in die von  
seiner Gluth erschlossene Knospe ihrer Seele sich einzufüh«  
, len? Othello weiß nicht, was in ihr, noch, wer um sie ist. Der  
Unbehauste ohne Rast und Ruh ließ sich aus sorglos freiem  
Stand in Bürgerlichkeit herab: und fügt sich,dennoch, nicht in  
Bürgerordnung. Desdemona hat alle Blinkfeuer ereerbter Sitte  
gelöscht, die Pallasschleier der Weibeshoheit abgestreift und  
wollte des Einen Ding nur, von dem Einzigen neugeschaffen  
sein. Hier sind die tiefsten Funke, liegen die Wurzelknollen  
des Dramas. Daß Jago sie nicht mit dem Spaten des Ver»  
Standes aufgräbt, sondern („mit der Nase des Hirnes": könnte  
Shakespeare geschrieben haben) wittert, wie der Löwenjäger  
das Nahen des königlichen Thieres, dessen Ruch an einer  
Luftsträhne hängt: Dieses erweist ihn alsein Genie des Bösen.  
Auch die Führung seiner Intrigue lobt den Meister. Zuerst  
dünnes Verdachtsgespinnst; danach dick geknoteter Wortbe«  
weis. Cassio habe vor seinem Ohr mit der Bettgunst der  
Frau geprahlt und von „Liegen" geflüstert. „Bei ihr?" „Bei Ihr,  
auf ihr, wie Ihrs, Herr, wollt." Othello stammelt. Dieses Spiel  
sehen, gar das Thier mit den zwei Rück en betasten? Sein herak.  
lischer Bau bräche unter der Last widernden Grauses. Aber  
auch die anderen Sinne bäumen sich schon gegen die Vor>  
Stellung. „Nase, Ohren, Lippen ... pfui!" Der Feldherr liegt  
\*) S. „Zukunft" vom sechsundzwanzigsten November 1921.

262  
Die Zukunft  
in Ohnmacht. Und ist, nach dem Erwachen, nun erst reif  
für die Voll Wirkung des Indizienbeweises: sein erstes Braut-  
geschenk, das ihm geheimnisvoll heilige, ist in Cassios Zim\*  
mer gefunden, ist von dem Stabschef seinem Mäuschen ge»  
schenkt werden. Das Gelübde des großen Doppelschwures  
(bei dem kristallinen Aether, bei den ewigen Sternen) muß  
sich erfüllen. Meisterlich. Doch genialisch nur die geschwinde  
Erkenntniß der zwei Menschen und des Sitzes ihrer reizbaren  
Schwachheit. Aus den Wurzelknollen steigt der Saft, aus dem  
die (in Deutschlands Sprache, leider, verweibte) Sonne Blüthe  
und Frucht zeugt. Von den tiefsten Punkten aus muß jedem  
Drama der Grundriß des Bühnenaufbaues ersonnen, muß  
auch die Innenarchitektur bestimmt werden.  
Daß der Spielleiter dieser Pflicht fehlt, tritt nicht ins  
Bewußtsein des Lauschers, den eines Hauptspielers Urgewalt  
berauscht. Auf ein jämmerlich kahles Brettergerüst stürmte,  
aus zitzenhaft bibbernder Leinwand, die Weißbierberlinern  
Cyperns Küste vorlügen wollte, Ernesto Rossi, sprudelte den  
Taumel seines Glückes über das armseligste Statistenhäuf»  
lein hin, preßte, nur für eines Herzschlages Dauer, die auf  
langer Kriegsfahrt, in Orkanen Ersehnte an sich, fühlte die  
ganz leise Abwehr der vor Fremdaugen Scheuen, schlangseinen  
Mantel um ihre Schultern, ihre aufglühenden Wangen und  
hauchte, das durchsonnte Blau des Mittelmeeres im Blick:  
„Andiamol" Noch, fühlte vor der Rampe der Töpel selbst,  
ist Diese ihm Braut; der letzte Schleier noch nicht gesunken.  
Noch haftet in jedem Ohr der Schrei, der, da Brabantios  
grimmige Selbstsucht die Tochter dem Eidam verdächtigt  
hat, aus jähem Schreck in kindhaft frommen Glauben über»  
schlug: „Mein Kopf an ihre Treue!" Wie ein königlich ver\*  
endender Leu, so stöhnt, unter des Verleumders klug bohren»  
dem Wort, der Stolze, der in hundert Schlachten der unbewegt  
ragende Thurm war und gestern noch rief, das Milchzähnchen  
eines Zweifels werde die Liebe aus seiner Brust reißen, erste  
Argwobnsregung schon dem verwilderten Edelfalken den Fuß»  
riemen lösen, wäre er noch so fest in die Fasern des Herzens  
verknötet. Ein altbiblischer Richter tritt anDesdemonensBett  
(das prächtigste aus dem nahen Trödellden), der Heim»



schmach, wie im .Feld stets der Ehre, gewiß und zu Sühne entschlossen, bereit. Wem verleidete die Jämmerlichkeit des Schmierenapparates das Schauspiel? Vor dem Auge unserer Seele loht und verprasselt Othellos Tragoedie. Jagos, wenn der hagere Edwin Booth, ins Dunkel (einer für Schwänkchen gezimmerten, mit wackelig angebohrten „Versatzstücken“ und „Salonmobiliar“ unter wippenden Soffiten bestellten Bühne) gekauert, aus der eingesunkenen Brust, dem tiefrissigen Hals das Kleid bösen Trachtens hervorspinnt, das schleimig wach« sende Natterngesträhn mit der Lippe, ehe sie es herausläßt, zu kosen scheint, dann die mächtigen Augen eines aller Satans» brut verveterten Nachtsohnes aufschlägt, die schon eingeurnt waren, doch mit ihrem Aetzfeuer den Sarkophag einäscherten; wenn er straff nun, jeder Zoll treuer Soldat und wachsamer Standartenhüter, vor dem General steht, bis in Selbstaus» tilgung ihm und der Dienstpflicht verlobt, hinter Schwielen und Stacheln das Gemüth des wackersten Lehnsmannes. „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze“: das oft bespöttelte Wort spricht bittere Wahrheit. Ein paar Jahre gingen, seit durch den Hof kitsch am berliner Gendarmenmarkt der mythen» haft gewaltige Othello Matkowskys schritt und raste, loderte und ermattende Funken stiebte: Krieger und Kind, Elementar» kraft und Märtyrer. „Fahr' wohl, wallender Helmbusch, stolzer Krieg, der Ehrgeiz macht zu Tugend, fahr'wohl mein wiehernd Roß, schmetternde Hörner, Muth schwellende Trommel, fröh» lieh schrille Pfeifen, Du, königlich Panier, und aller Glanz, Pomp, Brauch, Rüststoff ruhmreicher Kämpfe, Du, Mordge\* schütz, aus dessen rauhem Schlünde des ewigen Himmels Donner dröhnt, fahret wohl! Othellos Tagwerk ist gethan.“ Auge, Antlitz, Haltung, Stimme, Wesenswucht, Duft aus Morgenland, spielfrohe Zärtlichkeit und zügellos tobender Zorn, fürstliche Menschenvernunft von heißer Dünung des Blutes überschäumt: wird Solches je wieder ? Kein heute Leben» der sah eine gewaltigere Schöpfung deutscher Schauspielkunst. In keiner der Zeitungen, die ich, leider, durchblättern muß, hatte ein „Kritiker“ sie auch nur erwähnt; und in jeder war sie von jedem einst doch mit den abgegriffenen, fettigen Wor» ten des Lobes gehudelt worden. „Denn, o, vergessen ist das 19»

Steckenpferd. Immerhin aber denkbar, 'daß eines großen Mannes Angedenken seinen Tod um ein Halbjahr überdauert." Noch, wenn Matkowsky in Harburg, in Zoppot den Mauren spiele, wurde, auf schmierigen Brettern, Tragoedie. Er trat, ohne die leiseste Neigung in Nachahmerschlauheit, in die Spur derRossi, Salvini, Booth, deren hoch aufwirbelnde Kunst das Erinnern an die robust fälschende Leistung des Senegalnegers Ira Aldridge weggeweht und den schonen, noblen, auch Wild«heit wirksam posirenden hellbraunen Kolonialbrigadier des Herrn Barnay ermöglicht hatte. Von der Regieseite aus ver»suchte zuerst Herr Reinhardt die Nachgestaltung des Wunders. Ich konnte, was daraus, den Vielen zu Lust, wurde, nicht lieben; nur der Fracht und der Feinheit manches Bildes mich freuen. Das Reich großer Tragoedie muß, von den Tantaliden bis zu den Nibelungen (des letzten deutschen Dramatikers von unverjährbarer Bedeutung), der Zauberer, der unserer Bühne viel und manches Unverwekliche gab, erst erobern; dem Be\*sitzer prächtiger Grenzprovinzen kann es nicht schwer wer«den, wenn Ballung der Kräfte ihn des Mühens werth dünkt. Er hatte die bürgerfraulich holdeste Desdemona (Frau Heims), hatte den Rhythmus eines Alt»Venedig (Bassanios, freilich, nicht Brabantios) im Ohr und sah einKypros, an dessen Küste Aphrodite dem Schaum entstiegensein kann. Doch der Inhalt seines Dramas blieb die Geschichte von der Senatorstochter, die sich in einen afrikanischen Kriegermann verliebt; dem „Lokalen", den „faits divers" zugehöriger Stoff. Der Symphonie des Gedichtes fehlte die dunkle Stimme des Feldherrn, dem Herr Bassermann das männlich reine, urwüchsig zarte Gemüth ließ, aber allerlei Niggermerkmal anhing und die Qual gellen Ueberschreiens, ängstenden Tonkippens, knarriger Klangzer«quetschung aufzwang...Herr Wegener äugte vom Jago schon nach dem Othello (Booth hat Beide, in stetem Rollenwechsel mit einem sicheren Partner, gespielt) und fand, ein seinem schwartig.rüden Mephisto nachgebildeter Hollengolem könne ihn von der Darstellung des Fähnrichs en tlasten. Ich hoffe, Herr Reinhardt, den die Fratze katholisirender Taglichttheaterlei, das Filmgeschäft und ein übleres, weil wagnerloses Bayreuth nicht lange aufhalten darf, kehrt, mit gewandeltem Auge



Theater  
265  
und den Furchen ernsten Erlebnisses, auf den Bauplatz der Tragoedie zurück. Strindbergs Traumspiel und Offenbachs Orpheus, leichte Geniespiele, denen jeder modisch Behende genügt, brauchen ihn nicht. Herakles und Orestes, Shakespeares Fürsten und Grübler, Tasso, Faust, Herodes, Hagen warten auf ihn. (Zunächst wird in den bunt schimmernden Trümmern seines Baues wohl Herr Moissi den Feldherrn Venedigs spielen. Wien sah ihn schon. Alexander Iwanowitsch Othello war, schwächlicher Südslawe aus dem fernen Bezirk, auf der Nazarenerschule in Tula erzogen . . .)  
Nun hat Herr Jeßner, Intendant des Staatsschauspielhauses, der Tragoedie des in Civilisirtenland hilflos unheimlich sehen Helden das lebendige Kleid zu wirken getrachtet. Weil ich in fast allem Wesentlichen, in Wesentlichstem ihm nicht zustimmen kann, sei sogleich angedeutet, was für ihn zeugt: Suggestivkraft (die dem Spielleiter wichtigste, wenn sie nicht Fallsches suggerirt), das Vermögen rascher Einfühlung in den Hirnpuls, das besondere Tempo eines Dramas, eifernder Ernst und flinke Erkenntniß der Darstellertalente (von Männern). Aus dem Marzipantheater eines Höflings, der vor seinen Hauskamin roth beklebte, elektrisch durchglühte Scheite legt und dessen Regiebefehle „viel mehr Roth, viel weicher Alles, nur ein diskreter Strahl uff Frau Hofrath, jarauroth, aber viel weicher, Traum in der Dämmerung“ und ähnlich Wilhelminisches heischten, hat Herr Jeßner geschwind ein würdiges Schauspielhaus gemacht; das, mit all seinen schlimmen Mängeln, dem Kunstsucher in Berlin heute schon liebste. Möglich wurde es ihm, weil unseren Regirern auf ein Halbdutzend Millionen längst nicht mehr ankommt und er deshalb ein junges Personal dem alten aufpfropfen durfte (das nur in Prinzenstückchen, in dem wider Freytags Philisterwillen dick geschminkten und geölten Journalistenschwank, in einem unwahrscheinlich verpuppten, verzuckerten, entmenschten „Peer Gynt“ noch mitspielt und dann den Haufen in Wonnegeprunz entzückt). Dieser neue Herr hat keinen Protagonisten durch Ueberangebot einem anderen Spielhaus entlockt (und müßte seinen Stolz darein setzen, auch fortan selbst seine Leute zu finden und zu erziehen). Was er bringt/ist fleißig vorbereitet, verschweigt nicht schon nach dem dritten Abend, ist für erschwinglichen  
20

## 266 Die Zukunft

Preis zugänglich und dient zu mählicher Schaffung eines „Repertoire“, eines festen Bestandes werthvoller, sorgsam ein» geübter Dramen, die, ohne mörderische Abhetzung in Serien, ohne schändende, nur unserem instinktlosen Schaupöbel er« trägliche „Umbesetzungen“, einander folgen, ablösen, allge» mach sich zum Wandelbild der Weltdramatik reihen. Aber . . . Zunächst sei hingetupft, was ich, zu Erwäg» ung oder als Ablehnung, vorgebracht hätte, wenn ich, nach einem halbwegs reifen Probe»Schauspiel, um ein Urtheil über Gewolltes und Gewordenes ersucht worden wäre. Der Regisseur muß in der Welt des Gedichtes, dem er den Körper zu bauen versucht, durchaus, wie ein Zugehö» riger, nicht nur Zugelassener, heimisch geworden sein. Dem Wollen des Dichters auf Höhen, in Tiefen nachgespürt und mit den handelnden und leidenden Menschen des Vorder» und Hintergrundes, den winzigsten selbst, gelebt haben. Muß ihre Atmosphäre, ihren Rang und ihr Verhältniß zu einan» der so gut kennen wie der in unserer Wirklichkeit ihm Nach» sten. Hier sind drei Welten. Othello ist eine für sich; im Innersten ganz einsam und nur deshalb leicht in Wahn zu verleiten, der dem Geselligen, gesellschaftlich Eingebürgerten beinah kindisch scheint. Das venezianische Patriziat, die zweite Welt, der, unter dem Dogen und Senat, Gratiano, Lodovico, Rodrigo, Montano, Cassio angehören, blickt aus scheuer Be» wunderung auf den Mauren; fühlt sich ihm aber fremd und erträgt ihn nur, weil sie, zum Schutz ihrer „höheren Civi« lisation“, den Wildling braucht. Englands Gentry stünde so zu einem Maharadscha, der ihr Heer in Sieg über Deutsch» land geführt hätte. Die dritte Welt ist Jagos, Emiliens und kleinerer Leute. Mit Denen verständigt Othello sich leichter als mit dem Stadtadel, dem er sich als Macht gleichen Rechtes, der ihm sich als dankbaren Souverain zu zeigen bedacht ist Das ist nicht Kleinkram, Herr Intendant. In Ihrem „Dritten Richard“ (horrible, most horrible, trotz rühmlicher Willens« straffung) beliebte Ihnen, den Mannen des Hofes und Heeres, wie Gliederpuppen, die Hälse und Rümpfe zu drehen, Arme und Beine zu spreizen, wie eines Khanes Hordenknechte sie sich in den Staub werfen zu lassen: mit strammer, von allem Rindvieh, natürlich, froh beblöckter Abkehr von dem Geist



des Gedichtes, das im Globus»Theater ausgepiffen worden wäre, wenns die Väter des um das hölzerne O gelagerten Adels als Sklaven vorgeführt hätte. Sogar der fast essexisch stolze, Lord Buckingham, der nach Richards Krönungsogleich vor den Thron tritt und, uneingeschüchtert von Uebellaune.den zuge« sagten Lohn heischt,er sog'ar mußte, auf Ihr Geheiß, sich schlän« geln, bücken, wenden, Gummimännchen und Kreisel sein. Herr Forster wars; einer Ihrer Glücksfunde. Etwas wie ein Verlaine der Schauspielkunst. Um irgendwas innerlich früh Ver« wüstetes flattern Klänge persönlicher Lyrik; schwingen auch in der überschlanken Gestalt und vergeistigen den Offiziers« köpf. In dem Mann ist Humor und Feuer, Schwärmersehn\* sucht und grimmige Ironie; mindestens ein.Stück von dem lu« ziferischen Reiz Mitter wurzers wäre ihm zu entbinden; Philipp Faulconbridge (in dem herrlichen, nie gespielten „König Jo« hann"), Richard der Zweite, Mercutio, Petruccio, Kleopatras Antonius, Clavigo, Tasso.Gyges, Alving und Rosmer, mancher Strindbergmensch, unter zärtlich strenger Zucht mit Diesem zu wagen. (Sonst: hier wird, was der Leiter des Lessingtheaters fürWilde und Shaw, Porto« Riehe undDonnay, für Herrn Kaiser und die jüngeren deutschen Dramenskizzirer braucht.) Auch sein Cassio war dem Willen des Dichters näher als alle ande« ren Gestalten. Doch ihm fehlte der wache Führer. Cassio heißt bei Shakespeare Lieutenant, be.i Ihnen „Stellvertreter"; leidi« ger Nothbehelf (obendrein schmerzhaft kratzende Erinne« rung an die „Große Zeit" des Mordschwindels, der die Menschheit um fünfunddreißig Millionen Menschen ärmer machte). Cassio ist der nach Othello im Rang Höchste und folgt ihm ins Amt des General»Gouverneurs von Cypern. Also weder ein Jüngling, wie im Deutschen Theater und anderswo, noch ein Kommißkerl. Er ist Lieu\*Tenant des Generalissimus; Stabschef, capo di squadra, Generallieute« nant, Generalquartiermeister: wie Ihr wollt. Verkehrt in den Häusern Brabantios und Othellos, weiß um dessen Liebe zu Desdemona, stellt sich aber vor Jago unwissend. Er hat die Gesetze der Strategie und Taktik gründlich studirt, führt das Schiff, das Verona in den Seekrieg der Mutterrepublik schickt, sitzt gern über Büchern, hat in Antlitz und Wesensart die weiche Anmuth seiner florentiner Heimathlandschaft, liebt 20»

268  
Die Zukunft  
Geschäker und Weineswallung, kann aber nicht die Weib»  
chen abschütteln noch Herr über den Teufel Kohol werden.  
Ein vornehmer, auffällig hübscher Mann aus der besten Ge\*  
Seilschaft, dem die Frau eines Feldherrn sich zuneigen konnte,  
ohne auf die Streu der Preußenprinzessin zu sinken, die ihre  
Brünste von den stämmigsten Bullen der Schloßwache kühlen  
ließ. Rang und Verkehrsbrauch muß auf der Bühne deutlich  
sichtbar sein. Ihr Cassio wird von Jago beklopft, umarmt, ge\*  
knufft und wälzt in Trunkenheit sich auf der Erde. Unmöglich.  
Othellos Wahn scheint uns Narrheit eines Tropfes, wenn der  
ihm als Nebenbuhler Verdächtige so erniedert wird. Jago  
heißt Fähnrich (Ancient). Ist aber nicht, was uns der Titel  
vorstellt; weder so jung noch so tief auf der Rangtreppe.  
Sondern Erster Standartenoffizier; der für die Fahne haft\*  
bare Unterführer. Die uns verständlichste Bezeichnung wäre:  
Adjutant. Der durchTüchtigkeit emporgekommeneTroupier,  
der dem Generalstäbler, dem „feinen Hund“, den Posten  
neidet. Das in die Zeitung gesetzte Bild, Jeder eine um\*  
flochtene Pulle Cyprier im Arm, der rechte Jagos gönner»  
haft (als des Beziehers höherer Gage) auf der Schulter Cassios,  
der geschmeichelt lacht, illustriert die Verkennung des Außen  
und Innen im Verhältniß der Zwei. Signor Rodrigo (rieh\*  
tiger: Sennor; denn es ist ein Spaniername, der in Venedig  
wunderlich hallt) ist, trotz einer wie ewige Krankheit sich  
forterbenden, auch ins Deutsche Theater aufgenommenen  
Tradition, nicht ein „Fatzke“, ein lächerlicher Trottel, son»  
dern ein von Geilheit blinder Bock, ein frecher Junker, der  
um jeden Preis Desdemona ins Bett ködern will. Ihr Jago  
nimmt ihn auf den Schoß, streichelt ihn wie ein Püppchen,  
macht Eiapopeia: in dem Kunstinstitut des Direktors Striese  
wärs nicht auffällig. In dem nebligen, doch kräftige Schön«  
heit verheißenden Jünglingsgedicht „Kreuzweg“ des Herrn  
Zuckmayer spielte ein breitmäulig Derber, der, glaube ich,  
Witte heißt. Dieser oder ein ihm Aehnlichermüßte und könnte  
den Lummel mit zwei vollen Beuteln machen. Verleumdung,  
Bestechung, Mordversuch: zu lachen giebts da nichts.  
Noch andere Fehlbesetzung ärgert. Sie ziehen Gratiano,  
den Öflieim, und Lodovico, den Vetter Desdemonas, in eine  
Gestalt Vusammen. Meinetwegen; obwohl keineNothwendig\*



keit hier Eingriff in die Majestätzone des Alldichters befiehlt. Dann aber (so gern ich den würdigen Künstler Kraußneck, der die Rede meisterlich gliedert und aus ostpreußisch Gedrungenem durch fromme Hingebung an das Pathos ins Ko»thurnische zu wachsen scheint, auf der Bühne begrüße) darf Lodovico nicht als Greis dargestellt werden. Einen so Alten schickt der Senat nicht als Boten über See. Der fände andere Worte über Othellos Mißhandlung der Frau. Dem riefte sie der General nicht zurück und spräche: „Hier habt Ihr sie. Was wollt Ihr nun mit ihr? Gehorsam ist sie.“ Desdemonas gewichtiger Seufzer, Lodovico sei ein feiner Mann, wird sinnlos, wenn er einem Greis gilt, nicht dem seelisch eleganten Vetter, dem sie Brabantio wohl manchmal zgedacht hatte. Der ist nun tot; Gram über ihre Ehe mit Afrikanerblut, Reue über sein häßlich die Tochter verdächtigendes Wort hat ihn gebrochen, nicht des Alters knöcherne Hand. Als ein Fünziger mußte er, hitzig von Hochmuth und Hausmonarchenwahn, zu Anklage vor den Senat treten. Im Staatsschauspielhaus ist er schneeweiß und in der Rede, des Mundes Und der Hände, urjüdisch; Scheilock, der über Jessikas Paarung mit dem Fremdstämmigen klagt. Seit der redliche, kluge, impetuose Menschengespierler Pohl, vor Jahrzehnten, als Kleists Odysseus von dem „Hellenenstreit vor der Dardanerburg“ so sprach, daß zu fürchten war, er werde den Peliden Acheles (mit dem Ton auf der ersten Silbe) nennen, biege ich aus, wenn er, in Hauptrollen, nicht Jargon reden darf. Muß ich sagen, daß diese Anmerkung nicht das Allergeringste mit Antisemiterei gemein hat? Auch hierüber muß ausgesprochen werden, was ist. Die stärkste, die fast allein starke politische Empfindung des Neudeutschen scheint Judenhaß, Antipathie gegen jüdisches Wesen. Scheint. Nicht einmal diese Regung ist echt, kommt aus Natur. Oft erwähnte ich, daß von Offenbach, Kaiisch, L'Arronge bis auf Blumenthal, Kadelburg, Fall und dasGekribbel der noch Kleineren, Juden die Possen, Schwänke, Operetten schüfen, die des Spießers Wonne sind, und daß die Witze und Couplets, die ihn in Entzückenstaumel reißen, von Juden erfunden wurden, vonJuden ihm vorgetragen werden. Was Einen so heimlich anweht, so bierfröhlich stimmt, kann nicht fremden Wesens sein. Auch in dem klag»i

## 270 Die Zukunft

lich'putzigen Spektakel grundlos langwieriger und in der Presse (die für Ernstes „keinen Raum hat“) mit ekler Ge\*schäftigkeit ausgemünzter Gerichtsverhandlung über zehn nurliterarische Geschlechtsakte eines"liebenswürdig alternden Schwachlings standen neben Semiten gestern ja Kernteutonen zu der drolligen Behauptung, der nette, selbst nur als Sekret eines jüdischen Kopfes denkbare Quark sei „ein großes Kunst'werk" und die Frage, ob Millionenscheffelei aus öffentlicher Verhökerung solcher Sexualschnurre ein sauberes, der Volks«Wohlfahrt nützliches Gewerbe sei, hebe sich aus dem Ge»filde des „Kampfes für die Freiheit der Kunst". Die An'klage war thöricht; merkenswerth aber, daß „völkisch rein«blütige" Richter das Geldgeschäft in ihren Urtheilen als „eine sittliche That", im Namen des deutschen Volkes, priesen und daß Vollgermanen in das „Gutachten" strauchelten, des Tann»häusers mystagogisch ärmliches Sinnengeflacker, der Walsun»gen Liebe und (programmatischer) Fortpflanzungdrang könne das Schamgefühl eher verletzen als der Anblick des Um und Auf, Vor und Nach bei „Koitus in allen Preislagen", dessen Unterleibslust nicht bis in den Beziik des Herzens, der Seele aufsteigt. Nach Alledem ist das Gestöhn über die „Verju\*dung der deutschen Schaubühne" (in deren Leitung und Regie Reindeutsche ja kaum noch mitwirken) nicht ernst zu neh»men. Möchtet Ihr, Lippenantisemiten, die Barnowsky, Berger, Bernauer, Friedmann, Haller, Hollaender, Jeßner, Lubitsch, Martin, Meinhard, Reinhardt, Robert, Rotter denn missen? Ihr spüret ja nicht einmal Israels Ton und Geberde im Kleide des Ariers; wäret bereit, Herrn Moissi, in dem kein Tröpfchen jüdischen Blutes ist, für einen Moses zu nehmen, weils die be\*HebteEinklammerungdes „richtigen"NamensEuch vorlog.und glaubet einem jungen Jesaia den Richard Gloster, dem leiden»schaftlich klugen Talmudistenhirn den signorialen Leichtsinn Lavagnas und dem trefflichen Doktor Pohl Hebbels Tischler und Anzengrubers Bauer. Kundigen aber, die den Geist.die lau«tere Inbrunst und den Verein edlen Gedankengutes aus dem Alt»Asien der Buddha und Jesus, demNeu»Europa derHume, Pascal, Kant, Goethe im Judenthum nach Gebühr schätzen, müßte das Theater ersparen, deutliches Rassemerkmal an falschem Platze zu sehen. Da Keinem je einfallen konnte, aufs



Haferblond der Frau Höflich die Perücke der Jüdin von Toledo zu stülpen, dürfte auch Keiner planen, die drei Männer in Ibsens „Gespenstern“, die nur Norweger scheinen können, von Juden, unverkennbaren, alle drei, spielen zu lassen und dadurch den (ohnehin schon ins Unwahrscheinliche verstaub'ten) Vorgang des spirituellen Lehrgedichtes unglaublich zu machen. Und fühlte der Regisseur nicht, daß dieser Brabantio nicht der Vater der Desdemona sein konnte, die vor uns trat? Ein schlankes Fräulein, das nicht mehr, als es ist, scheinen, nicht mehr, als es hat, geben will und drum nicht, der in heißem Aufschuß ihr Glas sprengenden Blumenzwiebel ahn\* lieh, selbst ihren Reiz zerstört. Mildem, doch kleinbürgerlich kargen Reiz. Keine Venezianerin; nie ist sie durch senatori\* sches Gepräng, nie durch den Palazzo Vendramin al Carmine geschritten, der, schwört der pfiffige Cicerone, Othellos Heim war. Im fußfreien Rock des märkischen Wandervogels wäre ihr, mit Laute und Rucksack, wohler als im Schleppkleide der Signorina. Fräulein Hofer hat nicht den expressiven Kopf, das flinke Blut, den grazilen Witz ihrer Schwester, der Tän\* zerin Sterna; ist ihr in Mädchenanmufh aber verwandt. Ihre Konsonantenaussprache ist noch nicht ganz rein. (Die Herren Kraußneck, Decarli, Legal müßten als Vortragslehrer walten; auch, endlich, dafür sorgen, daß von der Bühne jedes Wort ins Ohr des Hörers dringt. Das unserer Bildungphilister heu\* cheltVerständniß; versteht aber, auch in der Schumannstraße, nicht drei Viertel, bei Shakespeare kaum die Hälfte. Kein Wort fallen, ungehört versummen zu lassen und dennoch „natür\* lieh“, dennoch leis zu scheinen: da ist, Damen und Herren, die Aufgabe des Theatersprechers. Flüstern, wispern, die Sil\* ben verkrümeln kann jeder Schüler und Handwerksbursche.) Die Palette des Fräuleins Hofer ist so klein, daß ihre Des\* demona in jedem Ton und Gestus ihrer Prinzessin Leonore gleicht; und die zwei Frauen haben doch keinen Wesenszug gemein. Aber das Gefühl quillt aus schlichtem Herzen, wird nicht fürs Theater filtrirt und gesüßt. Daß die sonst wirk\* samste Szene, Entkleidung und Schwänchensang, matt ver\* rieselt, liegt nicht nur in dem kunstlosen, billig schlotternden Vortrag des Liedes (das nur der Genius gebären konnte), sondern tiefer, wie wir noch sehen werden, in der modischen

272  
Die Zukunft  
Schrulle des Regisseurs. Der müßte zunächst nun nach Weibheit, zarter und wilder, fröhlicher und verruchter, auf die Birsch gehen. (Nicht wieder nur nach solcher, zu der des Meiningers gescheite Frau, die Schauspielerin Ellen Franz, zu sprechen pflegte: „Kommen Sie, liebes Kind, wieder, wenn Sie nicht mehr nach dem Butterbrot Ihres Elternhauses riechen.“) Was neben Fräulein Hofer dort Jungweiber mimt, ist arg. Und Emilia, deren letzte Szene die Hörer in Herzensaufruhr heulen könnte, fast so unerträglich wie ihr Mann. Ueber den ich lieber gar nicht spräche. Denn Herr Steinrück, der ihn zu spielen vorgiebt, ist ein vielfach bewährter Mime, dessen Verdienst um die Modernisirung des münchener Hoftheaters Wedekind mir oft rühmte und dem, auf festem Grund grob» schlachtiger Realität, Manches, bis dicht vor Büchners Woyzek, ansehnlich gelang. Ueber seinem Jago krächzt, wie einst über seinem shawischen Caesar, der Rabe: Nevermore! Aufge» dunsen, mit Doppelkinn und der Allure des vom Eros der Köchinnen verwöhnten Metzgergesellen, Alles ringsum be» gönnernd, betätschelnd: nie hätte der vornehme Maure Solchen in seinem Dunstkreis geduldet noch gar dem Ehrenkummer, der Anklägerrede dieses Pöbelwanstes geglaubt. Ohne die Fackeln der Phantasie fände Keiner /Jen Höhleneingang in Jagos Wesen. Dessen Stärke ist Dialektik und Menschen» kenntniß; sein Listenreichthum dünkt mich nicht so groß wie manchen britischen und deutschen Shakespearepflüger. Er hat die Kraft und, mit unerwärmbarem Herzen, die Wir» kensgrenze Derer, die nur sich, niemals eine Sache, wollen. In das Aechzen des waidwunden Feldherrn spritzt eiskalter Hohn: „Seid Ihr in die Sünde der Frau verliebt, dann stellt Ihr einen Freibrief zu neuer aus; wen gehts an, wenn Ihr es hinnehmen könnt?“ Desdemona, die sich in das Gestand« niß herabließ, welche Qual schon die Wiederholung des Schimpfwortes Hure (whore) ihr schaffe, erhält von ihm ein Zuckerstänglein: „Der Herr zankt, weil er vom Staatsge» schäft Aerger hat.“ Immer ein Wort, eine Phrase, an der des Anderen Zunge lutschen kann. Seht Ihr den Mann nicht? Er sitzt in vier Klubs, läuft in Lackschuhen durch alle Salons, aus denen ein Zutreiber anzuhalftern, ein Applaus zu sichern ist, und steht täglich in der Zeitung; auf allen Sätteln ist



Theater  
273  
«r fest, reitet, turnt, schwimmt, segelt, hat alle Wissenschaft, Kunst, Technik an Schnürchen, ist Philosoph, Politiker, Erd» ballökonom, Baumeister, Ingenieur, Maler, Musiker, Vers» schmied, Industriekenner, Schriftsteller, Finanzirer, Heiland m. b. H.; hat für Jeden ins Auge ein schmeichelndes, hinter dem Rücken ein infamirendes Wort; würde Frauen, deren Männer er braucht, Liebe heucheln, das Andenken des eigenen Vaters auslöschen, Geschwistern Erbstücke wegkapern, keine Schandthat scheuen, wenn sie ihm Förderung verheißt; prangt drum unter jedem Himmel, jeder Regierungform in Ehren (die Andere „verleihen“), ist allbeliebt, gilt Jedem als red\* lieh, als Talent und Charakter. Seht Ihr ihn nicht? Shake« speare sah ihn in fast epenhaft einfachen Verhältnissen; hat aber alles Wesentliche solches Prachtkerles erfüllt und be« lichtet. Nicht Richard Gloster, miltonischer Höllenfürst, Me- phisto, weder Nero noch Tigellinus: ein erst heute recht „Zeitgemäßer“, ders, wenn er sich nicht einmal verrechnet, „zu was bringt“. Jedes Wort Jagos ist wichtig. Wenn er nicht, bis in Fiebersgluth, die Aufmerksamkeit fesselt, nicht an seiner Lippe das Ohr des Hauses hängt, kann die Tra» goedie nicht, wie sie soll, wirken. Der beste aller in unserem Gesichtskreis möglichen Jagos wäre Herr Kortner. (Herr Krauß, vollkommen in manchen kurzen Rollen, zu denen ja noch Scheilock, mit nur zwei Hauptszenen, gehört, hat für weiträumige Menschen, für lange Kraftspannung in Seele und Leib nicht den rechten Athem und wird unter der Last solcher Aufgabe leicht „ex« pressionistisch“, hier auf Deutsch: schlecht.) Doch Herr Kortner wollte Oihello sein. Unter allen Neuen ist er der Stärkste; und von den Aelteren sind nur vier, fünf ihm gleich oder (einstweilen) überlegen. Ist seine Palette groß? Noch ähnelt sein Marquis von Keith seinem Richard und einzelne Töne des Mauren kamen aus der Kehle des reu« igen Caliban. Er ist ganz jung, hat aber auf der Bühne nicht den Zauber wilder Jugend und nur seine Darstellung alter Männer fand ich völlig vollendet. (Nur da will er auch nicht „so ganz nur Jude scheinen“.) Sein Verrina war der Glanz einer sauberen, rhythmisch gut geführten, doch in der Farbe stumpfen Aufführung der Knabentragedie „Fiesko“.

21

## Die Zukunft

Meisterlich, zwischen Traum und Wirklichkeit irisierend, der Vater in den „Echten Sedemunds“, dem lyrisch schonen, in Architektur und Plastik schwachen Gedicht des Traumskulp\* tors Barlach (das den Regisseur Jeßner zur bisher feinsten Leistung beflügelte). Diese Alten wandeln sich nicht, sind starr; und deshalb von den Darstellungsmitteln des Herrn Kortner ganz zu umfassen. Starrheit ist seine Gefahr. Seine Menner sehen bleiben, wie sie beim Anlauf ins Drama waren; zeigen niemals die Wirkensspur, die umwandelnde Kraft des Geschehens. Der verschüttete gleicht dem auf Gipfeln prahlenden Keith; der thronende, der geschlagene Richard aufs Haar dem, der durch den Vorhangsspalt sein Programm ins Publikum schrie. An ihr Ziel aber, das heute nicht anders ist als in Ekhs Zeit, gelangt Schauspielkunst nur, wenn auch ihre Geschöpfe, denen der Natur gleich, vom Strom des Eriebnisses, schwellenden oder versiechenden, irgendwie, schnell oder sacht, verändert werden, aufblühen oder welken, von ihrer Wesenshülle, von Blick und Ton, wie von einem Differentialmanometer, Unterschiede der Spannung, des atmosphärischen Druckes abzulesen sind. Fände der Richard, der die Schnickschnackweiber, weil sie in ihm den von Gott Gesalbten lästern, von der Trommel überdröhnen läßt, noch die Töne, die Anna ihm an ihres Gatten Bahre erbuhlt? Die Einbildnerkraft des Herrn Kortner ist stark genug zu Gestaltung einer Persönlichkeit; scheint danach aber zu erlahmen. Er sieht einen Kerl, stellt ihn wuchtig auf die Bretter, läßt ihm Sonne und Hagel, Frost und Sturm des Schicksals nicht unter das Wort, die Empfindenshaut, dringen; fragt auch kaum, ob der Kerl, den er zum Anlauf schickte, so ist, wie ihn des Dramas (Geschehens) Ablauf erweisen wird. Richard ist häßlich, verwachsen, wurde mit Zähnen geboren, konnte früher beißen als lächeln; bleibt aber ein Gloster, Bruder der Edward und Clarence. Dieser ist pöbelig roh, im Verkehr mit Königinnen wie der Einpeitscher mit Filmstatistinnen, pechschwarz, speckig, jeder Zoll ein Scheusal; als habe im Schoß eines verluderten Makkabäermädels ihn ein maraudirender Parther gezeugt. Der Zwang, zu glauben, daß dieser Angeln, Sachsen, Normannen abscheulich Fremde die Krone Englands und den Segen der Kirche errang, macht das blendend grelle Jugendstück (Shakespeares



„Räuber“) noch unwahrscheinlicher. Und konnte der Othello, der so schüchtern vor den Senat tritt, die Geschichte seines Herzensglückes, deren rauschendes Melos den greisen Dux selbst hinreißt, in sanften Entschuldigungsversuch dämpft, auf Cypern, als dem Orkan Entronnener, mit niedergeschlagenem Auge, mit Geberde und Ton hoferischer Jungferndarstellung, vor Desdemona steht, könnte er in seiner letzten Rede auf die dem Staat geleisteten Dienste pochen, als Mörder, dicht vor dem Selbstmord noch wurzelfest in dem Anfangsglauben, „daß sein Verdienst darf ohne Scheu so stolzes Glück sich fordern“? Dieser Othello ist noch Entwurf. Löblicher als das Vollbringen des Willens des jungenKünstlers. Der las vielleicht, daß dem großen Davison, dem er sich ähnlich fühlen oder wünschen mag, der Regisseur Laube die ersehnte Maurenrolle mit dem Satz abschlug: „Othello ist ein Löwe und Sie sind ein Tiger.“ Herr Kortner hütete sich, Tiger zu werden; kann aber nicht Löwe sein. Der Feldherr fehlt. Wer glaubt Diesem den wallenden Helmbusch und Schlachtensieg? Trügt mein Gedächtniß nicht, so hatte er in Venedig und bei der Landung kein Schwert, nur einen Dolch an der Hüfte. Gewiß nicht in der Brust den Befehlerton, dessen Majestät zweimal mit dem ersten Laut den Aufruhr der Geister bändigt. Der heimisch in, beseligt von Krieg? Pazifistel („Schreiben Sie den Kerl g v; giebt ja genug braunes Kanonenfutter.“) Auch der „große Mann“ fehlt; doch ihn vermöchte der Künstler zu zeigen, wenn ihm der Mangel bewußt wird. Noch ist er zu bürgerlich, kein Sohn des Atlasgebirges, der als Knabe Datteln vom Baum naschte, als Jüngling sich auf der Straußjagd stahlte, zwischen Kamelhöckern den Traum der Wüste in sich trank; im Innersten nicht königlich einsam. Um nicht ins Tigrische zu entarten, wagt er kaum, sich auszurasen; wird allzu weich und gleitet manchmal in die Gefühlsschwelgerei, die dem . Stamm Davids das Feuerblut der Rebe ersetzt. Der Abschied von Krieg und Ruhm, die ihm Leben sind, die Drosselung des Verdächtigers, der Entschluß zu heiligem Eid unter kristallenem Aether, der Schauer vor der Geilheit von „Ziegen und Affen“: von diesen und anderen Höhen des Gedichtes kann, wenn Jago nur nasses Stroh liefert, nicht Gluth lohen. Erst in Gewetz mit einem würdigen Wider\* 21»

part sprüht dieser Othello wohl Funken; weicht auch die Starrheit: und der Verfall, die mähliche Zerstörung des Menschen im Helden wird sichtbarer, mitfühlbarer als gestern im Solospiel des Frühreifen, von aller Fährniß raschen Triumpfes Bedrohten. Doch er hat echtes, schlackenloses Gefühl, Leidenschaft, eine an Tönen reiche Stimme (die er nicht insLyrisch.Innige quetschen darf), hat dem bassermännischen Nigger die Gemüthszartheit abgelauscht, den ethnologischen Behang aber gelassen, giebt dem edel Kindhaften des schlichten Semiten persönlichen Ausdruck; und scheint entschlossen, vom Haschen nach Irrlichtern (Intensität, Wortballung, Expressionismus) in Menschendarstellung umzukehren. Mit ihm der Regisseur, den die Förderung dieses von ihm gefundenen Könners höchste Pflicht dünken mag? Das Königsdrama war ganz kalt, von außen, zu Verblüffung, inszenirt (hier paßt das gräuliche Zunftwort). Richards geheimstes, nur seinem Ohr hörbares Trachten als Leitartikel über die Rampe posaunt, Clarence auf den Locus gebannt, die Mörder, als Clowns, auf dem Souffleurkasten, die Lords Marionetten und Schmeichelmöpfe, die Teppichtreppe als Hauptquartier und Schlachtfeld, vor jedem Aktschluß drohetende Stimmen, erstarrende Gruppen, Lebende Bilder, Sponstins Opernklamauk: gewaltsam wurde der Zuschauer aus dem Ring des Dramas, der auch ihn umschließen müßte, gestoßen, mit Bewußtsein die Magie des Gedichtes zerrissen. Immer wieder hörte ich Schaljapins Mephistolachen aus dem Flohlied. „Da wurden seine Geschwister bei Hof auch große Herrn. Hehel Jawohl! Was sagt Ihr, Spießer, nun?" Das Tollste der Schluß. Auf der obersten Treppenstufe Richard, bis an den Gürtel nackt, mit schwarz bewaldeter Brust, die Riesenkrone im Arm; er lallt: „EinPferd! EinPferd!" Lallts, bis er dem Auge entschwunden ist. Tabesparalyse oder Dementia praecox? Fünf Minuten zuvor hat er mit funkeln dem Versgeschmetter die erblassenden Herzen seines Heeres in Blutsröthe gehämmert. Läßt ihn der Dichter verblöden? „Ich setzte, Knecht, auf einen Wurf mein Leben und will der Würfel Ungefähr bestehn. Mich dünkt, es sind sechs Richmonds hier im Feld: Fünf schlug ich schon an seiner Stelle tot. EinPferd! EinPferd! Mein Königreich für'n Pferd 1"



Das ist sein letztes Wort. Die wilde Tapferkeit, das dem Tod selbst trotziges Heldenthum hebt den Unbändigen über allzu gemeines Scheusal. Herr Jeßner ändert Shakespeares unsterblichen Logos, frisirt Richard in einen Paralytiker um: und köpft also das Gedicht? Ringsum Jubelsgebraus. Das Ganze, dachte ich, ist der bestaunenswerthe Bluff eines Publikumskenntners, Preß Verächters. Dieser Kömmling aus Königsberg will, um jeden Preis, schnell auffallen, das gemiedene Hülsenhaus über Nacht ins Gerede bringen und sagt sich: „Da Kino (Knoblauch) gut, Caviar (Shakespeare) noch besser schmeckt, muß die Mischung dem Berlin des Filmfimmels, Kulturgewimpels, Kunstgeprotzes wie Ambrosia munden.“ Richtig: Richards Gelall steckt in fast allen Feuilletons die Gimpel an. „Ein Genie! Leopolds Krone! Maxe mag sein G'schnas Salzburger undMrs.Lot anbieten. Christus erstand. Freude dem Sterblichen, den er dem erblichen, schillernd verderblichenReinhardt entwand!“ Der tüchtigeBrahm,den, obwohl er nie auch nur versucht hat, Regisseur zu sein, und als Dramaturg die Poeten Sudermann, Fulda, Skowronneck, Hirschfeld, Lubliner, Vacano, den Strindberg, Wedekind, Wilde, Björnson, Shaw vorzog, die von dem Staatsspielleiter in Trance Geschläferten bis in den siebenten Himmel schieben, ränge in noch grasserem Entsetzen als Herr Bassermann, der allein überlebende Standartenträger, die Hände vor so unverschämter Abkehr von Weg und Ziel unverfratzter Menschendarstellung. Der Mann, dachte ich weiter, erwirbt sich, auf seine Weise, rasch Gehör; birg Dein Urtheil, bis offenbar wird, wie er den errafften Kredit nützt. Auch Keith, den ich später sah, verrieth den Wunsch, d'epater le bourgeois", dem Snob das Kinngrübchen zu krauen. Schwarze Silhouetten, auf Weiß, auf Roth, Daumierröcke; nach einer Stunde ermüdet das vom ersten Anblick entzückte Auge. Der Fieberpuls und das sermologisch Eindringliche der Rede hätte Sanctum Franciscum Wedekind, dessen bildlose, naturferne Sprechdramen wie Tanks über die Bretter donnern sollten, hoch und höchst gefreut; ob auch die Entzeitlichung, die von Gretors und Langens München nur ein paar Dialektquasten baumeln ließ? Fiesko: Der von Farbe klirrende Fahnenwall vor dem schon verdammt Doriabesieger

Die Zukunft  
ein fast genialischer Einfall; der wider Shakespeares Majestät  
frevelte, duckt sich vor der Schillerfrommheit des Oberlehrers  
und des hahnischen Haenisch, der, noch aller Künste und  
Kulte Schirmherr, unter der Familienloge unseres Schank«  
dogenthron: die Tochter des Genuesenherzogs „winkt“  
noch immer aus dem Palastfenster einen schwarzen Gauner,  
der für ihre Rechnung eine Gräfin vergiften soll, und diese  
Gräfin wird dann „aus Versehen“ von ihrem Mann erstochen;  
nicht einmal diese unnöthige Kinderei ist gestrichen. Im  
Othello vermisst ich zunächst den klaren Gedankengrundriß  
jeder Szene (den Inhalt jeder müßte, auf der ersten Leseprobe,  
der Spielleiter in unzweideutige Sätze herausmeißeln). Braban«  
tios Palast wird nicht aus tiefem Schlaf gebrüllt. Der General  
giebt sich, zwischen Entführung der Senatorstochter, Zorn und  
Anklage des Vaters, Alarmruf zu ernstem Feldzug, gar zu schlaff.  
Die Senatssitzung ist pittoresk, aber falsch gesehen. Civilsenat  
des Reichsgerichtes vor einer Alltagssache. Vier, fünf alte  
Herren, schläfrig, in rothen Roben. Nichts von der Span«  
nung, der jähen Angst dieser Stunde. Die Senes der Re\*  
publik, aus den Betten geholt, keuchen aus der Gondel,  
zwischen Fackelträgern, ins Markusschloß; „blitzschnell“, wie  
der Feldherr, sollen auch sie dem Rufe folgen. Durch das  
Scharlachgedräng schieben sich Boten, Matrosen. Das Türken«  
heer ist mobil, schon auf der See, ungewiß nur, ob es den  
Kurs auf Rhodos oder auf Cypern richte. Da, endlich, tritt  
Der ein, den „die Oeffentliche Meinung, des Erfolges unbe«  
schränkte Herrin“ (lange vor der Tyrannis Ullstein« Mosse«  
Scherl« Stinnuli sagts der Doge) an die Spitze des Verthei«  
digerheeres heischt. Der Anblick Othellos schon lindert, wie  
Sauerstoffzufuhr.das Greisenasthma« Verhexung, Entführung?  
Nur schnell; vor dem Morgengrau muß die Adria seine  
Flagge sehen. Empfindet Ihrs im Staatsschauspielhaus? Bild«  
lieh, sprachlich, rhythmisch das Kräftigste: der Auftritt des  
Herolds mit Trommler und Wachmann; für die Ansage eines  
Volksfestes zu stark illuminirt. Wo aber blieb Venedig, wo  
Cypern? Schauplatz der Handlung ist eine Tortenschüssel  
auf fünffach gestuftem Sockel. Schauplatte. Ringsum Hori«  
zont. Herr Jeßner will nicht „ausstatten“ (trotzdem in seinen  
Coulissenschuppenauch genug Gutes ist), will, Donnerwetter,



stilisieren und so? Meinetwegen. Das älteste Siena von Pi»  
casso malen, die Aischylos» Szene von Kandinskij bepinseln  
zu lassen, ginge mit wider den Vernunftstich. Doch graue  
Theorie bleibe uns heute fern. Wir kennen Dramen, die,  
zeitlos, nicht von Umweltsitte determiniert, im Aether wer«  
den, vergehen. Othello braucht Venedig (das schwarze, nicht  
Bassanios und Reinhardts), in Enge die Reibung an ererb«  
ter Patriziergewohnheit, die isolierende Luftschicht auf Kypros,  
braucht dort das Hausgeräth, das den in Verwaltergeschäft  
verschlagenen Krieger dem Auge erkennbar macht. Er ist  
nicht müßig, aber auch nicht in seinem Element; muß, zum  
ersten Mal, Akten lesen, Erlasse wägen; den am Schreib«  
tisch Enthürnten ritzt Jagos erster Giftpfeil. Und wie  
konnte Desdemonens Spätabend wehmuth auf der Torten»  
Schüssel, ohne Schrank, Truhe, Thür, Bett, ohne die Traulich«  
keit und den Wesensduft eines Frauengemaches, der innigen  
Nachhall wecken, der dem Gelärm und blutigen Graus des  
letzten Aktes die Wirkung doppelt? Der erst zeigt das Bett;  
schneeweiß, geräumig, eines Operirwütherichs Wonnetraum.  
Ringsum, noch immer, Horizont. Ward die Senatorstochter  
gewöhnnt, im Freien zu pennen? Aber ... Narrt Gäukel»  
spiel? Nein: neben ihr liegt, leibhaft, breitstämmig, Othello.  
Der schalt sie Hure, brünstige Ziege, schwor ihrer Verrucht«  
heit unerbittlich grausame Rache: und liegt nun, unter der  
selben Decke, neben ihr. Viel ärger, Intendant, als die Idioti«  
sirung Richards ist dieser Frevel; roher noch die Gottesläste«  
rung, die des Gedichtes Magie zerfetzt. Denn durch neunzig  
von hundert Hirnen schwirrt oder krabbelt, da unten, da  
oben, die hochnothpeinliche Bürgerfrage: „Ob sie... ? Oder  
nur ...?“ Auf dem Balkon des Hauses, in dem die Frau  
schläft, ließ der Dichter soeben den Mann aufknirschen:  
„Ich komme, Dirne 1 Dein Blick, Dein Reiz soll mir im Her«  
zen sterben, Dein sündig Bett das Blut der Sünde färben."  
Ließ ihn ins Zimmer der Schlafenden treten, das Licht löschen,  
sein Schwert ablegen. Daß der Regisseur wider Dichters  
Befehl, in der Verhängnißstunde, handelt, daß er, weil auf der  
im All schwebenden Schüssel weder Wand noch Thür ist,  
Emilia also nicht pochen, Othello nicht öffnen kann, den Wort«  
laut willkürlich ändert: was, all in seinerD ünkelsf ülle, ists neben

## 280 Die Zukunft

der Seelenblindheit, die solche Bettgemeinschaft, nach dem Geschehenen, möglich wähnt 1 Erst der verblutende, im Selbst« opfer entsühnte Leib des Helden sinkt auf das Bett, das ihn nun nicht mehr, als „sündig“, widert. Muß ich berichten, wie emsig der preußische Staatsafrikaner drin turnt, wie rüstig er die Frau zwischen seine Oberschenkel klemmt, sich auf ihr austobt, sie, als wärs Balg, hin und her zerrt, und daß selbst Vene« dig's Gesandter und Jagos Entlarvung ihn nicht aus dem molligen Turnplatz aufscheuchen? Gewissen mußte Herrn Kortner verbieten, solcher Weisung zu gehorchen. Büßers» qual muß Herrn Jeßner allstündlich, beim Mahl noch und mitten durchs Traumbild von Lustgepinkel der Rezensenten, ins Ohr gellen: „Nie wieder Blufil Wolle die Sache, nicht Dich! Lerne als demüthigen Diener des Dichters Dich fühlen, redlich von seinem Geist, dem Du in Treue das lebendige Kleid weben sollst, Dich mühen und meide wie Pestland den Qualmpfad der pfiffigen Buben, deren äffisch kletternde, springende, schwitzende ExcentricRegie nach der Zeitung schielt (und stinkt).“ Dann erst krönet ihn. Amen.

## Die Alten Moskauer

1905. Rußlands Krieg gegen Japan hatte nur Niederlagen gebracht. Aus der allzu laut angekündeten Revolution war nichts geworden als Meuchelmord und Winkelgemetzel. Europa hatte sich von dem ersten Staunen erholt und fand die Geschichte nur noch komisch. Das ist der junge Riese, vor dessen Wink alle Staatsgewalten einst bebten, das im Westen umworbene, im Osten gefürchtete Weltreich? Nir« gends Zucht; noch nicht einmal der Wille zur Organisation; nirgends ein Mann. Ein faulendes, zerfallendes Barbaren» land; unsere Liberalsten hatten es immer gesagt. Knirschend trug der Russe die Schmach. Das haben wir nun. Nicht nur den Jammer, die Noth dieses dummen Krieges: für jeden Einzelnen auch noch die Schande, das Bewußtsein persön« licherEntwerthung. Das hat derTshin uns mit seiner Leistung beschert. Und keine Hilfe. Europa will uns nicht hören. Hat Alles vergessen, was wir ihm gaben. Dostojewskij, Tolstoi, das ganze Geschlecht, das aus Gogols „Mantel“ erwuchs. Kam solches Fsychologengenie, solche Epenkunst aus kultur« losem Boden? Durften Rjepin, Aiwasowskij, Trubezkoi, \



Somow sich nicht neben Eure tüchtigsten Maler und Bildner stellen? Warum horchet Ihr auf Die jetzt nur, die ihr Vater« land schmähen, ihm Schrecken sinnen, wie einer Negerrepublik ihm Eure aufgetragenen Kleider anziehen wollen? Keine Ant« wort. Auf allen Gassen nur der Ruf, Rußland sei zum Unter« gang reif. Auch die Literatur habe ihm nur Unheil gebracht: das Volk, statt es zur That zu spornen, in fromme Träume gelullt. In Moskau wurde ein Mimenhäuflein ungeduldig. Gar zu albern, überall zu hören, daß wir nichts können, zu jedem sehenswerthen Werk untauglich sind. Leute, die seit acht Jahren auf weise abgegrenztem Gebiet redlich gearbeitet hatten. Nicht in der Zunft erwachsen, doch mit allen Kün« sten der Zunftmeister vertraut. Um die Mitte der neunziger Jahre wars auch auf Rußlands Brettern lebendig geworden. Hoftheater und pariser Truppen in beiden Hauptstädten: ganz schön. Nur ein Bischen langweilig, Dramen und Spieler stets aus Frankreich zu beziehen. Unsere Menschen und unsere Konflikte sind anders. Gribojedows „Unglück, zu viel Geist zu haben“, Gogols „Revisor“, Pisemskijs „Leibeigener“, Ostrowskijs Kleinbürgerkomoedien, manchmal sogar Tolstois „Macht der Finsterniß“ und „Früchte der Bildung“ werden ja aufgeführt; geben uns aber auch nicht viel von noch mo> dernem Erleben. Unseren Jungen, Allen, die nach Garschin kamen, und der Jeune Europe, der so Großes gelungen sein soll, ist die Gnadenpforte gesperrt. Dazu das alte Weh und Ach offiziellen Bühnenbetriebes. Großfürstliche Launen. Weiberwirthschaft. Keine Intimität, kein Zusammenhang zwischen Literatur und Theater. Antoine hat in Paris ge« zeigt, wie mans machen muß. Hat Autoren und Spieltalente gefunden und allmählich selbst die stolze Kundschaft der Comedie in sein Rebellenheim gelockt. Alexej Suworin machts in Petersburg nach. Spielt alles Neue, Alles, was in Europa Marktwert hat. Immer die Petersburger] Die bilden sich in ihrem Rieselsumpf längst ein, die Kultur gepachtet zu haben, und belächeln das träge, aus der Mode gekommene Mütterchen Moskau. Denen müssen wir endlich zeigen, daß wir nicht die rückständigen Asiaten sind, für die sie uns halten. Konstantin Alexejew, ein Industrieller, hatte mit Herren und Damen aus der moskauer Gesellschaft Theater ge«

## 282 Die Zukunft

spielt. Leichte Sachen: Lustspielchen, Vaudevilles, Schwanke, Operetten. Als der Erfolg den Versuch krönte, wurde aus der Spielerei bald heiliger Ernst. Der Millionär Morosow gab Geld, der Dramatiker Nemirowitsch»Dantschenko literarischen Rath: der Wettkampf mit dem Kaiserlichen Theater war möglich. Moskau jubelte, Petersburg fand Alles hoch übertroffen, was die Franzosen ihm je geboten hatten. Durfte man sich hinaus wagen? Gefährlich. Frau Sawin hat die Berliner nicht interessirt. Gewiß spielen sie dort viel besser. Stanislawskij hat ja in Meiningen erst gesehen, was ein Re»gisseur vermag. Jetzt, aber, in solcher Noth, im Gestöber schmähenderRede darf man nicht zagen. Immerhin wird Europa sagen, daß wir fleißig gewesen sind; wird der armen Heimath ein Bischen Achtung zu erstreiten sein. Mehr können wir leider nicht wirken. Das Künstlerische Theater ging auf die Reise. Der Russe hat die Optik des Epikers; hat sie auch, wenn er sich um theatralisehe Wirkung bemüht. In der Heimath konnte ihm solche Wirkung gelingen: der Zeiger rückte im Zarenreich langsam vor und das Publikum hatte Muße, be«dächtig die Dinge, die ihm vors Auge gestellt werden, zu betrachten. Der Europäer möchte im Eilzugstempo ans Ziel, möchte in-dem aufgeblätterten Buch, das nach des Tages Last über kurze Abendstunden hinweghelfen soll, rasch die letzte Seite lesen; der Russe freut sich der Reise, die seines Daseins traurige Monotonie angenehm unterbricht, und ist zufrieden, wenn das Buch recht viele Blätter hat, auf denen bunte, blutrünstige oder zu Fröhlichkeit stimmende Geschieh«ten verzeichnet sind. Uns erzählen die slawischen Bühnen»Prätendenten zu viel; der Neugier ihrer Landsleute können sie nie genug erzählen. Dazu kommt, daß der russischen Massenpsyche der eigentliche dramatische Nerv fehlt; daß sie zu rücksichtslos hitziger Parteinahme sich schwer nur ent\*schließen kann. Der Russe ist, selbst derMushik, vom Rassen«genie zu reichlich mit psychologischem Spürsinn bedacht, als daß der kindliche Versuch, die Menschheit in Engel und Teufel, in Ganzgute und Ganzschlimme zu scheiden, ihn befriedigen könnte; er hat imLeid seines Erlebens alles mensch«liche Geschehen von beiden Seiten, der hellen und der sonnen«losen, kennen gelernt, ahnt die Komplizirtheit aller Triebe



Theater

283

und Hemmungen in der bete humaine und sieht in dem Verbrechet sogar, in dem von der Staatsgewalt mit dem Kains» zeichen Bemakelten, nur den Unglücklichen, dem die ge« schäftige Phantasie tausend mildernde, erklärende, entschul» digende Umstände sucht und findet. In der slawischen Zone zärtlichen Mitleidenskultes wuchs der Welt noch kein großer Dramatiker. Katharina wollte mit derbem deutschen Herrn» wort ihrer neuen Heimath schnell eine Dramatik schaffen; bald aber mußte auch sie einsehen, daß aus unfruchtbarem Boden nicht auf Kommando zu ernten ist und daß ihr Der« shawin (dessen Oden noch heute in Rußland Bewunderer haben) auf eigenem Grund nur nachahmende Handwerker' arbeit zu liefern vermochte. Die dramatische Dichtung der Russen, deren Epik seit Gogols Tagen mächtig in die; Welt» literatur gewirkt hat, war bis gestern unter fremdem Einfluß geblieben: die Tragiker haben sich an Victor Hugo, Dela» vigne und deren Erben gehalten, die Komiker der Technik und Typenkunst Molières nachzustreben versucht. Die moskauer Künstler kamen. Aus der Stadt, der ein deutscher lutheri» scher Pastor, Johann Gottfried Gregory, im siebenzehnten Jahrhundert (unter Alexej Michailowitsch, dem Zögling eines Morosow) das erste Theater und die erste Theaterschule schuf. Und gaben Deutschland mit Zins und Zinseszins zurück, was die russische Kunst einst von ihm empfing. Sie brachten kein starkes Drama, nicht eins von hohem Eigenwerth: und doch war jeder Abend ein Sieg. Wie wurde Das möglich? Sie spielten zuerst das Mittelstück aus der verschollenen GodunowTrilogie des Grafen Alexej Tolstoi. Ein acht» bares Historienspiel; ungefähr auf der Linie von Delavignes Ludwig dem Elften. Der Europäer mußte nachdenklich werden, wenn er hört, daß ein Drama, in dem ein Zar als halbidiotischer Schwachkopf dargestellt ist, lange vor der „Revolution" auf russische Hof Bühnen kommen konnte. Ro» mantischer Ueberschwang im Stil Hernanis und der Maria Tudor ist gemieden und mit ernsthaftem Eifer, ohne um Gunst zu buhlen, versucht, die Handlung aus der Wesen» heit der Menschen erwachsen zu lassen. Zar Fjodor Iwano» witsch, der Sohn des Schrecklichen, ist sanft, liebenswürdig, gutmüthig, doch ein Männchen ohne Knochen, ohne her«

## 284 Die Zukunft

rische Entschlußkraft und hellen Verstand. Der Tatarensproß Boris Godunow, sein Schwager, ist klug, zäh, tapfer und rasch zur That: ein Bonaparte aus kaltem Orient. Die Bojaren schwanken zwischen dem angestammten und dem imponirenden Herrn. Wenn der Zar zur Scheidung von seiner holden Irina gezwungen würde, wäre Boris entwurzelt. Wenn sie den Zarewitsch Dmitrij zum Gossudar ausriefen, wären sie von dem Schwärmer und von dem Hausmeier befreit. Da kommt die Kunde, Dmitrij sei in Uglitsch gestorben und der Tatarenkhan rücke mit seiner Horde gegen Moskau vor. Zagend vernimmt es der letzte Rurik; nur weinen kann er und aus seiner Ohnmacht die Frage himmelan senden, warum gerade er zum Kaiser ausersehen sei. Boris aber kennt kein Zaudern. Ordnet, wie in ruhiger Zeit, die Staatsgeschäfte, giebt, um die Bojaren jetzt nicht zu reizen, einem zuverlässigen Manne den Oberbefehl über das Heer und folgt ihm als einfacher Kriegermann in den Kampf gegen die Horde. Das ist der politische Inhalt des Dramas.

Daß Russen es einst mißverstanden, ist nicht dem Regisseur zuzuschreiben. Herr Konstantin Alexejew, der sich als Schauspieler Stanislawskij nennt, hat seine Aufgabe klar erkannt. Die Historie lebt in jedes Russen Gedächtniß, die Intrigue ist schon welk, die Wesensart der Menschen zum Monotonen, im Lauf der Handlung zu wenig entwickelt, um drei Stunden lang fesseln zu können. Wo ist der tiefste Punkt des Gedichtes? In dem Verhältniß des Volkes zu seinem Zar. Von hier aus muß diese Welt erbaut werden. Nur zweimal zeigt uns der Dichter das Volk. Zuerst kündigt der Zar ihm, Boris habe sich dem mächtigen Bojaren Shujskij versöhnt; dann, vor der Erzengelkathedrale, erfährt es, daß Shujskij, den Boris einkerkern ließ, sich getötet habe, Fjodors Bruder Dmitrij gestorben und die Horde in Moskowien eingefallen sei. Diese zwei Gelegenheiten müssen genutzt werden. Jede einzelne Gestalt in den Haufen hat persönliches Leben; und doch seufzt und jubelt, winselt und brüllt aus Aller Brust die russische Seele. Die Massenpsyche einer bestimmten Zeit. Wir sehen etwas Merkwürdiges, westlicher Gewöhnung kaum Faßbares. Dieser Zar ist Gott und ist Bruder. Der stolzeste Bojar und der elendeste Mushik wirft sich dreimal



vor ihm in den Staub, berührt, wenn er ihm naht, mit dem Haupte dreimal die Erde; und spricht mit ihm dann wie mit Seinesgleichen. Die Formen der Anbetung; und den' noch nicht der Gestank aus dem Pferch der Knechte. Jeder weiß: Väterchen ist ein schwaches Kerlchen, das stes das Gute will, oft aber, aus Schwachheit, das Böse schafft, ein armes Menschenkind, das seines Lebens nicht froh und des Geschickes nie Meister wird; doch unser Väterchen. Batjushka,, dem wir gehorchen müssen. Gott gab ihm die Krone, Gott wird ihn führen, Gottes Allmacht uns vor dem Schlimmsten gnädig bewahren. Gott, der ihn im Schoß einer Zarin weckte, beten wir an. Was könnte ein Godunow uns sein? Den rief der Herr nicht zum höchsten Amt. Der bliebe uns immer ein Fremdling. Fjodor Iwanowitsch gehört zu uns, wie unsere schwarze Erde, wie unser harter Winter und andere Mühsal, die wir lieben lernten; und wie wir Iwans Faust küßten, weil Gottes Zorn sie geballt hatte, so müssen wir uns auch vor dem Zärtling beugen, der vielleicht ge\* sandt ward, die uns vom Vater geschlagenen Wunden zu heilen. Bei aller Ehrfurcht bleibt man mit Väterchen aber auf Du und Du; zupft ihn am Rockzipfel und schwatzt, wie mit dem Nachbar, mit ihm, bis er ungeduldig wird. Spricht man zu Gott denn anders? Der läßt sich auch nicht Euer Majestät nennen, heischt auch nicht, daß man stumm auf seine Ansprache warte. Alle Obrigkeit ist von Gott; ist sies nicht, so maßt sie sich nur Herrnrecht an und darf von uns nicht Gehorsam fordern. Zar, Pope, Polizeimann, auch wenn sie die Amtspflicht nicht erfüllen, stehlen, Hurerei treiben, trunken im Straßenschmutz liegen, haben vom Welten«schöpfer einmal die Weihe empfangen. Frage nicht, Brü»derchen, wie ihr Wandel ist, sondern bücke Dich vor der heiligen Macht, deren Gefäße sie sind. Diese islamische Stimmung mußte gezeigt werden; sonst war der Sinn des Dramas nicht zu verstehen. Und die Kunst eines Meisters wirkte ihr das Gewand.

Auch der Pracht des alten, von der Tatartshina noch nicht völlig aus der Demokratie gelockerten Zarthums. Fühlt der liberale Europäer nicht, daß er im Orient ist? Das Schloß funkelt von Gold; die Karawane hat köstliche Stoffe

Die Zukunft  
und edles Gestein herbeigeschafft; Wand und Decke prangt  
in leuchtenden Faiben. Jeder Äojar kleidet sich wie im  
Westen kein mittlerer Territorialherr; und das zerlumpte  
Volk, dessen harte Fronarbeit die Häufung solcher Schätze  
ermöglichte, stöhnt nicht, sondern freut sich des Pompes.  
Wie in eine Höhle kriecht man ins Schlafgemach der Zarin;  
und scheut sich doch nicht, auch da den Gossudar mit Bot»  
schaft und Warnung zu suchen. Hörtet Ihr im Westen je  
eine Glocke, die wie diese klang? So ruft, mit tausend  
Zungen, nur die Allmutter Moskau. Hell tönt es, nicht  
schrill; schnell schwingt der Klöppel und für unser Gefühl  
ists im ersten Augenblick gar nicht feierlich. Ueber die  
Menge aber kommts wie Verzückung, wie die Erfüllung  
sehnsüchtiger Traum wünsche. Oder ists Hysterie? Das  
windet sich wie im Krampf, schlägt die Brust, lallt irre Laute,  
steht starr und stürzt dann, als hätte aus den Wolken sich  
eine Hand gereckt und den Aufrechten mit einem Streich  
gefällt. Die Glocke wimmert und jauchzt, das Land schluchzt  
und erbebt in Hoffnungwehen; und auf seiner Höhe krümmt  
sich der Zar: Warum ich, Urewiger? Warum gerade ich?  
Ihrer Heimath, dem Europäern noch immer unfäßbaren  
Räthselreich, gaben die Moskauer Körper und Stimme: so  
wurde ihr erster Sieg möglich. Nach Tolstojs Zarentragoedie  
brachten sie uns Gorkijs „Nachtasyl"; ließen nach dem alten  
auch das neue Rußland sehen. Wie schwach das Drama ist,  
wie arm an äußerem und innerem Geschehen, merken wir  
erst, wenn die Worte, weil sie russisch gesprochen werden,  
auf unser Ohr nicht wirken. Wundervolle Erquickung, im  
Theater einmal nur die Aktion zu genießen,' nicht dem Ge»  
rede (dessen Ueberfülle unser Drama nachgerade zu ersticken  
droht) mit ängstlicher Lauschgier folgen zu müssen. Aber  
nur wenige Dichter bestehen die gefährliche Probe; die  
meisten sind schnell verloren, wenn Wortkünste ihnen nicht  
in den Schein dramatischer Wirkung helfen. Herr Gorkij  
kann reden, klug, nachdenklich, hitzig, in guter Stunde auch  
kleine Menschheit gestalten, hat aber nicht den Athem des  
Weltenschöpfers, nicht die große Vision, die einen Kosmos  
gebiert Und ohne erläuternde Worte sich Wirkung erzwingt.  
Er hat das refugium peccatorum, das er uns zeigen will, lange



gesehen und kann es drum schildern; wie ein ungewöhnlich begabter Reporter, ein russischer Conan Doyle, der die erlebten Vorgänge gern ein Bischen illuminirt. Aristide Bruant und Xanrof haben diese Sachen besser gemacht. Im grauen Alltagslicht würde das Häuflein der Entgleisten, Verschütteten weniger reden, agiren, tragiren. Daran zu denken, reizt uns der manchmal sehr mühsam aufgebotene „Realismus“ der Milieudarstellung. Nun verstanden wir auch die Worte nicht; konnten über Lukas fromme Späße nicht lächeln, den pöbeln tirlen, Beifall heischenden Jammer des Barons nur aus der Geberde errathen. Hüllenlos trat der Mechanismus des Stückes vors Auge und wir sahen, wie kahl all das Gerüst vor uns steht. Für den Regisseur ist bequem. Illuminirtes Elend: Das kann heutzutage Jeder; bei Antoine, Reinhardt und Brahm machte man ungefähr eben so gut. Nur zwei Impressionen sind mir geblieben. Abend im Nachtsyl. Zwei Oellampen spenden karges Licht. Hinter braunen Fetzen wehrt die Schlossersfrau sich gegen den Tod, der ihr sanft doch, als Erlöser aus langer Qual, naht. Auf der großen Pritsche der Baron mit zwei Lastträgern und einem Schiffbrüchigen beim Kartenspiel. Der Schlosser und der delirirende Mime sehen zu. Väterchen Luka sitzt am Lager des vergrämten Weibleins, das den Knochenmann heranschlurfen hört. Nach der Vorschrift soll, wenn der Vorhang aufgeht, sofort geredet, dann, während das Gespräch weitergeht, von zwei Stimmen eine Strophe gesungen werden. Der russische Regisseur läßt die ganze Kumpanei singen; und dann erst das Gerede beginnen. Die Wirkung ist mit Worten nicht nachzumalen. Man hört den Stimmen an, daß diese Männer gar nicht an den Gesang denken; innerlich mit ganz Anderem beschäftigt sind: mit dem Kartenspiel, mit ihrer Lage, mit dem Leben, das hinter den braunen Fetzen verflackert. Wider den Rhythmus, den Sinn des Liedes steigern, beschleunigen, färben sich diese Stimmen und verrathen, was in jedem Sänger vorgeht. Aus dem deutschen Text wissen wir, daß da von der Sonne gesungen wird, die nicht bis in den Kerker dringt; von einem Gefangenen, der seine Ketten nicht sprengen kann. Wollens jetzt aber nicht wissen. Da stöhnt eine sterbende Frau und ein vom Schicksal weichgeklopfter Alter streichelt ihr zärtlich

288  
Die Zukunft  
die hagere Wange. Und dicht daneben hocken Menschen,  
die nichts gemein haben, die von den Polarkreisen des Er»  
lebens kommen, und erhitzen sich beim Kartenspiel, das dem  
Glücklichen ein paar Kopeken bringen kann. Nichts gemein?  
Die Sorge ums Brot für den nächsten Mittag; das ganze Leid  
der Kreatur. Einerlei, ob Der Baron, der Andere Packknecht  
ist Ihre Stimmen vermählen sich; und auch ihr Fühlen klingt  
zum Choral zusammen . . . Dann das Gebet des Tataren.  
Wir kannten ihn kaum. Ist er ein Fürstj wird er nur vom  
Spott so genannt? Nun spreitet er Etwas über sein Pritschen»  
plätzchen, ein Tuch, eine Matte, kniet drauf, wiegt sich in  
den Hüften und betet. Lange; so lange, daß dieses lautlose  
Asiatengebet auf Ungläubige komisch wirken könnte. Doch  
keine Lippe verzieht sich. Die Inbrunst des Gestus bannt  
die dreisteste Lachlust. Und es ist, als belebe sich allmählich  
das steinerne Antlitz dieses Menschen; wie eines Götzen»  
bildes, das im Wirbel umgebender Ekstasen zu athmen an»  
fähngt. Als kennten wir diesen Tataren. Gewiß: ein Fürst.  
Der Ahn herrschte hier. Entwaffnet; in Fron erniedert, zwischen  
Diebe und Säufer gepercht; und die Haltung, der Ton des  
Wesens immer noch fürstlich. Und wieder fühlen wir Ruß«  
land uns näher. Strolche, die andächtig schwärmen, Ver»  
brecher, die mit dem Schutzmann auf Du und Du sind; und  
in der rechthgläubigen Gemeinde der fremde Bruder Tatar.  
Vom Kopf bis zur Zehe russische Menschen. Nur der  
Baron ist anders; in Typus und Geberde mehr Europäer;  
nicht nur aus anderer Klasse. Der deutsche Regisseur hat  
nicht bedacht, daß Moskowien keine Barone hat, ein Baron  
für den Russen nur ein Balte sein kann. Herr Katschalow (der  
als das nach Stanislawskij stärkste Talent der Truppe gilt, den  
Marcus Antonius und den Prinzen Hamlet spielt, in Berlin  
damals aber zu keiner großen Aufgabe kam) giebt ihn  
als Balten. Seinen kurländischen Dialekt, über den der Russe  
lacht, hört unser Ohr nicht; doch das Auge sieht, daß es  
einen Menschen anderer Rasse vor sich hat. Nicht oft zeigt  
Gestalterkraft auf den Brettern sich so diskret. Keine Wirkens»  
möglichkeit wird versäumt; und nie kokett nach Beifall ge»  
blinzelt. Sehr gut ist auch sein Mädchen. Famos, wie diese  
Nastja, sobald ihre Wuth für Sekunden verglimmt, die Ciga«



rette wieder ansteckt. Jede Gestalt lebt im eigenen Licht und steht richtig im Raum. Der trunksüchtige Schauspieler ist kein Delobelle, dessen Hirn noch der Glanz einst erbrüllter Siege umflimmert, sondern ein fast schon zertretenes Würmchen, das im Alkoholdunst nur müde noch zuckt. Luka kein ehrwürdiger Apostel, sondern ein fideles Schlauköpfchen, das sich eine Spelunkenphilosophie zurechtgemacht hat und mit seinem pfiffigen Altruismus längst nicht mehr Prügel einhandelt. Um Haupteslänge aber ragt Satin über Alle hinaus. Eine kleine Rolle. Ein Halbgebildeter, nicht mehr ganz jung, irgendwie deklassirt und ohne Hochmuth nur im Sumpf heimisch. Auf der Pritsche liegt er und gähnt; und das Gähnen schallt wie Geheul. Richtet sich auf, reibt die Augen, stiert auf die Gefährten; und langsam löst sich die Zunge. Fremdewörter werden ausgespien, wie Schleim, der morgens den Erwachten belästigt. „Organon“, „Makrobiotik“ „transzendental“. Was nützt solche Wissenschaft hier im Nachtsyl? Ueber dem grauen Bart und den Schmatzlippen lachen zwei dunkle, lüsterne Augen. Ein Schwung: der Kerl steht auf den Beinen. Lang, sehnig, stark, reizend verludert. Den könnte Frans Hals gemalt haben. Er räkelt sich; und der Lummel hat eine allerliebste freche Grazie. Der (noch ehe er viel geredet hat, fühlen wirs) ist der König in diesem Reich. Er ist: Stanislawskij. Erst in Tschekows „Onkel Wanja“ lernen wir ihn ganz kennen. Wieder ein Drama ohne Geschehen, ohne äußere Aktion und innere Entwicklung. Wieder eine andere Provinz russischer Menschheit. Russisch die ungeheure, an die Ehrfurcht des pekinger Reiskärners vor dem Literatus innernde Schätzung der Gelehrsamkeit. (Herr Professor Zerebrakow, ein träger Wanst und Schwätzer, hat den Nimbus des großen Gelehrten und Cerebralmenschen: und die Sippe opfert sich seinem Ruhm; keucht und schwitzt unter Lebensmühe, auf daß dem Unermeßlichen kein zum Behagen nothwendiges Putzgeräth fehle.) Russisch die Selbstherrschaft sinnlicher Triebe und die Unfähigkeit, auch nur eine Weile den Willen zu stetigem Thun zu zwingen. (Einer empört sich gegen die Haustyrannie, bedroht den Wanst mit der Waffe, merkt bald aber, daß seine Kraft nicht weit reicht,

und läßt sich kirren; und der Fettklumpen mit der Auf-  
schrift „Herr Professor“ lastet für Lebenszeit nun auf der  
Familie.) Kein starker, auf die Menschen fortwirkender Vor-  
gang; nicht einmal der Plan einer Architektur. „Szenen aus  
dem Landleben“. Ein feiner Poet, dem Krankheit die Sinne  
geschärft hat, führt uns hinaus, öffnet eine Thür und läßt  
uns ein Häuflein seltsamer Menschen sehen. Und wenn er  
die Thür wieder schließt, hat sich nichts Wesentliches ge-  
ändert. Der alte Professor a. D. wird mit seiner schönen,  
muthlos langenden Frau in Charkow genau so leben wie  
bisher auf dem Landgut; schlechte Bücher lesen, werthlose  
Artikel schreiben, essen, trinken und sein Schicksal be-  
stöhnen, weils ihm den Ruhm versagt hat, den es minder  
i Betrachtlichen freigiebig gewährt. Sein Ansehen, der Glaube  
an seine Größe ist ein Bischen erschüttert; doch Schwager  
und Stieftochter werden sich auch künftig kasteien und  
schinden, um seinem Leben die Ornamente zu sichern.  
Ilja Ilitsch Teljegin, der arme Verwandte, der wegen seiner  
Pockennarben das Waffelchen genannt wird, bleibt auf  
dem Gut und braucht nicht mehr, aus Rücksicht auf die  
Nerven des Herrn Professors, so leise an den Saiten  
seiner Guitarre zu zupfen. Schwiegermama durchhackert,  
als hinge an der Erfüllung dieser Pflicht das Heil ihrer  
Seele, sämmtliche Brochuren über die Frauenfrage. Und  
Sonja, das arme unschöne Stieftöchterlein, quält sich weiter,  
die Gutswaaren abzusetzen, addirt, subtrahirt, schreibt Rech-  
nungen aus und schluchzt in die Kissen, weil der Doktor  
ihres Herzens nichts von ihr wissen wollte. Menschen, die  
reden, Stunden lang, halbe Nächte lang, Thee trinken und  
Cigaretten rauchen, auch wohl ernsthaft nachdenken und  
Projekte machen, jäh auffahren, Alles in Scherben schlagen,  
dann die Ohnmacht ihres Willens erkennen, weinen und  
weiterträumen, weiterleiden. Russische Menschen, für die  
es keine Konvenienz, keinen contrat social giebt und denen  
schon die Vorstellung besonnenen Handelns Unbehagen er-  
regt. Korrekt sein, üblen Schein meiden, nach einem die  
Nützlichkeit wägenden Plan sein Leben einrichten: gräßlich  
langweilig; taugt für die steifen, eckigen, fleißigen Deutschen,  
die vor jedem Unternehmen bedenken, was daraus werden



könne. „Entartung“, sagt Tschechow; „Mangel an Kraft zum Kampf ums Dasein, an Selbstbewußtsein, Kenntnissen, Fleiß. Dieser Mangel bewirkt, daß der von Hunger, Frost, Krankheit geschwächte Mensch, um den Rest seines Lebens zu fristen und seine Kinder vor äußerstem Elend zu bewahren, unbewußt, ganz instinktiv nach Allem greift, womit er Hunger und Kälte abwehren zu können glaubt, und dabei, ohne an den nächsten Tag zu denken, schonunglos Alles zerstört.“ Entartung? Die Slawenstämme, die im neunten Jahrhundert die Rodsen baten, ihrem schönen, großen und reichen Land Ordnung und Recht zu schaffen, und sich freiwillig unter die Herrschergewalt der drei Warjaeger Rurik, Sineus und Truwor duckten, waren schon von der selben Art wie tausend Jahrespäter das Geschlecht, dem Nekrassow rieth, dem schrecklichen Geschick sich zu fügen. „Wir können ihm nicht entweichen. Wir liegen noch nicht im Grab, wir leben noch, athmen: und sind für die That doch längst abgestorben. Verdämmt sind wir zu großem Wollen; die Kraft zum Vollbringen ist uns versagt.“ So fand sie einst der Tatarenkhan; und so sind sie geblieben. Auch im Alltagsgeschäft, nicht nur in Revolution und Krieg, ohne ausdauernde Initiative. Menschen, die Alles an ein Attentat setzen, jubelnd, mit frommem Lächeln, vor den Henker hintreten und noch heute bereit sind, ihr Haus, ihre Hauptstadt in Brand zu stecken; doch unfähig, einen von der Vernunft diktirten Plan, der Geduld fordert, in ruhigem Kraftgefühl auszuführen. So ist Tschechows Doktor Astrow. Ein Landarzt; klug, mitleidig, kühn, redlich; immer bereit, zu helfen (und sich im Glänze solcher Hilfeleistung dann stolz zu spiegeln), nie, zu emsiger, unscheinbarer Arbeit in Reihe und Glied zu treten. Bäume pflanzen und pflegen, in der Wildniß Kultur schaffen, seis auch nur im engen Bezirk, das Land vor Verfall und Zerstörung bewahren: Das wäre herrlich. Wenn mans nur allein vermöchte! Aber die Masse ist dumm und träg, stumpf und müde, von Hunger und Krankheit gequält; die Wege sind weit und schlecht und nach kurzer, erschlaffender Sommersgluth kommt früh wieder Schneesturm und die weiße Leichenstarre der Natur. Nichts zu machen. Das Klima lähmt und keine Menschengemeinschaft rüstet sich zu hart\*

## Die Zukunft

nackigem Kampfe wider dieses Hemniß, zu einem Kampf, der sie stählen und die Tauglichsten auslesen konnte. Un\*genutzt schlummern die Schätze im Boden. Die Waldpracht wird ausgerodet und wärmt die schmutzige Hütte. Dagegen vermag der Einzelne nichts. Wenn Astrow auf seiner Gedankenbahn zu dieser Ueberzeugung gelangt ist, fängt er zu trinken an; in jedem Jahr mindestens einmal. Dann gehts. Dann wagt er skrupellos die gefährlichste Operation, hat\* fast nie zu bereuen und dünkt sich einen Kerl, dessen Erden«tage eine Spur hinterlassen werden. Nur für ein paar Stunden aber befreit Alkohol von den lästigen Hemmungen. Und nun sieht der Nüchterne wieder, daß er Ostxowskijs „Mann mit dem großen Schnurrbart und den kleinen Fähigkeiten" gleicht, daß er ohnmächtig vor einer Aufgabe steht, die eines geduldigen Riesen Lebensarbeit heischt, und ächzt, wenn er ans Bett eines Kranken gerufen wird, dem er wahrscheinlich doch nicht helfen kann. Eines Tages kommts wie ein Taumel über ihn. Die schöne Frau des Professors: da wäre endlich ein Bischen Lenzjubiläum in grauen Herbst zu bringen. Warum nicht? Der Professor ist alt und kraftlos, die Frau von un«ruhiger Sehnsucht nach Erlebniß erfüllt; und Astrow fühlt an der Reaktion, daß er mit seinem männlichen Schwärmer«trieb auf den Brennpunkt ihrer Weibheit wirkt. Er streckt, Helena Andrejewna an sich zu reißen, die Arme aus, spottet, mit gierig zitternder Lippe, über seine Wehrlosigkeit vor solchem Reiz, umklammert sie eine Sekunde lang, küßt ihren Mund: da werden sie gestört. Noch einmal beginnen? Jetzt sind die Sinne gewarnt; wären zum zweiten Mal nicht zu überrumpeln. Eine lange Belagerung? Dazu reicht die Energie nicht. Lieber mags ein Traum bleiben. Ein Kuß auf die Wange. Adieu. Dabei ließe ers; und die Brunst wäre im Hohn über die eigene Schwachheit bald gekühlt. Jetzt aber bäumt sich die Frau, packt einmal noch den mit allen Nerven Begehrten, preßt Mund auf Mund . . . Der Wagen wartet schon. Der Herr Professor hats eilig. Finita la commedia. Den Doktor, den Herr Stanislawskij uns sehen ließ, werde ich nicht vergessen. Den kenne ich nun besser als. Manchen, der oft in meinem Zimmer saß. Diese Haltung, mit hängenden Schultern und nach vorn wippenden Knien.



Im Auge den glänzenden Wurm der Wälsungen; und in den abgetragenen Kleidern eine Noblesse, daß Onkel Wanja mit seiner schönsten Kravatte neben ihm wie ein geschniegelter Subalternbeamter aussieht. Mit vierzig Jahren schon grau, abgearbeitet, verwahrlost, struppig, die feinsten Furchen der Persönlichkeit vom Alkohol weggespült. Und doch begreift man, daß er zu jeder Frau den Blick heben darf, jede sich gern in seinen Arm träumt. Auf diesen Trümmern adeligen Menschenthumes liegt der Glanz einer Sonne, die . in ein seltsames, wildes, nie beschriebenes Glück zu locken scheint. Wenn er in leichtem Rausch tänzelt, bleibt er vor»nehm. Wenn Helena Andrejewna, die erforschen will, ob er die Liebe der Stieftochter erwidere, durch eine Schwe»bung der Stimme, durch die dunkle Färbung der Pupille die Unrast, das Verlangen ihrer Seele verräth und er, wie «rs gewöhnt ist, ehe er eine Diagnose stellt, auch hier un»willkürlich das Perkutirhämmerchen aus der Tasche holt, leuchtet der verwüstete Kopf von lustiger, lüsterner Klug»heit. Noch ists Experiment; auch in der Frau nur der keusch aufdämmernde Gedanke, wie schön es sein müsse, Diesem im Geist sich zu vermählen. Nun aber wittern die Thiere «inander. Wie ein Panther, der zum Sprung ansetzt, knickt er zusammen, reckt die Fänge: und hält die Beute. Sie wollte sich wehren und kanns nicht.' Hat die Arme gehoben und läßt sie sinken; als brächen sie, wie dürre Zweige im Sturm. 'Nie vielleicht ist die Trübung des Bewußtseins, die der Ge«schlechtstrieb wirkt, das plötzliche Versinken ins Animalische auf einer Bühne so sichtbar geworden. Auch Tschechows Witwe, die sich mit der komplizirten und undankbaren Rolle der Helena Immakulata abquälen muß, zeigt mit klügstem Takt, wie in der Dame das Weibchen erwacht, und hüllt im Sinken noch den erglühenden Leib in einen Schleier, der ,uns den grausigen Anblick maenadischer Wuth erspart... Jede Rolle wird so gespielt, daß nichts zu wünschen bleibt. Wundervoll der gedunsene Professor mit der soignirten, wie mit Kapaunenfleisch gepolsterten Hand; eine ungemein re»äsentative Menschenfassade, hinter der man keine Wohn\*stätte suchen darf. Das runde Waffelchen, das im Gutshof nur geduldet ist, nicht zu viel Platz einnehmen will, nur

294  
Die Zukunft  
mit halbem Gesäß deshalb schüchtern auf dem schlechtesten  
Stuhl kauert und über jedes Späßchen doch so herzlich lachen  
kann, daß der Zuschauer den Reiz im Zwerchfell zu spüren  
meint. Und als unschöne Stieftochter Frau Lilina- Stanislawski).  
Ein feines, kluges, verhärmtes Mädchen. Ein Schattenpflanz\*  
chen, dem immer nur Thränen die Wurzel tränkten.  
Wieder hatte der Regisseur die hier von ihm geheischte  
Pflicht klar erkannt und mit getreuster Sorgfalt erfüllt. Tsche»  
chow nicht wie Gorkij behandelt. Dort war ein Zustand  
zu zeigen, die Illusion eines Gewimmels zu schaffen; das  
Verbrechermelodrama braucht starke Farben und wird erst  
durch die wirre Fülle aller in solcher Elendsherberge mog\*  
liehen Nebengeräusche recht lebendig. Bei Tschechow muß  
Alles gedämpft sein, matt, blaß; russisches Landleben auf  
die Bühne zu bringen, den Hintergrund mit bunten Typen  
zu füllen, wäre leicht; wäre aber falsch. Nur um die Men\*  
sehen handelt sichs hier; um Dialoge, seelische Betastungen  
und Perkussionen, aufzuckende und verhuschende Regungen»  
von denen die Aufmerksamkeit nicht abgelenkt werden darf.  
Den Ton dieser Schwächlinge stimmen und ihrem Denken  
Atmosphäre geben: mehr darf der Regisseur hier nicht thun.  
Nichts Schwereres konnte ihm zugemuthet, nicht mit noblerer  
Kunst die Aufgabe bewältigt werden. Unser Ohr fühlt, daß  
diese Menschen schon lange zusammen leben, Einer an des  
Anderen Stimme und Denkart gewöhnt ist und die leiseste  
Andeutung sofort versteht; und daß nur der Doktor von  
draußen kommt, aus fremdem Erleben. Wie oft sähet Ihr  
auf den Brettern wohl eine Familie, deren Familiarität Euch  
glaubhaft schien? Hinter den Coulissen, merktet Ihr, kennen  
sie einander nicht. Und hattet beim Eintritt in jeden Familien\*  
kreis doch empfunden, wie anders Eure Stimme, Euer ganzes  
Wesen klinge als dieser engen Gemeinschaft. Die Russen  
waren so intim, daß der Hörer sich wie ein Horcher vorkam»  
wie ein Eindringling, dem Diskretion gebiete, schnell wieder  
zu verschwinden. Die Leute ahnen ja nicht, daß sie belauscht  
werden; sind auf Besuch nicht vorbereitet. Der Kronleuchter»  
die Möbel mit SchutzüberzügeKverhüllt. Auf dem Tisch  
die Reste des Mahles. Alles unsa/uber. Jeder im schäbigen  
Hausrock bei der Alltagsverrichtuing. Ists nicht häßlich, arg«  
losen Menschen ins heimlichste/ Leben zu gucken?



Ein Theater, das nur der Kunst, nicht dem Kapital, zinst, nicht auf Maximaleinnahmen angewiesen ist. Ein Theatergenie und ein tüchtiger Dramatiker theilen sich in die Herrschaft. Ein Stück, das nicht ganz fertig, nicht im winzigsten Detail erwogen und nach Menschenermessen gegen alle schlimmen Zufälle gefeit ist, darf noch nicht auf die Bretter. Fünfzig, sechzig Proben; ists nöthig, noch mehr. Die feinste, fruchtbarste Arbeit beginnt erst, wenn bei uns der Herr Direktor schon das Rampenlicht an« zünden heißt. Einem, der sich unter kundiger Führung durchaus nicht in seine Rolle finden kann, wird sie abge» nommen. Und experimentirt, bis das Erreichbare erreicht ist. Mit Alledem ist die Leistung noch nicht erklärt. Diesen Menschen ist das Theater nicht Geschäft, nicht Vergnügen. Sie fühlen sich als Träger einer nationalen Mission. „Das Vaterland blickt auf uns; das arme Rußland, dems so schlecht geht und über das Jeder draußen die Nase rümpft. Dem müssen wir Ehre machen. Beweisen, daß auch bei uns ernst« haft gearbeitet wird, kluge Organisation und straffe Zucht möglich ist. Jeder Abend wird zur Schlacht. Mag es den letzten Blutstropfen kosten: wir müssen siegen!“ Sie haben gesiegt. In großen und kleinen Städten selbst spröde Herzen Rußland kennen gelehrt. Kennen, und mitleidig lieben. .... Aus vergriffenen Heften sammelte ich diese Stücke. Weil die Moskauer, ohne ihr Haupt, ein heimloses Zug« vogelschwärmchen nur, wieder in Berlin sind? (Ich werde sie kaum sehen. Einem, dessen Arbeitertrag mit der Mark gesunken, nicht mit Papierpreis und Löhnen gestiegen ist, wird Theaterbesuch in Schieberien zu theuer.) Die Erinne\* rung an Stanislawski] s Künstlerisches Theater wurde geweckt, weil sie, sanfter und doch klarer als Rüge, empfinden lehrt, was unseren „Betrieben“, allen, fehlt. Alexej Tolstoi, Gorkij, Tschechow: aus dem von ernster Liebe selbstlos betreuten Beet wächst Kleines in Größe. Wenn Götz durch die Manege brüllt, was der reife Goethe ihn verschlucken hieß, Adelheid dem Vehmrichter die Lenden spreizt, Othello, weils doch be» zahlt ist, noch einmal „der Liebe pflegt“, verzwergt das Ge» niewerk und Mistbeetesdünste verscheuchen die Gottheit. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G.m.b. H. in Berlin.

Bankhaus  
Fritz Emil Schüler  
DÜSSELDORF  
===== Königsallee 21 ==  
Für Stadtgespräche: 982, 1964, 2264, 5108, 5403, 5979,  
8665, 16386, 16295, 16453; für Ferngespräche: F 101, F 102,  
F 103, F 104, F 105, F 106, F 107, F 108, F 109, F 110  
Telegramm-Adresse:  
„Effektenschüler“  
Kohlen-, Kali-, Erzkuje / Unnotierte Aktien u. Obli-  
gationen / Ausland. Zahlungsmittel / Akkreditive  
Scheckverkehr/Stahlkammer/Ausführt. Kursberichte  
Mitglied der Düsseldorfer, Essener und Kölner Börse  
Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und  
ausländ. Börsen sowie sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.  
(Otto tlarftttMC5 j  
[ Berlin HU) 7 ^mftcröam ♦ Hamburg j  
| Unter ben Einben 27 ©änfemarft 60?  
Unicf l»en und Renten-Cc|tEl.mfinöcind)ere|tnlagen  
Deoijfen < juträfftot < KreDitbriefe  
Umtoedjflung frember (Selbforten  
ju fulanten Sebingungen  
Mknng aller Bant- unDBörfuntranaaftioncn  
: Sereittvittige 3(uefunft<<5rteiuing ü&er 3n(ufttrtc<Papi«re —  
♦ Finanzierungen ♦  
■ lelegrommc:6iefimaritW'Berlfn-3Ror(itf»pam6ura^3enlrum9153,9i54,50&9,925,8026 j



Soeben erschienen:

MAXIMILIAN  
HARDEN

KÖPFE  
Gesamtausgabe in drei Bänden  
Geheftet 150- Mark, in Halbleinen 225 - Mark  
KÖPFE I. Inhalt: Der alte Wilhelm - Bismarck - Kaiserin  
Friedrich — Johanna Bismarck — Richter — Stöcker —  
Gallifet — Holstein — Waldersee — Ibsen — Zola —  
Matkowsky — Die Wolter — Mitterwurzer — Menzel —  
Böcklin — Lenbach.  
KÖPFE II. Inhalt: Der junge Wilhelm - Kaiserin Augusta -  
Nikolaus II. — Franz Josef — König Ludwig — Leo XIII. —  
Lueger — Briand — Herbert Bismarck — Tolstoi und  
Rockefeller — König Eduard — Hedwig Niemann —  
Rejane — Johannes der Täufer.  
KÖPFE III. (Prozesse.) Inhalt: Richter Pontius - Therese  
Humbert — Der Hauslehrer — Das Blumenmedium —  
Gräfin Kwilecka — Fürst Eulenburg — Moritz Lewy —  
Hau — Schönebeck — Sternickel — Moltke wider Harden.  
ERICH REISS VERLAG  
BERLIN W62

```
#
#
*
* "
* Bonns Kronenhotel
J Haus 1. Ranges, 110 Betten
* Winter und Sommer zu Kurzvcecken geöffnet
Schiffahrts-Aktien
Kolonialwerte, Städte- und Staatsanleihen, ausländische Kupons
B. CALMANN, HAMBURG
^ Molle Fingerzeige *
» gibt Ihnen'
```



Ich kaufe:  
 Balscū  
 Bochmann  
 um  
 Braitō  
 CoriDtb  
 Dahl  
 Defregger  
 Deiker  
 Diez  
 Feofrbarii  
 Frllfdritl  
 Gebhardt  
 GiOiiner  
 Hoderae Heister  
 :::  
 Kanffmann Schönleber  
 Heller Schreyer  
 Kaans Scoücb  
 Kokescbka Schwind  
 Kröner Slevogt  
 Leibi Sperl  
 Lefsiikow Spitzweg  
 Lleberma.n Stock  
 Lier Tdom  
 Lenbach Trnbner  
 Marzel Dhie  
 Munkacsy IMier  
 Montbe Verboeck-  
 Pettenkofen hoven  
 Picasso Voltz  
 Richter Wenglein  
 Schleich Zügel  
 Alte Meister  
 anerkannte, wirklich erstrangige Italiener und Spanier des 14. bis 17.,  
 Deutsche und Vlamen des 15. und 16., Holländer des 17., hervorragende  
 Franzosen des 18. und allererste, also bedeutende Franzosen des 19.  
 Jahrhunderts  
 Franz. Impression  
 franzuennl FartiStlChe  
 Angebote mit Motiv, Größe und Preisforderung erbittet  
 A. Blumenreich  
 Berlin UI35. Blumeshof  
 T.-A. Kurf. 9438  
 Jsraels  
 Jutz

gegen Katarrh. Husten us.u/..  
Bad Kissingen. Hotel Büdel  
gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten  
von den Quellen. Bekannt gutes Haus.  
Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung  
durch den Besitzer A. Büdel.

Keine Postkarten, sondern nur künstlerische Aktphotographie. Man verlange Probesendung. Postfach 2. Hain bürg 31\*

- Stftfeibmasrb.nfs

[illegible]

Mitteldeutsche Creditbank  
Frankfurt a.M. — Berlin.  
Bezugsangebot  
auf Mk. 30 000 000.— neue Aktien  
Die außerordentliche Generalversammlung unserer Gesellschaft vom  
18.November 1921 hat beschlossen, das Grundkapital um M.50000000.- auf  
M. 140 000 000 — zu erhöhen durch Ausgabe von 50000 auf den Inhaber  
lautenden, vom 1. Januar 1922 ab dividendenberechtigten Aktien zu je 1000 M.  
Unter Ausschließung des gesetzlichen Bezugsrechtes der Aktionäre sind die  
neuen Aktien an ein Konsortium zum Kurse von 180% frei von Stückzinsen  
mit der Verpflichtung begeben worden, einen Teilbetrag von M.30000COO.—  
den alten Aktionären derart zum Bezug anzubieten, daß auf je 3000 M. alte  
Aktien eine neue Aktie von 1000 M. zum Kurs von 180°/0 zuzüglich des  
Schlußnotenstempels, jedoch frei von Stückzinsen bezogen werden kann.  
Nachdem die erfolgte Erhöhung des Grundkapitals in das Handelsregister  
eingetragen worden ist, bieten wir namens des Konsortiums in Gemäßheit der  
Beschlüsse der vorerwähnten Generalversammlung den Inhabern der alten  
Aktien die neuen Aktien zu nachstehenden Bedingungen zum Bezug an:  
1. Auf 3000 M. alte Aktien kann eine neue Aktie von 1000 M. zum Kurse  
von 180°/0 zuzüglich des Schlußnotenstempels jedoch frei von Stück-  
zinsen bezogen werden.  
2. Das Bezugsrecht ist bei Meidung des Verlustes in der Zeit  
uom 23. nouember 1921 bis einschließlich 10. Dezember 1821  
bei einer der folgenden Stellen geltend zu machen:  
in Prankfurt a.M. 1  
und >bei der Mitteldeutschen Creditbank  
in Berlin' J  
bei sämtlichen Zweigniederlassungen der  
ferner Mitteldeutschen Creditbank an anderen  
Plätzen  
außerdem: 6  
in Coblenz u. Köln bei der Firma Leopold Seligmann  
in Leipzig bei der Allgemeinen Deutschen Credlt-  
anstalt (Abteilung Becker & Co.)  
in Meiningen bei der Bank für Thüringen vormals  
B. M. Strupp Aktiengesellschaft  
in München bei der Firma H. Aufhäuser  
in Stuttgart bei der Firma Doertenbach & Cle.,  
O. m. b. H.  
in Tübingen 1  
in Hechingen > bei der Bankcommandite Siegmund Well,  
in Sigmaringen J  
3. Bei Ausübung des Bezugsrechts sind die Aktien, für die das Bezugsrecht  
ausgeübt werden soll, ohne Gewinnanteil- und Erneuerungsscheine mit  
einem doppelt ausgefertigten Anmeldeschein, für den Vordrucke bei den  
Anmeldestellen erhältlich sind, einzureichen. Mit der Einreichung ist der  
Bezugspreis von 180% mit M. 1800.— für jede Aktie und derSchlußnoten-  
stempel einzuzahlen. Ueber die Zahlung wird auf einem der beiden An-  
meldescheine, der dem Einreicher zurückgegeben wird, quittietk Die  
alten Aktien werden mit einem die Ausübung des Bezugsrechts TcenT  
zeichnenden Stempelaufdruck zurückgegeben.  
4. Die Aushändigung der neuen Aktien an den beziehenden Aktionär er-  
folgt gegen Rückgabe des mit derQuittungüberdie Einzahlung versehenen  
Anmeldescheines bei derjenigen Anmeldestelle, die über die Empfang-  
nahme des Geldes quittiert hat, gegen Empfangsbestätigung. Der Zeit-  
punkt der Ausgabe der neuen Aktien wird bekanntgegeben werden.  
Frankfurt a. M., . „ ,  
Ber|| den 22. November 1921.  
Mitteldeutsche Creditbank.



## DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrg. 10. Dezember 1921

Nr. 11

Unter dem Heilmond

Europas Valuta

"uropas Entthronung ist, in aller Stille, Ereigniß geworden.

Die alltäglich nur mit Mär von den Herren Schiffer, Ra\*

thenau, Lewald, Kraemer und ähnlich gigantischen Selbst\*

versorgern mit Ruhm Gespeisten merkens noch nicht. Und

die erbärmliche Berichterstattung aus Washington (der das

Bureau der Konferenz dadurch vorbeugen konnte, daß es selbst

unparteiische Berichte schnell und billig ausgab) täuscht auch

Solche, in denen noch Wille zu Wahrheit lebt. Seit der mili«

tärischen Niederlage wirkt obendrein zu aller Darstellung des

hinter Deutschlands Grenzen Geschehenden leis immer der

Wunsch mit, zu erweisen, daß „Denen draußen auch nichts

gelingt, weils eben ohne Deutschland nicht geht". Dieser nicht

sehr würdige, doch begreifliche Wunsch färbt jetzt wieder das

Urtheil. An jeder Ecke höret Ihr: „Die Konferenz? Fauler

Zauber. Amerikanischer Humbug. Wird ja nichts draus."

Was draus wird, ist hier und heute noch nicht ganz deutlich.

Schon aber gewiß, daß von diesem Winterkonzil ab die Ge»

schichte einst das Ende der Europäerallmacht datiren wird.

Auf allen internationalen Kongressen des neunzehnten Jahr«

hunderts, in London (Meerengen, Niederlande), Wien (nach

Waterloo), Paris (nach Napoleons Sturz, dann nach dem

Krimkrieg), Berlin (nach dem russo'turkischen Krieg und dem

, Vörfrieden von San Stefano), noch in Algesiras und, 1918/19,

wieder in Paris, herrschte Europa. (Daß ers herrschen ließ,

ihm nicht den Glauben ans Herrscherrecht nahm, war der im

23

298  
Die Zukunft  
tiefsten Woitsinn fatale Irithum des Präsidenten Wilson.)  
Jetzt ist, in Washington, unser Kontinent, der alte, in den  
zweiten Rang hinabgedrückt worden; ist er Objekt, nicht  
mehr Subjekt, der Verhandlung. Denn mag sie zunächst sich  
auch nur um die Kontingentirung der Kriegsflotten, um die  
Machtvertheilung im Stillen Ozean und in der Gelbenwelt  
drehen: kommt, sofort oder etwas später, der Riesenrust  
United States»British Empire zu Stand, dann gebietet sein  
Wille, hinter dem sechshundert Millionen Menschen stehen,  
aller europäischen Politik und Wirthschaft; und auf ernste  
Beachtung könnten höchstens noch Vereinigte Staaten von  
Europa rechnen, nicht der Knirps, der ein Bündel geflickter  
Vaterländer und den mageren Ertrag sonnenlosen Acker»  
baues, zerklüfteten Gewerbes mitbrächte. Ich ahne den Ein\*  
wand, England, das in Washington vornan sitzt, sei doch  
europäische Großmacht. Die unserem Erdtheil vorgelagerten  
Kanalinseln sinds; konnten es, gerade seit ihr Volk den un»  
klugen Vorsprung aufs Festland bereute, sein, weil Europa  
von Nationalfeindschaft geschwächt, von Nachbarsneid bis  
ins Eingeweide zerfressen war. Sie waren auch das selbst\*  
•herrisch regirende Haupt des Britischen Reiches. Diese Herr«  
schaft haben die großen Dominions, Australien, Kanada,  
Neuseeland, Südafrika, nun abgeschüttelt. Ohne ihre Zustim-  
mung darf in der londoner Downingstreet fortan keine ins  
Weite wirkende Entscheidung fallen. Vor zwanzig Jahren erbat  
Australien von Mutter Britannia Schutz gegen Japanereinwan«  
derung. Ein Kontinent, dessen Erdfläche noch größer als  
die der Vereinigten Staaten von Amerika ist, der aber nicht  
mehr Einwohner hat als Groß»Paris (5:/4 Millionen; auf je  
eine Quadratmeile hat China 200, Japan 356, Australien nur  
2 Bewohner), mit ungeheuren Strecken fruchtbarsten, doch  
durch Tropenklima Weißen gesperrten Landes wehrte sich  
gegen die nahe Gefahr der Rasseverderbniß. In zwei Jahr\*  
zehnten waren noch nicht tausend Europäer zugewandert;  
sollte in Australiens Nordflanke sich nun der Menschen»  
Überfluß aus Japan und dem noch näheren Java ergießen und  
die ethnische Einheit des Australbritenvolkes wegschwemmen?  
Joseph Chamberlain überredete, als Kolonialminister, die



tokioter Regirung in Annahme des Einwanderungsverbotes. Das wurde 1911, auf Verlangen des inzwischen den Briten 'verbündeten Tennoreiches, dem Drang nach Erneuerung des Bündnisses geopfert; die Streichung aber, die Gelbenein\*Wanderung gestattet hätte, von den Parlamenten Australiens und Neuseelands nicht ratifizirt. Auch in die Ausdehnung der Sperre auf die den Dominions nach dem Großen Krieg zugefallenen deutschen Kolonien mußte sich Japan fügen. Weil die Hauptsorge dieser jungen Weißenstaaten der „gelben Gefahr“ gilt, jauchzte Kanada, Neuseeland, sogar Südafrika dem Satz des australischen Ministerpräsidenten, der, wie Har«dings Staatssekretär, Hughes heißt, zu: „Das weiße Austra«lien freut sich jedes Kriegsschiffes, das in Amerika vom Stapel läuft.“Derin jedes erschwertdenJapanernErobererkrieg. Wollte England nicht die großen Dominions, die Grundstützen seiner Weltmacht, in ein zunächst ideelles Schützlingverhältniß zu Amerika entgleiten sehen, so mußte es die von ihnen auf der Reichskonferenz, im vorigenSommer, ausgesprochenen, mit ge«wichtigem Nachdruckbetonten Wünsche erfüllen: Lösung des BundesmitJapan,FestungderFreundschaft mit denVereinigten Staaten und, zu diesem Zweck, Versöhnung Irlands. Washing«ton ist das Werk der Dominions, die fortan das Schicksal des British Empire entscheidend mitbestimmen und voll«kommen klar darüber sind, daß nur der Wall Englisch sprechen«der Völker auf die Dauer sie vor absplitternden Stücken des Mongolenblockes (China-Japan) schützen kann. Unwieder\*bringlich dahin ist die Zeit der Castlereagh, Palmerston, Beaconsfield, Salisbury, Lansdowne, Grey, die, ohne in andere Erdtheile eine Frage zu schicken, die Außenpolitik des Weltreiches besannen, beschlossen, vom Kabinet weihen ließen. Des Empire, nicht Englands, Sprecher ist der feine Skeptiker Arthur James Balfour, dessen Dialektik stärker als die Burleighs, seines Ahnherrn, ist (und dessen leidenschaft«los kalter Deutschenhaß, ein Kriegsgewächs, mählich wieder zu schwinden scheint). Hätte Europa noch die Hegemonie der Menschheit, dann wäre Verhandlung ohne Deutschland und Rußland unmöglich, unernste Zeitvergeudung. Im zweiten Rang wird es nur durch Frankreich großmächtig vertreten. Nur

- N 22»

300  
Die Zukunft  
aus dem beredten Munde des Herrn Aristides Briand, der die französische Delegation im November leitete, hat die Konferenz amtlichen Bericht über Europas Zustand empfangen. Was hat der verantwortliche Regirer Frankreichs gesagt? „Das Frankreich unserer Wirklichkeit fühlt eben so stark wie irgendein anderes Volk, fühlt, vielleicht, noch stärker als irgendeins in sich den Drang, die zu Sicherung dauernden Friedens tauglichen Mittel zu finden. Wir wären glücklich, wenn wir hier die größten Opfer ankünden und Ihnen sagen dürften, das Bewußtsein der Sicherheit erlaube uns, die Waffen niederzulegen, und wir seien froh, durch diese Geberde unsere Bereitschaft zu Wiederherstellung endgiltigen Friedens erweisen zu können. Leider können wirs nicht. Leider haben wir nicht das Recht dazu. Denn die Möglichkeit der Friedens« Sicherung wird auch von dem Nachbar mitbestimmt, neben dem man lebt. Und zu Abrüstung eines Landheeres genügt nicht die Herabsetzung der Kopfzahl noch die Minderung des Kriegsgeräthes. Davon wird nur die materielle Seite der Sache berührt. Eine Friedensatmosphäre ist unentbehrlich; die moralische Abrüstung nicht weniger als die im Bereich des äußerlich Greifbaren: und ich hoffe, Sie überzeugen zu können, daß in Europa heute noch gewichtige Elemente der Unstetheit sichtbar sind und daß Frankreich unter Be\* dingungen lebt, die es, um sich zu sichern, nicht verkennen, von denen es den Blick nicht wenden darf. Ich bin hier in einem Lande, wo viele Männer unsere Lage kennen; in der ernstesten Kriegsstunde kamen sie zu uns, vergossen ihr Blut in den Strom unseres Blutes, sahen Frankreich, seine Leiden und Wundqualen, und erkannten, was Europa geworden ist. Sie haben gewiß zur Aufklärung des großen Amerikaner« volkes mitgewirkt und ich bin Ihnen für Alles dankbar, was sie thaten, um die Giftgase wegzublasen, die das Antlitz Frankreichs entstellen oder einnebeln sollten. In diesem großen Land, wo an keiner Grenze Furcht, an keiner Vertheidigung\* pflicht wacht, ist es schwer, sich ein richtiges Bild von unserem Kontinent zu machen, wie wir ihn, nach dem Krieg, nach dem Sieg, erblicken; und ich begreife, daß ein amerikanischer Bürger fragt, was denn Europas Dauerfrieden noch hindere, da der Krieg gewonnen, der Friede unterzeichnet, Deutsch«



land besiegt, sein Heer sehr verkleint, sein Kriegsgerath zer»  
stört sei und Frankreich über ein starkes und reichlich aus\*  
gerüstetes Heer verfüge. Diesem Amerikaner wollen Manche  
einreden, Frankreich habe den Hintergedanken, sich auf den  
Platz des imperialistischen Deutschen Reiches zu setzen und  
eine Art militärischer Vorherrschaft zu erlangen. Keine andere  
Beschuldigung empfinden wir schmerzlicher, keine als grau«  
samere Ungerechtigkeit. Mit all seinen Kräften, so inbrünstig  
wie je ein Land, ersehnt und erstrebt Frankreich den Frieden.  
Seit dem Waffenstillstand ist es oft enttäuscht worden; hat  
oft vergebens erwartet, daß ihm Gebührendes sich verwirk«  
liehen werde. Ein Jahr lang erörterte Deutschland die im  
Vertrag übernommenen Pflichten und weigerte deren Er»  
füllung; es wollte weder die Waffen ausliefern noch für die  
von ihm verwüsteten Gebiete zahlen. Frankreich war stark:  
und nahm, dennoch, den Trotz gelassen hin und verbot sich  
selbst jede Geberde, die den Zustand verschlimmern konnte.  
Frankreich nährt in seinem Herzen keinen Haß und wird  
alles ihm Mögliche thun, damit die Serie blutigen Zwistes  
mit Deutschland abgeschlossen sei. Aber es hat nicht das  
Recht, sich selbst, seine Sicherung zu vergessen, sich in  
Schwachheit verfallen zu lassen und durch diese Schwächung  
die auf neuen Krieg Hoffenden zu ermuthigen.

Ich will nicht ungerecht sein. Wohlsehen wir ein aus  
tapferen und vernünftigen Menschen bestehendes Deutsch«  
land, das den Frieden und die Einwurzelung demokratischer  
Grundsätze will. Diesem Deutschland wollen wir mit aller  
Kraft helfen; dazu treibt schon der Wunsch, sorgenlos in  
die Zukunft zu schauen. Aber es gibt ein anderes Deutsch«  
land, das im Krieg nichts gelernt hat und in dem das böse  
Trachten der Vorkriegszeit, der Ehrgeiz des Hohenzollern»  
Deutschland fortlebt. Dürfen wir es übersehen? Seine Ent»  
wicklung und seine Unternehmungen erzwingen unsere Auf»  
merksamkeit. Die Bedeutung des von Kapp geplanten Staats«  
Streiches war unverkennbar; gelang er, dann stand das alte  
Deutschland wieder auf. General Ludendorff, dessen An»  
sehen gewaltig ist und von dem die starke Partei der Pro»  
fessoren und Schriftsteller die Losungsworte empfängt, hat  
soeben ein Buch veröffentlicht, worin er sagt, Deutschland

### 302 Die Zukunft

müsse verstehen leinen, daß es in einer kriegerischen Epoche lebt und daß für den Staat, wie für das Einzelindividuum, Kampf die ewige Regel ist; dieser natürliche Zustand sei in die göttliche Weltordnung begründet. Ludendorff wieder» holt die schrecklichen Sätze Moltkes, ewiger Friede sei ein Traum, nicht einmal ein schöner, der Krieg ein Theil der von Gott gewollten Weltordnungj ohne Krieg müsse jedes Volk in den Sumpf des Materialismus sinken; und der Ge» neral selbst spricht den Satz aus, künftig werde der Krieg das letzte und das allein entscheidende Mittel der Politik sein. Sie wissen, welche Kriegerqualitäten die Deutschen auf blutigen Schlachtfeldern bewährt haben. Sie hörten, welche Lehre diesem deutschen Volk, nach einem Krieg, der Mil» Honen Menschen ins Grab warf, vor dem Thor Frankreichs eingeschärft wird. Soll Frankreich sich darum gar nicht be< kümmern? Nun genügt, freilich, schlimmes Trachten nicht zu dessen Verwirklichung. Der moderne Krieg fordert un» geheure Truppenmassen mit angemessenen Rahmen (cadres), Waffen und Wehrgeräth aller Art. Wir dürfen die Kraft der deutschen Soldaten nicht unterschätzen; unsere wissen aus heißem Kampf, welchen Heldenmuthes diese Deutschen fähig sind. Sieben Millionen Mann sind aus dem Krieg heimge» kehrt. Sie sind da; nicht in Formationen, doch morgen mo« bilisirbar. Nach dem Friedensschluß hat Deutschland die Reichswehr geschaffen, die es für eine Polizeitruppe ausgiebt. Sie umfaßt nur, wie sie soll, hunderttausend Mann. Aber fast jeder war in dem kaiserlichen Heer Offizier oder Unter\* offizier. Diese Reichswehr kann also der Armee von mor» gen die nöthigen Cadres liefern. Und beschäftigt sich diese Truppe, wie der Vertrag vorschreibt, nur mit Polizeiaufgaben? Nein. Alle geheimen Instruktionen des Reichswehrministe\* riums erstreben die Züchtung kriegerischen Geistes. Weiter. Nach dem Krieg schuf Deutschland sich Einwohnerwehren, die an Kopfbzahl und Waffnung so groß, so gefährlich wur« den, daß ein Ultimatum der Verbündeten die Auflösung er« zwingen mußte. Daneben gab es eine Sicherheitpolizei, hun» dertfünfzigtausend Mann, fast nur aus früher aktiven Offi» zieren und Unteroffizieren gebildet. Wir forderten und er» langten die Auflösung: doch im selben Rahmen entstand



Unter dem Heilmond 303

sofort die Schutzpolizei. Das Reich hat also eine Viertel» million Männer, die täglich zu neuem Krieg gedrillt werden. Und, noch schlimmer: die sieben Millionen Heimgekehrter sind in Organisationen eingegliedert, wie nur Deutschland, mit genialer Schlaueit, sie für sein Planen zu schaffen weiß, in Kriegervereine und Bünde ähnlicher Art, die jede Gelegen\* heit zu Festen, Gedenkfeiern, Zusammenkünften nutzen. An der Spitze der Regirung steht ein Mann, den ich für ehr\* lieh halte, der mit loblichem Eifer die beschworene Pflicht zu thun versucht und dem wir gern weiter helfen werden. Aber das Kabinet dieses Herrn Wirth ist ein gebrechliches Ding. Und da Deutschland binnen ein paar Wochen sechs bis sieben Millionen Mann mobilisiren und encadriren kann, richte ich an das große, nach Gerechtigkeit dürstende Volk Amerikas die Frage: Würdest Du, neben einem Nachbar solcher Absicht undKraft.dieGefahr mißachten undDich selbst so schwächen, daß Dein Leben und, was noch wichtiger ist, Deine Ehre schutzlos sind? Kein Bürger Amerikas zaudert vor der Antwort: Niemals! Nun sagt man zwar, den Deutschen fehle das nothwendige Kriegsgeräth. Aber sahen wir nicht, wie schnell Armeen aus der Erde gestampft, bewaffnet, uns zu Hilfe geschickt wurden? Deutschland hat eine große, im Krieg angeschwollene Industrie, hat alles zu Waffenfabri\* kation Nöthige und kann sich schnell, während einer künst\* lieh verlängerten Spannung im diplomatischen Verkehr, wie\* der eine starke Rüstung schaffen. Auch aus fremden, un» serem Blick nicht erschlossenen Ländern ist Kriegsgeräth zu kaufen. Daß ein Schiff auf Stapel gelegt wird, ist nicht zu ver\* heimlichen. Wer aber kann ergründen, wo in Deutschland Flinten, Maschinengewehre, Geschütz und Geschosse ver» borgen sind? Preußen schien schon einmal völlig entwaffnet; und Der, dessen Auge es damals zu täuschen vermocht hat, hieß Napoleon. Frankreich, dem man so oft leichten Sinn und Vergeßlichkeit vorwarf, hat zu furchtbar gelitten, sieht zu viele Witwen, Waisen, Krüppel auf seiner Erde, als daß es die Lehre des Krieges je wieder vergessen, je in Leichtsinn zu\* rücksinken könnte. Wir haben nicht das Recht, unser noch immer bedrohtes Land zu entwaffnen. Als Rußland, das zwanzig Millionen Mann ins Feld schicken kann, sich auf 23»

Polen stürzte, nach Europa vorstieß und die Gefahr entstand, das Heer der Anarchie und des Aufruhrs werde sich gewissen Strömungen des deutschen Wollens dienstbar machen: was wäre da aus Frankreich, aus Europa geworden, wenn nicht unsere Armee, als Kämpfer für Ordnung, Beide gerettet hätte? Und noch immer ist der Zustand Rußlands ungeklärt; noch immer ist eine Weltgefahr. Bedenken Sie, daß wir über die Begrenzung der Seekriegsmittel unter Freunden verhandeln und daß, trotzdem, jede Nation sich die zum Schutz ihres Lebens unentbehrliche Flotte sichert. Die Bedrohung mit Landkrieg ist uns näher; wir fühlen sie dicht über unseren Häuptern. Die berechtigte Ungeduld meines Landes war sehr groß geworden, als ich, den Frieden zu wahren, mich zu Uebernahme verantwortlicher Macht entschloß. Ich war stets für den Frieden und nie wird ein Mann meines Schlages ihn stören; doch als ein elender Verräther stünde ich vor meinem Land, wenn ichs, in blinder Vertrauensseligkeit, ge«schwächt, neuem Ueberfall und der Verstümmelung ausge»setzt hätte. Als der Streit um Oberschlesien sich verschärfte und Deutschland seine Reichswehr einmarschiren lassen wollte, habe ich, nach einer der schwersten Stunden, die ein Staatsmann durchleben kann, gesagt: Das darf nicht sein. Ohne sichere Verfügung über die Machtmittel, die uns Gehorsam erzwingen konnten, wäre damals der Friede Europas gestört worden; in den jungen, gestern erst geschaffenen Staaten ist ohnehin noch viel Unruhe. Der neuste Versuch, die Monarchie wiederherzustellen, scheiterte schnell, weil alle Verbündeten vollkommen einig waren. Trotz allem seit dem Waffenstillstand Geschehenen haben wir nicht versäumt, das zu Abrüstung Mögliche zu thun. Noch gilt das Gesetz, das drei Jahrgänge zu je dreijährigem Dienst unter die Fahnen ruft. Doch die Regierung hat die Dienstzeit auf zwei Jahre herab»gesetzt, also das Heimathheer um ein Drittel gekleinert. Auf die Hälfte der früheren Zahl wird es sinken, wenn wir, nach unserem Plan, morgen nur noch anderthalb Jahresklassen ein»berufen. Noch weiter zu gehen, ist unmöglich. Muß Frankreich in seiner schwierigen Lage allein bleiben, dann darf Niemand ihm das Recht schmälern, sich nach seinem Bedürfniß und seinen Kräften zu sichern. Der moralischen Ent»



Unter dem Heilmond

305

waffnungs Deutschlands aber werden wir erst gewiß sein, wenn es weiß, daß Frankreich nicht einsam, sondern noch von Denen umringt ist, die ihm gestern Gefährten waten. Dann erst wird in Deutschland den vernünftigen, arbeitsamen Menschen sehen die Uebermacht zufallen, wird die Rachsucht schwinden und wahre Demokratie den Willen zum Frieden einwurzeln. Was wir zu Beschleunigung dieser Stunde thun können, haben wir, durch Wirthschaftabkommen, gethan und werden wir weiter thun. Der Tag, der den beiden Ländern die Bräuche normalen Verkehres zurückbringt, ist nah, aber noch nicht angebrochen. Für Frankreich wäre es ein höchst schmerzhafter Schlag, wenn draußen die Meinung entstehen könnte, nur wir seien gegen die Abrüstung und deshalb mit dem Tadelspruch der übrigen Konferenzmitglieder behaftet. Daraus könnte Hoffnung erwachsen, die den Frieden bedroht." Sie ist nicht erwachsen. Nach der Heimkehr hat, in Le Havre, Herr Briand erzählt, seine „schlichte Rede habe frenetischen Beifall geerntet. Zuerst sprach der edle Vertreter Englands: .Frankreich ist in einer Sonderstellung und hat Grund zu wachsamer Vorsicht. Doch niemals kann ihm moralische Vereinsamung drohen. Mein Vaterland hat Hunderttausende kräftiger Männer verloren, sieht Hunderttausende verkrüppelt, hat ungeheure Opfer aller Art gebracht; es bereut diese Opfer nicht und wird sie morgen wiederholen, wenns die Sache der Freiheit und des Rechtes fordert.' Dem selben Willen gaben die Vertreter der anderen Länder Ausdruck. Und der schönste Ertrag dieser Stunde war die Rede des präsidiirenden Herrn Hughes, der verkündete, im Kampfe 'für Freiheit, Recht und Gerechtigkeit könne Frankreich-niemals allein stehen. All diese Worte erfüllten mich mit freudigem Stolz. Ich empfand, daß die Mühe der Ozeanfahrt nicht unbelohnt geblieben war. Den Erfolg hatte ich der Größe der von mir vertheidigten Sache zu danken. Unseren militärischen Aufwand würden wir mit der größten Freude noch mehr einschränken, wenn man uns ungestörte Friedensdauer verbürgen könnte. Da man uns solche Bürgschaft nicht zu geben vermochte, muß man uns die traurige Freiheit lassen, im Rahmen unserer Kräfte uns zu Selbstschutz zu organisiren." Die (von den ersten Meldungen behauptete) Klage, der

506  
Die Zukunft  
Friedensvertrag habe Frankreich nicht „seine natürliche Grenze, den Rhein," gegeben, steht nicht im Wortlaut der Rede. Da in Amerika der Glaube an das Selbstbestimmungsrecht der Völker den an Wilson überlebt, hätte die Angabe, eine Grenzung, die Millionen Deutscher in Frankreichs Staatsverband zwingt, sei „natürlich", dem Redner geschadet, der damit ja zugegeben hätte, daß die Annexion des Rheinlandes, die doch wohl schwerer als die bismärckische des Elsaß zu begründen wäre, ihm als Strebenziel vorschwebe. Herr Briand hat manchmal wirksamer geredet. Doch trotzdem seine Militärziffern, wie alle in ähnlicher Stunde irgendwo verkündeten, nicht unbedingt glaubwürdig sind und besonders das im Havre über die Praestigien Frankreichs (das von keiner großen Weltentscheidung auszuschließen sei) Gesagte fast schon wilhelmisch klang, ist es gewissenlos thöricht, ihn mit dem billigen Gallsaft der Ironie zu bespritzen. Sein Wissen von Geschichte und Diplomatie ist nicht größer als das der meisten Zeitungsschreiber und Rechtsanwälte (das Tridentinische Konzil, de Trente, wurde „aus Verhören" auf seiner Zunge, die Waldecks Kirchengesetz vertheidigte, ein Konzil der Dreißig, des Trente); unter allen heute möglichen Regirern Frankreichs aber, mögen sie Jonnart, Barthou, Poincaré oder sonst wie heißen, ist er der zu Verständigung mit Deutschland tauglichste. Ohne die Seh-, Hör- und Taktfehler des Ministers Simons, die das Deutsche Reich Milliarden gekostet haben, wären wir auf dem Weg in solche Verständigung weiter vorwärts gekommen. Sie muß so lange, wie es mit der Würde deutscher Nation vereinbar bleibt, mit Herrn Briand gesucht werden. Was er, in durchaus anständigem Ton, über Deutschland gesagt hat, ist zum großen Theil, leider, richtig, durch kinädisch eiferndes Ableugnen („Bei uns denkt kein Mensch an Rachekrieg") nicht widerlegbar und lehrt noch einmal ermessen, welchen Schaden die ruhlose Treiberei des Generals Ludendorff dem Vaterland stiftet. Dieser ungemein begabte Kriegstechniker, der seit 1916 alles Nothwendige, noch Mögliche verkannt, jeden Versuch leidlichen Friedensschlusses behindert, strategisch den Feldzug geistlos und allzu extensiv, mit Truppenzerstäubung zwischen Ostende und Aleppo, geführt, durch blinden Aberglauben an zerschmetternden End-



Unter dem Heilmond

307.

sieg die jähe Kapitulation und ihre bis nach Versailles fort«  
wirkenden Folgen verschuldet hat, kann sich weder in Be\*  
kenntniß seines Irrthums noch in Erkenntniß neuen Zeitseh«  
mens entschließen, dem seine Kraft doch zu nützlichem Dienst  
einzuordnen wäre. Um zu „beweisen“, daß er immer im  
Recht war und daß nur durch (von ihm zu führenden) Krieg  
und (von ihm zu gründende) Monarchie Deutschland wieder  
genesen könne, peitscht er den acherusischen Sumpf auf;  
bietet sich und Deutschlands Mannschaft den Westmächten  
zu Rezarisirung Rußlands an und wähnt, sie würden die  
hinter dem Plan lauende Absicht auf ein neues Tauroggen,  
auf russo«borussischen Krieg gegen Frankreich, nicht wittern.  
Das Bewußtsein, von der Geschichte einst als der nach Wil«  
heim und Bethmann am Untergang deutscher Kaiserei Schul«  
digste verdammt zu werden, ist dem noch j ugendlich Rüstigen,  
von Kriegsgraus nie Angekränkelten, dem kaum ein Fältchen  
das vollfleischige Gesicht furcht, unerträglich. Ueber Ge«  
schichte und Entwicklung des Militärwesens könnte er,  
dessen Fleiß im Krieg unermüdlich war, gewiß Lehrreiches  
schreiben. Er schreibt über Politik, von der er die Vorstellung  
eines tüchtigen Regimentsführers hat und die, schon weil  
einer ihrer Hauptzwecke die Vermeidung von Kriegen ist,  
dem Militaristen stets ein siebenfach versiegeltes Buch bleiben  
muß. Er spricht den Tantenklatsch nach, daß im Reich der  
Bolschewiken „das Weib Gemeingut wurde“, weist ehersame  
Staatssekretäre Wilhelms, höfisch gedrillte Erzkapitalisten,  
nur, weil selbst sie Stunden erwachender Vernunft hatten, in die  
eisige Nacht des Sowjetsternes und beruft sich, wie auf Evan«  
gelium, auf die alberne, auch hier längst als Fälscherprodukt  
entlarvte Verkündung der „Weisen von Zion“, um glaub«  
haft zu machen, daß jüdische Weltverschwörung, nicht etwa  
Taub'Blindheit unseres Feldherrn, den Niederbruch Deutsch«  
lands bewirkt habe. Mit Wilhelm ist er, der anno 19, als Ge«  
miedener doch gern allerlei Schreibern aus Davids Stamm sein  
Herz ausschüttete, nun, zum ersten Mal, einig: in dem Ur«  
theil, daß an allem Unglück die Juden schuld sind und, von  
Rechtes wegen, Männer und Weiber, gehenkt werden müßten.  
Die politisirenden Theile seiner Bücher sind irgendwie ernst«  
hafter Erörterung unwerth; aber diese Wälzer werden in den

'308

Die Zukunft

Ländern des „Feindbundes“ viel gelesen, bringen dorthier reichen, auch von Ueberpatrioten nicht verschmähten Ertrag und die Menschen dieser Valutaparadiese antworten unserem verwerfenden Spruch: „Millionen Eurer Landsleute schwören auf die Offenbarung Sankt Ludendorffs und jauchzen dem Verkünder, wo er sich zeigt, wie nie und nirgends einem Allbesieger, wie nur Messiasglaube dem von ihm Gesalbten, zu.“ Wir können nicht leugnen. Dürfen auch nicht hoffen, die Schädlichkeit solcher Schreibung werde nun wenigstens, aus der Rede des Herrn Briand, erkennbar werden. Der hat seinem Kopf die Scheuklappen noch nicht ganz enthakt: und sieht drum weder die von Frankreichs Politik (aus Ungeschicklichkeit und, trotz den drei Kanälen Nollet, Laurent, Haguenin & Co., Unkenntniß des deutschen Zustandes öfter als aus grausamer Wuth) gemachten Fehler noch die fauligen Stellen im Unterbau seiner Rechenexempel. Mögen noch so viele Gewehre, Kanonen, Mitrailleusen, Geschosse in Deutschland versteckt, mag die Umstellung der Maschinen noch so (maximal) bauerschlau vorbereitet sein: nirgendher wären die zu Deckung modernen Kriegsbedarfes unentbehrlichen Rohstoffe zu erlangen; und von den sieben Millionen Mobilisabler, die sein unwölkter Blick marschiren sieht, wären die Industriearbeiter, Unabhängige und Kommunisten, nicht bis nach Spandau, von der anderen Hälfte die Kleinbeamten und Kleinbürger der (nicht mehr sozialistischen) Ebertpartei kaum bis nach Stendal zu schwatzen. Just darin beruht ja das ruchlose Verbrechen des Nationalistenrummels, daß seine Bewirker die Unmöglichkeit der täglich von ihnen geforderten Politik ungestüm starken Widerstandes gegen die Sieger genau kennen und selbst, wenn sie ans Ruder kämen, nicht anders, nur, vielleicht, mit besserer Kenntniß der Kesselkräfte, steuern würden als irgendein Herr Wirth. Mit Recht betont der Bretonne Briand, daß im Haag Frankreich all die Abrüstungsvorschläge unterstützt habe, deren Annahme durch das kaiserliche Deutschland verhindert wurde. Mit Recht. Aber hat er nicht in Washington die Ablehnung solchen Vorschlages genau so begründet wie im Haag die Herren von Hans Krieses Gnaden: auf die Furcht des Friedsamern vor bösen Nachbarn? Auch er bot statt der notwendigen Neu-



Schöpfung nur Negation. Noch immer hat Deutschland zwan\*  
zig Millionen Menschen mehr als Frankreich, eine viel höhere  
Geburtenziffer und technisch»industrielle Kraft. Die Meinung,  
dieses unverbraucht kräftige Volk, dem, nach Intervallen der  
Wirrniß, Rußland sich stets wieder gesellen muß, durch  
Zwangsmittel, strenge Aufsicht, Geldauspressung, langfristige  
(im Moratoriumsfall noch zu längernde) Gebietsbesetzung  
und durch die Umfassung von Polen und Böhmen her in  
ohnmächtigen Gehorsam kirren zu können, ist Wahn. Eitler  
Wahn wie der starre Machtglaube, in den Bonaparte am  
Ausgangsthor der Habsburgergruft sich brüstete, ohne zu  
ahnen, wie schnell auf Wagram Waterloo folgen werde. Die  
Sicherung, nach der Herr Briand (vor einer von der viola  
d'amour seiner Kehle, wie gestern von Plan^ons und Tita  
Ruffos entzückten Damengemeinde) seufzte, kann Frankreich  
nur dadurch erlangen, daß es Deutschland, auch dessen noch  
krieglüsterne Schichten, in gut zinsende Wirthschaftverbün«  
dung einknüpft und so zugleich an die Pflicht zu Friedens»  
wahrung fesselt. Der arlose Junker, der ohne Burschen und  
Dienstpferd dürftig pensionirte Offizier, der gestern reich  
Bepfründete, heute als Versicherungagent treppauf Keuchende,  
die auf Verkauf ererbten Hausrathes angewiesene Rittmeisters«  
witwe: was jetzt, mit Hoch» oder Mittelschulbildung, in der  
Verpflichtung zu Plätthemd, reinem Kragen, unverfettetem  
Hut hinkümmert, knirscht, die Faust ballt, wird dem Traum  
von Rachekrieg und Rückkehr nährender Kaiserherrlichkeit  
erst entsagen, wenns wieder gut leben und sich in den alten  
Rang hocharbeiten kann. Durch franko'deutsche Gemein»  
wirthschaft, Zollunion, unpolitische Aufbauarbeit in Rußland  
und Südosteuropa ist dieses Ziel zu erreichen. Und nur an  
diesem kann Frankreich sich sorgenlos sicher fühlen. Denn  
auch die „tapferen und vernünftigen Demokraten“, die seines  
Wortführers Baryton streichelt, dürfen nicht hehlen, daß es  
zu Ausfüllung der allgewaltigen Hegemonsrolle auf keinem  
Hauptgebiet bereitet und stark genug ist.  
Das in Washington ausgestellte Bild zeigt nur das Ver»  
hältniß Frankreichs zu Deutschland. Wer Europens Zustand  
erkennen will, muß noch Anderes sehen. Die franko»bri»  
tische Feindschaft ist nicht mehr durch Phrasengewinde ver«

hüllbar. Das aristidische Hohnwort, da England seine Supra»  
dreadnoughts („capital ships“) offenbar zu Sardinenfang baue,  
könne Frankreich nur sagen, seine Tauchboote dienten der  
Tiefseeforschung, verstimmte den Earl Curzon of Kedleston  
in fast grobe Warnung vor Säbelgerassel, das dem dazu Ver«  
leiteten eben solches Mißtrauen erwerben müsse wie dem  
Deutschland Wilhelms und ihn bald in die selbe Einsam«  
keit gittern könne. Die Antwort der pariser Presse klang  
rauh. „Warnung taugt zu Verkehr mit Kindern und Unter«  
gebenen. Frankreich lehnt sie ab und läßt sich von Eng'  
land nicht ins Schlepptau nehmen.“ (Le Matin.) „Für einen  
Monat wenigstens müßte der Verdächtigungfeldzug zum Still'  
stand kommen. Kann England uns nicht mehr verstehen, so  
können wir uns immerhin als Gentlemen von einander tren«  
nen.“ (Le Journal.) „Weil England nicht, mit seiner Ueber«  
macht auf See, als Feind der Menschheit gehaßt sein will,  
schiebt es uns, die auf ein Landheer nicht verzichten dürfen,  
diese undankbare Rolle zu. Kriegsbrauch erlaubt solchen  
Streich; erlaubt ihn auch Freundschaft? Die Uebellaune und  
der Stimmaufwand eines Curzon, die schlechte Britengewohn«  
heit, uns ihren Aerger ausbaden zu lassen, bringt uns nicht  
aus der Ruhe. Wir sind der häßlichen Reden und Hand'  
lungen satt. In Billigung des englischen Planes, durch Frank«  
reichs Bankerot den Deutschlands aufzuhalten, wird kein  
Franzose sich je erniedern.“ (Grosclaude im Figaro.) In  
großen englischen Zeitungen wird gesagt, die Entente Cor\*  
diale mit Frankreich habe sich, wie das Bündniß mit Japan,  
überlebt und müsse, wie dieses, gelöst oder in einen Drei'  
bund, dort mit Amerika, hier mit Deutschland, geweitet wer«  
den. Aus dem Privatgespräch mit britischen Politikern merkt  
man noch ernstere Sorge. Der Sondervertrag mit der Angora»  
Regirung, der den Türken, unter Frankreichs Protektorat,  
die Meerengen, Konstantinopel, Ostthrakien erhalte, den  
Khalifat von Paris vorbereite, Britaniens Stellung im Mittel«  
Orient, mehr noch in Indien erschwere, sei eine Felonie, die  
möglich wurde, weil Herr Lloyd George auf den Basileus  
Konstantin, das falsche Pferd, gesetzt hatte, die mit schmerzen»  
der Deutlichkeit aber lehrt, wie schnell Frankreich vergaß,  
daß nur England es vor Zermalmung unter der Wucht deut«



scher Heersäulen gerettet hat. Auf allen Ulkbrettern von Montmartre wird der Lord und der Tommy gehöhnt und geschmäht. Frankreich größert seine Kriegsflotte, den Fahrbe« reich und Tonnengehalt seiner Tauchboote, will kein einziges von der Bauliste streichen, rühmt sich seiner zwölftausend Kampfflugkähne. Wozu all der theure Aufwand? Kehrt die Zeit des Normannenherzogs Wilhelm, der England eroberte, zurück und will der Kleinbrite Briand, Sohn der von Angel» sachsenhaß nie ganz gesäuberten Bretagne, vollenden, was dem Korsen, dem größten Condottiere, mißlang? Aristides darf von sich sagen, daß er immer für friedliche Politik war. Hätte sonst der Wütherich Clemenceau anno 19 in den berliner Archiven so" eifrig nach der Spur des Tachtelmechtels Briand'Lancken gebirscht, die den Erbanwärter schlaffen Kleinmuthes, am Ende gar eines Caillauxfrevels zeihen könne? (Briands Rache war die Vereitelung der Kandidatur Clemen» ceau für das Präsidium der Republik.) Kein Leugnen aber verschleierte die Thatsache, daß Frankreich mit der Möglich» keit eines gegen England zu führendes Krieges rechnet. Als Khalifenschützer kann es die sechzig Millionen indischer Musulmanen in Aufruhr hetzen, von Anatolien und Syrien aus die britischen Vorposten in Mesopotamien, den Reichen Husseins, Feissals, Abdullahs gefährden, als Herr des Riesen» gebietes Algerien»Marokko»Tunesien der englischen Weizen» zufuhr mit den Unterseewaffen die Straße sperren, als Bei» giens Bundesgenosse die ganze Kanalküste als Angriffsbasis für Tauchboote und Aeroplane nutzen, Antwerpen, nach dem Wort Bonapartes, als Pistole auf Englands Brust setzen und von Calais aus die Reichweite seines neuen, die Dicke Bertha übertreffenden Ferngeschützes erproben. Kann das Inselreich, das nicht vierzehn Tage den Import von Nährstoff, nicht vierzig den von Grubenholz entbehren könnte, in Lebens» gefahr bringen: wenns dem Willen zu Franzosenherrschaft über den Kontinent widerstrebt. Solches ist durch die Knebe» lung Deutschlands und das Scheiden Rußlands aus der Reihe aktiver Mächte möglich geworden. Nach triumphatorischem Siege glaubt Frankreich sich nur durch die Bankbrechermittel der Verzweiflungspolitik noch gesichert. Deutschland von Rhein, Ruhr, Main, Elbe, Warthe, Weichsel aus bedroht,

312  
Die Zukunft  
England in Unterseeblockade und Luftbombengefahr, aus  
den Wurzeln islamischer Großmacht gelockert, ohne den  
Mohammedanerdeich gegen die Hindufluth: va banque!  
Mißtrauen und Sorge, nicht herrschsüchtiger Uebermuth,  
blendet auch auf dem Weltgefühl Frankreichs Auge. Bläht  
sich sein Wille zu hoch, dann platzt ihm der Brustkorb.  
Noch ist ihm weder des eigenen Vermögens Grenze noch  
die Entthronung Europas bewußt geworden. Mählich wird  
offenbar, daß selbst ein Minister von Briands Talentfülle  
durch den Mangel an Weltkenntniß, historischer und diplo-  
matischer Bildung in gefährlichen Fehlgriff verleitet wird;  
desto leichter, je emsiger er sich müht, der Heimathgalerie  
sich als den harten, starken, nicht nur als den behutsam flinken  
Mann zu zeigen, im Wachsen den lästig unzulänglichen Ruhm  
bloßer „souplesse“ los zu werden. Ein Talleyrand, schon  
ein Delcasse, Gambon, Courcel hätte erkannt, daß die von  
den Dominions geforderte, mit dem hohen Preis irischer  
Sinnfeinherrschaft bezahlte Entente des Britenreiches mit  
Amerika nicht lange mehr zu hemmen sei, wohl schon vor  
der ersten Konferenzsitzung im Umriß gesichert war. Herr  
Briand währte, Frankreichs (künftige) Marinemacht und das  
(hier vorausgesagte) Angebot ostasiatischer Stützpunkte für  
die Sternbannerflotte könne das Zünglein über den Wäg-  
schalen werden. Saigon, das die amerikanische Admiralität  
ködern sollte, ist der beste Hafen zwischen Singapur und Hong-  
kong, darum aber noch keine ausreichende Assekuranz gegen  
Japanerangriff; und die Erwähnung dieses Besitzes könnte  
grimmige Briten bestimmen, den Chinesenpatron in Washing-  
ton zu erinnern, daß auch Indochina seinem Schützling ent-  
rissen wurde, ihm also, wie Kiautschau und Wei-Hai-Wei,  
zurückgegeben werden müsse. Psychologenkunst, die von  
Commines bis auf Montaigne, La Rochefoucauld, Pascal,  
Stendhal, Balzac (und Forain) dem Acker Frankreichs üppi-  
ger als anderem entblühte, scheint nun dort in Schwarzer  
Brache zu liegen. Sonst würde nicht völlig verkannt, daß  
die englische Politik von Nothwendigkeit, nicht von Bosheit,  
Habsucht, neidiger Machtgier, zu Trennung von der fran-  
zösischen gezwungen wird. Frankreich ist nicht Paris, dessen  
Stimme allein ins Weite hallt: ist Kleinbauerland, das sein



Unter dem Heilmond 313

breiträumig auf reichem Boden lebendes Volk selbst ernähren kann, auf Im« und Export von Massengütern nicht ange« wiesen, des Absatzes seiner Luxusausfuhr stets gewiß, von Arbeitslosigkeit beträchtlichen Umfanges kaum je bedroht, vom Stande der Weltwirtschaft fast unabhängig ist. Geld« entwerthung ist auch ihm unbequem, doch niemals ernste Fährniß; und erleichtert die Aufnahme von Wein, Liqüeur, Früchten, Schleckerstoff, Duftsäften und «seifen, Schneider« waare, feinem Tand aller Arten in die Länder höherer Valuta. Der Bauer steht steif auf der Forderung, daß Deutschland seine Schuldscheine pünktlich einlöse, und spuckt auf die Regirung, die in berliner Bitte um Aufschub Anderes sieht als den Trugversuch eines faulen Zahlers. Der in Steuerscheu erzogene Städter rankt sein Hoffen um das Eingebild^ als Herr über Erz, Kohle, Kali, der Schätze Nordwestafrikas, als Suzerain der Polen, Ungarn, Türken werde er, wenn die Entschädigungsraten die Staatskasse füllen, ohne gewichtige Eigenleistung herrgöttlich leben. Britanien, Deutschland, jetzt auch die United States sind in ganz anderer, in, trotz allen Kraftunterschieden, gleicher Lage. (Schon hier wird deshalb die Aussicht auf den Unsinn des Geredes von „Kontinental politik" frei.) Sie können nicht autarkisch leben, können nur von dem Ausfuhrertrag große Volkstheile nähren und lohnen, sie brauchen also sicheren Massenabsatz ihrer Roh« stoffe und Fertigfabrikate; und ihr Puls, die Arbeitmaschine, stockt, wenn ihr Geld, das Tauschmittel, zu geringe Ein« kaufkraft hat oder durch Ueberwerth Verkauf hindert.

Advent der Vernunft

In Kommunizirenden Röhren richtet der Grundwasser« spiegel sich nach dem naher Flüsse, Seen, Teiche und in all solchen durch einen Kanal verbundenen Röhren ist der Spiegel gleichartiger und gleichgewichtiger Flüssigkeit, wegen des nach allen Seiten gleichen Druckes, gleich hoch. Dieses technologische Gesetz ist auf dieErdwirthschaft übertragbar: denn deren Felder sind, wie Kommunizirende Röhren, unter der Spiegelfläche durch einen Kanal verbunden. Weil Deutsch« land und die Staaten noch tiefer entwertheten Geldes nur ganzUnentbehrliches (undLüdrrianslust) auf dem Markt inter«

314  
Die Zukunft  
nationaler Rechnung kaufen können, sind in den Westreichen die Speicher übervoll, stehen hunderttausend Räder still, wächst von Woche zu Woche das Gewimmel der Arbeit» losen. In den vom Krieg bereicherten Neutralenländern wanken die Grundfesten alter Bankhäuser und Gewerbestätten. Von Gold wurde schon Midas nicht satt und auf Devisengletschern wächst keine Schaffensgelegenheit. In der Schweiz siecht das Gasthausgewerbe, Milch, Kindermehl, Chocolate (ride, Sa» rotti!), Käse ist in Mittel» und Osteuropa unverkäuflich und Uhrenfabrikanten siedeln sich in Frankreichs Grenzland an, umwenigstens mit dessen schlechtenFrancs ihre Arbeiter lohnen zu können. Elsässer kaufen in Kehl, Lörrach, Freiburg, den Markparadiesen; können ihren Wein, Früchte, Gemüse und andere Nährstoffe aber nicht mehr in Baden verkaufen. In Saarabien ist der Markkrentner neben dem von Regirergunst mit Francs Gelöhten ein Bettler. Altfrankreich bekümmerts nicht. Deutschland, sprichts mit unbelehrbarer Bauerszäheit, soll zahlen, was es uns schuldet. Um zahlen zu können, muß Deutschland in ruhloser Hast die Ausfuhr Güter häufen: allen Exportstaaten des Erdwestens also durch Preisunterbietung (Valutadumping) lästig werden. Diese Möglichkeit schwände ihm erst, wenn seine Mark bis in die Nähe der polnischen, in die Schlucht der Oesterreicherkrone geweht oder das Sehnen Kurzsichtiger nach Steigerung der deutschen Stoff« und Waarenpreise auf den Weltmarktstand gestillt würde. Einstweilen wird die Wangenröthe, gesunde und hektische, unsererWirthschaft durch dieThatsache erwirkt, daß zu Haus die Kaufkraft der Mark noch größer als draußen ist. Wäre sie gleich, dann müßte das Zeitung genannte Inseratendeckblatt 2V2. eine Straßenbahnfahrt 5, gute Butter 80, bester Kaffee 100, ein Paar Swellstiefel 1700, ein „salonfähiger" Anzug 8000 Mark kosten. Noch sind die Indexziffern V2» 1V2, 52, 56, 900, 4500; und die Nutzung dieses Unterschiedes fristet das Leben deutscher Stadtwirthschaft. Der Firn des in Dollars zu zahlenden Rohstoffpreises scheint unersteigbar; da der Verarbeiter oder „Veredler" des Stoffes aber, wenn er zu den Höchstgelöhten zählt, für die Woche 450 bis 500Mark, nach dem Wechselkurs vom sechsten Dezember 2 bis 27> Dollars, erhält, auch Werkstätte, Werkzeug, Zuthat,



Unter dem Heilmond 315

Transport viel billiger als in den Weststaaten sind, kann das fertige Versandgut noch immer das Fabrikat der mit Dollars, Sterlingpfunden, Gulden, Schweizerfränkli, Peseten, sogar der mit Franzosenfrancs und Lire löhnenden Länder unter» bieten. Diese Seligkeit währt so lange, wie die Abwehr der Weltmarktpreise, die den Export hindern, gelingt und der deutsche Arbeiter auf Neuanschaffung von Bett» und Lejb» wasche, auf Ersatz abgetragener Kleidungsstücke, plunderi« gen oder zerbröckelnden Hausgeräthes verzichtet und mit Lohn zufrieden ist, der dem Nest Wärme und Licht, Eltern und Brut leidliches Futter sichert. So lange. Und was ge< schähe danach? Das Gesetz Kommunizirender Röhren bliebe in wirksamer Geltung, würde allgemach selbst in Frankreich, dem keine Goldmilliarden mehr zuflössen, anerkannt; und die durch Grundwasserkanäle mit Deutschlands Wirthschaft verbundenen Weltmarktbeherrscher würden von Selbst« erhaltungstrieb in ernsthaft vorausblickendes Rettermühen genöthigt. Das, freilich, nur dem Leib eines von Vernunft und Gewissen regirten Reiches Genesung bereiten könnte. Wir sind von Phrasiern, Genüßlingen, nach Applaus gierenden Selbstverknäuelern und redlichen Tröpfen regirt. „Der Vernichtungswille der Sieger erdrosselt uns.“ Der hätte seit drei Jahren das Ruhrbecken besetzt, vom Rhein eine Etapenstraße bis an die Spree gesichert, ins berliner Schloß einen Bissing, mit Industrie«, Bank«, Preßabtheilung etc. pp. gesetzt. Die Sieger, besonders die von gräßlichem Verlust noch nicht entschädigten, an das Luftgebild von Entschädi« gungmöglichkeit geklammerten Franzosen, haben oft allzu hart, öfter unklug gehandelt. Wer aber hätte, Hand aufs Herz, geglaubt, im dritten Jahr nach der furchtbarstenNieder« läge aller Geschichte werde das Land, das im fünfzigsten Aufwandsmonat diese Wahnsinnspartie gegen eine Menschen» milliarde verlor, wieder so aussehen, so geschäftig sich regen wie das Deutschland von heute? Nicht mehr Salzgehalt ist in Rednerei aus anderer Front. „Sachleistungen“ läßt, an Geldes Statt, der Gläubiger nur da zu, wo sie nicht seinem eigenen Gewerbe den Absatz kleinern. Zwei, drei breit« strömende Steuerquellen: gut. Dutzende von Dummkopfs« hast ersonnene Steuern, mit neuem, deshalb nicht leistung\*

fähigem, aberwitzig theurem Erhebungapparat und bis in Lächerlichkeit inquisitorischem Verfahren scheuchen in Umgehung, Verschleierung, Dauerverschwendung, lähmen den Spardrang; der ganze Haushaltsverbrauch wird, mit Auto», Senn», See» und Schneereise, in die Geschäftskosten verbucht und der eine Thor, der alles Fällige gezahlt, seufzend sogar das Nothopfer dargebracht hat, wird von tausend Schlaun verspottet, die noch um die Einschätzung für 19/20 mit ihrem Finanzamt raufen. „Erfassung der Sachwerthe, Goldwerthe" ist nur auf dem Weg in Kommunismus nicht Zauberosse oder Lebensgefahr. Industrie, die, ohne Milliardenpfänder, von ihrem Kredit das Reich zehren ließe, könnte ihre Maschinen bald verschroten. Der Antrag, à conto der den Briten geschuldeten Reparation die mesopotamische Eisenbahn zu elektrifizieren, mag verständig sein; daß aber, um ihn durchzudrücken, dicht hinter dem stärkeren Allum» fasser Stinnes, dem auch Siemens unterthan ist, der Ewige Rathenau (AEG) nach London dampft und sich wieder einmal von all seinen „lieben Freunden" in der Presse als Erdballs wunder und Heiland umräuchern läßt, schleunigt weder den Beschluß des Zahlungsaufschubes (der die Frist der Rheinlandsokkupation schmerzhaft verlängern) noch den der Reparirmilliardenanleihe (die uns unter Finanz» Polizeiaufsicht bringen würde). Die Parasiten der Staatsämter austilgen, Behörden auflösen oder zusammenschweißen, Enfebehrlichem die Grenze sperren, Protzen und Schlemmer ächten, den großen Staatsbetrieben durch Kaufmannskunst Ertrag schaffen, einen Mobilisirungsplan, endlich, zu internationaler Arbeitsgemeinschaft in dem vom Schwarzen bis ans Weiße Meer gestreckten Riesenreich, dessen Erdschatz allen Kriegs» verlust ersetzen kann, entwerfen, bis ins Winzigste ausfeilen, mit entlastetem Gewissen dann die Gläubiger zu Berathung vor offene Geschäftsbücher laden: dahin weist Deutschlands Nothpflicht. Wird ihr, nicht dem Sehnen nach schmeicheln» dem Beifall, „Erfüllung" gesucht, so sei Zukunftgestaltung dem unwandelbar über kommunizierenden Völkern waltenden Fatum der Schicksalsgenossenschaft anvertraut.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin. — Druck von faß &■ Garleb G. rn. b. H. in Berlin.



Hein deutsches Unternehmen!  
vormals Oebr. Mekher-Uerdingen a. Rh.  
gegrÄ¼ndet 1810

■iiiiiiiiitiiiiiaiiiiiiiitiiiiifiyiiiiiitiiiiifiyiiiiiit

Mit Beiträgen von HERMANN BAHR, GRAF  
BERNSTORFF, ALFRED DÖBLIN, KASIMIR  
EDSCHMID, HERBERT EULENBERG, FELIX  
HOLLAENDER, ARTHUR HOLITSCHER, HARRY  
GRAF KESSLER, EMIL LUDWIG, HEINRICH  
MANN, MEIER-GRAEFE, FÖRSTER-NIETZSCHE,  
MAX REINHARDT, FELIX SALTEN, WILHELM  
SCHMIDT BONN, JACOB WASSERMANN,  
STEFAN ZWEIG u. a.

itiiiiiiiiiiiiiiitiitiiiitiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiitimiinmiiimiinttiiaiiiiiniiminnmiiiij niimiiinn

MAXIMILIAN HARDEN

/



VEREINIGUNG INTERNATIONALER  
VERLAGSANSTALTEN  
(Frankes Verlag G. m. b. H. — A. Seehof 'S) Co.)  
G. m. b. H.  
BERLIN SW61, Blücherplatz 2  
In unserem Verlag erschien:  
Heinrich Eildermann  
URKOMMUNISMUS  
UND URRELIGION

Geschichtsmaterialistisch beleuchtet  
Geheftet 36,— M., gebunden 50,— M.

Bibl.f Ausgabe, auf holzfreiem Papier, gebunden 60,— M.

Dies umfangreiche Werk, das in die frühesten Zeiten der MensdSSeit sdiaf  
hineinleuditet, will die Anwendung der Marxschen Methode auf die neuen  
Forschungsgebiete demonstrieren und den Ausßau der modernen sozialistischen  
Geschichtsauffassung und Weltanschauung in ganz besonderem Maße fordern.

STIMMEN AUS DER PRESSE:

„VOLKSWILLE“

„Der gewaltige Gegenwartskampf innerhalb der Gesellschaft lehrt uns, daß die realen  
MäÄte der Gesdiichte nicht die Individuen in ihrer Isolation, sondern die sozialen  
Vereinigungen derselben zu Klassen sind. Von solchen Gruppierungen und Ihren  
Kämpfen miteinander geht Hildennann aus, beantwortet in überzeugender Weise die  
Fragen nach dem historischen Ursprung der Altersklassengesetze in der Horde, der  
Exogamie oder Außenheirat, der Namen gebung, der Blutrache, der Probleme des  
Totemismus, der Gruppenehe, der männlichen und weiblichen Abstammungsrechnung  
usw. und gelangt überall zu neuen, frappierenden Resultaten. .... Vielen Lesern  
wird der prähistorische Abschnitt als Einführung in die Vorgeschichte besonders  
wertvoll sein/ doch bietet er auch dem Kenner auf diesem Gebiete neue Gesichts\*  
punkte zur Beurteilung der historischen Zusammenhänge. Man sagt nicht zuviel,  
wenn man die Schrift: Urkommunismus und Urreligion als eine Ergänzung und  
Bereicherung unserer Marxistischen Literatur bezeichnet. Wir können sie dem Leser,  
der in die kommunistische Weltanschauung eindringen will, bestens empfehlen/“

„ROTE FAHNE“

„Das Buch bringt eine Tülle nur angedeuteten Stoffes . . . Das, was Eildermann  
will, hat er mit seinem Buch sicher erreicht: Anregung schaffen.“

„KLASSENKAMPF“

„Ein größeres wissenschaftliches Werk mit reichhaltigem Inhalt.... Wir werden  
auf die empfehlenswerte Schrift noch zurückkommen.“

%3&atitUUn  
Keine Postkaaiieu, sondern nur künst-  
lerische AHTphotographie. Mao  
verlange Probesendung. Postfach 2.  
Hamburg 3L.  
gegen Husten,Heiserkeit us ua.  
Bad Kissingen. Hotel Bude!  
gegenüber dem Kurhausbade, 2 Minuten  
von den Quellen. Bekannt gutes Haus.  
Auskunft we?en Verpflegung und Wohnung  
durch den Besitzer A. Btkdel.  
Concordia, chemische Fabrik auf Aktien.  
Die für das Geschäftsjahr 1920/21 auf 30 pCt. festgesetzte  
Dividende gelangt sofort bei dem Bankhause  
A. Reissner Söhne, Berlin, zur Auszahlung.  
Leopoldshall, den 26. November 1921.  
Der Vorstand.  
Linnemann.  
LOUIS MICHELS  
Bankgeschäft / Berlin W56, f=ranzösischestr.29  
Spezialzweiqe des Effektengeschäfts  
Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktien  
Für die Bank- und Handelswelt  
ist  
99  
Die Zukunft  
das  
Insertions-Organ  
Preis-Offerten und Entwürfe unverbindlich durch die  
Anzeigenverwaltung der „Zukunft  
Verlag Alfred Weiner, Berlin W8  
mm Korpulenz mm  
Fettleibigkeit beseitigen Dr. Hoffbaner's ges. gesch.  
Entfettungstabletten  
Vollkommen unschSdl. und erfolgreichstes Mittel gegen Fettsucht und über-  
mäßige Korpulenz, auch ohne Einhalten einer bestimmten Diät. Keine Schilddrüse.  
»■ Leicht bekömmlich. — Gratis-Broschüre auf Wunsch.  
Elefanten-Apotheke, Berlin SW 414, Leipziger Str. 74(Dönhoffpl.) AmtZutr. 7192



## DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrg. 17. Dezember 1921 Nr. 12

### Plutokratie

Die Verfassungform, die Feudalismus und Absolutismus ablöste, war demokratisch; die Herrschaftform plutokratisch. Heute ist Demokratie Fassade der Plutokratie: weil die Völker nackte Plutokratie nicht dulden würden, wird ihnen die nominelle Macht überlassen, während die wirkliche Macht in den Händen der Plutokratie ruht. In republikanischen wie in monarchischen Demokratien sind die Staatsmänner Marionetten, die Kapitalisten Drahtzieher; sie bestimmen die Richtlinien der Politik, sie beherrschen durch Ankauf der öffentlichen Meinung die Wähler, durch geschäftliche und gesellschaftliche Beziehungen die Minister.

An die Stelle der feudalen Gesellschaftsstruktur ist die plutokratische getreten: nicht mehr die Geburt ist maßgebend für die soziale Stellung, sondern das Einkommen. Die Plutokratie von heute ist mächtiger als die Aristokratie von gestern: denn Niemand steht über ihr als der Staat, der ihr Werkzeug und Helfershelfer ist. Als es noch wahren Blutadel gab, war das System der Geburtaristokratie gerechter als heute das der Geldaristokratie: denn damals hatte die herrschende Kaste Verantwortungsgefühl, Kultur, Tradition, während die Klasse, die heute herrscht, alles Verantwortungsgefühles, aller Kultur und Tradition bar ist. Vereinzelte Ausnahmen ändern nichts an dieser Tatsache.

Während die Weltanschauung des Feudalismus heroisch-

J4

## Die Zukunft

religiös war, kennt die plutokratische Gesellschaft keine höheren Werte als Geld und Wohlleben: die Geltung eines Menschen wird taxirt nach Dem, was er hat, nicht nach Dem, was er ist.

'- Dennoch bilden die Führer der Plutokratie. in gewissem Sinn eine Aristokratie, eine Auslese: denn zu Erraff ung großer Vermögen sind hervorragende Eigenschaften nötig: Tatkraft, Umsicht, Klugheit, Besonnenheit, Geistesgegenwart, Initiative, Verwegenheit. Durch diese Vorzüge legitimiren sich die erfolgreichen Großunternehmer als moderne Eroberernaturen, deren überlegene Willens- und Geisteskraft ihnen über die Masse minderwertiger Konkurrenten den Sieg brachte. jW| Diese Ueberlegenheit der Plutokraten gilt jedoch nur innerhalb der erwerbenden Menschenklasse; sie verschwindet sofort, wenn diese hervorragenden Geldverdiener gemessen werden an den hervorragenden Vertretern idealerer Berufe. Gerecht ist also, daß ein tüchtiger Industrieller oder Kaufmann materiell und sozial höher aufsteigt als seine untüchtigen Kollegen; ungerecht aber ist, daß seine gesellschaftliche Macht und Geltung höher ist als die eines Künstlers, Gelehrten, Politikers, Schriftstellers, Lehrers, Richters, Arztes, der in seinem Berufe eben so fähig ist wie Jener, dessen Fähigkeiten jedoch idealeren und sozialeren Zielen dienen: daß also das gegenwärtige Gesellschaftssystem die egoistisch-materialistische Mentalität höher belohnt als eine altruistisch-ideale. In dieser Begünstigung egoistischer Tüchtigkeit gegenüber altruistischer, materialistischer gegenüber idealistischer liegt das Grundübel der kapitalistischen Gesellschaftstruktur: während die wahren Aristokraten des Geistes und Charakters, die Weisen und die Gütigen, in Armut und Ohnmacht leben, usurpiren selbstüchtige Gewaltmenschen die Führerstellung, zu der Jene berufen wären. So ist Plutokratie in energetischer und intellektueller Hinsicht Aristokratie, in ethischer und geistiger Beziehung Pseudo-Aristokratie; innerhalb der Erwerbsklassen Aristokratie, an idealeren Berufen gemessen Pseudo-Aristokratie,

Wie die Aristokratie des Blutes und des Geistes, so-ist auch die des Geldes heute in einer Verfallsperiode. Die



## Plutokratie

319

Söhne und Enkel jener großen Unternehmer, deren Wille, durch Not und Arbeit gestählt, sie aus dem Nichts zur Macht empor geführt hatte, erschlaffen meist in Wohlleben und Untätigkeit. Nur selten vererbt sich die väterliche Tüchtigkeit oder sublimiert sich zu geistigerem und idealerem Schaffen. Den Plutokratengeschlechtern fehlt die Tradition und Weltanschauung, der konservativ-rustikale Geist, der einst die Adelsgeschlechter Jahrhunderte lang vor Entartung .bewahrt hatte. Schwächliche Epigonen übernehmen das Machterbe ihrer Väter, ohne die Gaben des Willens und Verstandes, durch die es errafft worden war. Macht und Tüchtigkeit geraten in Widerspruch: und unterhöhlen so die innere Berechtigung des Kapitalismus.

Die historische Entwicklung hat diesen natürlichen Verfall beschleunigt. Durch die Hochkonjunktur des Krieges emporgetragen, beginnt eine neue Schieber-Plutokratie die alte Unternehmer-Plutokratie zu zersetzen und zu verdrängen. Während mit der Bereicherung des Unternehmers der Volkswohlstand wächst, sinkt er mit der Bereicherung des Schiebers. Die Unternehmer sind Führer der Wirtschaft, die Schieber deren Parasiten: Unternehmertum ist produktiver, Schiebertum unproduktiver Kapitalismus.

Jede Hochkonjunktur erleichtert skrupellosen, hemmunglosen und gewissenlosen Menschen den Gelderwerb. Für Spekulation- und Schiebergewinne sind Glück und Rücksichtslosigkeit unentbehrlicher als große Willens- und Verstandesgaben. So repräsentiert die moderne Schieberplutokratie eher eine Kakistokratie des Charakters als eine Aristokratie der Tüchtigkeit. Durch die zunehmende Verwischung der Grenzen zwischen Unternehmertum und Schiebertum wird der Kapitalismus vor dem Forum des Geistes und der Öffentlichkeit kompromittiert und herabgezogen.

Keine Aristokratie kann sich ohne moralische Autorität dauernd behaupten. Sobald die herrschende Klasse aufhört, Symbol ethischer und ästhetischer Werte zu sein, wird ihr Sturz unaufhaltsam.

'Die Plutokratie ist, an anderen Aristokratien gemessen, arm an ästhetischen Werten. Sie erfüllt die politischen

Funktionen einer Aristokratie, ohne die Kulturwerte eines Adels zu bieten. Reichtum ist aber nur im Kleide der Schönheit erträglich, nur als Träger einer ästhetischen Kultur gerechtfertigt. Indessen hüllt sich die neue Plutokratie in öde Geschmacklosigkeit und aufdringliche Häßlichkeit: ihr Reichtum wird unfruchtbar und abstoßend.

Die europäische Plutokratie vernachlässigt, im Gegensatz zur amerikanischen, ihre ethische Mission eben so sehr wie ihre ästhetische: soziale Wohltäter großen Stiles sind eben so spärlich wie Maecene. Statt ihren Daseinszweck im sozialen Kapitalismus zu erblicken, in der Zusammenfassung des zersplitterten Volksvermögens zu großen Werken schöpferischer Humanität, fühlen sich die Plutokraten in ihrer erdrückenden Mehrheit berechtigt, ihr Wohlleben verantwortungslos auf Massenelend zu bauen. Statt Treuhänder der Menschheit sind sie Ausbeuter, statt Führer Irrführer. Durch diesen Mangel an ästhetischer und ethischer Kultur zieht sich die Plutokratie nicht nur den Haß, sondern auch die Verachtung der Oeffentlichen Meinung und ihrer geistigen Führer zu: da sie nicht verstand, Adel zu werden, muß sie fallen.

(Die russische Revolution ist für die plutokratische Geschichtepoche der Anfang vom Ende. Unter allen Umständen. Selbst wenn Lenin unterliegt, wird sein Schatten das zwanzigste Jahrhundert eben so beherrschen, wie, trotz ihrem Zusammenbruch, die Französische Revolution die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts bestimmt hat. Nie hätten im kontinentalen Europa Feudalismus und Absolutismus freiwillig abgedankt; dazu trieb sie nur die Furcht vor der Wiederkehr jakobinischen Schreckens, vor dem Ende des französischen Königs und Adels. Nach Menschenermessen wird dem Damoklesschwert bolschewistischer Forderungen die Erweichung harter Plutokratenherzen und ihre Stimmung für vernünftige Wünsche moderner Sozialpolitik leichter gelingen als in zwei Jahrtausenden dem Evangelium Christi.)  
Wien. Dr. Richard N. Coudenhove-Kalergi.



Der Jüngling

321

Der Jüngling

i.

Der junge Oesterreicher erwachte in dem bescheidensten Gasthofe Zürichs, die Sonne schien herein und sein Herz schlug hoch auf. Reisen! Wieder weiter heute! Er riß das Fenster fort von der großen Bläue, in die sein Atem, aus emporgewendetem Mund, sich blühend mischte. Reisen; und wie! Mit der Erträumtesten; und Die war sein, sein, wiewohl Niemand es wußte, auch sie selbst nicht. Er staunte doch, die Welt überbot sich an Überraschungen. Vom Hause fort engagirt nach Deutschland, an ein richtiges Stadttheater, — aber er ist durch die Schweiz gereist, ist gewandert im Sommerregen, der schönen Glut, unter den blitzenden Nachthimmeln. Hat in Zürich ein Mädchen erblickt. War ihr nur begegnet, ihr nur gefolgt, hatte, anstatt sie selbst, die Spiegel angesehen, in denen sie vorbeiging, hatte stumm und geheim an ihrer Tür geharrt. Aber sie würde, träte er vor sie hin und sagte die ganze Gewalt seines Herzens in ihre Augen hinein, mit ihm fliehen von Vater und Mutter, aus dem großen Hotel fort in seine Dürftigkeit, sein Geschick. Flüchtig besann er sich, daß er kein Geld mehr habe. Dann würde einfach auch sie Komoedie spielen, die Liebe ihr Spiel und ihr Leben. Aber nicht einmal mehr so viel, um pünktlich anzukommen bei seinem Direktor! Wie denn, heute der erste September? Und im Warten auf sie schon Alles versäumt? Da lief er aus dem Haus, zum See nieder, atmete Bläue und hatte vergessen, was nicht fließend und endlos. Vor dem großen Hotel sfand schon das Auto, die Eltern stiegen ein. Nun erschien auch sie; da weitete sich der Raum. Portiers und Hausdiener schienen entrückt, der Bürgersteig ausgestorben und einsam trat sie auf, inmitten der feierlichen Strenge eines großen Vorganges. Sie milderte ihn, da sie ihr blondes Haupt zur Seite neigte. Aber ihr Gang war so stolz wie leicht und ihr Gesicht spiegelte hell den jungen Tag. Der schillernde Schleier ihr im Nacken wiederholte die zärtlichen Farben der Blumen, die sie im Arm trug. Hatte ihr Blick nicht jählings schräg hergestrahlt über den gewohnten Huldigenden? Schon rollte der Wagen, er

## Die Zukunft

aber stürzte zur Straßenbahn; rund dann am Bahnhof den Zug entlang. Sie war nicht zu sehen. Von Zweifeln beklommen drang er in seine Dritte Klasse. Kaum aber fuhr man, weiteten sich ihm, unter Schwatz und Geruch der Nachbarn, schon wieder das Herz und die Welt. Wohin sie reichten, nur Ruhm, nur Liebe! Und hier, der Hafen am Bodensee, im Flug erreicht, war der erste der Schritte, die Alles wahr machten. Dort trat sie hervor, grüßte ihn, diesmal deutlich und als verstehe es sich, mit einem langsamen Blick: er mußte nur stillhalten und dann sich nachziehen lassen. Auf das Schiff. Da entschwand sie ihm; und als das Getriebe der Reisenden sich lichtete, saß sie eingeeengt zwischen den Leuten, nur ihren Kopf umrahmte der blaue See, nur ihr Schleier flog gegen den Himmel auf. Ihr Vater, der die Handtaschen übereinander anordnete, ließ eine hinunterrollen . Drauf los, sie aufheben! Gleich auch den Namen gemurmelt: Franz Velten. Aber Der sah ihn kaum an mit seinem fremden Gesicht und packte schon wieder. „Hat sie es bemerkt? Sie blickt fort; was kümmert es sie. Auch ihre Mutter sieht fremd aus, nicht wie die Leute bei uns. Fremd, vornehm, kalt. Und der Vater hat einen Bart wie ein hoher Beamter. Sie sprechen preußisch, die Anderen hier alle auch." Entmutigt ging Franz bei Seite; da fiel es ihm mit der ganzen Schwere der Wirklichkeit in den Sinn, daß er, am anderen Ufer angelangt, keinen Heller mehr besitzen werde, laufen müsse und sich um Tage verspäte. Was tun, um Gottes willen! Sollten Liebe und Ruhm zugleich dahin sein!

Wie zur Antwort geschah es, daß der Vater von seiner Tochter den Platz neben der Mutter verlangte und daß sie aufstand, sich an das Ende der Bank zu setzen, gerade dort, wo am Geländer er selbst lehnte und in das Wasser sah. Sie gab nicht auf ihn Acht, er wandte den Kopf nicht. Nur daß sein Herz in Stößen ging. Nur daß sie reglos saß und auf das dunstige Ufer starrte, wie er in den Dunst der Ferne. Er fühlte, ohne zu sehen, Alles: ihr Brauenfalten, und daß es nicht Unzufriedenheit sagte, sondern scheue Erwartung. Auch ihm ward ernst zu Mut wie noch nie. Der Wind, der alle Stimmen verwehte, warf ihm ihren Schleier an die



Der Jüngling

323

Brust und trug nur ihr seine Stimme /,u. Bevor er wußte.

Avas geschah, hörte er seine Stimme. ,

„O sie nur lehrt die Kerzen, hell zu glühn!

Wie in dem Ohr des Mohren ein Rubin,

So hängt der Holden Schönheit an den Wang&i

Der Nacht —"

Im Sprechen war es ihm nicht mehr sicher, ob er Das nicht selbst erfand. Sie gab es ihm ein, da sie aufstand, sich an seine Wange neigte und in seine Verse hineinsprach: „Lieber!" Er roch Veilchen, sie Beide hob es vom Boden, von allen Paradiesen wich der Morgendunst und man war stark! ... Da wußte er auch schon wieder, daß sie stillsitze, wie zuvor, und daß er eine Rolle spreche, freilich spreche wie noch nie. Beim letzten Klang dachte er: „Sie ist wunderbar," und tiefer Schmerz befiel ihn. Ihr Name wehte her: Hertha! Sie aber sah nicht um: zu ihm, als habe er gerufen, erhob sie das Gesicht, in dem Tränen standen, und inständig durchdrangen sich ihre Blicke.

Die Mutter rief nochmals „Hertha!" Da riß er sich heftig los und schritt davon, mitten durch die Reihen. Mochten sie ahnen, daß hier Großes erlebt ward! Sein Gang, seine Miene beschrieben ihnen, wie sehr er die Einsamkeit suche. Er schritt nach vorn. Eine Haltestelle war erreicht, wo Viele ausstiegen; vorn ward es leer. Er legte seinen Mantel um, verschränkte die Arme und senkte darüber die Stirn. Gesammelt besann er das schwere Geschick des Verstoßenen, Fahrenden, den die Schönheit im Bann hält und die Gesellschaft der Tüchtigen meidet. So jung, so arm, so grad erst fort vom Vaterhaus: und für das ganze Leben Kampf und bis zum Tode Sehnsucht. Statt der Geliebtesten nur in Versen ihr Bild; und dann weiter! Verbannt von Allen und von ihr!

„Hier ist der Himmel.

Wo Julia lebt, und jeder Hund und Katze

Und kleine Maus, das schlechteste Geschöpf

Lebt hier im Himmel, darf ihr Antlitz sehen:

Doch Romeo darf nicht. Mehr Würdigkeit,

Mehr Ansehn, mehr gefällige Sitte lebt

In Fliegen als in Romeo."

Er weinte das Gedicht, schrie es auf und stampfte es;

er drückte die Faust in den Mund, er wollte sich hinwerfen.

Da erstarrte er: unermeßliche Süßigkeit des Gefühls kündigte ihm an, sie sei da. Stehe hinter ihm, habe gehört, mit ihm

geweint und lächle jetzt: O, so lächelt der offene Himmel, und nichts bleibt mehr zu wünschen. Er sah es. zitternd, brennend, erstickend. Seine Arme breiteten sich langsam aus, indes er die Wendung machte, dorthin, wo sie und der Himmel waren. O Grauen! Nichts? Leere Sonne auf Brettern? Er brauchte eine furchtbare Anstrengung, den Anlauf zu zügeln, der ihn schon gegen das Ersehnte warf. Dann brach er in Tränen aus, nicht mehr die des Zornes und Begehrens, nur der kindlichen Ohnmacht.

Als er den durchschüttelten Nacken müde vom Geländer aufhob, lag das Schiff am Endpunkt. Er näherte sich und sah, wie ein Unbeteiligter, den Aussteigenden zu. Dabei gewährte er, ohne daß diesmal sein Herz sich bäumte, das Mädchen und wie sie zwischen ihren Eltern das Schiff verließ. Elender Zustand der erlahmten Wünsche, gekrampfte, leere Brust! Ihr Vater machte sich erstaunlich viel zu schaffen, hielt offene Papiere in der Hand und suchte umher. Da traf er seinen Blick; der Vater sah ihn sich an; und dann kehrte er um. Er kehrte auf das Verdeck zurück, Franz Velten ging ihm unwillkürlich entgegen. „Junger Mann, Sie versäumen wohl nichts," sagte der Vater und berührte seine Schulter. „Hier sind zwei Telegramme, ich muß zum Zug. Geld liegt bei. Ich kann mich doch verlassen? Na schön." Der Vater dankte nur mit einer jovialen Handbewegung; es war ein des Befehlens gewöhnter Herr. Jetzt hatte auch das Mädchen, von fern, noch einen Blick für den Verlassenen. Er sah, um Alles betrogen, hinterdrein. Darum das Engagement versäumt! Am Land erst bemerkte er zwischen seinen Fingern die Papiere sammt dem Geld. „Ich habe Geld! Die paar Mark werden mich hinbringen oder doch fast. Alles ist gerettet." Worauf er seinen Reisesack hinsetzte, versucht, einen Freudentanz aufzuführen. Er unterließ es nur, um die Telegramme zu lesen. Gleich danach fiel er auf eine Bank beim Zollhaus. Sie war verlobt! Verwandte in Köln wurden aufgefordert, von dem Empfang der Familie dort abzusehen und nach Frankfurt zu kommen, wo auch der Verlobte eintreffe. Das zweite Telegramm war an Diesen .. . Die Unglückliche! Daher ihre Tränen, die gefaltete Braue, die Erwartung. „Sie hat erwartet, daß ich sie entführe, sie rette. Ach, ich Träumer!"



Seine bittere Reue fand einen Ausweg. „Ist Dies nicht Fügung? Warum mußte der Vater die Telegramms unter Allen gerade mir geben? Mir, der ich der Letzte bin, sie zu befördern? Ich soll sie dennoch retten! Sie ist mir unverloren, ich finde sie wieder, meine Brust ist viel zu voll, als daß sie auf immer dahin sein könnte.“ Er staunte. Welch ein wunderbarer Zufall! In Köln ward nun vergebens gebraten und gebacken, und in Frankfurt stand an der Bahn kein Bräutigam mit Blum:nstrauß. Er selbst aber hatte Geld, ins Engagement zu reisen. „Alles Dies wäre Zufall? Es ist Füpimg! Ich stehe unter der Hand des Schicksals.“

II.

; Er mußte seinen Personenzug bis'in die Nacht erwarten; und erst am Zweiten des Monats betrat er das Theater. Es stand frei, „zum Drumherumgehen“, und hatte einen Portier, was ihn schon einschüchterte. Das Treiben im Bureau, dem er eine Wtile zusah, tat das Uebrige. Dieses geregelte Geschäftlichen unterbrach ein hergelaufener Anfänger durch Zuspätkommen! Der Direktor mit Kommandogeiiicht und ehernem Organ eilte diktirend, telephonirend, schuhriegelnd von einer Schranke in die andere, ganz Verwaltungchef. Plötzlich hielt er vor dem Fremden an, als sähe er ihn erst •jetzt. „Welches Fach?“ fragte er ohne Beginnen; und gleich jweiter: „Liebhaber. Also sprechen Sie!“ Und zum Klappern einer Schreibmaschine begann Franz:

„Hier ist der Himmel,

„Wo Julia lebt...”

Er hatte begonnen, den Tod im Herzen; zum Schluß aber hörte er kein Klappern mehr, er sah das Antlitz der Geliebten über seiner Stirn schweben. Der Direktor sagte sachlich: „Ich kann Sie nehmm, mein engagirtes Mitglied ist ausgeblieben. Ihre Name?“ Da ahnte dem Armen sein .Verderben: „Einen falschen Namen nennen!“ dachte er... und sprach den wahren schon aus. Die MLne des Direktors veranschaulichte kalte Ungläubigkeit. „Das hat tich bei mir noch Keiner erlaubt,“ äußerte er. „Sie bringen mich um zwei Tage. Bedaure.“ Abgetan blieb Franz lx im Türpfosten übrig, indes der Direktor schon wieder andere Men-

326  
Die Zukunft  
sehen behandelte. Eine Wendung: und hinter ihm schloß  
sich eine Welt.  
Das war die Fügung? Darum ein Aufgebot von Be-  
gebenheiten und Gefühl? Unfaßbar! Mit der Hölle hatte  
auch sie, die der Himmel war, sich verschworen zu seinem  
Untergang. Wo war sie hin, jetzt, da es um ihn leer war?  
Ohne einen Menschen, ohne einen Heller, viele Hundert  
Meilen von jedem hilfreichen Gesicht, ein Ausgestoßener, im  
Herzen Gram und das Beißen des Hungers im Gedärm.  
Einem Solchen gebührten Nacht und Graus, Regen und  
Blitze über einer Haide. Die Stadt lag hinter dem Ver-  
bannten, vor ihm eine lange Landstraße. Prächtig ergoß sich  
die Septembersonne; dennoch sprach er:  
„Raße, Donner, nach Herzenslust! Spei, Feuer, ströme. Regen;  
Nicht Regen, Sturm und Blitz sind meine Töchter.  
Euch schelt' ich grausam nicht, Ihr Elemente;  
Euch gab ich Kronen nicht, nannt' Euch nicht Kinder."  
' Er zog den Mantel bis über den Nacken. '.  
„Ein alter Mann, arm, elend, sich, verachtet"  
und wankte tief gebeugt  
„In solcher Nacht  
„Mich auszusperrn! Gieß' fort, ich will's erdulden.  
In solcher Nacht wie die! O Regan, Gonrill!":  
Hier unterbrach von hinten eine Frau: „Nehmen Sie,  
alter Mann, Sie haben wohl lange nichts gegessen." Die  
brüchige Greisenstimme antwortete ihr grollend: „Nun, Dir  
wäre auch besser in Deinem Grabe, als so mit unbedecktem  
Leibe der Wut der Elemente zu begegnen. Ist der Mensch  
nicht mehr als Das?"  
In Folge dieser Worte machte die Frau einen Bogen um  
ihn her und sah ihm von vorn besorgt unter den Hut. Vor  
dem jungen, aber entstellten Gesicht, in das sie blickte,  
prallte sie zurück, sie sagte zweifelnd: „Wollen Sie die Leute  
erschrecken?" Er erklärte: „Ich übe mich. Ich bin Künstler."  
„Ach, so Einer!" sagte sie. Sie war eine Art Dame und noch  
nicht alt. Er gab sich Haltung. „Nein, nicht so Einer. Ich  
bin Mitglied des hiesigen Stadttheaters" Da sie sich ab-  
wartend verhielt: „Ich habe Schwierigkeiten mit meinem  
Direktor,. weil ich auf der Reise aufgehalten wurde." Hierzu  
nickte sie. „Er hat Sie hinausgesetzt." Sie bekam ein Gesicht  
wie eine Mutter. „Und nun sind Sie ohne Unterkunft." Da



Per Jüngling  
sah sie Tränen in seinen Augen und nahm ihn beim Arm.  
„Lassen sie nur, Das können Sie mir später erzählen." .  
Sie führte ihn vor ein großes Haus: Bierbrauerei und  
Gasthof von Johann Wimmer. „Da bin ich die Frau. Sie  
können in der Mansarde wohnen, bis Sie wieder Geld haben.  
Sind Sie hungrig, dann bleiben Sie gleich herunter."  
So ließ er sich im „Nebenzimmer", das leer war, von ihr  
speisen. Er schlang; und sie lächelte. Als sein Tempo sich  
verlangsamte fragte sie: „Was wollen Sie nun tun?" Ohne  
rechte Überzeugung schlug er vor: „Ihm schreiben?" Sie  
brachte Papier und sah ihm über die Schultern zu, wie er  
hinmalte: „Hochzuverehrender Herr Direktor\" Hier  
stockte er schon und sah auf. Da bemerkte er im Spiegel  
gegenüber, daß Dies eine merkwürdige Frau sei. Er hatte  
•es ganz natürlich gefunden, daß sie ihn von der Landstraße  
aufflas, unter Dach brachte und speiste. Durch Gang und  
Stimme wirkte sie anfangs mütterlich und als kräftige Ge-  
schäftsfrau. Jetzt stellte sich unvermutet heraus, daß in  
ihrem Gesicht die Flecken und Erschlaffungen der Haut  
nach Gram aussahen und daß ihr Blick zu trüb war, um be-  
fangen zu sein. Auch seufzte sie viel. Achtung, sie begegneten  
einander im Spiegel; er dachte kühn: „Aha J" Sie wich aus.  
Dann stellte er noch fest, daß er eigentlich ein reizender Junge  
sei mit seiner großen hellen Stirnlocke, seinem fleischigen  
Mund, den dunklen Wimpern. Warum waren ihm bei der  
fernen Geliebten die eigenen Vorzüge nie eingefallen?  
Plötzlich wendete er sich auf dem Stuhl um, sah ihr voll  
und weich in" die Augen und begann, zu klagen. Er klagte  
Alles heraus, was er fühlte; und als nur der erste innere Wider-  
stand besiegt war, ward ihm wohl dabei und er beherrschte  
seine Wirkung. Seufzte sie „Armer Junge", so lächelte er  
mit berückender Wehmut. Nun aber in ihren Augen ein  
.wirres Funkeln entstand, verhielt er sich ernst und still.  
Da kam ihre Hand, die schon längst unruhig wurde, schwach  
zitternd auf seine Stirn zu. „Dummchen," sagte die Frau,  
unter Streicheln, „Sie müssen ihm nicht erst schreiben. Wir  
gehen hin und ich sage ihm, was er zu tun hat. Das Bier  
für das Theaterrestaurant ist meins." Er küßte ihr die Hand,  
was ihm erlaubte, sie von seinem Kopf fortzunehmen. „Au-  
weh", dachte er, „Das will bezahlt sein."  
26\*

328 Die Zukunft t

Die Frau setzte hinzu: „Wir gehen, wenn erst mein Mann zu Hause ist“; und sehen kam der Mann, ein armer Alter, "bis zur Nase im Halstuch, bei der Wärme. Er erklärte ver-söhnlich, daß er wisse, auch Schauspieler könnten anständige Leute sein; was Franz für heute bezweifeln mußte.

Beim Direktor verlief sein zweites Auftreten wesentlich anders. Der Erwähnung des Bieres bedurfte es nicht und selbst auf eine Entschuldigung wartete der Herr nur flüchtig und übrigens umsonst. Dann nahm er Franz auf ohne sie. Bei Seite gab er der Fürsprecherin zu, es habe ihm schon Leid getan um den talentvollen Menschen. Sie entfernte sich und das neue. Mitglied blieb gleich da, um sich einzuführen. Er begleitete sie aber bis auf die Straße und draußen ergriff er ihre Hand. „Frau Wimmer!“ Da sie ihm gütig zunickte, kam es ihm noch wärmer vom Herzen: „Mutter Wimmer!“ Womit er, ohne sich nach ihrem Gesicht umzusehen, wieder hineinlief. Wie hatte er zweifeln können an der Fügung! Umwege, ja; zuletzt aber war nur sein Bestes gemeint. „Mir ist geholfen. Könnte einst auch ich Einem helfen \\ Kaum öffnete er die Bühnentür, da lief ihm, aus der «rsten Gasse, heiß und taumelnd vom Spiel, ein Mädcl ent-gegen und packte ihn an, um nicht zu fallen. Er sagte freund-lich: „Ich bin Franz Velten.“ „Geck,“ erwideite sie; aber er begriff, es war ihr Name. Sogleich wollte sie weiter, jetzt war es an ihm, sie zu halten. „Liebhaber“, setzte er hinzu; und sie, in der Aussprache seiner Heimat: „Es eilt nicht“; wobei sie schon lief. Am Aufgang nach der Garderobe be-sann sie sich anders, bog den Kopf zurück und winkte über die Schulter.

Er begrüßte den stark behaarten Komiker, in dem er beim ersten Blick einen Ftind erkannte, und den Helden, der ihm eben so schnell als zuverlässiger Kamerad galt. Dieser Raspe hatte eine sonnig durchdringende Art, zu sagen: „Ein schneidiges Mädcl, die Geck!“ Als gebe er dem Kollegen das Mädcl sammt seinem Segen und ermutigte ihn auch sonst zu jedem Wagniß.

Nach der Vorstellung ging Franz mit ihnen und der Geck zum Essen. Nicht lange: und unter dem Tisch begegnete sein Fuß einem kleineren, während oben die Geck den Ko-  
\\



## Der Jüngling 329

miker anlachte; denn er schnitt Gesichter wie ein gefesseltes wildes Tier. „Lina, der Velten wohnt beim Wimmer draußen," sagte der Held. „Warum so weit fort?" fragte sie, plötzlich ernsthaft. „Was haben Sie dort?" Zu seinem Aerger ward er rot. Da zog sie den Fuß weg.

Bei Wimmers bewohnte er eine große Mansarde, die Spielraum bot, wenn er lernte. Mitten im Satz tat er wohl einmal einen Sprung nach der Tür und riß sie auf. „Mama Wimmer vergeht sich!" rief er ausgelassen und zog die Er- tappte ins Zimmer. Sie durfte, nach halber Ueberwindung ihrer Verlegenheit, ihm die Stichworte geben, durfte das Publikum vorstellen und den Künstler verehren. Nie gab er sich einfacher und herzlicher, als wenn ihre Verehrung nicht ruhig und frei war. Zeigte sie sie sich seufzerreich, in lässiger Kleidung? Er beschwichtigte sie mit Schmeichelei, guter Laune, und sie verließ ihn dennoch beglückt. Aus- ziehen? „Sie hat mir Gutes getan, die Arme." Und ihr Mann, der ihn liebte! Denn der alte Wimmer fand sich durch Franz in dem Glauben bestätigt, daß auch Schauspieler anständige Leute sein können. Dieser spielte und sang nur ihm allein aus Operetten vor; und fast immer war er abends zu.Hause. Schade eigentlich, wenn man ihn manchmal beim Kopf nahm und gern Etwas gekört hätte, was so Künst- ler erleben, es kam nichts Rechtes heraus. Franz wußte wohl, daß er von Lina, so harmlos er zu ihr stand, hier besser nicht rede. Die Wirtin erkundigte sich freilich, ob er denn unter seinen Kollegen keine Landsleute habe, und sah ihn grade dabei nicht an. Er verleugnete seine Landsmännin beherzt; da faßte die Frau ihn mit offenem Mißtrauen ins Auge und sagte: „Man hört so Manches." Aber er entwaffnete sie. Gleich von seinem ersten Vorschuß konnte er der Kleinen ein Geschenk machen; denn was brauchte er bei Wimmers? Sein Unterhalt ward ihm kaum wie einem Verwandten be- rechnet. „Man muß die Menschen recht zu nehmen wissen/" begriff er, „dann hat Jeder seinen Vorteil." So trat er auch gern seinem Freunde, dem Helden, eine Rolle ab. Dafür versprach Dieser ihm den Romeo; es zog sich aber hin bis in den November. Die Schwierigkeiten schien nur die Di- rektion zu machen, obwohl er doch gerade auf diese Rolle

hin ihn dabehalten hatte. Mit seinem Freund Raspe sprach Franz sich deutlich aus über den Tyrannen. Eines Tages fand er im Bureau kalte Gesichter und der Direktor ließ sich verleugnen. Eines anderen Tages war Alles wieder gut und er hatte den Romeo.

Er spielte ihn bei der ersten Aufführung ungleich und fühlte es selbst. In der Szene mit dem Bruder Lorenzo versagte er, natürlich war es die Schuld seines Feindes, des Komikeis, der den Mönch spielte. Die Monologe der Anbetung und Sehnsucht, er wußte es, bevor er noch begann, daß er sie unvergleichlich besser auf dem Schiff gebracht hatte, als der Schleier der einzig Ersehnten ihn anwehte, und als noch der Schmerz um die Verlorene... Ach nein! Grade durch den Schmerz blieb sie ihm unverloren. Und er bäumte sich, er tobte ihn aus Dies war vielleicht schon sein Höhepunkt. Im Auftritt der beglückten Liebe, innige Umarmung, „es war die Nachtigal und nicht die Lerche," entzückte Fräulein Geck; aber Romeo schien nicht bei der Sache. Er sah auf zerwühlten Kissen, in der Beleuchtung des Morgengrauens, anfangs noch nicht das wahre Gesicht Julias. Nicht dies kindlich runde, dennoch schon gewitzigte und gar nicht edle in krausem, [schwarzem Haar hätte hier ruhen sollen. Indes er aber die Augen schloß und wieder öffnete, verzauberte er es unter seinen Lippen: und es war Julia. Ueber seine selbsterschaffene Julia strömten, aus ihm hervor, alle Herzensgluten Romeos. Fast hätte er vergessen, es sei Spiel, denn Julia weinte mit ihm. Sie weinten geräuschvoll, wie zwei Kinder. Es war ein echter Abschied und hatte großen Erfolg. Er war überwältigt von sich und ihr. Das muntere Geschöpf, mit dem man sich neckte oder stritt, und diese süße Wildheit! Nach dem Aktschluß erwartete er sie in dem Gang vor ihrer Garderobe. Erhitzt bog sie um die Ecke, öffnete die Arme und lief in die seinen. Die Tür hinter ihnen ging auf, die Garderobenfrau drückte sich heraus, ließ sie umarmt hineintaumeln und schloß andächtig die Tür. Das Erste, was Franz wieder redete, war, daß sie sich selbst übertroffen habe, und sie bezog es richtig auf ihr Spiel. Auch sie sagte ihm etwas Angenehmes, während sie sich puderte. Im selben Zug: „Dich hat doch sicher Niemand



Der Jüngling  
gesehen, wie Du herkamst?" Und mit einem Blick im Spiegel:  
„Weißt Du eigentlich noch immer nicht, wer Dir den Romeo  
wegschnappen wollte? Dein Freund Raspe." Er war sprach-  
los; aber da ward geklopft, Er mußte auf die Bühne.  
Noch bei seinem Auftritt bedachte er, wie Dies zusammen-  
hänge. Raspe, sein Freund, hatte ihn also bei dem Alten ver-  
petzt. Wer aber hatte den Direktor wieder umgestimmt?  
Als er im Grabgewölbe der Capulets den Grafen Paris er-  
stochen hatte, bat er die aufgebahrte Julia um eine Er-  
klärung. „Frage nicht," erwiderte sie; und war sie bei dem  
schwachen Licht nicht rot geworden? Sie verharrte im  
Starrkrampf, bis er seinen großen Satz gesprochen hatte,  
dann fand sie es nötig, einzuschieben: „Gerade Der, den Du  
für deinen Feind hältst, hat Dir geholfen. Wir Beide waren  
droben." Nicht, daß er dem Komiker dafür Dank wußte!  
Der wollte noch mehr als ihm eine Rolle wegnehmsn. Als er  
Julia küßte und das Gift trank, flüsterte er: „Dann lag Dir  
an mir?" Wie aber sie nachher seinen Leichnam küßte,  
sagte sie nicht nur: „Deine Lippen sind warm," sie hauchte  
auch: „Wie Du dumm bist!"  
An diesem Abend saßen sie allein; und wenn sie an einem  
späteren, so viel bei Franz lag, wieder zu den Kollegen hätten  
stoßen können, Lina wollte nicht. Zu Haus bei ihr stellte  
er eine Untersuchung an. Ihre Kälte zu Raspe war zu auf-  
fallend, als daß Franz sie nur für eine Wirkung ihrer Liebe,  
zu ihm selbst ansehen konnte. Sie behauptete dennoch:  
„Wegen Dir. Er war gegen Dich gemein." Worauf es Franz  
wieder ganz natürlich fand. Etwas in ihm aber ärgerte sich;  
er beehrte auf und erklärte, so blöd lasse er sich nicht an-  
lügen, er wisse schon. Sie zog einen verachtenden Mund,  
blieb aber ungewöhnlich ruhig. Erst allmählich ließ sie sich  
hinreißen; und unter Streiten und Sichversöhnen erfolgten  
die Geständnisse. „Wirst wenigstens Du mir keinen Kummer  
machen?" fragte sie, erschöpft, wie er: „Ach! Ihr seid Alle  
gleich!" Worin er gerade diesem Raspe gleiche, das wollte  
sie nicht sagen. Viel später, schon gähmend, fragte sie, ob  
er an seinem Freund Raspe das unverschämte Armband,  
mit den Brillanten, bemerkt habe. Frauen, die jungen  
Leuten Kostbarkeiten verehren, gebe es nun, einmal. „Aber

ernst nehmen kann ich sie nicht." Damit schlief sie ein, indes Franz, aufgestützt, noch unruhig dem Nachhall lauschte. Erst diese Aussprache gab st inen Beziehungen zu der Geck in st inen Augen etwas Endgiltiges, er war entschlossen, für sie einzutreten. Vor dem ersten Schaufenster, wo sie stehen blieb, bot er ihr, ohne nur zu berechnen, das .Kleid an, das sie sich wünschte. Da sie zögerte, redete er ihr zu: „Mir macht es nichts, ich brauche so wenig." „Das ist es gerade," sagte sie rätselhaft, und ging weiter. Er war gekränkt, sie warf ihm vor, was er ihr auf der Probe verdorben habe, und sie wandten einander den Rücken.

Entzweigung war nur eine Gelegenheit, sich schneller zu vereinigen; aber Geschenke nahm sie nicht, „nun gerade nicht" und „darum". Als sie sogar auf der Bühne und im Beisein Raspes ein Pfund Pralinees ausschlug, ward er bleich und beschloß, ein Ende zu machen. „Achtung!" rief gerade ein Arbeiter. „Da geht sie hin," sagte Raspe. Zwischen Arbeitern, die Coulissen trugen, stand Raspe allein ihm noch gegenüber und winkte ihr nach, mit dem Gelenk, woran das Armband blitzte. Sein Blick, sonst sonnig eindringend, bohrte und dem Metall der Stimme war Hohn zugesetzt; Velten indessen sah das Armband und war seiner Sache gewiß. Ein Schimpfwort, das vernichtete, — und die Faust hielt er bereit. Da stieß ein Arbeiter den Helden an; oder der Held den Arbeiter? Es ging zu schnell. „Achtung!" rief der Arbeiter, aber Franz Velten hatte die Coullisse schon auf dem Fuß. Es war eine Quetschung, er mußte verbunden zu Hause sitzen; nun kam viel Besuch und unter den Ersten der Held. Ihm gebühre der Vortritt zu seinem Freund und Kameraden, denn auch ihn selbst hätte die Coullisse treffen können. Er hatte sogar den Direktor bewogen, dem jungen Mitglied eine freundliche Zeile zu schreiben. Was gab es da noch? Man schüttelte sich die Hände. Die Kollegen klatschten Beifall; auch die Geck. Sie saßen nachmittags auf dem Bett und am Boden, Kaffee und Grog wurden heraufgebracht und in dem Rauch unzähliger Cigaretten war nur noch Geschrei, kein klares Gesicht mehr, höchstens daß, vom beleuchteten Klavier her, der Komiker durchdringlich schmerzlich grimassirte. Einmal aber, als Alle schon fort waren.



## Der Jüngling

333;  
ging Unversehens ein Spalt auf und Lina, weiß vom Schnee-  
gestöber, sprang dem Liebsten an den Hals. Sie war wieder  
da, de hatte Eich vön den Anderen fortgestohlen, draußen  
im Dunkeln, und war an der Küche vorbei, auf dem Bauch  
wie ein Indianer, zurückgelangt. „Die Treppe hat geknarrt,  
« aber Der muß schneller sein," rief sie triumphirend, „der  
mich fängt," schloß de gedämpft, sprang in den Kleider-  
schrank und zog hinter sich zu: Franz begriff nicht, warum.  
Schon klopfte es und die Wirtin trat ein..  
„Mama Wimmer!" Franz wollte aufspringen und wäre  
bald mit dem Stuhl umgefallen. Die Frau schwieg und  
lehnte an aer Tür wie ermattet: „Nur nicht so freudig über-  
rascht," sagte sie langsam und gramvoll. Sie schwieg und  
schickte trüb gehässig Blicke hin. Ihm blieb zum ersten  
Mal das begütigende Wort aUs. Die Frau sprach in das  
Zimmer hinein wie in einen Raum ohne Widerhall. „Jetzt  
ist er krank, wer weiß, woher. Von einem Stoß sieht Niemand  
so bleich und aufgezehrt aus. Man hat ihn gepflegt und aus-  
gefüttert, hat er hier nicht gearbeitet wie im Himmel? Wer  
für seine Theaterkunst wohl mehr getan hat, wir hier oder  
so Eine, die ihn verführt! Ich, ich hab' ihn nicht verführt."  
Munter griff Franz ein. „Mama Wimmer, soll ich Ihnen  
denn ausdrücklich eine Liebeserklärung machen? Wenn ich  
nur in die Knie sinken könnte: Aber der Stuhl fällt um."  
Ueberraschender Weise schwang sie nun die Arme;  
sie hielt dch die Ohren zu. „Das ertrag ich nicht. Heuchler!  
Schuft! Hat mich verrückt gemacht, daß ich nicht weiß,  
was anstellen, und er höhnt!" Franz streckte die Hände vor;  
sie aber nahm nichts mehr von ihm, weder Trost noch Reue.  
„Wenn ich ein Tier wäre," sagte sie dumpf, „hätte ich auch  
schon genug. Mehr dürfen Sie gegen mich nicht tun." Ganz  
tonlos: „Warum sind Sie hiergeblieben? Haben eine Ge-  
liebte und bleiben noch? Ich gehöre zu meinem alten Manne,  
denken Sie, und haben auch Recht, ich will nichts Anderes  
mehr." Auf einmal ausbrechend: „Wohin gehören dann  
aber Sie? Auf die Straße, wo ich Sie aufgelesen habe! Wie!  
So ein Bübchen läßt sich von ehrlichen Leuten freihalten  
und trägt sein Geld zu einem schlechten Mädcl, das überall  
nimmt. Jetzt soll er merken wie es tut, jetzt wird nicht;

### 334 Die Zukunft

länger gefackelt!" Ganz Wirtin, stieß sie die Hände in die Hüften und keifte: „Hinaus aus dem Haus, aber vorher zahlen! Hat sich was mit Punsch und Kaffee," wobei sie hinstapfte und Alles vom Tisch räumte. Zuletzt ergriff sie sogar die Lampe. Franz wickelte in wilder Eile den Verband vom Fuß; er wollte der Megäre entgegentreten. Dabei murmelte er: „Ich habe doch Geld." Laut wagte er es nicht zu sagen, denn das Geld lag im Schrank. Inzwischen stieß die Frau die Tür auf, klirrend und polternd war sie draußen sammt Geschirr und Lampe, wandte sich noch um: „Kein Abendessen giebt es!" und schlug zu. Verblüfft hörte er sie den Schlüssel umdrehen und davongehen. Zuerst lauschte er nur. Dann flüsternd: „Lina!" Keine Antwort, er zog den Schuh an und wollte hin; da war es ihm, als dränge aus dem Schrank ihr unterdrücktes Schluchzen. Wie er noch ratlos stand, trat sie hervor. Sie ging mit verkraupfter Miene auf den von ihm verlassenen Stuhl zu, als suchte sie nur diesen, und fiel auf wimmernd über die Lehne. Franz blieb ganz still, er fühlte, sie beweine das Leiden der: Anderen, ein noch unerhörtes Leiden, das grob und ungeschminkt an sie rührte, und beweine die frühe Ahnung ihres eigenen Frauengeschickes. Er neigte sich über sie: „Lina!" Und sie gab ihm die Hand, nur die Hand, aber in ihr war zu fühlen, wie viel sie verstanden habe, was Alles nun aufgeklärt sei. Sie erhob sich, sie hatte langsame Bewegungen, ihr Gesicht, mattweiß im Dunkeln, schien, nur durch ihre Bewegungen, veredelt und der Achtung würdiger. Am geöffneten Fenster standen sie Hand in Hand, dann Schulter an Schulter, tief versenkt in irgendein großes Geschehen, das sich ankündete: da ging der Mond auf. Kälte, Mondlicht und weithin zitterndes Land ergriffen die Reglosen wie Klänge nie gewesener Dinge und feierlich fügte sich in ihnen eine Liebe; die Traum und Gesang war. Da seine Freundin heftiger erschauerte, schloß er das Fenster. Wie kam es doch, daß es sie fror, hungerte und daß Sie Gefangene waren? Er berührte seine Stirn und machte einige Schritte, die unsicher waren, weil sie von ihr führten. Inzwischen stützte Lina ein Knie auf den Klaviersessel, hauchte über ihre Finger und schlug an, auch Dies



### Der Jüngling

nur ein Hauch. Dann sang sie, schwach silbern, in die selten fallenden Töne; da hielt er an und vergaß vollends. Er dachte nur, zu lauschen und zu fühlen, so lange das Leben dauere. Es geschah aber, daß ihr vom Mond beglänzttes Gesicht, das noch 'den Ausdruck eines kaum erloschenen Klanges trug, sich herwendete, stumm rufend. Ihn trug es zu ihr wie einen Schlafwandler, sie empfing ihn, noch knieend, und floß an seiner Hüfte hin,. gelenkt von seinen träumenden Händen. Ihr Arm glitt, leicht wie ein Lichtstreif; nach seiner Schulter; weich in ihren Arm gebogen, schmachtete, von seiner Brust her, das süße Schmerzensgesicht der Liebe zu seinem hinan, das zart und ernst war. In diese eine schmale Flamme zu-sammengeschlagen, standen sie und brannten.

Einmal nahte ihnen ein Schatten, verdichtete sich und rief sie mit seiner Schattenstimme zurück aus ihrer lichten Welt. Sie fühlten und vernahmen ihn, noch bevor sie erfaßt hatten, Dies sei Schluchzen. Drüben auf der dunklen Tür, ein noch dunklerer Umriß gab, in sich selbst verkrochen, dies arme Mißgetön ab. Er öffnete sich, eine Frau war es, demütig ging sie zu jenen Beiden und neigte, schlicht lächelnd, sie, die sich getrennt hatten, wieder zu einander.

### III.

Eine Reihe von Tagen verging ihnen, ernst, friedevoll getragen, wenn auch zuweilen ein Wenig schleppend, obwohl sie im Theater wieder zusammen arbeiteten. Durch einen Zank hätte ihr Tempo sich ausgleichen können, aber keiner kam, Langeweile und Verstimmungen kamen. „Es war schöner, als wir noch Etwas zwischen uns hatten“, fühlten Beide. Jetzt aber ward ein Stück einstudirt, worin Franz Velten nicht beschäftigt war. Lina spielte mit dem Komiker: da gab es Abwechslung. Sie verließ die Probe angeregt wie nie, was ihren Freund schon ärgerte. Erblickte er aber erst den Komiker! Die schwarze Miene des Komikers wurde von einem Zähnefletschen des Triumphes erhellt. Der Sonderling und böse Narr, mit dem Niemand je des Näheren verkehrt hatte, schloß sich an Velten an und lobte das Dasein. Franz atmete erst wieder auf, wenn Jener in den Mantelkragen tauchte und ihn nicht grüßte. Harte Prüfungen waren die

Ausflüge zu Dreien.' Sogar bei Wimmers draußen mußten sie zusammen essen, die Geck bestand, darauf. Hier erbat der Komiker es kniefällig von ihm, daß sie ihn mit ihrer Cigarette verbrenne; und sie tat es auch, indes sie mit der andern Hand den Eifersüchtigen im Zaum hielt. „Laß mir meinen Affen in Ruh!" forderte sie von ihm. „Oder zwischen uns ist Alles aus." Sein Anblick war so mitleiderregend, daß Frau Wimmer, als sie Schnäpse brachte, ihn nicht ertrug und, ohne servirt zu haben, verschwand. Dafür standen am Abend, nach einer bewegten Aussprache, die Dinge besser als seit Langem. Der Komiker verließ fortan nicht mehr den Hintergrund der Ereignisse, sie stritten und versöhnten sich wie früher und es konnte so weitergehen, wenn die Saison so weiterging. Sie endete aber. Alles stob auseinander, ein Jeder seinem Stern nach, und Franz fuhr einige Stunden vor Lina. Sie brachte ihn noch zur Bahn. Welch ein Abschied in ihrem kleinen Zimmer, nun wilder Schmerz, nun Glück in Tränen! Wie sie aber hinter seinem Koffer durch die Straßen gingen, waren die Liebenden zum letzten Mal als Kollegen verschiedener Meinung. „So Etwas von Untalent!" war, halb zankend, halb im Scherz, das letzte Wort Linas, bevor sie ihm, angesichts des Bahnhofes, davonlief. Ihr Röckchen flatterte auf im Frühlingswind und sie war fort. Bei der Ausfahrt des Zuges stürzte sie dann noch draußen an eine Schranke, winkte und lachte. Plötzlich, er schwenkte den Hut noch, drückte sie das Gesicht in das Taschentuch. Als sie endgiltig verschwunden war, setzte er sich, sah in den blauen Himmel, dachte: „Aus"; und wäre gern traurig gewesen. Aber ihr Bild vor seinem Auge blieb nicht lange traurig; und bald zerging es im Blauen. Da schlug auch schon sein Herz hoch auf. Reisen! Neue Abenteuer, neue Ueberraschungen der Welt, — und endlich auch die Liebe, die unerhörte, einzige! Sie trägt noch die gleichen Züge, und Dem, der immer und überall gläubig ihr entgegenfährt, wird sie wieder begegnen; so ist es gefügt. Wird ihn entrücken, erhöhen, über alles Maß und Verdienst beseligen, anders, als eine kleine Komoediantin, die einen Winter lang, mit billigen Freuden und unbedeutenden Widrigkeiten, dem Kollegen Kameradschaft hält. Ein schillernder Schleier verheißt das



hohe Nahen, schon grüßt Dich ein Blick, dessen überirdische Farbe Du nie mit Namen genannt hast, und blonder Schein umleuchtet das Glück selbst! Da bliebe wohl Keiner zu Haus, und wär' es der Aermste an Hoffnung. Duv aber hast Bürg-  
. schatten. Hervcr zog er die zwei, nie aufgegebenen Tele-gramme. Du hast Zeichen vom Schicksal . . . und hast auch den Auftrag, es nun einem Anderen zu sein, dem vielleicht bedeutsam geholfen werden soll, wie einst Dir. Jetzt kannst Du es! Franz Velten befühlte seine Brusttasche. Viel war . nicht übrig, seit Lina sich herbeiließ, sie mit ihm zu leeren. „Aber ich habe immer noch mehr Geld, als ich brauche. Wo ist nun der Mensch, dem ich als Retter erscheinen soll?" Gehoben hielt er Umschau unter seinen Nachbarn; aber es waren gutgenährte Landbewohner.

Dann in den Schnellzug nach München. Da saß ver-einzelt eine junge Dame, elegant und von selbständigem Wesen. Freilich verhielt de sich eher ablehnend, sie dachte wohl nach; jetzt zog sie aus ihrem silbernen Beutel das Portemonnaie und zählte. Sie zählte sogar nochmals. Hierauf sah sie zu Franz Velten hinüber, wie, um ihn verantwortlich zu machen. „Es fehlt Etwas," sagte sie bestimmt, „und ich muß durchaus nach Hamburg." Er nickte, als habe er nichts Anderes erwartet. , Jch stehe Ihnen zur Verfügung," erklärte ■er ruhig. Sie aber schwieg jetzt und klappte, ohne von ihm wegzusehen, das Portemonnaie zu. Er fürchtete, die gute Gelegenheit zu versäumen. „Ueberzeugen Sie sich selbst," (und er holte eilend die Briefftasche hervor) „daß ich durchaus in der Lage bin." „Sie sind reich," sagte die junge Dame, mit ■einem leiten Lächeln. „Ich hatte es nicht bezweifelt. Leider ■darf ich nichts annehmen." Und sie rückte in den Winkel. Er fühlte, daß er sie schonen müsse; sie hätte sonst glauben können, er suche einen Vorwand, dreist zu werden; und damit jedes Mißverständniß fortfalle, erzählte er einfach. Er sagte ihr, wie er damals zu seinem Reisegeld gekommen war, un^daß er jetzt nichts natürlicher finde, als ihr aus-zuhelfen. Sie mußte es wohl einsehen, sie kam wieder näher und von den Scheinen, die er hinhielt, nahm sie einen. „Aber werden Sie Ihr Geld auch zurückbekommen?" fragte sie mit ihrer merkwürdig schleierlosen Stimme. „Denken Sie einmal

## Die Zukunft

nach, ob Sie dem Herrn aus Köln das seine zurückgegeben haben." Da er bestürzt saß: „Sehen Sie." Dazu lachte sie, ein unbestimmbares Lachen, ob bitter oder leichtsinnig. „So wird man durch das Leben. Sie haben noch viel vor sich," sagte sie, in einem Ton, ob spöttisch oder zärtlich. Plötzlich gab sie sich einen Ruck. „Nun muß ich Ihnen meine Adresse lassen. Ich bin Lehrerin." Ihm gefiel es nicht, so leicht genommen zu werden. „Sind alle hamburger Lehrerinnen so fesch wie Sie ?" fragte er im Ton des Lebemannes. Sie nahm es nicht übel; „kommen Sie nachschauen"; und machte es sich bequemer auf der Bank. Er bot ihr eine Cigarette an, sie rauchte, dabei musterte er sie. Nicht mehr ganz jung,, hinter dem kurzen Schleier der Mund, der freilag, schon ein Wenig blaß; aber sie war gut gepflegt, ja, geschmeidig, daß es auffiel. Ob sie Tanzstunden gab? Eine solche Erscheinung ertrug, ohne den Schick zu verlieren, auch die unfrische Federboa und Schuhe, die schon Sprünge zeigten. Auf ihrem kargen Urlaub gab sie sich wohl dem Zug nach Höherem hin, den solche Frauen in sich tragen mochten. Er betrachtete sie mit wohlwollender Kennerschaft, dankbar, weil er so günstig dastand.

Erst spät bemerkte er, daß sie ihn aus den Augenwinkeln prüfte. „Kaufmann sind Sie nicht," sagte sie. „Und was sonst?" Als er sich aber vorgestellt hatte, verstand sie Alles. „Dann haben Sie keine Sorgen. Dann können Sie sogar Ihr Geld verschenken." Was sie sich unter einem Schauspieler denn vorstelle. „Sie fahren durch die Welt und nehmen nichts ernst." Einer solchen Meinung durfte er mit aufrichtiger Geringschätzung begegnen; er belehrte sie aber nachsichtig. „Auch Unsereins erlebt Manches und sogar schneller als, Andere, kann man sagen. Es ist nicht immer leicht." Während dieser Worte blitzten an seinem Geist vorbei: der Abschied von der Geck, Lina Geck mit dem Komiker, den ihre Cigarette verbrannte, Lina an seiner Hüfte hingeflossen, in der kalten, verschlossenen Mondscheinmansarde, Julia und ihr Romeo, die Wirtin Wimmer als Megäre und als Opfer, der Held als feiger Mörder, der Direktor, ihn kalt in das Elend stoßend, die Landstraße, von der eine gute Frau ihn aufflas, und in ungewisser Ferne der blinkende See, das.



### Der Jüngling 339

dunkle Schiff, darauf vorn sein Ich, unizuckt vom Ungewitter seines Schmerzes, aber auch an der Brücke wieder er, zwei Telegramme in der Hand, und ohnmächtig dahingehend jenes helle Gesicht, das sich noch herwandte, den schon verwehenden Schleier . . . Als es vorbei war an seinem Geist, blieb nur die Frage: Was noch? Ihm schien. Dies sei Alles, was das Leben uns Menschen zu eröffnen habe, und er sei ihm auf den Grund gelangt. Seine Miene sagte es, Muna, Stirn und Auge arbeiteten, für weite Sichtbarkeit, an der Darstellung durchkämpfter Leidenschaft, gewitzigten Weltblicks, reifen Sichabwendens. „Ein guter Schauspieler scheinen Sie zu sein,“ äußerte daraufhin sein Gegenüber. Sie sah vor sich hin, ihre schleierlose Stimme trübte sich nun. „Eigentlich ist es schön“, äußerte sie noch. Begierig fragte er, was. Aufblickend sagte sie: „So viel Ahnungslosigkeit.“

Da hüpfte Franz von seinem Sitz auf. Ob sie denn selbst eine Ahnung habe, was bei ihm Alles vorkomme. Er habe eine ältere Frau ausgenutzt, ja, der Verzweiflung und dem Selbstmord habe er sie zugetrieben. Sein Gegenüber hörte die stolze Selbstanklage gelassen an. „Ich kann mir denken, wer der Ausgenutzte war,“ erwiderte sie. Franz, der errötet war,, wollte bekräftigen, aber der Zug hielt an und Leute stiegen hinzu, ein älteres Ehepaar mit gutem Gepäck. Die junge Dame machte das Netz dafür frei, sie beseitigte die neue, gelbe Handtasche ihres bisherigen Nachbars, um eine genau so gelbe hinzulegen, die den neuen Mitreisenden gehörte. Dann setzte sie sich bescheiden und gab sanft die Auskünfte, um die sie gefragt ward. Den Schauspieler, der mitreden wollte, schien sie nicht mehr zu kennen, dagegen berichtete sie den beiden Alten Beispiele ihrer Fähigkeiten als Reisebegleiterin. Jetzt war sie Reisebegleiterin! Franz Velten verbrachte den Rest der Fahrt stumm staunend. Im Innersten empfand er Reue: er hatte schlecht von Frau Wimmer gesprochen.

In München, als er sich empfahl, würde er seine Worte gern noch berichtigt haben, aber die junge Dame hatte vollauf mit dem Ehepaar zu tun, sie winkte ihm nur obenhin. „Vielleicht begegnen wir Uns hier.“ Das Hotel, das er auf-

suchte, war besetzt, auch das nächste wies ihn ab; München hatte irgendeine Ausstellung. Nach zwei Stunden, es war Abend, irrte er noch immer durch die Straßen; da rief ihn aus einem Wagen eine Frau: sie, die Lehrerin. Die beiden alten Leute hatte sie untergebracht, „mitsammt ihrer gelben Reisetasche," sagte sie, übertrieben munter, und lachte zugleich über die seine, die er immer noch umhertrug. Sie versprach ihm ein Zimmer in ihrer Familienpension. „Aber die ist weit und jetzt hat man Hunger." Er stieg zu ihr ein, stürzte im Dunkeln über ein Gepäckstück und fand die Lage, Alles in Allem, seiner nicht würdig. Um sie zu verbessern, griff er, kurz entschlossen, nach seiner Begleiterin und küßte sie heftig. Sie hielt still, dann versetzte de mit ihrem besonderen Lachen: „Ich habe ja nicht gesagt, daß es kein lustiger Abend werden soll. Warum strengen Sie sich so ah?"

Als er schon, seine Tasche in der Hand, das „Künstlerhaus" betrat, fiel ihm ein, daß er ihr Gepäckstück nicht habe, es lag noch im Wagen. Der Wagen war noch sichtbar, er wollte ihm nach, aber seine Dame hielt ihn zurück. „Ich habe doch nichts gehabt!" rief sie, geradezu entsetzt. „Sie sind nicht bei Besinnung." So mußte es wohl sein, aber es kam durch sie. Ihre Ueberlegenheit und Gewandtheit wirkten verwirrend, ja, hinreißend. Sie hatte ihren langen weißen Handschuh ausgezogen, der Kellner stand noch neben ihnen, da glitt Franz schon mit den Lippen über ihren Arm, wobei -er sich geschickter Weise nach dem Handschuh bückte, der dank ihm drunten lag. Sonst wai er doch so schlagfertig nicht. Solche Leichtigkeit des Genusses, ein ganzes Glas Wein, ein Witz, eine heimliche Liebkosung, Alles zugltich — ach. Das flog ihm zu, aus diesem unbeschwerten Wesen mit den duftenden Händen, den Lippen, die nun kirschrot schwellten, dem Glanzblick. Glückliche prangende Welt, in die er versetzt war, eine runde, gemalte Laube, darunter kleine Bilder wunderlicher Masken, der Ausblick aber hinweg über hundert festliche Köpfe in eine lange, von Spiegeln umflirrte Galerie, tafeln bei vielen Kerzen, vor'verhängten hohen Bühnenfenstern und zur Musik der Zigeuner. Da sollte das Leben noch Tücken haben, der Erfolg nicht vor Deiner



ausgereckten Hand stehen, der Himmel nicht winken? Hell berauscht, verhaltenes Jauchzen in der Stimme, erzählte er von der glänzenden Saison, die hinter ihm liege, den immer reicheren, die erst kämen. Die Frau gegenüber sah ihm, auf ihre verschränkten Finger gestützt, in die Augen, indes er sprach. Das beschwingte ihn. Errief: „Wundervoll, daß ich Das bin, Das kann! Mich binden? Unnütz. Mich erwartet die Welt, ich fühle, sie wird mich einst groß nennen. Groß!" wiederholte er träumend; und eine Gestalt, um die blonder Schein floß, ließ ihm den Schleier entgegenwehen, er spürte das Fächeln.

Die Frau aber, die ihm in die Augen sah, sagte nun:

„ Bravo! Nur keine Ketten! Was tun Sie mit dem lumpigen Sommerengagement! Der Ruhm ist für Den, der das Leben beherrscht. Kommen Sie mit mir nach Paris!" Er fragte:

„Gehen Sie als Lehrerin hin?" Worauf sie ihn zuerst nur ansah und dann auflachte. Er lächelte traumhaft zurück.

Da packte sie seine Hand und herrschte heiß: „Komm!"

Auch er loderte auf, er lief nach dem Wagen.

Sie gelangten in eine Wohnung, zu der die Frau den Schlüssel hatte. Er wollte nicht fort von ihr; „nicht, bevor Du mein bist!" flehte er. Sie darauf: „Kind! Hüten Sie sich, Sie brächte ich weit." „Das will ich gerade" „Dann öffnen Sie Ihre Reisetasche!" Sie schob ihm die gelbe Tasche unter die Lampe des leeren Zimmers. „Oeffnen," sprach er folgsam nach und suchte. Hier ist der Schlüssel"; und sie stellte sich ihm gegenüber auf. Er sah sie an, dann wieder in die Tasche, die rot gefüttert war, wie noch nie zuvor. Auch enthielt sie wenig, vom Seinen nichts. Ein schwarzer Kasten, Papiere drin. Obligationen? Was noch, ein Schmuck? Unsicher sah er auf seine Gefährtin. Sie nickte. „Nun weißt Du, daß Du mit mir kommen wirst, wohin ich auch will." „Diese Tasche ist nicht meine," sagte er ratlos. Sie begegnete ihm fest. „Du hast sie in Deiner Hand getragen und die Marke des Gasthofes, wo Du den ganzen Winter gewohnt hast, klebt darauf." Er fragte noch: „Wer hat sie auf diese fremde Tasche geklebt und wo ist meine?" Da stampfte sie auf.

„ Dummkopf! In dem Wagen, mit dem ich Dich mitnahm, ist sie geblieben Und Du gehörst nun mir!"

Ihm stand der Mund offen, aber vor seinen Augen, die an ihr hafteten, klärte es sich. Er sagte suchend: „Sie haben also in dem Wagen meine Tasche mit einer anderen vertauscht, die Sie gestohlen hatten. Sie sind eine ...“. Dies Wort dachte er nur, hinter erweiterten Augen. „Ist es möglich?“ dachte er, ..Sie, die dort vor mir steht. .. Und ich, der doch fast Alles schon erlebt hatte!“ Er senkte die Stirn, beschämt durch sie und ihretwegen. Plötzlich stieg es heiß auf, bis in seine Kehle, er konnte kaum vorbringen, was ihm eingegeben wurde, „Arme Frau!“ Und er reichte beide Hände hin, wie zur Hilfe. Sie wich aber fort wie gestochen. Da ließ er sich, schwer im Kopf von einer ungeahnten Welt, die ihr Chaos auftat, in den Diwan fallen, Zog die Füße auf das Polster. Machte, starr, ferne Entdeckungen. Wie lange später, sank ein Gewicht auf seine Füße. Mühsälig erkannte er die knieende Gestalt, die mit Brust und Armen, heftig durchschüttelt, darüber lag. „Nicht weinen,“ murmelte er. „Schlaf, es ist wieder gut.“

Er erwachte bei hellem Tag, in einem Zimmer, das fremd und leer war. Es sah umher, kein Gegenstand, der sein wäre. Seine Reisetasche? Plötzlich sprang er vom Diwan, trat unter die Lampe und betrachtete den Fleck am Boden, wo gestern Nacht dies Abenteuer geendet hatte. Nichts mehr, die Frau nicht noch-die fremde Tasche mit den Wertpapieren und Edelsteinen. Auch seine eigene blieb verschwunden. Vielleicht war sogar sein eigenes Geld fort? Er zog die Brieftasche: es war da .. . und auch ein Papier, das nicht darin gewesen war, mit Bleistift hastig beschrieben: „Ich hatte es mir anders gedacht. Jetzt hätte ich Lust, zu werden wie Sie. Es ist zu spät. Aber ich werde an Sie denken. Wenn Sie einmal traurig sind und nicht wissen, warum, dann seien Sie gewiß, ich habe gerade an Sie gedacht.“

Er trat zum Fenster, der schöneTag schien ihm beschattet. Nicht lange; die unsichtbare Wolke zerrann schon. Er riß das Fenster fort von der großen Bläue, in die sein Atem, aus emporgewendetem Mund, sich blühend mischte.

München. Heinrich Mann



Als am zweiten Dezember 1848 Kaiser Ferdinand in Olmütz zu Gunst seines Neffen Franz Joseph auf die Krone verzichtete und sich der achtzehnjährige Jüngling bedanken wollte, sagte der Gütige: „Gott schütze Dich. Bleib brav. Es ist gern g'schehn.“ Er vergaß, hinzuzufügen: „Mögest Du auch Glück haben!“ Nichts aber ist dem Kaiser Franz Joseph so treu geblieben wie das Unglück. Sein Bruder wurde hingerichtet, sein Sohn tötete sich selbst, seine Frau, sein Thronfolger und dessen Gattin fielen durch Mörderhand. Als der Kaiser sein Ende nahen fühlte, war sein Reich in einen aussichtslosen Weltkrieg verwickelt und die Auflösung gewiß.

„Viribus unitis“ so hieß der Wahlspruch Franz Josephs; der eigentliche Grundsatz seiner Regierung aber lautete: „Divide et impera.“ Den Forderungen des Tages zu genügen, schien ihm das Ziel der Staatskunst. Er hat klerikal regiert und liberal, absolutistisch und konstitutionell, centralistisch und foederalistisch, deutschfreundlich und deutschfeindlich; seine Lieblingsminister mußten zu Allem fähig sein und deckten oft damit ihre Unfähigkeit. Nie wurde aufrichtig versucht, das Nationalitätenproblem dieser neunsprachigen Monarchie ernstlich zu lösen. Immer aber wurden die einzelnen Volksstämme gegen einander ausgespielt. Entstanden in einem czechischen Bergwerk- oder Fabrikbezirk Unruhen, so sandte man oberösterreichische Dragoner hin und der Friede war bald hergestellt. Es giebt kein einfacheres Herrschen als durch Gewalt, keinen überzeugenderen Grund als die Flinte; so lange es geht. Werden die Völker mündig und lassen sich nicht mehr gegen einander als Polizei verwenden, dann zeigt sich, ob der Staat die Kraft hatte, die großen Fragen der Zeit innerlich zu lösen, ob er seinen Bürgern mehr geben kann als die Ruhe des Kerkers und des Friedhofes.

War den Habsburgern im Lauf der Jahrhunderte gelungen, durch günstige Verträge und Eheschließungen, durch List und Gewalt ein großes Reich aus verschiedenartigsten Stücken zusammenzubringen, so konnte diese Macht ihre Daseinsberechtigung auf die Dauer doch nur aus inneren Gründen, aus einem Königsgedanken schöpfen. Als solcher galt

### 344 Die Zukunft

lange der Kampi gegen die vom Osten her andrängenden Türken. Es war eine europäische Aufgabe, in deren Dienst sich die Habsburger um so williger stellten, als sie unter diesem Vorwand von den so oft widerspenstigen Ständen Subsidien und Mannschaften erhielten und damit den Kern eines Stehenden, außerhalb der Kronländer"verwendbaren Heeres bildeten. Unter religiösem Zeichen wurde auch die Vernichtung der staatlichen und kulturellen Selbständigkeit Böhmens, Mährens und Schlesiens betrieben. Nachdem man den Czechen ihre Religion, ihren Adel und dessen Güter genommen hatte, hinderte nichts mehr die Errichtung der böhmischen Hofkanzlei in Wien. Weniger erfolgreich waren die Versuche, Ungarn, das die Bedrängniß der Dynastie stets rücksichtslos auszubeuten wußte, ins Reich einzugliedern. Der weise Palacky, den die Czechen den Vater der Nation nennen, hat gesagt, man müßte die österreichische Monarchie im Interesse ihrer Völker begründen, wenn sie nicht schon bestünde. Den im Südosten Europas vorgelagerten Stämmen den Nutzen der Teilhaberschaft an einem großen Verkehrs- und Wirtschaftsgebiet und doch zugleich die vollkommene Entwicklungsmöglichkeit als freien Nationen zu gewähren: Das wurde zwar als moderner Königsgedanke ausgesprochen, aber in der Praxis nicht ausgeführt. Ungarn wurde den Magyaren, Galizien den Polen ausgeliefert, eine Partei gegen die andere ausgespielt und so überall Eifersucht und Unfriede genährt. Herrschaft durch Unfriedensstiftung war aber nur so lange haltbar, wie Naturalwirtschaft, Mangel an Verkehrsmitteln, geistige Vereinsamung die Völker lähmten. Seit die Dampfmaschine arbeitet, die Eisenbahn fährt, Technik und Handelsbrauch verfeinert sind und ein klassenbewußtes Proletariat im Staat mitwirkte, mußte man dem Geist der neuen Zeit Rechnung tragen. Die allgemeine Schulpflicht, Wehrpflicht und (in gebührenden Abstand) das Wahlrecht folgten. Jetzt wäre die Stunde gewesen zur Lösung des Nationalitätenproblems im Sinn einer größeren Schweiz. Der Thronfolger Franz Ferdinand hat sich eifrig mit diesen Fragen beschäftigt und wollte auch den Ungarn das allgemeine Wahlrecht geben. Gerade er, ein Feind der magyarischen Oligarchie und ein Freund der Slawen, wurde von



Slawen ermordet. Franz Joseph war schon zu alt für eine großangelegte Reform, die auf den Widerstand aller seiner Berater und Pfründenjäger gestoßen wäre. Der Weltkrieg trieb in die geschichtliche Wendung. Die Nationalitäten, mit Ausnahme der Deutschen und der Magyaren, trennten sich von dem alten Stammreich und traten auf die Seite der siegenden Entente. Dieser letzte Schlag blieb dem greisen Kaiser erspart. Wie ihn sein Nachfolger ruhmlos und ideenlos erduldet, darüber ist nichts mehr zu sagen.

Die „Kaiserlichen Räte“ wurden von den Visitekarten gestrichen und die schwarzgelben Briefkasten anders lackiert. Viele begeisterte Republikaner waren außerhalb der Arbeiterschaft noch nicht zu finden. Aber auch kein mannhafter Widerspruch zu hören; von all den Excellenzen, Geheimen Räten. Generalen, den Spitzen und Fruchtnießern des Kaisertums wurde keine ernste Opposition laut. Das schaffende Bürgertum aber war so kriegsmüde, verschüchtert und nach Erwerb hungrig, daß ihm die Frage der Regierungform kaum wichtig schien. Nur Frieden, Ruhe, Arbeit, nur keinen Bürgerkrieg: Das war der Wunsch.

Eine Rückkehr in Monarchie, gar zu den Habsburgern ist ausgeschlossen. Man hört zwar alte Weiber beiderlei Geschlechtes diese Rückkehr prophezeien und daran die Behauptung knüpfen, dann werde das Kilo Kartoffeln wieder sechs Heller, nicht wie jetzt, Sechsendsechzig Kronen, kosten. Aber jeder Verständige weiß, daß all Dies eitles Geschwätz ist. Das erbliche Königtum ist eine veraltete Regierungform, der schon an sich der Freistaat vorzuziehen ist. Wo eine alte Dynastie waltet und sich durch der Zeiten Flucht geschlängelt hat oder wo noch naturalwirtschaftlich-patriarchalische Lebensverhältnisse bestehen, mag Alleinherrschaft dauern. Ist man sie aber einmal los, hat man die der Menschenwürde allein entsprechende Form des Freistaates errungen, dann giebt es kein Zurück, am Wenigsten zu der abgelebten und geistig zurückgebliebenen Dynastie der Habsburger. Je ruhiger sie sich halten, je weniger sie durch Putscherei sich blossstellen, um so besser werden sie dem Andenken ihrer Familie dienen.

Wien. Dr. Otto Lecher.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin. — Druck von Paß 6. Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Zum ^urgp/n bei Katarrhen.  
Bad Kissingen. Hotel Bitdel  
Keine Postkarten, sondern nur künst- i gegenüber dem Kurhausbade, 2 Miauten  
lerisdie Aktphoto^raphie. Man 1 von den Quellen. Bekannt gutes Haus.  
verlange Probesendung. Postfach £. Auskunft, wegen Verpflegung und Wohnung  
Hamburg :SL , durch den Besitzer A.. Büdel.  
LOUIS MICHELS  
Bankqeschäff / Berlin W56, Französischesrr.29  
Spezialzweige des Effektengeschäfts  
Handel in ji  
rkehrzugala  
Die auf 10% für die alten Aktien und auf 5% für die jungen Aktien  
festgesetzte Dividende gelangt sofort mit M. 100,— bzw. M. 50,— pro  
Dividendenschein bei der Dresdner Bank, bei der Deutschen Bank, und bei  
dem Rankhause von Goldschmidt-Rothschild & Co. in Berlin zur Auszahlung.  
Berlin, den 1. Dezember 1921.  
Max Hasse & Comp. Aktiengesellschaft  
Der Vorstand.  
Hans Hasse. Ko 1 b. Freund.  
Darmcr Bankverein  
gegründet  
— 1867 —  
gegründet  
-'1867-  
Hinsberj, Fischer & Comp.  
Kommanditgesellschaft auf Aktien  
Kapital und Rücklagen: M. 260 000 000  
Hauptsitz in Barmen.  
Niederlassungen in: Aachen. Ahlen i. W.t Altena i. \V., Andernach,  
Anrieb, Barmen -.Rittersbausen, Bentheim, Beizdorf, Bielefeld, Bocholt,  
Bochum. Bonn. Brühl (Bezirk CÖIn), Bünde i. W., Burgsteinfurt, Castro;»,  
Cleve, Coblenz, CÖIn. CöIn-Mülbeim, Coesfeld, Oret'ekl, Dortmund, Dülmen.  
Düsseldorf, Duisburg, D.-Meidericb, Emden, Emsdetten, Essen, Gelsen-  
kirchen. Gevelsberg. M.-Gladbach, Goch, Greven, Gronau, Gummersbach.  
Gütersloh, Hagen i. \Y\, Halver; Hamm i. W., Haspe L.W., Heiligen haus,  
Herford. Herzogeurath, Bilden, Hoerde, Hohenlimburg, Hückeswagen,  
Iserlohn, (tünigswinter, Kohlseheid, Langenberg, Leer, Lennep, Lüden-  
scheid, Lüneburg. Mainz. Meinerzhagen, M enden i. W., Mettmann, Milspe-  
Voerde, Münster i. W.. Neviges. Norden, Norderney, Ohligs, Opladen,  
Osnabrück, Papenburg, Plettenberg, Remscheid, Rheine i. W., Rheydt  
Siegburg, Siegen. Soesi. Solingen. Schaiksmühle, Schwelm, Sehwerte.  
Steele, Stolberg, Uerdingen, i ,'mia. Vallendar, Velbert, Viersen, Warendorf,  
Werdohl i. W.. Wermelskirchen, Wipperfürth, Wülfrath, Würselen. —  
Agenturen: Borkum. Bunde. Dornum, Esens, Hage, Haren-Ems, Jutst,  
Lathen-Ems. Marienhafe, Papenbnrg-Obenende, Sögel, Weener, Wittmund.  
Kommanditen: von der Heydt - Kersten äs Söhne, Elberfeld,  
liarmen-U., Cronenberg, Vohwinkel, S. & H. Goldschmidl, Frankfurt a. M.  
Agenten für Holland: von der Heydt - Kersten's Bank, Amsterdam,  
Keizersgracht 520—522.  
Vermittlung aller bankmäßigen Geschäfte. Vermögensverwaltung — Steuerberatung.  
An- und Verkauf von Devisen und Valuten auf sofortige  
Lieferung und Termin. Kurssicherungstratten.



Soeben erschienen:  
MAXIMILIAN  
HARDEN  
Geheftet 150- Mark, in Halbleinen 225 - Mark ,  
Friedrich — Johanna Bismarck — Richter — Stöcker —  
Gallifet —■ Holstein — Waldersee — Ibsen — Zola —  
Matkowsky — Die Wolter — Mitterwurzer — Menzel —  
Böcklin — Lennach. ,  
KÖPFE II. Inhalt: Der junge Wilhelm — Kaiserin Augusta —  
Nikolaus II. — Franz Josef — König Ludwig — Leo XIII. —  
Lueger — Briand — Herbert Bismarck — Tolstoi und  
Rockefeller — König Eduard — Hedwig Niemann —  
Rejane — Johannes der Täufer.  
KÖPFE III. (Prozesse.) Inhalt: Richter Pontius - Therese  
Humbert — Der Hauslehrer — Das Blumenmedium —  
Gräfin Kwilecka — Fürst Eulenburg — Moritz Lewy —  
Hau — Schönebeck — Sternickel — Moltke wider Harden.

Gesamtausgabe in drei Bänden  
KÖPFE I. Inhalt: Der alte Wilhelm - Bismarck - Kaiserin  
ERICH REISS VERLAG  
BERLIN W62

Regina - Palast am Zoo Reeg TArmut  
iKaiser-Withelm-Oedächtnis-Kirche) Telephon: Steinplatz 9955  
Kurfürstendamm 10 und Kantstraße 167-169  
läsl!& Erstes Intern. Kammer-Orchester  
Dirigent; Otto tiartmann. Konzertmeister: C. Barthoidy,  
\* Am Flügel: W. Lautenschläger  
„Jlse" Bergbau Actiengesellschaft.  
Auf Grund des bei den unterzeichneten Banken erhältlichen  
Prospektes sind  
M. 20 000 000. neue Stammaktien  
der  
„Jlse" Bergbau-Actiengesellschaft  
in Grube Jlse N.-L.  
Stück 20 000 über je M. 1000.— Nr. 30 001—50 000  
zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden  
Berlin, Frankfurt a M.. Köln, Hamburg, im Dezember 1921.  
mitteldeutsche creditdanh. Gebrüder sulzbach.  
ü. schaatlhaüsen'schner Bankverein a.-g. uereinsbank in Hamburg.  
C  
Brillanten Per,en'Smara9(ie. Perlschnure1  
kauft zu hohen Preisen  
Mfinit7 Fpiennchstp. 91-92. i. Etg.  
■ \yjll4rm zwisch. Mittel- u. Dorotheenatr. |  
\  
Die auf 20% festgesetzte Dividende für das Geschäftsjahr 1920/21  
gelangt sofort bei der Deutschen Bank in Berlin und, bei der Bank für  
Handel und Industrie in Berlin, Halle a. d.S. und Sangerhausen zur Auszahlung.  
Sangerhausen, den 3. Dezember 1921.  
Maschinenfabrik Sangerhausen  
Aktiengesellschaft  
Der Vorstand. Eichel. Strempel.  
Für die Bank- und Handelswelt  
„Die Zukunft  
das  
Insertions\*Organ  
Preis-Offerten und Entwürfe unverbindlich durch die  
Anzeigenverwaltung der „Zukunft"  
Verlag Alfred Weiner, Berlin W8  
Dr. Hoffbauer's ges. gesch. ———  
Yohimbin -Tabletten  
I' ——— Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz  
gegen Schwächezustände beiderlei Geschlechts.  
Orienal-Packg. M>St.»50, 100 St. 58,—,'200 St. 115,—. Literatur versendet gratis  
Elefanten - Apotheke, Berlin 414, Leipziger Str. 74 i Dönhoffplatz)  
Amt Centrum 71Q2



## DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Härden

XXX. Jahrg. 24. Dezember 1921 Nr. 13

Finstere Weihnacht?

Republik Irland

T^avid Lloyd George hat Robert Devereux Essex gerächt

\*\*\*\* und die Jubeldepesche, die dem Premierminister stür»  
mischen Dank des fünften Königs George zutrug, überjauchzt  
den Gedächtnißnachhall der Wuth, die aus den noch immer  
rothen Löckchen der fast siebenzigjährigen, doch (offiziell)  
jungfräulichen Königin Elisabeth der ungehorsame Dünkel des  
liebsten Günstlings aufflackern ließ. Drei Jahrhunderte haben  
diesen Gedächtnißnachhall kaum zu dämpfen vermocht. Bald  
nach seiner Enthauptung begann Earl Essex, als Tragoedien»,  
held über die Bretter zu spuken, wurde, als Weiberliebbling,  
von Briten, Franzosen, Italern, Deutschen für die Rampe ge»  
putzt, reizte den hamburgischen Dramaturgen Lessing zu lang'  
wieriger Untersuchung, tobte zuletzt noch in Laubes Knüppel'  
damppathos sich, in weißem Atlas und schwarzem Sammet,  
auf Hof' und Stadtbühnen aus und wird dem Theater ge»  
wiß auferstehen, wenn Einen, dem selbst nichts einfällt, der  
inbrünstige Drang nach Tantieme treibt, den bewährten Stoff  
zu noppen, zu waschen, sengen, walken, moiriren, dekatiren,  
bis durch solche Appretur dem Marktbedarf Gefälliges her«  
vorgehunzt ist. (Los, Pfiffigel Essex fliegt im Eindecker von  
Ulster nach London, wird im Panzerauto bis in den zwei»  
ten Gefängnißhof geschafft, der ihm heimlich anhangende  
Chauffeur wirft eine Handgranate, die den Towerkomman»  
danten tötet, die Obersten Hofchargen, Typen zwischen Ra»  
maekers und George Grosz, wählen einen Betriebsrath zu

### 348 Die Zukunft

Verhandlung mit der Königin, die am Telephon gerade eine Nachtverbindung erwartet, um die Nottingham auf ihrLesbos zu laden; und vergesst nicht, Roberts und Southamptons Freundschaft so „erotisch zu betonen“, daß Ihr, wenn irgend« ein Rückständiger dagegen muckt, einen „Kampf für die Frei« heit der Kunst“, mit zwei Dutzend Gut»Achtern aller Kaliber, führen könnt. Dann strömt die Menge und Ihr dürft die For- derung höherer Platzpreise wagen. Fehlt's wo: Shakespeare als versoffener Leiter des Globus«Bordells, nur für Männer, und als Aufbügler der vom edlen Bacon ihm zugeschobenen Dra« men wäre auch nicht von Pappe. Lokalfarbe, Erdgeruch, Zeit« gemäßes: los! Nie war ein Ding leichter zu drehn.) Wir glauben nicht mehr, wie Thomas Corneille und Lessing, daß Irlands wegen Essex die weltberühmte Mauschelle erhielt und den Kopf verlor, der, als sein eigener, ihm immerhin werthvoll war. Elisabeth schlug seine schönbärtige Backe, weil er, wohl nach hartem Nachtdienst, Ihrer Majestät ins Ohr geschrien hatte, ihr Handeln sei eben so krumm gewor« den wie ihr dürrer Rücken. Acht Monate danach wurde er, dennoch, zu Bändigung des Irenaufruhrs berufen und an die Spitze der Truppen gestellt, die das frech aufgereckte Haupt der Ulster« Grafschaft Tyrone in Gehorsam ducken sollten. Robert ging ungern. Alles, was für Raleigh, den Vorletzten in Elisabeths Gunst, gewesen war, und, außer Francis Bacon, die ganze Sippe des großen Lord Burleigh^ insbesondere dessen gewandter Sohn Robert Cecil, war gegen den neuen Günstling der Alten, die täglich ihren Reiz gerühmt hören wollte. Durfte er sie Monate lang dem Einfluß der Cecils ausliefern? Ganz hatte sie ihm die heimliche Ehe niemals verziehen; und daß er die Anklage, mit vier Hofdamen, im» mer pünktlich der Reihe nach, intim zu verkehren, nicht widerlegen konnte, erwies, wie lau er im wichtigsten Innen» dienst der Königin war. Die ehrte in ihm den Entschleierer des von ihrem spanischen Arzt Lopez geplanten Mordanschla» ges und einen Helden des Krieges gegen Spanien, hatte ihn drum auch, damit Großadmiral Howard im Rang nicht höher rage, zum Marschall von England ernannt; all Dies aber, Wort und Tand, bot keine zulängliche Sicherung gegen die



Gefahr langet Abwesenheit, die von der feindlichen Hofpartei gewiß schlau ausgenutzt würde. Da er das irische Kommando nicht ablehnen durfte, erbat und erlangte er vor dem Abmarsch wenigstens das Recht, stets, in ihm beliebiger Stunde, heimkehren und der Königin persönlich Vortrag über den Gang des Feldzuges halten zu dürfen. Will er ihn lässig führen? Sein Unterführer Harrington wird schmählich geschlagen, vom dubliner Kriegsgericht zum Tod verurtheilt, eben so je der zehnte Mann des verprügelten Corps; und durch Seuche und Desertion schrumpft das Heer auf ein Viertel seines Bestandes. Elisabeth, die rasche Siegespost und (woran ihr nicht wenig lag) kostbare Beute erwartet hat, war schon in Wuth, weil Essex gegen Munster, nicht, dem Befehl gemäß, gegen Ulster, vorgerückt ist; und zieht nun die Erlaubniß zu beliebiger Heimkehr undImmediatvortrag zurück. Sechs Monate nach dem Ausmarsch muß der Marschall den an Heeresmacht ihm überlegenen Grafen von Tyrone um Waffenstillstand ersuchen. Dem weigert Elisabeth die Ratifikation. Nun sprengt Manneszorn alle Bande höfischer Erziehung und Sitte. Essex fühlt sich in Ansehen und Amt gefährdet, trotz dem Verbot, eilt nach England zurück, dringt, mit vertragenem Koller und staubigen Reitstiefeln, morgens in das Schloß, das Schlafzimmer der Königin, die noch nicht frisirt ist, umklammert ihre Füße, lallt (wahrscheinlich), nur die undämbbare Sehnsucht nach ihrem prangenden Leib habe ihn heimgetrieben (ungefähr so Stands später in Gnaden» gesuchen seiner Schwester): und speist mittags als erlauchter Gast an der Tafel Ihrer Majestät. Doch unaufhaltsam ist seines Schicksals finsterer Abend. Zweimal hat er könig» liehen Befehl mißachtet. Die in Ueberschätzung seiner Verdienste gedrillte Menge wähnt, an dem schlechten Ausgang der irischen Sache sei der Hof, nicht der vergottete Marschall, schuld. Er muß fallen. Er fällt. Zunächst nur in Unnade und mildes Urtheil eines Sondergerichtes. Mit der Gunst des eitlen Nochimmerrothkopfes aber verliert er auch die Pfründe, das einträgliche Weingut, die Möglichkeit, sich die hoch gehäuften Schuldenlast zu entbürden, strauchelt in blinde Verweiflung.darausin unkluge Verschwörung; und am fünfund» 26»

350  
Die Zukunft  
zwanzigsten Februar 1601 fällt, unter dem dritten Schlag des Scharfrichterbeiles, das schöne Haupt Dessen, den der amt« liehe, zu Verfahrensrechtfertigung vor dem murrenden Volk bestimmte Prozeßbericht „the late Earl of Essex" nennt. Eli» sabeth (Frau Ristori, die einzige große Tragoedin Italiens, gab, seelisch und technisch, ein unvergeßbares Meisterbild der welken, geistig zerrütteten, vom Sexus aus verwesenden Majestät) hatte das Todesurtheil hastig unterschrieben, dann dieUnterschrift zurückgezogen, vom Großsiegelbewahrer eine neue Urtheilsausfertigung gefordert, wieder unterschrieben. Raleigh und die Cecils, auch Francis Bacon, der an Essex zum Judas geworden war, konnten aufathmen. Nichts mir Bekanntes stützt, aber auch nichts stürzt den Glauben, Essex habe mit bewußtem Willen die Nieder» 'werfung der Iren vermieden, deren Keltenseele in wildem Zorn wider England glühte, seit 1171 Heinrich der Zweite in die Grüne Insel eingebrochen war, sie vom vierten Papst Hadrian als Lehen erbeten, sich dreist zum Lord of Ireland ernannt, die Stammesverfassung aufgehoben, die besten Landstücke an seine Barone vergeben hatte. So lange schon, fast achthundert Jahre, glimmt oder prasselt zwischen Kelten und Angelsachsen der Streit. Irlands erste Bedränger, die Normannen, die in der Mitte des neunten Jahrhunderts um Dublin ein König« reich schufen, waren entmachtet, seit 1014 bei Klontarf König Brian sie schlug (kein Ahn des Aristeides von heute, der sich aber auch der kelto«gaelischen Kultur näher als der saxo\* wikingischen fühlt). Was dem Marschall Essex mißlungen war, gelang elf Monate später einem Dutzendgeneral. Das Heer des Tyroners wurde, trotz spanischem Beistand, in Kapitulation gezwungen, tiefer noch als unter den Heinrichs die Britenmacht in den Boden gerammt und mehr als eine Halbmillion Morgen des Insellandes englischen Siedlern an« geboten. Thomas Wentworth, den der erste Karl Stuart zum Earl of Strafford ernannt hat, hält mit tollkühnem Muth und verschlagener Grausamkeit ein paar Jahre lang die Iren in Ruhe. Nach seiner Abberufung und Enthauptung wirbelt die Wuth über den von Jahr zu Jahr frecheren Landraub neue Flammen auf, der Rath kühler Mönche, die ketzerischen



Sachsen wegzujagen, ohne ihnen nach dem Leben zu trachten, wird überhört und zu Tausenden verröcheln die Opfer irischer Rachsucht auf offenem Feld. Die Sonne dieses Erfolges nährt Hoffnung, die zuvor nie ans Licht kam. Nuntius Rinucci hat, im Namen des Papstes, versprochen, nach schroffer Trennung von dem Angelsachsenreich werde Irland die Vorrechte eines Kirchenstaates erlangen. Wie Engelsbotschaft klang in das Ohr frommer Papisten; und ist eine der Abreißung ihrer Insel günstigere Gelegenheit denkbar als der englische Machtsstreit zwischen Krone und Parlament und die Hinrichtung Karls des Ersten? Keine; wenn nur mit dem Erben des Geköpften und mit dem Statthalter Marquis of Ormond zu rechnen ist. Doch Cromwell selbst wird Lord\*Lieutenant von Irland; und die Eisenfaust des Puritaners zwingt, mit Schwert und Feuer, die Rebellen, das ganze Römerneß unter Englands Herrscherwillen zurück. Nach neun Monaten ist das Land entwaßnet, gebändigt, durch Blutverlust, Seuchen, Hunger, Auswanderung so geschwächt, daß fürs Erste neuer Widerstand nicht zu fürchten scheint. Was Cromwell zu thun übrig ließ, thaten Ireton und Ludlow; im Sinn ihres Meisters sorgten sie auch dafür, daß immer mehr irischen Katholiken die Erde genommen und, besonders inUlster.Munster, Leinster, englischen Protestanten gegeben wurde. Fast ein Menschenalter lang währt Kirchhofsruhe. Dann tost ein neuer Blutstrom durchs Land und ergießt sich, diesmal, nördlich von Dublin in den Boyne. Kampf Wilhelms, des dritten Oraniers, und seiner Queen Mary gegen Jakob den Zweiten, der, als frommer Katholik und Schützling Louis des Vierzehnten von Frankreich, außer den Bezirken der protestantischen Siedlerstädte Londonderry und Enniskillen, die ganze Insel für sich hat. Daß ihm, als dem Brecher des Urvertrages zwischen Volk und König, von England die Krone genommen wurde, hebt ihn nur im Auge der Iren. Aber Heer und Flotte der Protestanten sind stärker als die franko'irischen: am Boyne schlagen Wilhelm selbst und Marschall Schömburg den König Jakob und seinen französischen Generalissimus Lauzun; und zwei Jahre danach wird, 1692, die Flotte, die den Stuart an Englands Küste zurückbringen soll, bei La Hogue besiegt

und die Uebermacht Englands (dem, freilich, Niederländer unter dem Admiral Almonde geholfen hatten) zu See noch vor dem Ryswicker Frieden endgiltig gesichert. Unter Denen, die Jakobs Katholikenbegünstigung dem Oranier zutrieb, war Herzog Henry von Grafton, der, selbst Bastard Karls des Zweiten von Stuart (und der Barbara Villiers), in Schorn» bergs bunt gemischtem Heer mitfocht und an einer beim Sturm auf die Stadt Cork empfangenen Wunde starb. Ihn hatte rascher Umblick gelehrt, daß der Ozean die völlige Trennung, der Sankt Georg«Kanal die völlige Einung der zwei Inseln verbiete. Für immer? Wer den Gräuelfilm durchs achtzehnte Jahrhundert weiterkurbeln ließ, wird davon über» zeugt. Erdraub und Katholikenverfolgung sind in diesem Jahrhundert das Werkzeug englischer Staatsraison. Der Ka» tholik darf keines öffentlichen Amtes walten, keine Waffe tragen oder bergen; 'die Ehe, die er mit einem Weibe pro» testantischen Bekenntnisses schlosse, wäre eben so ungiltig, wie (seit 1727) sein zu Abgeordnetenwahl bereiteter Stimm» zcttel. Wählen, verwalten, "regiren, sich wehren soll nur der von Londons Oranieren mit Ackerland gefütterte, in allerlei Vorrecht gehätschelte Eindringling. Doch alles zu Rachethat wider den Uebermuth dieser Orangemen Brauchbare wird in das engmaschige Netz kelto-katholischer Geheimbünde eingefangen. Die Weißen Kerle, Rechtsbengel, Eichenherzen hielten den Glaubenszorn wach; und die Sucht, Irlands Acker\* bau, Viehzucht und Industrie der Gewinn gier des Eroberers zu opfern, war so sichtbar, daß ein von Jahrzehnt zu Jahr\* zehnt wachsender Theil der protestantischen Siedler über die gewissenlose Gunstwirthschaft nicht freundlicher urtheilte als der bedrängte Katholikenschwarm. Zweimal darf Irland von Frankreich Hilfe hoffen: während Nordamerika die Fessel löste, die es an Mutter Britannia band, und nach der Fran« zösischen Revolution. Die Gefahr des Franzoseneinbruches erwirkt die Reform der übelsten Gesetze und Verwaltung» mißbräuche. Furchtbar aber enttäuscht die zweite Hoffnung, deren Garben vom Denkmal der Menschenrechte her glühen. Drei Landungsversuche, sogar Hoches, scheitern ertraglos. Der vom Bunde der United Irishmen Vorbereitete Aufstand



ist verrathen worden, wird niedergerungen, mit dem Leben von dreißigtausend Iren und den letzten Bleibseln parlamen»tarischer Selbständigkeit gebüßt. Die vereinte Weisheit des großen Pitt und des gerissenen Castlereagh umklammert den Knauf des Glaubens, Irland werde sich beruhigen, wenn es kein Parlament mehr habe. Die Finalunion von 1801 giebt den Iren in dem Unterhaus hundert, in der Peerskammer zweiund»dreißig Sitze; nimmt ihnen aber die Volks Vertretung, die bisher in Dublin tagte. Nimmt ? „Die Irenmehrheit hat der Verschmel»zung der zwei Parlamente zugestimmt." Aus freiem Willen? Heftig wird die Frage von dem Mann verneint, dessen kühn aus der Barristerrobe aufgereckter Feuerkopf das nächste Halbjahrhundert irischer Geschichte beherrscht. „Er' schlichen, durch Bestechung erschachert war Eure Mehrheit": ruft Daniel O'Connell, der beliebteste Rechtsanwalt Irlands und der beredteste Anwalt irischen Rechtes. Er gründet den Großen Katholikenverein, läßt sich ins Unterhaus wählen, trotzig, als Katholik, von der Eidesleistung ausschließen, er«zwingt von außen den Bruch dieses Brauches, sitzt, bald als Erkürter der Hauptstadt Dublin, im Britenparlament, ist von dem Glanz Eines umieuchtet, der Vermögen und Einkunft der Heimathsache geopfert hat, sein Blut, in Zweikämpfen, ihr zu opfern bereit war; und seine mit nie ermattender Kraft ins Volk geschleuderte Losung, nur Widerruf (repeal) der an glo irischen Union können in Gerechtigkeit führen, wird das aufrüttelnde Stichwort der Massenbewegung. Dublin wählt ihn zum Lord-Mayor, die Heimkehr des aus dem Unter»suchungsgefängniß Entlassenen wird Triumphzug, das ganze Irland jaucht ihm zu. Da spricht er den Gedanken aus, nach dem Widerruf der erzwungenen Union werde ein freier Bund Iren und Engländer einen: und von dieser Stunde an tropft sein Anhang mählich ab. Das wilde Jung»Irland fordert gewaltsame Trennung von England, beruft den Nationalkon»vent: und weckt, zum ersten Mal, jenseits vom Atlantic, mächtig tönenden Widerhall. Noch ahnt Niemand, daß die Neue Welt die Wende des Irenschicksals bestimmen, er»zwingen werde. Unermüdlich aber haben die ausgetriebenen und abgewanderten Iren in den Vereinigten Staaten die Stirn»

27\*

mung gedüngt und in Beeten gezüchtet; das Elend, die Hungersnoth ihres der Erdscholle beraubten, bis in das Aller« heiligste seines religiösen Dranges geknechteten Volkes in so grellen Farben gemalt, daß mancher Anglo-Amerikaner vor der Gluth des ihn umflackernden Nationalhasses erschrak. In Amerika entstand der Schreckensbund der Fenier, wurde eine Regirung der Irischen Republik geschaffen und eifrig nach der Gelegenheit zu Amerikanerkrieg gegen England ausgespäht. Das scheint nicht, ist aber viel wichtiger als die höllisch bunt leuchtende Episode Parnell. Der schaaart, trotz« dem er Protestant ist, im Parlament fast neun Zehntel aller Iren um seine Sturmflagge, stürzt mit den Tories die Whigs, mit den Whigs die Tories, nöthigt sein Homeruleprogramm dem sehnsüchtig nach der Macht langenden Gladstone auf, wird durch die Spaltung der Whigs, den Abmarsch Josephs Chamberlain und der anderen „Unionisten" von dem Wahn seiner Mehrheitrechnung enttäuscht und, weil Gerichtsspruch ihn des Ehebruches mit der Frau seines üblen Parteigenossen O'Shea schuldig fand, von Gladstone selbst gevehmt. („Kann ein Ehebrecher Parteiführer und Vertreter eines für Recht und Freiheit streitendes Volkes sein? Nimmermehr. Von allen Kanzeln, aus den Spalten aller für Anstand und Sittlichkeit vor dem Inseratentheile begeisterten Blätter zeterte es gegen den unreuigen Sünder, der schamlos genug war, durch hartnäckiges Leugnen die mitschuldige Frau nicht der Meute auszuliefern. Wie viele Kaiser und Könige, Päpste, Kardinale, Bischöfe Ehebruch, scheusälligste Unzucht getrieben hatten, ohne an ihrer Würde deshalb Einbuße zu erleiden: davon war nicht die Rede. Die gekrönten Freunde der Lichtenaus und der Reiterjungen hatten die Gnade Gottes; und Parnell hatte nur sein Genie. Nach verzweifelter Gegenwehr unterlag der .Verbrecher'. Gladstone, der größte Philister, kam über ihn. Und sein Irenvolk? Wusch die Hände in Unschuld; war des Hirten müde, der nicht willig der Herde nachtrabte. Völker kennen, wie Kinder, keine größere Lust als die, verhätschelte Puppen nach einer Weile zu zerstören." Aus Hardens Apostata.) Auch Parnell hatte die Kernmacht, den Kriegsschatz, von einer Werbereise durch die Vereinigten Staaten heimgebracht, wo Millionen irischer



Finstere Weihnacht?

355

Katholiken in dem Ketzer seitdem Irlands ungekrönten König ehrten. Die Führernamen wechseln; ungewandelt aber, auf beiden Seiten ungemildert, herrscht der Terror. Im Mai par«neilischen Tribunenruhmes wurden im dubliner Phoenixpark Lord Cavendish, das Haupt der irischen Verwaltung, und sein Unterstaatssekretär gemordet. Als Farnells Volksthüm\*lichkeit verbleicht, ist dem neuen Verwaltungschef, Salisburys ungemein klugem und energischem Neffen Balfour, trotz allen Besserungsversuchen im Engen und Kleinen nicht gelungen, 'in den Flugsand des Hasses irgendwo über den Winter halt«bares Saatgut der Gemüthsbefriedung fest einzufurchen; und selbst dieser in Stunden hellen Bewußtseins nur der Vernunft gehorsame Skeptiker lebt unter dem Schandnamen des „blutigen Balfour" im Massengedächtniß. Gladstone, mit dem Balfour, als junger, in der Debatte bis heute unübertroffener Führer des Unterhauses, noch die Klinge kreuzen durfte, hat in einem „Kapitel aus einer Autobiographie" erzählt, warum er einst die Entstaatlichung der Anglikanischen Kirche in Irland gefordert habe, und in der „Geschichte eines Ge»dankens" die Entstehung, Einwurzelung und das Reifen des Homeruleplanes dargestellt. Seine Gegner hoben lächelnd die Achseln, fragten, wozu der, nach D'Israelis Wort, stets von der Fluth seiner eigenen Sophistenberedsamkeit Trun»kene langer Satzreihen, ganzer Schriftsätze bedürfe, da doch offenbar sei, daß er in beiden Fällen nur von dem Wunsch getrieben ward, dieTories zustürzen und selbst wieder Premier\*minister zu werden. Das Irrlichteliren des alten Halbkatho\*liken (Puseyiten) habe ja nur zwischen rascher Gewährung des national selfgovernment und dauernder Anwendung rauh«ster Gewalt die Wahl gelassen; und von der Aera Gladstone werde drum die Nachwelt den Verfall des Britenreiches datiren. Die Prophetie war falsch; richtig aber die Voraussicht, daß der Homerulezwist das ganze Antlitz der englischen Po\*litik verändern werde. Nicht mehr Tories und Whigs, Kon»servative und Liberale standen einander gegenüber, sondern, seit nun fünfunddreißig Jahren, Unionisten und Homeruler, die, Beide, je nach dem Mehrheitbedarf, sich den Iren ver»bündeten. Vor vierzehn Monaten, als der irische Dichter, Bürgermeister von Cork, in Waffen ergriffene Rebell Terence

Mac Swiney im Ion donet Brixton«Gefängniß sich durch qual« vollen Hunger gemordet hatte, erinnerte ich an eine aus dem Schoß der Grünen Insel erblühte Legende. Auf Golgathas kahler Höhe habe ein irischer Krieger den Heiland vom Kreuze zu lösen versucht und sei, mit gezücktem Schwert, in zornigem Eifer dann zwischen die Schacher und Knechte vorgestürzt. Aus den Nägelwunden aber fiel vom Blute des Gekreuzigten ein Tropfen auf die Faust des Wüthenden: und dieser eine Tropfen aus Duldersader entballt sie, daß ihr das Schwert entsinkt; und in dem Herzen des Kriegers stirbt jeder ungestüme Drang, jeder Trieb zu Rächung des Unrechtes. Lebt, fragte ich, der Geist dieser Christlegende nicht mehr in Irenseelen? Einsam könnte, nach völliger Trennung von England, ihre Insel nicht gedeihen. Für ein Ideal, nicht für ein Phantom, wollte Mac Swiney sein Leben auf den Opfertisch werfen. Sieht ihn Irland am Kreuze, so fühle es auf seiner Hand auch den Tropfen, der Rachsucht wegspült. Durch ein hunderttausendköpfiges Menschengespinn wurde, in einem von der Fahne der Irischen Republik umhüllten Sarg, der Leib des Märtyrers, der am vierundsiebzigsten Hungertag verschmachtet war, zur letzten Ruhstatt getragen. Irische Freiwillige, einer nach dem Gesetz hochverrätherischen Armee Angehörige, umringten den Wagen, auf dem die Leiche des, nach der Flaggeninschrift, „von Feinden in der Fremde gemordeten Brigadegenerals der Republik Irland“ ruhte; und in unabsehbarem Zug folgten die aus der Heimath abgeordneten Wollensgenossen dem toten Führer. Der thront als Heiliger in irischen Eisenherzen; von den Kugeln und Handgranaten seiner Rächer fallen täglich englische Offiziere und Wehrmänner: und in Englands Hauptstadt bloßen vor seinem Erdrest Hunderttausende das Haupt. Hinter dem Sankt Georgskanal überlebte noch Rachsucht. Doch Irlands Ueberwinder schien bereit, für die Veröhnung hohen Preis zu zahlen. Nur in England, so rauschte es stolz damals durch die Britenpresse, ist solche Bestattung eines Mannes möglich, der gegen den Reichsbestand die Waffe gehoben hatte. Die drei Sprecher des rebellischen Sinn Fein, die im April 1919 aus Amerika nach Paris gekommen waren, um von der Friedenskonferenz die Lösung



des Irenproblems zu fordern, wurden von dem Präsidenten Clemenceau angeknurrt, von dem Präsidenten Wilson auf den Völkerbund vertröstet und mußten, da Herr Lloyd George, nach allem in der Kriegszeit von Irland Unternommenen und Geplanten, einen Wuthausbruch der noch reizbaren Oeffentlichen Meinung Britaniens scheute, sich in Gespräch mit dem General Jan Christian Smuts, dem klug nach Gerechtigkeit strebenden Premierminister Südafrikas, bescheiden. Der hat später auch mit dem Mathematikprofessor De Valera, dem Sohn einer Irin aus der Ehe mit einem HispanoAmerikaner, verhandelt und ihm das erreichbare Ziel gezeigt: die Hebung in den Rechtsrang der großen Dominions, „die nicht nur im British Empire, sondern auch unter den Weltvölkern mit England gleichberechtigt sind“. Als Präsident der Irischen Republik hat Herr De Valera am siebenzehnten August 21 in Dublins Mansion House den Dail Eireann eröffnet, das hundertdreißig Abgeordnete aus den Süd- und Westgrafschaften vereinende Rumpfparlament. Die schwierigsten Klippen dräuten vor der Frage nach dem Huldigungsgelübde, das die Iren an den König Britaniens bindet, und vor der Verständigung mit Sir James Craig, dem Vertreter der nordirisch-protestantischen Grafschaften von Ulster. Schon aber war auf ihre Umschiffung zu hoffen. „Bleibt die Einheit der Wehrmacht (Flotte) und Diplomatie gesichert, dann wird selbst der Eigensinn des Walisers Lloyd George der Dominion-Home-Rule sich nicht länger entgegenstemmen. Knickern darf England nicht mehr: denn erst die Beruhigung Irlands, dessen ausgewanderte Söhne in den Vereinigten Staaten eine Großmacht sind, ermöglicht die Freundschaft mit Amerika, die das Hauptziel britischer Politik ist oder morgen werden muß.“ („Zukunft“ vom sechsten November 20.) Drei Wallisern ist das schwere Werk gelungen: Herrn Lloyd George, dem australischen Premier Hughes (auch die Ahnen des amerikanischen Staatssekretärs gleichen Namens kamen aus Wales) und dem tief in Irlands Erde eingewurzelten Publizisten Arthur Griffith, der um die Jahrhundertwende neue Formen passiven, also nicht leicht strafbaren Widerstandes gegen die englische Herrschaft gezeigt, die Fahne von Sinn Fein gehißt hatte, der Lehrer des heim-

gekehrten De Valera geworden war und ihn, wie nun offenbar wird, als Staatsmannskopf noch immer hoch über«ragt. Ein nüchterner Politiker ohne „panache“, ohne Freude an glitzernder Rhetorik und Massenaufzügen mit Musik und Fahnen. In seinem kleinen, wenig gelesenen, selbstherrisch, ohne feige Schonung von Mitarbeitern und Abonnenten, geleiteten Wochenblatt, das, wie vor achtzig Jahren Mitchells, „United Irishman“ hieß, mahnte er unermüdlich die Volks«genossen, ihr Vaterland als eins von untilgbarer Eigenart, un«verwelklicher Keimkraft zu empfinden, zu hegen, nur, wo es irgend möglich ist, seine Produkte zu kaufen, seine gaelische Sprache, die keltische Mundart, in der Ossian seine Lieder sang, zu lernen, niemals sich in den großen Strom des Angelsachsenthumes zu verlieren. Dieser schwächliche, kurzsichtige, fast dürftig hausende Mann hatte den Muth und die Größe, um den Preis seines Erfolges und seiner „Beliebtheit“ sich das Recht zu Aussprache des ihn richtig Dünkenden zu wahren. Nie hat er, Beifall oder Gunst zu erlangen, die Ueberzeugung gebügelt, gefältelt. Ob er seine Stunde erleben werde, wußte er nicht. Fand sie ihn lebend, so sollte sie ihn makellos, in würdiger Bereitschaft finden. Er hat den Pakt des Davidbundes unterschrieben, an dem der Demagogendrang De Valeras noch allerlei schlimmen Fehl rügte; und ist heute der Vormann im eigentlichen Sinn der Schöpfer des Irischen Freistaates. Wer bedenkt, daß noch 1913 das englische Oberhaus die sanfte Homerule»Bill des Herrn Asquith ablehnte, kann, nur er, den Umfang des von den Iren eroberten Geländes ermessen. Unermeßlich sind noch die Folgen des Friedens«Schlusses, dem selbst der Unionistenführer Bonar Law, der Sohn des Homerulefeindes Chamberlain freudig zugestimmt, Australiens und Kanadas Parlament, Amerikas Sinn Fein laut zugejauchzt hat. Acht Jahrhunderte lang hat Sachsenblind«heit die Vernichtung der irischen Kultur, Sprache, Land«und Stadtwirtschaft erstrebt. Irland sollte eine Kolonie, die nächste, sein, deren Erde von England beherrscht, nur zu Bereicherung Englands ausgebeutet wird. Ein nahes Kleinamerika; ein 'helleres, aber auch viel ärmeres Indien. Washingtons Amerika brach die Sklavenkette; und in Downingstreet mögen Aeltere sich noch erinnern, daß schon in Gladstones Tagen, 1886, im



Finstere Weihnacht?

359

„Indian Spectator" gesagt wurde, der Gang der indischen Staatsentwicklung werde dem irischer ähnlich sein. Schon hat Indien ein Stück Selfgovernment erlangt; und der Rebell Gandhi kann noch ein Griffith.Schicksal erleben. Jetzt erst hat England den fruchtlosen Versuch zu Unterjochuug, zu Provinzialisirung Irlands aufgegeben. Zum ersten Mal wird die Grüne Insel, das alte Erin wahrhaft frei. Denn trotz grauer und grellbunter Ueberlieferung vorn der Fracht seines Heerkönigthumes, als dessen hehrster Held Brian Born in Tara thronte, von der Herrlichkeit seinerTheilfürsten, Druiden, Rechtshüter, Barden, wars immer, im Lauf der wirrsten aller Europäergeschichten, das Siedelgebiet und Beuteland Frem» der: Römer, Skandinaven, Normannen, Angelsachsen. Un» verwichlich aber blieb die Eigenart dieses Volkes und un« brechbar seine Kraft, die Eindringlinge in das Gesetz und den Rhythmus seines Wesens zu zwingen. „Wer als Nor« mannenbaron mit blankem Schwert unseren Boden betrat, wird es bald, als Irenrebell, gegen England heben": raunt ein altes Inselfpruchwort. Jonathan Swift und Oliver Goldsmith, Arthur Griffith und Bernard Shaw (von den Dichtern nur She» ridan und Wilde nicht) stammen aus Britengeschlecht: und scheinen mit allen Wurzelfasern doch der Irenerde verbunden. Lord Edward Fitzgerald, der als Englands Gefangener starb, weil er versucht hatte, mit der Hilfe des revolutionären Frank« reich den Engländern Irland zu entreißen, war ein Enkel der Wikingnormannen, deren Erobererfaust den irischen Bauern die Erde nahm. Auch in Amerika hat die Dauerbarkeit des irischen Kelten und seiner Fähigkeit zu Assimilirung oder Aufsaugung fremden Volksthumes sich bewährt. Dem Briten» reich gab er selbst in der Knechtschaft viel; nur, freilich, was ein unterdrücktes, stets nach Gelegenheit zu Befreiung auslugendes Volk zu geben vermag: große, drum nützliche Gegner, starke Satiriker, von Swifts unsterblichem Genie bis auf Shaws schillernde, allgemach überspitzte Talente, wuchtig schreitende Führer der Opposition, Jesaias und Jeremias. Nie» mand kann sagen, was von dem freien Irland zu erwarten wäre. Hier ist nicht ein Polen, das nach langem staatlichen Erlebniß zerstückt, verschüttet, eingescharrt wurde und aus der Gruft nun auferstand. Alles müßte hier neu, ohne Grund»

360  
Die Zukunft  
mauer und Stab der Tradition, geschaffen werden, wenn der zähe Widerstand De Valeras und seiner Unversöhnlicher überwunden und, im achten Jahrhundert, den Boden der Kelteninsel zum ersten Mal von Englands Truppen befreit würde. Umordnung des englischen Parteiwesens (die nicht Rückbildung zu sein braucht) wäre die erste Folge. Die Scheidung in Unionisten und Homeruler hätte keinen Sinn mehr; und da die Iren nur noch in ihrem dubliner Parlament und in der Reichskonferenz Sitz und Stimme hätten, wäre Konjunkturbündelei mit ihnen fortan unmöglich. Der Traum Randolphs Churchill (des Vaters, der, scheint mir, D'Israelis einziger Erbe war) von der „Tory. Demokratie“ könnte Wirklichkeit werden und, bis tief in die Gewerkschaften hinein, alle werdender Pflicht Bewußten in eine breite Arbeitsgemeinschaft binden, die das über fünf Erdtheile gestreckte Reichsgeschäft mehr, als in Chamberlains Greater Britain, in der Völkerbundesvormacht der Grey, Smuts, Balfour zu hoffen war, erleichtern würde. Nicht nur das Verhältniß zu Amerika, Australien, Kanada, Neuseeland, Südafrika wäre gefestigt: auch das zu Frankreich. Die Entente Cordiale, die in kurzem Abstand auf den französischen Burentaumel und den Sudanstreit folgte und ein Nothbund gegen beiliner Drohgefuchtel war, eine Brücke nach Rußland werden sollte, läßt Deutsche immer wieder vergessen, daß zwischen den Kanalanrainern Jahrhunderte lang Feindschaft, zu Krieg gerüstete und bereite, der Dauerzustand war. Und stets hakte die Franzosenhoffnung sich in die Oese des Irengrolles. Der vierzehnte Louis wollte „die Verwandten erlösen“, England durch Abtrennung Erins schwächen und in dem Keltenvolk der Grünen Insel einen von fremder Lockung nicht verführbaren Bundesgenossen erwerben. Dem selben Zweck diente das Unternehmen Hoches, das wie die Armada des spanischen Philipps scheiterte, die Landung des Generals Humbert, der die Irische Republik gründen wollte, doch mit seinem Pronunziamento nur die Verhängung des Standrechtes und noch härterem Machtdruck erwirkte; und knirschend zieh, in Longwood, der gefesselte Bonaparte selbst sich des Fehlers, vom Nil aus, nicht im Georgskanal, die Zähmung des Britenleu zu haben. Als Republik und Dominion



Finstere Weihnacht?

361'

ist Irland ein festerer Tragbalken franko«britischer Freund' schafft, als Kanada je werden konnte, an dem die schmerzende Erinnerung haftet, daß es mit seinem Reichthum, seinen Entwicklungsmöglichkeiten dem Franzosenreich entglitt, weil dessen blindem Lilienkönig eingeredet worden war, die „paar Schneefelder" (quelques arpents de neige) seien keines Kraftaufwandes werth. Noch tobt, während ich schreibe, im Dail Eireann Mr. De Valera, der als Rebellenführer und Rugby\*spieler größer schien, wider den „schimpflichen Vertrag"; unwahrscheinlich ist aber, daß er auf die Länge gegen Grif«fith und Collins, den Generalissimus der Republik, siegen werde. „Unsere Vorschläge lassen Irland die vollkommene Freiheit im Rang der Dominion, sichern es vor englischer Herrschaft (die wir nicht erstreben) und bedrohen keins seiner nationalen Ideale. Nie bot sich, in seiner ganzen Geschichte, dem Irenvolk solche Gelegenheit. Das aufrichtige Sehnen nach dauerndem Frieden trieb uns, so weit zu gehen; aber die Grenze ist erreicht." Das schrieb, vor vier Monaten, der Britenpremier. Wenn Uebermuth jetzt mehr heischte, als das Imperium ohne Selbstzerrüttung gewähren kann, müßte die den Iren günstige Amerikanerstimmung jäh umschlagen: und das Irland, von dessen Sache Amerika sich abgewandt hätte, braucht der Brite nicht zu fürchten. Und Ulster? Ihm bleibt die Wahl frei, ob es, mit sorgsam geschütztem Son»derrecht seiner Religion, in den südlichen Freistaat eintreten oder seine Selbständigkeit wahren will. Die Schwierigkeit {schon die des Betrachters, den wirklichen Zustand zu erkennen) ähnelt der Oberschlesiens. Wie dort die eingewanderten Preußen, so haben in Ulster die normannoanglischen Eindringer, die Enkel der eisernen Cromwellkrieger, die Söhne der Orangemen, Städte und Industrie geschaffen, die Eingeborenen von der Scholle gedrängt oder in Knechtsdienst gezwungen. Sie dürfen sich die Schöpfer des Wohlstandes und der Kultur nennen, doch nicht verschweigen, daß nur das Recht roher Gewalt diese Schöpfung ermöglicht hat. Und ■wie im industrialisirten Oberschlesien unter der deutschen Herrschicht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Gekribbel des polnischen Arbeitervolkes kräftiger, nicht lauter nur, wurde, so erstarkte auch in Ulster das schwellende Heer irischer

### 362 Die Zukunft

Industriefroner. Die sind den anglisirten, von ihrer Arbeit bereicherten Städten unentbehrlich und werden, als Katholiken und Kelten, die innere Einung der Republik vorbereiten, deren protestantische Bürger bald froh sein werden, wenn ihr Glaube, Landbesitz, Gewerberecht nicht angetastet wird. Der Kampf um das "Werkzeug zu Produktion, um Gewinnantheil, Besitz« und Bestimmungrecht wird den religiös politischen übertönen. Für Großbritannien(England und Schottland), das eine Aufruhrsprovinz, eine unlöschbare Brandstatt verliert und einen Gefährten von unverbrauchter Jugendkraft findet, ists ein ungeheurer Machtzuwachs, in jedem Fall Genesung von. saekularem Wundfieber. Und Herr Lloyd George kann nach fünfjährigem Ministerpräsidium auf einen Bilanzgewinn blicken, wie nirgends je ein Staatsmann seinem Land einen erworben hat. Den dankt er nicht nur seiner genialen Verhandlerkunst, die ihn zum Schöpfer und Meister einer neuen Konferenzart, als eines zuvor unbekannten Instrumentes der Politik, vorausbestimmte, sondern auch dem in Erlebniß geläuterten Trieb seines Gewissens. Erinnert Euch, mit welchen Schreckensmitteln, Zerfetzung, grausamem Ausnahmerecht, Aechtung unsere civilen und militärischen Stümper für den Fall deutschen Sieges Elsässer, Lothringer, Polen, Dänen bedrohten. Nach triumphalem Sieg bietet England den Iren, die es nicht mitzukämpfen zwang und die hundertfach des Hochverrathes, der Rebellion im Krieg schuldig wurden, würdigen Frieden, schrankenlose Freiheit. Weil es erkannt hat, daß die dazu verpflichtende Stunde schlug. Hallt unserem Ohr auch diese Lehre vorüber?

### Dysangelien

Statt die Bedeutung des Hauptwerthe der Politik umwerthenden Vorganges aufzuhellen, fütterte die Presse uns zwei Wochen lang mit Berichten über den langweiligsten, unnöthigsten, ertraglosesten aller je geführten Strafprozesse. Oft rieth ich, die Jagow und Genossen laufen, die Bauer, Ehrhardt, Kapp, Lüttwitz, Pabst, Schnitzler heimkehren zu lassen, rechts und links allen Hochverrathssud, der nach zwei Dutzend hochverrätherischer Staatsumsturze ranzig stinkt, mit dem Scheuerlappen breiter Amnestie wegzuwischen. Da»



Finstere Weihnacht? 363

zu fehlte oben, wieder einmal, die Civilcoutage. Nun hat das leipziger Späßchen einen Marknotenberg gekostet; und als Ertrag bleibt uns das Bedauern, daß Fachmänner vom Schlag des Strafgesetzkomentators Ebermaier und des Rechtsan» walt es Grünsbach von solchem Quark Wochen lang nütz» licher Berufsarbeit entzogen wurden. Da ein sozialdemo» kratischer Professor, der den ehrlichen, armen, in Krankheit gepeinigten Kommunisten Erich Mühsam, seinen Schulfreund, in dem (bayerisch offiziell „Festung" genannten) Massen\* käfig Niederschönenfeld besucht und von Herrn Schiffer lobesam gründliche Nachprüfung der in dem Buch „Zwei Jahre Mord" belichteten Verbrechen gefordert hat, jetzt auf dem Stuhl des Reichsjustizministers sitzt, durfte der ihm unterthane Oberreichsanwalt, selbst wenn ers gewollt hätte, die Stacheln nicht bergen; mußte mindestens sagen, daß an» dere Putschmacher, die vor Gericht sich auf das Gebot drängen» der Ueberzeugung beriefen, in seinem Uitheil hoch über den „Feudalen" stehen, die auf der Angeklagtenbank das fromme Popoköpfchen verfolgter Unschuld hießen. Sonst aber . . . Excellenz hier, Excellenz dort. „Darf ich mir die Frage ge» statten, ob . . .?" „Wenn dieser Punkt schon aufgeklärt wurde, bitte ich um Entschuldigung." Konversation; nicht Verhör. Jeder Angeklagte und Zeuge hat das Recht auf würdige Behandlung. Ob der zu Vernehmende Minister oder Barbier, General oder Stiefelputzer ist, darf in Wort und Ton des Richters nicht fühlbar werden. Ausländer, die zu» gehört hatten, spotteten: „Komoediel Damit nur ja nichts Unbequemes herauskomme, ließ man Jeden sein Sprüchlein ableiern, faßte Keinen rauh an, umschlich heikle Fragen, protokolirte nicht einmal die verdächtigste Aussage. Wo ist der deutsche Brioux, der Eure ‚Rothe Robe' schreibt!" Ich glaube nicht an bewußte Absicht auf Rechtsdämpfung. Kein anderes civilisirtes Land hat eine so traurig haltlose, \* von Vorurtheil in Zufall stolpernde Strafgerichtspraxis wie Deutschland (fast jede weithin hörbare Hauptverhandlung, wider Erzberger, Hölz, die Schupogiganten, Gruppen, be» weist es); und die zu Revision der Rechtsahwendung be» rufenen Senate des Reichsgerichtes sind zu Thaterforschung selten noch tauglich. Niemand darf den darin Sitzenden den

364  
Die Zukunft  
Willen zum Recht absprechen; Niemand aber auch darob staunen, daß der ungemein tüchtige Land wirth Wangen» heim, sogar der bethuliche, seines Liebreizes allzu gewisse Traugott Jagow (der, rund heraus, als berliner Polizeipräsident nichts geleistet, nicht das Kleinste gebessert, nur durch koketten Zungentrab Ruhm geerntet hat), ihrem National' empfinden näher ist als irgendein Kommunist und daß diese Gefühlsverwandschaft selbst in dem von der Schuld eines Kappiden leidig Ueberzeugten die Haltung, innen und außen, bestimmt. So, Senatores, gehts nicht. Die Eröffnung des Hauptverfahrens ablehnen oder gerade diese verwöhnten, allzu lange privilegierten Herren nicht sanfter streicheln als den armsäligsten Erdarbeiter. Denn erst, wenn sie sich „nur . in Gottes Hand" fühlen, schmilzt die Kruste ererbten, er« wohnten Dünkels; die Selbstsicherheit vertröpfelt und sie sagen mehr, als gewollt oder verabredet war. Und just dem Zeugen aus dieser Gesellschaftschicht muß die Pflicht und Gefahr des Eides ins Bewußtsein gehämmert werden; sonst schlendert mancher im Wahn der Unantastbarkeit den Weg Philipps Eulenburg. „Schon das wissentliche Verschweigen Ihnen bekannter Thatsachen könnte Sie, HerrZeuge, in die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung bringen." Das hätte Gedächtnißriegel gesprengt. Wurde aber nicht versucht. So brachten denn zwei Verhandlungswochen nichts Neues, gar nichts, ans Licht. Die Angeklagten kannten das Ziel des Häuptlings Kapp nicht, wollten nur die Weimarer Verfassung schützen, waren Handlanger, nie Führer; sind also unschuldig und würden, wenn das Gericht sie für schuldig hielte, durch die Amnestieverheißung gedeckt. Eroica... Die kaiser« liehe, die republikanische Garde: Teigmännchen aus dem selben Mehl. In dieser Marcia funebra wirkt General Von Seeckt, der zum Frühstück Bolschewiken verschlingt und bis gen Abend dann „den Tag" vorbereitet, wie ein kluger Alt\* römer. Er hatte den Muth, noch am neunzehnten März 20 - dem Kapitän Ehrhardt seines Vertrauens, den Führer und die Brigade seiner Dankbarkeit zu versichern und ihm zu schreiben: „Ich sage Ihnen zu, daß ich mit meiner Person dafür einstehe, daß ein gegen Sie angeblich erlassener Haft« befehl nicht ausgeführt wird, so lange die Marinebrigade



unter meinem Befehl steht." Kalt, leis, alle Fenster des Wesens, die Luken sogar dicht verhängt, Octavio als preußischer Generalsohn und Oberbefehlshaber in einer („Du lieber Himmel, wenns den Leuten Spaß macht!") Republik: der Einzige, der gefährlich werden könnte und der zu rechter Zeit sich von der verwegenen Stoßtruppe der Reaktion Heeresfolge gesichert hat. Alles Andere streift die blutrünstige Burleske. Nur in einer von solchen Ministern. Parteiführern, Prätorianern, Zeitungsmächlern betreuten Republik konnten solche Monarchisten Unfug anstiften. Dem Großmaul, das in Leipzig Crom welltöne rülpste, schlotterte im berliner Kappmäärz der Unterkiefer und noch tiefer war die Heldenhose „jestrichen voll". Ungefähr so müßte der Staatstreich Papagenos gegen den Präsidenten Monostatos aussehen. Nirgends vornan ein Kerl, nicht mal ein Martyrchen; und Herrn Ehrhardt, der als ein furchtloser Lagergott thront, läßt die Jammerregierung den Haftbefehl durch die Post zustellen und ihr Generalissimus als einen unschädlichen Papierfetzer ankünden. General Lüttwitz wäre, mit seinem noblen Greisenköpf, in diesem edlen Kreis noch die würdigste Gestalt und hätte sich wohl ernsthaft gewehrt, wenn er als rabiater Verfassungswächter und erzrepublikanischer Lausknicker vom Kameraden Ludendorff hingepinselt worden wäre. Dessen Aussage muß in den Berichten entstellt worden sein. Dicht neben dem Haus, wo er, in Newmans Wohnung, saß, war Kapps Werkstatt und Werbebureau. Die Zwei schienen eng assoziiert, ließen sich gemeinsam, manchmal mit dem Freiherrn von Wangenheim als Drittem im Bund, von Wirthschaftkundigen die nächsten Aufgaben der Finanz-, Export- und Sozialpolitik erläutern („sie lernen regieren": hieß es); und als der Putsch mißlungen war, tadelten Grämliche den General, der sich, wie anno 18, von Verantwortlichkeit und Gefahr weggedrückt habe, erwiderten die ihm noch Anhängeliehen, von vorn herein sei ja ausgemacht worden, daß „Erich" erst vortreten dürfe, wenn Rückschlag des Glückspendels nicht mehr zu fürchten sei. Was der Prozeßbericht meldete, klang, als habe General Ludendorff von dem Plan Kapps kaum mehr gewußt als Einer, der fernher die Glocke läuten hörte. Nach der Angabe der ihm Nächsten war er, vor

366  
Die Zukunft  
und nach dem Großen Wecken am Brandenburger Thor,  
Mitbereiter, Hirn und Hort des Unternehmens, das scheitern  
mußte, weil in der Schicksalsstunde diesem Hirn, wie in  
Avesnes, sich kein fruchtbarer Gedanke entband. (Großes  
Technikerkönnen in einem Dutzendgeist genügt nicht zu  
Führung ins Weite.) Undenkbar ist auch, daß der Zeuge  
Ludendorff von dem vielerwähnten Herrn Schnitzler als  
von einem ihm flüchtig Bekannten und einem „Wirrkopf“  
gesprochen habe. Das ist dem „finanziellen Fachmann“ der  
antisemitischen Kappiden zuzutrauen, dem pfiffigen Ge\*  
schäftswitterer Samuel Marx, der, weil er vor fast einem  
Vierteljahrhundert ein Weilchen das höchst wichtige Amt  
des oldenburgischen Konsuls in Danzig verwaltete, noch  
heute, immerhin also länger als die Erben römischer Königs\*  
macht, Konsul heißt. Der durchaus arisch blonde Herr  
Karl Schnitzler aus Sigmaringen ist nicht Doktor, hat nie  
eine Hochschule besucht, sondern (was ihn ehrt) sein an»  
sehnliches, ein Bischen bunt gesprenkeltes Wissen, Philo»  
sophie, Juristerei, Geschichte, als armer Zahntechniker selbst  
sich, aus Büchern, erworben. Er war Geheimanwalt des Ro«  
manschreibers Landsberger und des jungen Herrn Thyssen,  
Leiter einer Wochenschrift, die nicht leben konnte, Bewun«  
derer, dann Verächter Erzbergers, den er als Privatsekretär des  
Grafen Oppersdorff und Mitredakteur des hyperkatholischen  
Kampfrblattes „Klarheit und Wahrheit“ hitzig befehdete, mit  
dem Abgeordneten Koifanty intim, in der Kriegszeit ein  
kühler Zweifler an dem Segen ludendorffisch ausschweifen«  
der Strategie; und kam dann, im Dunstkreis der Division  
Lüttwitz, in regen Verkehr mit dem Oberst Bauer, half dem  
General Ludendorff bei der Fertigung und Korrektur des  
ersten, auch, vielleicht, des zweiten Wälzers, wechselte als  
ein Vertrauter aus einem ins andere Haus der Victoriastraße.  
Berlin ist dem flink auffassenden, scharfsichtigen und auf  
seine Art fleißigen Mann nicht gut bekommen. Als ein Orakel,  
einen zuverlässiger Führer durch Dickicht der Politik konnten  
den verleiteten Büchermenschen nur die unwissend Trägen  
bestaunen, die schon ihr Mangel an Bildung, Urtheil, Instinkt  
als einer absterbenden Kaste zugehörig erweist. Nur gerade  
ein Phantast, unklarer Projektspinner, Wirrkopf ist der anti«



Finstere Weihnacht?

367

wilhelmisch ernste Sigmaringer nicht, der kleine Geisteslegate von Eckermann und Gentz, aber auch von Vansen und moderneren Volksanwälten empfing. Hätte seine Mutter, eine in Demuth prächtige Dorfsinnirerin, das zu Studium nöthige Geld gehabt, ihr geliebtes Sorgenkind wäre ein in jedem Belang ordentlicher Professor geworden. Nun wurde ein nicht ganz beschlagener Tesman, der auf Löwborgs Weg strauchelt, doch nicht in Schönheit sterben, sondern genüß\* lich leben will. Ein Schnitzler, dems noch mit knurrendem Magen Freude bereitet, aus fremdem, nicht selbst geschaf\* fenem Stoff allerlei Nettes oder Boshaftes zurechtzubasteln. Doch in das Bild harmlos scheuer Lämmlein, das in Leipzig ausgestellt werden sollte, taugte eben der Wirrkopf. Und kein Senatus beschnüffelt so hübsches Gemälde.

Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper . . . Wozu das Spektakel eines Strafverfahrens, dem neun Zehntel aller Richter, Edelmannschaft, Bürger hellen, irgendwie von Recht oder Rechtsschein zu sichernden Ausgang wünschen? Wärs anders.: der Herr in Huis Doorn hätte nicht gewagt, seine „Geschichtstabellen" und seinen Theaterbrief an Herrn von Hindenburg ans Licht zu bringen. Hundertmal, auch durch Wilhelms eigenes Zeugniß, widerlegten Schwatz; der aber, ein paar Wochen nach der Verkündung des von Bismarck dem Reichsverderber gesprochenen Urtheiles, Millionen deut\* sehen Menschen wie Evangelium durchstrahlt und gepredigt wird Nur, wenn die Schande dieses Treibens, das Geschimpf Eines, der an drei Höfen um Schonung, um Schutz vor Aus\* lieferung wimmern ließ, dem deutschen Volk draußen neuen Groll zeugt, muß der Ekel überwunden, das ölige Wort» gesträhn noch einmal entfädelt werden. Einstweilen genüge die Wiederholung zweier vor neun Monaten gesprochenen Sätze. „Unsere Monarchisten juckts, wenn erwähnt wird, die Kaiserliche Regirung habe durch unaufrichtiges und leicht« fertiges Handeln, durch Prestigesucht und Blindheit im Som» mer 14 die Hauptschuld am Kriegsausbruch auf sich gela» den; und sie glauben ernsthaft, trotz Wilhelms Briefen und Randnoten, trotz zwei Kriegserklärungen, Einbruch ins neu« tralisierte Belgien und den Lügen von Verschwörung, Ueber\* fall, Bombenwurf etc. pp. werde aus zwei Welten übermorgen

das Geständniß schallen: ‚Wir haben geirrt oder wurden von Schuften geprellt und unsere Dummheit hat vielen Millionen das Grab geschaufelt.‘ Solcher Kindswahn hilft uns nicht vorwärts.“ In dem Babylon, das der Zorn Jesaias als die große Hure anspie, hausten die Trüger, die aus Sauer Süß machten. Gönnest ihrer Behendheit die Fälscherkunst. Nur Denen, die guten Willens zu Wahrhaftigkeit sind, zer>rinnt nicht das Silber der Seele zu Schaum; nur ihnen leuchtet aus Dunkel ein Stern, naht vom Berg der Friedensbote.

Die Hirten singen

„Mit dünnem Stecken wird das zarte Knäblein junge Löwen und Lämmer zugleich auf die Weide lenken.“ Däm>mert der vom Messiaskünder erschaute Tag auf? Irland wird ein freies Glied im Körper des Britenreiches, an Rechts»vermögen nicht ärmer als England selbst. Das anglo>japanische Bündniß wird gelöst. Die Vertreter Englands und aller bri»tischen Dominions, Frankreichs, Japans und der Vereinigten Staaten haben einen Pakt unterschrieben, der allen, zunächst auf zehn Jahre, die Unantastbarkeit ihres Landgebietes im Bereich des Stillen Ozeans verbürgt, jede der vier Mächte verpflichtet, im Fall der Bedrohung eines Lebensinteresses von den Vertragspartnern Rath zu erbitten, und für den ge»fährlicheren Fall des zwischen zweien drohenden Zwistes die beiden anderen zu Schiedsrichtern bestellt. Zuvor wurde die Kleinerung der Kriegsflotten gesichert. Selbst wenn das Ab'kommen über China vertagtwerden müßte, hätte die Washing»toner Konferenz das kühnste Hoffen überflügelt. Das Pro«blem unserer Zahlungnoth ist plump, von eitler Applaus«sucht, angepackt worden. Auch aus dieser Finsterniß aber blinkt Licht. Deutschland ist in dem Jahr des londoner Ultimatums nicht gestorben, nicht in Nothklüfte gesunken; und seine Gläubiger wissen jetzt, daß sie, um selbst athmen zu können, ihm die Last erleichtern, in Zahlungsfähigkeit helfen, die Schäden der vom Krieg bewirkten Doppelung großer Industrieprovinzen ausmerzen müssen. Lichtlose Weihnacht?

Nie durften wir von der dritten nach grauser Niederlage helleren Schimmer erwarten. Und nie schlug das Herz der Menschheit, der Puls ihres Einungsehns in edlerem Tal

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Erich Rc Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin. — Druck von faß & Garleb G.ra.b. H. in Ber"



Keine Postkarten, sondern nur künst-  
lerische Ahtphotographie. Man  
verlange Probesendung-. Postfach \_\  
Hamburg- 31.  
gegen. Katarrh, Husten us.w.  
Bad Kissingen. Hotel Bilde!  
gegenüber «lern Kurhausbade, 2 Minuten  
von den Quellen. Bekannt gutes Haus.  
Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung  
durch den Besitzer A, Büdel.  
LOUIS MICHELS  
Bankgeschäft / Berlin W56. Französischestr.29  
Spezialzweige des Effektengeschäfts  
Handel in jungen noch nicht zum offiziellen Börsenverkehr zugelassenen Aktieiv  
■hb Korpulenz «■  
Fettleibigkeit beseitigen Dr. Hoffbaner's ges. gesch.  
Entfettungstabletten  
Vollkommen unschnadl. und erfolgreichstes Mittel gegen Fettsucht und über-  
mäßige Korpulenz, auch ohne F.inhatten einer bestimmten Diät. Keine Schilddrüse.  
Leicht beküuimllcli. — tiratis-Itroschfire auf Wunsch. ~"  
Elefanten-Apotheke, Berlin SW4H, Leipziger Str.74(Dönhoffpl.) tatZmtr.7192  
In der heute stattgefundenen Generalversammlung unserer Aktionäre wurde  
die von uns vorgelegte Bilanz nebst Gewinn- und Verlustrechnung genehmigt.  
Es gelangen danach für 1920/21  
5% Dividende für die Vorzugsaktien,  
30% Dividende für die Stammaktien und  
50% als besonderer Bonus auf die Stammaktien zur Verteilung.  
Die Auszahlung erfolgt von heute ab gegen Rückgabe des  
Dividendenscheines Nr. 5 für 1920/21 abzüglich 10% Kapital-  
ertragsteuer mit  
Kl. 54,— für die Vorzugsaktien ä IM. 1200,  
„ 432,— « „ Stammaktien „ „ 600,—  
„ 864,— „ „ „ „ 1200,-  
bei folgenden Einlösungsstellen:  
a) in Berlin:  
b)  
c)  
d)  
e)  
Gera:  
Hagen i./W.i  
Stettin:  
Gotha:  
Bank für Handel und Industrie,  
Deutsche Bank,  
Emil Ebeling, Bankgeschäft,  
Nationalbank für Deutschland Kommandit-  
gesellschaft auf Aktien,  
Mitteldeutsche Creditbank,  
Allgemeine Deutsche Creditanstalt,  
Filiale Gera,  
Deutsche Bank, Filiale Hagen,  
Landschaftliche Bank der Provinz  
Pommern,  
Hofbankhaus Max Mueller,  
bei der Gesellschaftskasse.  
Gotha, den 15. Dezember 1921.  
Harkortsehe Bergwerke u. Chemische Fabriken A.-G.  
Der Vorstand.

Soeben erschienen:  
MAXIMILIAN  
HARDEN  
Geheftet 150,- Mark, in Halbleinen 225,- Mark  
KÖPFE I. Inhalt: Der alte Wilhelm - Bismarck - Kaiserin  
Friedrich — Johanna Bismarck — Richter — Stöcker —  
Gallifet — Holstein — Waldersee — Ibsen — Zola —  
Matkowsky — Die Wolter — Mitterwurzer — Menzel —  
Böcklin — Lenbach.  
KOPFE II. Inhalt: Der junge Wilhelm - Kaiserin Augusta -  
Nikolaus II — Franz Josef — König Ludwig — Leo XIII. —  
Lueger — Briand — Herbert Bismarck — Tolstoi und  
Rockefeiler — König Eduard — Hedwig Niemann —  
Rejane — Johannes der Täufer.  
KÖPFE III. (Prozesse.) Inhalt: Richter Pontius - Therese  
Humbert — Der Hauslehrer — Das Blumenmedium —  
Gräfin Kwilecka — Fürst Eulenburg — Moritz Lewy —  
Hau — Schönebeck — Sternickel — Moltke wider Harden.  
ERICH REISS VERLAG

Gesamtausgabe in drei Bänden  
BERLIN W62



Namhafte einstlich an die Reichsgefährdung durch Bolsche«  
wikeneinbruch und Kommunistenaufstand glaubten. Dar«  
über kann das Zeugniß des Generals Ludendorff Wesent«  
liches nicht aussagen; als Schöpfer der Bolschewikengefahr  
schickt er, ein reuloser Raskolnikow, die Patrouillenreiter  
seines Hirnes immer wieder an den Ort seines Verbrechens  
(das wars als die That eines Militärmonarchisten und Eigen«  
thumsschützers) zurück und möchte, ehe Nachwelt ihn mit  
rauhem Dromete vor ihr Gericht ruft, die Bolschewiken aus«  
roden, die er einschleppte, damit sie die seiner Strategie  
unerreichbare Waffenstreckung Rußlands erwirkten. Nicht  
so Befangene wissen, daß in den Jahren 19 und 20 der  
Schwatz von Trotzkijs Ein« und Levis Ausbruchplan nur die  
einem Monarchistenvorstoß günstige Atmosphäre schaffen  
sollte, und haben oft aus dem Mund Verschmitzter gehört:  
„Ohne Vorwand von links konnte der Zauber mulmig  
werden.“ Nur der felsfeste Glaube an Lebensgefahr des  
Vaterlandes gäbe aber den Angeklagten das Recht auf die  
Zubilligung mildernder Umstände. Allen sei sie gegönnt.  
Empört aber müßte ein Volk von unbeugsamem Rechts«  
gefühl sich wider den Mißbrauch aufbäumen, den Herren,  
denen nach gelungenem Staatsumsturz die höchsten und ein«  
träglichsten Aemter zufielen, den edlen Trieb „selbstloser  
Vaterlandliebe“ zu attestiren und den strafschärfenden Makel  
ehrloser Gesinnung Denen, aufs Kleid zu flicken, die einem  
sie heilig dünkenden Wahn ohne Aussicht auf irgendwann  
münzbaren Gewinn ein jung blühendes, oft (Luxemburg,  
Jogiches, Lieb knecht, Lewine, Landauer, Hölz und Genossen)  
sogar behagliches Leben opferten. Ein abgesägter Regierung«  
Präsident macht, wenn er in Preußen Minister des Innern wird,  
einen Sprung, der dem Selbstlosen immerhin leidlich lohnt.  
Nach meiner Kenntniß der Vorgänge kann ich nicht  
glauben, daß Herr von Jagow dem Schwärm zugehörte, der  
„das Centraiunternehmen veranlaßte oder führte“. In Leipzig  
hat er durch quirliche Geschäftigkeit, Spiegelsucht und un-  
bedachte Ausrede seinem leisen Vertheidiger Grünspach das  
ganz auf kühl den Hochverrathsbeweis abwartende Reserve  
gestellte Spiel verdorben und sich selbst mehr als die zwei  
(ungemein stark gewaffneten) Ankläger geschadet. Ibsens  
28»

372  
Die Zukunft  
Bildhauer, der hinter der Menschenfassade die alle Evolution überdauernde Thierheit erblickt, hatte diesen Warner vor Neugier als das stets nach Neuem gierige Eichhörnchen ge» sehen. Zabern, Verfahren gegen den Abgeordneten Lieb' knecht, Einsturz der Monarchie: flink hat er immer einen Paragraphen, ein Argumentchen zwischen denKnabberzähnen. Der kleine Kletterläufer scheut nicht vor der unwahrschein« lieh tollen Behauptung, ein Gesetz der preußischen Republik habe ihn zu Annahme des von Kapps Gnade bestimmten Amtes gezwungen; und merkt nicht, daß er auf einem dünnen, schon knackenden Zweig sitzt. Ein Amtsanmaßer, der wohl« bestallte Oberpräsidenten undUnterstaatssekretäre wieMohn« köpfe mäht, mißfällt selbst den Altbeamteten, denen seine „Richtung" sonst paßt und in deren Verwandtschaft er nicht gewüthet hat. „Wenn solche Absetzerei Gewohnheitsrecht würde, wäre auf dem Boden der gegebenen Thatsachen ja kein Mensch mehr seines Lebens sicher. Jeder Naphtali könnte sich auf Traugotts Vorgang berufen." Der schien auf das Flühstückgemetzel, von dem Hast und Noth der Stunde ihn zum Theil wenigstens entschuldigen konnte, gar stolz: und hatte drum versungen, verthan. Wo nicht, wie in Bayern, Herr Müller«Meiningen oder eine andere Leuchte der Demokraten« partei den Strafvollzug wider Rechtssinn und Brauch verändert hat, ist Festungshaft Aelteren nicht unerträglich. Der Festung« stubengefangene kann Besuche (unter vier Augen) empfangen, sich selbst beköstigen, Möbel miethen, hat das Recht auf Urlaubsstunden, unbewachten Briefwechsel, ungehemmte Thätigkeit jeder Art. In Pommern wird Herr vonjagow nicht allzu bittere Pein leiden; und um die hohen Gerichtskosten, die den soldlosen Kleinj unker wunddrücken könnten, braucht der Liebling aller Kasinos und ostelbischen Rittergüter wohl nicht zu bangen. Die fünf Jahre, ein allzu langes Lustrum, wird er nicht absitzen. Recht und Anstand, deren Summe in Menschenmund Vernunft heißt, fordert nun aber, daß die Wohlthat der Straffreiheit auf die Armen erstreckt werde, die nach der Kappiade von dem Reichspräsidenten und den mit ihm entflohenen Ministern zu Generalstrike aufgerufen, in Zorn gegen Verschwörer gehitzt, dann, ohne den dünnen Harnisch alltäglicher Rechtsbürgschaften, vor Sondergerichte



I

gestellt und von deren hastiget Wuth verurtheilt wurden. Monarchistischen Helfern zu Hochverrath langwierige Vor« Untersuchung ohne Haft, zwei Reichsgerichtssenate, zwei Wochen Hauptverhandlung, „edle Beweggründe“, Amnestie oder Festung, sozialistische Ueberschreiter des Abwehrrechtes an die Wand oder in den Käfig, vors Standgericht und, als Ehrlose, ins Zuchthaus: läßt der Justizminister Radbruch diesen Rechtsspalt klaffen, dann taugt er in den schimmern« den Ring sozialdemokratischer Regirer wie Argan in die Me« dizinmännerzunft. Als Lisztzuschüler und (trotzdem) Marxist wird er in dem leipziger Urtheil lächelnd den Satz gelesen haben: „Fremd ist deutschem Gesetz der Glaube, der Zweck könne die Mittel heiligen.“ Fremd? Den meisten Staatsgesetzen ist, dünkt mich, dieser Glaube Anker oder Inbegriff. Nicht nur jede Strafe, Einsperrung, Knechtung, Tötung eines Menschen, auch der Zwang in Gesellschaftspflicht, Wehrdienst, Hingabe redlich erarbeiteter Vermögensstücke ist ein an sich häßliches Mittel, das nach der herrschenden Meinung von dem Zweck, dem Gedeihen des Staates, geheiligt wird. Lebt diesen lutherischen Leipzigiern noch das Spukgeraun von verwerflicher Jesuitenmoral und wissen sie nicht, daß den von ihnen bei« strittenen Glaubenssatz Macchiavelli und Hobbes in klareren Ausdruck geprägt haben als Pater Busenbaum? Und ist nicht die Gewährung mildernder Umstände, die dem von Zucht« haus Bedrohten das Festungthor öffnen, Folge der Erkenntniß, daß „selbstlose.Vaterlandliebe“ im Fall Jagow das Verbrechen in ein starkem Ehrgefühl entkeimtes Vergehen geheiligt habe? Fremd ist den Revisoren der Rechtsanwendung alles Mensch« liehe geworden. Davon zeugte die Hauptverhandlung, die von jeder gegen Futschmacher der linken Front in Marsferne blieb; zeugt nicht weniger deutlich das Urtheil. Aufrechte Kritik, nicht Lobhudelei, frommt unserer siechen Strafgerichtsbarkeit. Die Erben von Hellas haben nicht vergessen, daß Demosthenes die Athener warnte, die Schuld armsällig Kleiner ohne Erbarmen ^ zu ahnden, die stolzirender Macht ungesühnt zu lassen.

be, Irissary

jan Irissary ist ein Pyrenäennest dicht bei der Kreishauptstadt j>esif Mauleon. Da, in der alten Landschaft Zubernna, sitzen seit (m manchem Jahrhundert die Basken, die, nach Lagardes Zorn»

374  
Die Zukunft  
wort, „gar keine Nation sind, sondern eine aus vorhistorischer  
Zeit in die historische herübergerettete Kuriosität, ein leben'  
diges Fossil“, deren Ibererblut aber lange so stark in den  
Pulsen pochte, daß kein fremder Eroberer es bändigen konnte.  
Sie haben die Araber und Karlinger überdauert; und als sie  
ins gallische Joch gezwungen und staatlich von den unter  
spanischer Herrschaft lebenden Stammesgenossen getrennt  
waren, haben sie alte Art und Sitte dennoch bewahrt: den  
Bilkar, den Rath der um die Gerichtseiche versammelten Greise,  
die aus Aquitanien mitgebrachte Sprache, den starren Ehr«  
begriff aus den Jugendtagen der Ritterromantik. Im Schick'  
salsjahr 1789, als Europas nie des Hoff ens müde Kinder jauch'  
zend das Märchenmorgenroth einer neuen Freiheit grüßten,  
wurde diesem durch generatio aequivoca entstandenen Stamm  
der letzte Rest alter Freiheit geraubt. Den Verlust der Staats«  
gemeinschaft und mühsam erhaltener Privilegien hatten die  
Basken aberlange zuvor schon an Europa gerächt: unter ihnen  
war, in der Provinz Guipuzkoa, Ignaz Loyola geboren worden;  
und dieses größten Baskensohnes Spur war in Aeonen nicht,  
wie auch der Sturm heulen, das Gestrüpp nachwachsen würde,  
aus den Kulturpflanzungen der Christenwelt wegzuwischen.  
Das war die Rache; die feinste, wirksamste, nachhaltigste, die  
eines Volkes gekränkter Genius ersinnen konnte. Damit haben  
die Basken sich begnügt; den Franzosen wenigstens sind sie  
nie allzu lästig geworden. Doch siehts in dem südwestlichen  
Reichswinkel natürlich aus wie überall, wo zwei Völker ums  
Lebensrecht gerauft haben, Deutsche und Czechen, Preußen  
und Polen, Briten und Iren; verachtend und dennoch miß'  
trauisch blickt der Sieger herab und aus des Besiegten Auge  
schielt der Haß nach dem Werkzeug, das ohnmächtiger Wuth  
zur Waffe werden könnte. So wars in Böhmen, in Posen  
und in den Pyrenäen. Und überall werden in unruhiger Zeit  
die Wollensklüfte besonders sichtbar. Wenn politische Leiden»  
schaft erwacht, wenn eines Kapitalverbrechens Widerhall die  
Gemüther schreckt, dann sondern die Menschen sich, die bis  
dahin leidlich zusammen lebten, und finster schaut, ohne  
Zutrauen, Einer den Anderen an: Ist Der auch ein Patriot?  
Müssen von Diesem wir uns nicht falschen Zeugnisses ver»  
sehen? Trotz den Klagen über Bedrängniß sind in solchen



Gegenden die dem Eroberervolk Angehörigen glücklich; und ungern würden sie in stillere Gegenden ziehen. Menschen» massenglück giebt es nur, wo Jeder unter sich, tief unten, eine Schicht fühlt, die er verachten, verfluchen, anspeien kann, ohne sich in eines Mächtigen Rächerzorn vorzuwagen. In Irissary ist, in einem einsamen Gehöft, ein Greis er» mordet worden. Goyetche; kein reicher Mann; und nur ein Baske. Die Sache wäre vielleicht bald vergessen worden, wenn in Mauleon nicht eine baskische Zeitung erschiene, deren Herausgeber die günstige Gelegenheit packt, um die Fremd« herren einmal gründlich zu ärgern. Auf jedem Blatt des „Eskual Herria" schilt er die jämmerliche Unfähigkeit und Trägheit der Behörde, die Wochen lang nun schon vergebens nach der Spur des Mörders spähe. Nette Richter! Und diese Staatsanwaltschaft! Freilich: unser Gericht wird ja stets mit Kerlen besetzt, die sich anderswo unmöglich gemacht haben; Mauleon ist längst zum Verbannungort für Beamte geworden und wird namentlich von den Richtern so gefürchtet wie von Soldaten und Offizieren die Strafkolonie, die sie mit lächelndem Grauen Biribi nennen. Um nicht der Lauheit ge\* ziehen zu werden, fängt auch die Lokalpresse allmählich zu murren an und zu fragen, ob die Justiz denn schlafe. Und der Oberstaatsanwalt, dem die Aufsicht über das Landgericht an» vertraut ist und von dessen gutem Willen Wohl und Weh der richterlichen Beamten abhängt, läßt sich alle die Rechts» pflege behandelnden Artikel schicken. Wüthend genug wird er schon sein. Ein so elendes Geschäftsjahr hat das Land» gericht noch nie gehabt. Drei Freisprechungen; und vier\* zehnhundert Monate Gefängniß weniger als im vorigen Jahr. Die Richter von Mauleon sind eben keine Unmenschen; sie lassen den Herrgott einen guten Mann und Themis eine blinde Dame sein, amüsiren sich, so oft die Enge des Nestes es irgend erlaubt, und ziehen, wenn die Geschworenen gar zu lange berathen, zur Urtheilsverkündung den Frack an, um die Abendmahlzeit nicht kalt werden zu lassen. Dieser Skandal aber geht ihnen doch über den Spaß. Drei Freisprechungen, fast gar keine neuen Anklagen und ein Ermittlungsverfahren, in dem nicht das Geringste ermittelt wird. Das fällt ja auf Alle zurück. Und Keiner von Allen will als Landgerichts«

376  
Die Zukunft  
rath in diesem öden Provinzwinkel sein Amtsleben beschließen.  
Nächstens wird der Posten eines Oberlandesgerichtsrathes frei;  
wer aber wird unter solchen Umständen an Mauleon denken?  
Eigentlich, wenn man recht überlegt, ist's die Schuld der  
Staatsanwaltschaft. Die klagt nicht oft genug an, vertritt die  
Anklagen, die sie erhebt, nicht mit der nöthigen Entschie»  
denheit und hat ihre Untersuchungsrichter so schlecht ge»  
drillt, daß sie Wochen lang über Akten sitzen, statt mit fester  
Hand einen Mörder zu fassen. Und Vagret, der Erste Staats»  
anwalt, will Oberlandesgerichtsrath werden und hat sich die  
rothe Amtstracht des Appellhofes schon angeschafft! Warum  
er gerade? Weil er drei Leute auf Lebenszeit ins Zuchthaus  
gebracht hat? Eine achtbare Leistung. Seitdem aber ist er  
schwach geworden; und nach dem neuen Mord versagt er  
ganz. Ein Skandal; hier, wo große Sachen so selten sind!  
Vagret ist ein stiller Mann, der seine Pflicht thut, so  
gut ers vermag, am Monatsende ohne Groll die dreihundert»  
fünfundneunzig Francs einstreicht, die der Staat ihm für Arbeit  
und Repräsentation zahlt, und seufzend die Klagen und Vor»  
würfe der ehrgeizigen Gattin über sich ergehen läßt. Die  
paßt in die Welt; täglich rath sie dem Manne, an Strebsam  
meren sich ein Beispiel nehmen: nur durch die Politik kommt  
man heutzutage schnell hoch, mit Abgeordneten muß man  
intim werden, Ministern den Hof machen, ehe ihre schlecht  
gezimmerten Thrönchen wackeln. Dazu hat Vagret aber kein  
Talent. Er ist kein Cato, ist von Eitelkeit nicht frei und hat  
gejubelt, als ihn die Botschaft von der Ermordung des baski\*  
sehen Greises aus erstem Schlaf riß. Das konnte der große  
Erfolg seines Lebens werden. Was Andere durch Verwandte  
und Bekannte erreichen, würde ihm als Lohn eigener Kraft  
zufallen. Ein Jammer, daß dieser Mörder sich nicht fassen  
läßt. Schon wispert es rechts und links, das Ermittlung\*  
verfahren solle von einem pariser Kriminalkommissar geleitet  
werden. Das wäre die Schande; dann gäbe es höchstens noch  
einen langen Todeskampf bis zur Pensionirung. Der vom  
Oberlandesgericht ernannte Schwurgerichtspräsident, der nach  
jeder Session an den Justizminister berichtet, behandelt den  
Ersten Staatsanwalt schlecht und die Kollegen stecken die  
Köpfe zusammen: „Der gute Vagret wird wohl bald fällig



sein; er ist auch wirklich allzu schlaff geworden. Drei Frei»  
sprechungen; trotzdem nur Provinzialanwälte plaidiertenl..."  
In Noth blinkt Hilfe auf. Der Untersuchungsrichter hat es satt,  
das Stichblatt des Städtchens zu sein; er giebt, unter dem  
Vorwand plötzlicher Erkrankung, die Akten ab und sein Nach»  
folger wird ein Landrichter, der sich verpflichtet, binnen drei  
Tagen den Mörder hinter Schloß und Riegel zu haben.  
Dieser Richter heißt Mouzon. Ein fideles Haus und ein  
guter Kerl. Jeden freien Tag verlebt er in Bordeaux mit Freun»  
den und Freundinnen; da gehts dann hoch her (natürlich  
inkognito, um die Würde des Richteramtes zu wahren). In  
Mauleon begnügt der stattliche Vierziger sich mit schlich»  
teren Vergnügungen; er hat sich eine Briefmarkensammlung  
angelegt und ist selig, wenn er ein seltenes oder wenigstens  
zum Austausch geeignetes Exemplar auftreiben kann. Dabei  
sehr tüchtig im Dienst. Eine feine Spürnase und im engen  
Kreis berühmt wegen seiner Kunst, wortkarge Angeklagte  
zum Sprechen zu bringen. Alle Dienstaltersverhältnisse kennt  
er auswendig, mit allen Kollegen, Vorgesetzten, Unterge»  
benen ist er auf dem besten Fuß und dem Abgeordneten  
des Kreises hat er sich als rühriger Agitator unentbehrlich  
gemacht. Kein böartiger Streber, kein Kriecher; ein pfiffiger  
Durchschnittskriminalist, den weder Skrupel noch Zweifel  
plagen. Noch ehe ihm die Mordsache wider Unbekannt über»  
tragen war, hatte er sich einen Vers darauf gemacht. Die  
Untersuchung war bisher von dem Aberglauben geleitet wor»  
den, der Mörder müsse ein Landstreicher sein. Irgendein  
baskischer Esel hatte nämlich dem Richter vorgeplärrt, er  
habe ein paar Stunden nach dem Mord Zigeuner aus dem  
Gehöft des alten Goyetche kommen sehen. Unsinn, sagt Mou»  
zon; Landstreicher wählen Straßen, wo was zu erbetteln ist;  
Landstreicher essen und trinken, wenn Speise und Trank er«  
reichbar sind, undstehlen, nach uralter Kriminalistenerfahrung,  
zunächst immer Stiefel. Im Haus des Gemordeten ist Brot,  
Wein, Fleisch unberührt geblieben und kein einziges Stiefel\*  
paar fehlt. Also wars kein Landstreicher. Denen mag über»  
haupt der Teufel nachspüren. Nein: der Mörder muß dem  
Lebenskreis des Gemordeten nahgestanden und an dem Tode  
des Alten ein Interesse gehabt haben. Dieser Fährte nur

378  
Die Zukunft  
darf man folgen. Es müßte doch seltsam zugehen, wenn ein halbwegs gewandter Gendarm nicht in achtundvierzig Stun\* den herausbringen sollte, ob in dem Jammernest nicht Je» raand wünschen mußte, der alte Goyetche möge mit Extra\* post in die Grube fahren. Und sind wir so weit, haben wir erst einen Angeklagten, der ins Loch gesteckt und dessen. Name auf den Aktendeckel geschrieben werden kann, dann wird die blinde Göttin in ihrer Allgüte schon vorwärts helfen. Mouzon hält sein Wort. Am dritten Tage sitzt der Bauer Etchepare in Untersuchungshaft. Ein Baske; famos. Und auf den ersten Anhieb schon Indizien die schwere Menge. Der Kerl sieht übel aus, leugnet hastig Alles, ist aufgereggt und vertheidigt sich ungeschickt. Das Beste wird sein, ihn zu» nächst mal eine Woche lang in der Isolirzelle zu kirren. In« zwischen kann man seine und seiner Frau Personalakten ein» fordern und sehen, was da auf dem Kerbholze steht. Richtig: vier Vorstrafen wegen Körperverletzung; na, einem solchen baskischen Rowdy ist der Mord am Ende doch zuzutrauen. Und die junge Frau, die so anständig aussieht, hat wegen Hehlerei einen Monat im Gefängniß gesessen. Feine Familie. Zwar giebt's noch einen Entlastungszeugen: den Mann, der die Zigeuner gesehen haben will. Aber die Wippchen kennt man ja. Nach jedem Mord will irgendwer irgendwas ge< sehen haben. Nur Neulinge gehen noch in diese Falle. Und hier ist's gar ein Baske; eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus. Wenn der Kerl mal erst ordentlich an» geschnauzt ist und dadurch eine Ahnung von der Heilig« keit des Zeugeneides bekommen hat, wird er schon klein werden. Was weiß er denn überhaupt? Auf der Polizei hat er ausgesagt, er habe fünf oder sechs Zigeuner gesehen; jetzt, einen Monat später, waren es bestimmt nur fünf. Mit solchen Widersprüchen, mit so haltlosen Angaben wagt der freche Bursche die Justiz zu belästigen 1 Natürlich: ein Baske, ein Geschäftsfreund und Kumpan Etchepares. Dem wird Mouzon die Flötentöne beibringen. Ist er blöde, so heißt's: Heraus mit der Sprache; dazu sind Sie hier. Wird er leb\* haft: Keine schnodderigen Redensarten! Halten Sie den Mund! Sie haben nur auf meine Fragen zu antworten. He? Sie wissen wohl nicht, daß Paragraph 261 des Strafgesetzbuches



das falsche Zeugniß mit Zuchthaus bedroht und daß Sie, weil Sie dem Angeklagten früher Hammel verkauft haben (Sie sehen: ich weiß Bescheid 1), ohnehin verdächtig sind? Der verschüchterte Bauer dankt schließlich seinem Herrgott, daß er nicht gleich verhaftet wird; und ist für die Haupt» Verhandlung unschädlich gemacht. Wider besseres Wissen und in der Absicht, das Recht zu beugen? Nein. Der Untersuchungsrichter ist seiner Sache sicher. Er hat seinen Mörder unter Verschuß und darf nicht dulden, daß die Justiz noch länger von Helfershelfern oder Faselhänsen auf falsche Fährten gelockt wird. Ist der Angeklagte, trotz allen Indizien, dennoch unschuldig: schön; dann muß er seine Unschuld doch auch beweisen können. Hat er vor fünf» zehn Jahren dem alten Goyetche einen kleinen Weinberg abgekauft und sich verpflichtet, den Preis in Form einer Rente zu zahlen, die der Greis bis ans Ende seiner Tage beziehen soll? Ja. Hat er inzwischen den Weinberg weiter» verkauft und war ihm seitdem, als einem Mann ohne Ver» mögen, die Pflicht zur Rentenzahlung erst recht lästig? Ja. Ist es wahr, daß er vor Zeugen gesagt hat, der liebe Gott müsse vergessen haben, Goyetche von der Erde zu rufen» und, es sei zu dumm, dem alten Ekel immer wieder Geld in den Rachen zu stopfen? Zögern... Ja. Wäre die Quartals» rente eine Woche nach dem Tag des Mordes fällig gewesen? Ja. Hat Etchepare, als er verhaftet werden sollte, seiner Frau zugeraut: Keinen Ton davon, daß ich damals nachts draußen war? Nein. Das ist gelogen!. . Merkwürdig. Ein Gendarm will beschwören, daß er diese Worte gehört hat; und außer\* dem noch den Angstruf: Ich sitze drin I Noch merkwürdi» ger, daß gerade an der entscheidenden Stelle des Verhörs der Angeklagte nicht bei der Stange bleibt. Bald schwört er, in der Mordnacht sein Haus nicht verlassen zu haben, bald giebt er zu, draußen gewesen zu sein, aber nicht in Irissary, sondern in den Bergen, um bei strömendem Regen ein über die Grenze geschmuggeltes Pferd, das ihm entlaufen war, einzufangen. Das Pferd hat er nicht gefunden. Kein Zeuge stützt den abenteuerlichen Versucheines Alibibeweises. Und die Frau benimmt sich nicht minder auffällig. Ihre Vorstrafe leugnet sie. Alter Verbrecherbrauch. Dann wird 29\*

## Die Zukunft

sie weich, schickt sich in den Glauben an irgendeine ihr selbst verborgene Schuld des Mannes, dem sie bei der Konfrontierung zuredet, sein Gewissen zu entlasten, widerruft, als er beim Leben der Kinder seine Unschuld betheuert hat, die frühere Aussage und wird schließlich frech. Ein Schulfall entlarvter Verbrecherpraxis. Der Landrichter Mouzon kann lachen. Im Handumdrehen hat er die Sippschaft klein gekriegt; nun soll ihm noch Einer mit der Zigeunergeschichte kommen. Er läßt FrauYanetta Etchepare verhaften, weil sie hinreichend verdächtig ist, dem Thäter zur Begehung des Verbrechens durch Rath oder That wissentlich Hilfe geleistet zu haben. Vielleicht wird sie von den Geschworenen freigesprochen; jedenfalls ist sie auf der Angeklagtenbank unschädlicher als an der Zeugenbarre. Diese Leute wollen es ja nicht anders. Der Richter hat sie oft genug freundlich ermahnt, durch ein frühes Geständniß sich mildernde Umstände zu sichern. Dank? Nur Schimpf und Flüche. Mouzon kann die Voruntersuchung schließen und die Akten zur Erhebung der Anklage an die Staatsanwaltschaft abgeben.

Das Hauptverfahren wird eröffnet und die Sache vor das zuständige Schwurgericht verwiesen. Als Montesquieu den Geist der Gesetze prüfte, sagte er: „Au jugement du peuple on doit soumettre un fait, un seul fait." Und der Strafrechtslehrer Ferri, ein Sozialdemokrat, hat den Satz geschrieben: „Niemand denkt daran, seine Taschenuhr dem Schuhmacher zur Reparatur zu geben; die Ausübung der Strafgerechtiz aber verlangen wir vom erstbesten Krämer oder Rentier, Maler oder Kaufmann, der vielleicht niemals in seinem Leben einem Strafprozeß beigewohnt hat." In Mauleon sprechen Franzosen einem baskischen Ehepaar das Recht, sollen Ackerbürger und Bauern entscheiden, ob ein umständlicher Indizienbeweis die Anklage so fest stütze, daß ein Todesurtheil gefällt werden muß. Der präsidirende Oberlandesgerichtsrath, der die Akten kennt und während der Hauptverhandlung nur die eine Sorge hat, nicht etwa durch einen formalen Verstoß gegen die Strafprozeßordnung irgend einen Grund zu Aufhebung des Urtheils zu geben, birgt seine Ueberzeugung von des Angeklagten Schuld nicht in des Busens Tiefe. Bei der Vernehmung umgeht er behutsam jeden



Punkt, von dem aus die Anklage erschüttert werden könnte; und mit kleinen Spaßern sucht er die Geschworenen auf seines Glaubens sicheren Fels zu winken. Die beiden Hammel, fragt er lächelnd, haben Sie am Tage vor der That wohl geschlachtet, um sich für die Arbeit zu üben, Angeklagter? Solche Scherze erheitern den düsteren Morgen ein Bischen. Etchepare wäre verloren, wenn die sensationelle Sache nicht einen berühmten Vertheidiger aus der Hauptstadt herbei» gelockt hätte. Der weiß, wo man ländliche Geschworene zuerst kitzeln, wo später mit starkem Griff packen muß; und nach der Peroratio ist die Freisprechung gewiß. Da erhebt Vagret sich zur Replik. Bisher hat er die Anklage ruhig vertreten und sich nur im Stillen gefreut, daß kein ihr ungünstiger Umstand erwähnt wurde. Jetzt, nach dem Triumph des Vertheidigers, regt sich die Berufseitelkeit; und darunter die Wuth des beamteten Routiers, der die Arbeit langer Wochen vernichtet sieht. Dieser Schwätzer, der die ganze Sache doch nur als Reklame benutzt, soll mit seinem Don« nern und Säuseln, mit dem Aufgebot der erbärmlichsten Melodramenmittel die Geschworenen rühren, zu sich her\* überschmeicheln, dem Ersten Staatsanwalt die Karriere ver» derben? An diesem in der Kriminalgeschichte des Städt« chens großen Tage soll der höchste Vertreter des Rechtes vor allem Volk von einem schlaunen cabotin in den Sand gestreckt werden? Nicht mehr um Etchepare handelt sichs nun: ein Rhetorenduell ist's, ein Komoediantenkampf, dessen Aus« gang über die Ehrenstellung des Protagonisten entscheiden soll. "Auch in solchem Kampf heiligt der Zweck alle Mittel. Nie sprach Vagret so wirksam. Des Aermsten Hütte ist, ruft er, und des Reichsten Leben bedroht, wenn so ungeheure Gräuel» that straflos bleibt; und an Euren Häuptern wird des All« mächtigen Zorn die geschändete Gerechtigkeit rächen, wenn Menschenschwäche in dieser Schicksalsstunde versagt. Wie Posaunenton hallt der Ruf durch den Saal und entschlossener Haß blickt aus der Geschworenen Auge: der stärkere Histri« one hat gesiegt. Der Vertheidiger schweigt; er hat seine große Arie gesungen und fühlt, daß in diesem Augenblick nichts mehr zu machen ist. Vielleicht hat er schon einen Formfehler notirt, der zur Aufhebung des Urtheils führen

382  
Die Zukunft  
muß; und auf jeden Fall kann er sagen, daß die Sache eben nicht zu retten war. Doch... Der Erste Staatsanwalt ist ein ehrlicher Mensch. Während er in leidenschaftlichem Eifer um den Sieg, um sein Ansehen rang, ist ihm, unter des Bewußtseins Schwelle zuerst, ein Zweifel entstanden, der stieg und stieg und mählich durch die Nebel des Redner« rausches drang und zur felsfesten, den Fosaunenton der Stimme übertönenden Gewißheit ward: Der Angeklagte, den Deine Zunge verdammt, gegen den Du die wildesten Triebe des Menschengethiers aufpeitschest, ist unschuldig und aus Worten nur, aus werthlosen, nichtswürdigen Worten das Gebäude gefügt, dessen Wucht ihn erdrücken soll. Du lügst, da Du ihn des Todes durch das Beil werth nennst, und mußt Dich schämen, je Deinem Kind noch ins Auge zu schauen, wenn Du nicht jetzt, in der letzten Minute, sagst, wie viel auch für seine Unschuld spricht. Der Vertheidi« ger verzichtet auf das Recht zu Duplik. Als die Geschwore« nen sich schon zur Berathung zurückziehen wollen, deren Ergebniß nicht mehr zweifelhaft ist, beantragt Vagret eine Fause. Vergebens bemüht er, dem Kollegen und Hörer zu« jubeln, sich, in den verstaubten Bureaukratenherzen des Ober« Staatsanwaltes und des Präsidenten dem Angstruf seines Ge\* wissens einen Widerhall zu wecken. Dann sagt er vor Ge- richtshof und Jury, was er zu sagen hat. Und die Ange« klagten, die der Ankläger selbst nicht für überführt hält, werden freigesprochen. Die vierte Freisprechung in diesem Jahrl Das ganze Landgericht ist kompromittirt. Nur Mouzon kann immer noch lachen: er kommt, trotzdem er sich in böse Frauenzimmergeschichten verwickelt und Schutzleute beleidigt hat, als Günstling des mächtigen Abgeordneten ans Oberlandesgericht. Vagret wird noch ein Weilchen im Biribi der Juristen versauern und dann pen« sionirt werden; ein so zerfahrener, sentimentaler Herr taugt doch wirklich nicht für die Staatsanwaltschaft. Aber auch die Angeklagten gehen nicht mit heiler Haut aus dem Verfahren hervor. An dem Manne bleibt der Verdacht kleben, er ist ge« ächtet, seiner kargen Lebensmöglichkeit beraubt und kann als Auswanderer ein neues Heim suchen. Und die Frau? Was sie Jahre lang unter Qualen dem Eheherrn verbarg, hat die offent«



che Hauptverhandlung ans Licht gebracht, Als sechzehn«  
jähriges Mädchen ist sie in der Hauptstadt vom flinken Sohn  
des Dienstgebers verführt worden; der junge Herr ist mit ihr  
und mit einer dem Vater gestohlenen Summe durchgebrannt  
und Yanetta hat, weil ein Gerichtshof sie für die Hehlerin hielt,  
einen Monat im Gefängniß gesessen. Das verzeiht ein bas«  
kischer Bauer nicht. Etchepare zieht mit den Kindern, deren  
Pflege seine alte Mutter übernimmt, nach Amerika. Die Frau  
mag sehen, was aus ihr wird. Den Mann hat sie, die Kinder, die  
Ehre verloren. Wodurch? Sie hat nichts verbochen. Ein  
lüsterner Schlingel hat vor zehn Jahren ihre jungen Sinne be»  
thört, ein der Pflicht getreuer Untersuchungsrichter hat diesen  
Fehltritt aufgespürt, ein Schwurgerichtspräsident ihn, weil das  
Vorleben und die Vorbestrafung der Angeklagten wichtig ist,  
„thatsächlich festgestellt". Alles ist in schönster Ordnung; die  
Beamten thaten, was sie im Interesse der Rechtspflege thun  
mußten. Das begreift Frau Etchepare nicht, trotzdem sie bei  
einet feinen „Herr schaff gedient hat. Sie sieht nur, daß sie aus  
der Menschengemeinschaft gestoßen ist, weil ein Richter mit  
zuckersüßem Wort einen Unschuldigen unters Beil bringen  
wollte.»;Der Haß des Armen, der einLeben lang dem Mächtigen  
nur ein zur Arbeit oder zum Vergnügen brauchbares Werkzeug  
war, flackert in ihrem dumpfen Sinnauf; und sie tötet den Rieh«  
ter, der ihr die Ehre nahm, den Mann und die Kinder entriß.  
Das ist der Inhalt des Dramas „Die rothe Robe." Kein  
gutes Drama, kein Werk eines Dichters, dem eine große Vision  
die Welt zeigt, wie nur er sie sehen kann. Das romanhaft  
mehr noch als romantisch stilisirte Bauerpaar und die aus  
Daudets Provence stammende Mutter passen nicht in den  
Sittenkomoedienton und der Totschlag scheucht des Betrach«  
ters Mitgefühl auf die Hintertreppe. Möglich, daß gerade  
die groben Effekte dem Stück den Erfolg brachten; möglich  
auch, daß der Verfasser, Herr Eugen Brieux, sie, so gering  
er sie schätzte, für nöthig hielt, um ein schwieriges und gefähr»  
liches Thema dem Haufen, der Schauspielhäuser füllt, schmack-  
haft zu machen. Wahrscheinlich sogar. Denn Herr Brieux ge\*  
hört nicht zu den Artisten, die aus ihrer Technikerwerkstatt ver«  
achtend auf das Weltgewimmel der Wirklichkeit hernieder«  
blicken undleise nur lächeln, wennEinerleugnet, l'art pour l'art.

die Kunst um der Kunst willen, sei aller Menschenkultur hoch»  
stes Ziel und banausisch albern das Trachten verschollener  
Dichter, auf der Mitlebenden Sitte und Sittlichkeit zu wirken.  
Mag Hinz verderben, Kunz verrecken und eines ganzen Volkes  
Lebenswurzelverdorren: wenn dem Poeten nur eine neue Form,  
ein nie noch erhörter Rhythmus gelingt. Von diesem Aestheten»  
wahn ist Herr Brieux frei, fast so frei wie weiland Herr Aristo\*  
phanes, der nebenbei noch ingenialer Rüpel war. DasistHerr  
Brioux nun nicht; aber ein gescheiter, manchmal nur allzu geist«  
reicher Mann mit klarem, von keiner Heuchelei geblendeten  
Auge und dem redlichen Willen, die Menschen zu bessern. Er  
könnte sich auf Diderot und Rousseau, auf den zweiten Dumas,  
den Vorredner des modernen Dramas, und sogar auf Shake«  
speare berufen, dem des Schauspiels Zweck schien: der Tugend  
und dem Laster ihr Bild, dem Jahrhundert und Körper der Zeit  
den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Der Franzose ist kein  
starker Plastiker. Seine Theaterstücke sindMoralitäten. Aber  
er führt seine Sache gut, kennt die Optik und Akustik eines  
Bühnensaales, spricht so, daß ein Erwachsener ihm zuhören  
kann, ohne sich danach des Lauschens schämen zu müssen,  
und hat sich, als Erster, in den Muth aufgerafft, im grellen  
Rampenlicht die Seele des Durchschnittsrichters zu enthüllen.  
Als Erster? Hat nicht schon in Kleons Zeit Aristophanes  
die „Wespen" geschrieben, Racine des Griechen politische Sa»  
tire zu der Posse von den„Plaideurs" umgearbeitet, Kleist den  
unsterblichen Dorfrichter Adam vor den Blick der Deutschen  
gestellt und mancher Komoede den Kadi mit der Narren\*  
pritsche gestäupt? Gewiß; nur wollten sie Anderes als der  
Franzose. Die Geldgier der Heliasten, die für jede Gerichts»  
sitzung drei Obolen einstrichen und sich auf der Agora an  
dem Bewußtsein rösteten, für ein paar Stunden die all»  
mächtigen Herren der attischen Welt zu sein, traf der Hohn  
des Wespendichters. Kleists geiler Adam ist komisch und  
verächtlich zugleich, weil er mit vollem Maul judiziert, in ei»  
genster Sache zu Gericht sitzt und, um den Hals aus der  
Schlinge zu ziehen, zur frechsten, zur dümmster feeugung des  
Rechtes entschlossen ist, dessen strenge Wahrung in seine Hand  
gelegt ward. In tausend Büchern der Weltliteratur ist der



verknöcherte, mit Paragraphenweisheit gestopfte, Barbaren« latein sprechende, dem Leben und allem lebendigen Gefühl entfremdete Richter zu finden und in Ost und West ist seit Jahrtausenden der bestechliche Rechtspfleger eine der Volks\* Phantasie vertraute Gestalt. Ihr Esel, sagt Aristophanes, bildet Euch ein, durch das Bronzetäfelchen des Heliasten den Göttern ähnlich zu werden, weil ein armer, vom Sykophanten Euch ausgelieferter Schächer winselnd die Hände zu Eurer Höhe hebt; Ihr Spitzbuben langet nach dem Richteramt, weil es Geld einbringt, nähret die Prozeßsucht der Parteien und pönet sie mit schwer erschwinglichen Bußen, damit Euch künf\* tig der Sold nicht fehle. Mein Gegner, sagt Beaumarchais, hat dem ehrenwerthen Gerichtsrath Goezman für den Schieds« spruch mehr Geld geboten als ich und damit eine mir un« günstige Entscheidung erreicht. Durch alle Zeiten und Zonen gellt so der Wuthschrei gegen die feile Justiz, die der Reichere kauft, wie eine Waare, ein Reitpferd, einen prostituirten Frauenleib. In Mauleon muß dieser alte Ruf verstummen; da giebt es keinen bestechlichen Richter. Unter den vier« tausend Richtern unseres Landes, so hören wir, wird kaum Einer für Geld vom Rechtswege weichen. Alle Richter und Staatsanwälte, die wir im Kampf um die rothe Robe des Ober« landesgerichtsrathes sehen, sind bürgerlich ehrenwerthe Man« ner, denen nie auch im Traum nur der frevle Wunsch nahte, von den Parteien Geld, von einer hübschen Angeklagten ein Schäferstündchen zu erpressen. Nicht einmal ohne Wohl« wollen sind sie. Jeder glaubt, in j edem Augenblick so zu han« dein, wie die großen Interessen des Staates und der Gesell« schaft fordern. Und wenn wir von diesen anständigen, korrek\* ten, im Dienst eifrigen Leuten scheiden, müssen wir des grausen Wortes denken, das mit frommen Schauder einst Joseph de Maistre' sprach: „J'ignore ce qu'est l'âme d'un scelerat, mais je crois savoir ce qu'est rätne d'un honnête homme; c'est affreux." Die Menschen, deren Anblick uns zu solcher Er« innerung stimmt, sind Richter, Herren über Besitz und Ehre, über Leben und Tod; und die Darstellung ihrer Berufskrankheit ist ein Kapitel aus der Aetiologie der Strafrechtspflege. Das hatte noch Keiner gewagt. Nie zuvor ward über die Richter auf

### 386 Die Zukunft

der Bretterbühne Gerichtstag gehalten. Den Ruhm dieses Ver»suches kann selbst der freche Spötter aus Attika, durch dessen Hirn trunkene Grazien tobten, Herrn Brioux nicht rauben. v Im Katzensprung nach fetterer Beute hat Aristophanes in den „Wespen" ein Symptom der Richterberufskrankheit gestreift. Der Hundeprozeß soll beginnen. Die Parteien werden vorgeführt. Da ruft Kleobold, der Richter aus dem Volk, als er den vierbeinigen Angeklagten erblickt: „Ein ver»fluchter Hund! Zehn Diebe aus dem Auge ihm sehn! Und wie mit dem Schwanz er wedelnd meint, mich zu hintergehn!" Noch that das Thier nicht die Schnauze auf; wie aber sollte es nicht schuldig sein, nicht tückisch, verlogen, grundfalsch vom Kopf bis zum Schwanz, da einer Klage Gewicht es be»lastet? Doch wir schauen ins Zerrbild einer versunkenen Welt, lachen nur flüchtig und spitzen schon wieder das Ohr, auf daß die nächste politische Anspielung unserem hungernden Histo»rismus nicht entwische. „Ich wüßte nicht," sagt Nietzsche im Vorwort zu seiner Streitschrift wider die Allzuhistorischen, „ich wüßte nicht, was die klassische Philologie in unserer Zeit für einen Sinn hätte, wenn nicht den, in ihr unzeitgemäß (Das heißt: gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zu Gunsten einer kommenden Zeit) zu wirken." Vielleicht wäre auch im aristophanischen Theater die Historie nützlicher für unser Leben, wenn wir, statt dem ausEkklesie und Hetairie zusammengekehrten Klatsch nachzubirschen, uns lieber an die unzerstörbare Menschenspur hielten. Den Antiquar kitzelt der Ehrgeiz, die Masken zu lüften und der Räthselworte Richtung zu fühlen. Ists aber nicht wichtiger, wesentlicher für Den, der auf die Zeit wirken will, daß heute noch die Kleobolde denken wie einst der alte Heliast? Griechenlands Götter deckt der Schutt der Jahrtausende und inGräbern ruhen, in Museen, die letzten Reste hellenischer Pracht. Das'Richter«amt ist von der Volksgemeinde an eine Gelehrtenkarte ge<kommen. Noch immer blieb aber dem Angeschuldigten die Pflicht, seine Unschuld vor dem Thron der Gerechtigkeit zu erweisen, noch immer sieht der Richter zehn Diebe in des Belasteten Auge. Da ist fester Grund, den keine Welt«wende lockern konnte; von hier aus läßt sich am Ende gar auf die „Rechtspflege" kommender Zeiten wirken.



Eines Tages faßt ein junger Mensch den Entschluß, Straf-  
richter zu werden. Ein hehrer Beruf, wenn sich Milde der  
Strenge paart. Unabhängig, unabsetzbar, ein König auf  
seinem Stuhl. Und in der Verwaltung sind die Aussichten auch  
nicht mehr so gut wie früher. Mit schönem Eifer geht er ans  
Werk. Die Assessoren sind selten, die, wie Paillerons knaben-  
hafter Vertreter der Anklagebehörde, ihren Anfängererfolg vor  
dem Schwurgericht mit dem Indianergeheul begrüßen: „Mein  
erster Kopf 1" Ist doch eine höllisch ernste Sache. Nach und  
nach aber gewöhnt man sich daran. Fast alle Angeklagten  
schwören bei ihres Herzens heiligsten Gütern, daß sie un-  
schuldig seien, alle finden einen Anwalt, der nicht nur die Frei-  
sprechung, sondern auch die Bürgerkrone, die Speisung auf  
Staatskosten für sie verlangt. Das stumpft auf die Dauer ab.  
Uebrigens ist im Vorverfahren schon von ehrenwerthen und  
erfahrenen Männern der ganze Stoff gesammelt und gesichtet  
worden. Der Staatsanwalt ist als ein ruhiger, leidenschaft-  
los wägender Jurist bekannt; warum sollte er irren? Gegen Vor-  
leben und Haltung der Belastungszeugen ist nichts einzuwen-  
den. Und der beste Bruder ist der Bursche da auf der Sünder-  
bank nicht. Das Kollegium, nicht der Einzelne, hat das Ur-  
theil zu finden; und fehlbar ist jeder Menschenspruch. In  
dubio pro reo? Natürlich; stets. Aber dann blieben beinahe  
nur die Fälle der Ueberführung durch Augenschein. So  
klipp und klar liegen die Sachen gewöhnlich nicht; und Ge-  
sellschaft, Eigenthum, Autorität fordern ausreichenden Schutz.  
In der Robe lebt ein Mensch, der aufathmen, nicht im Wust  
der Arbeit ersticken will. Nicht jeder Sitzung und jedem Fall •  
kann er so eifrig folgen, wie ers anfangs wohl that. Die Wir-  
kung der Strafen, die er verhängen hilft, kennt er nicht; er ist  
im Fabrikbetrieb abgehärtet und regt sich kaum noch bei den  
größten Sachen auf. Längst hat er sich die Frage abge wöhnt, ob  
er an Anderen strafen dürfe, was er selbst that, morgen wieder  
thun wird, unter anderen Lebensverhältnissen thun würde.  
Die feierlichste Handlung, das Richten des Nächsten, wird  
eine Routineleistung, das Alltagsgeschäft überreizter, ver-  
ärgerter kleiner Menschen. Aber diese Menschen sind unab-  
hängig, unabsetzbar und nur ihrem Gewissen verantwortlich.  
Nur? Ja ... der Staatsanwalt oder der Landgerichtspräsident

### 388 Die Zukunft

berichtet über sie. Und wenn das höhere Gehalt nicht vor»  
wärts lockt, so doch die höhere, feinere Aufgabe, nach der die  
Sehnsucht drängt. Ach... und das lange, das endlose Sitzen  
im schlecht gelüfteten Saal der Thatgerichtel Dankbar drücken  
die Beisitzer des Präsidenten Hand: „Nur Ihr Verdienst,  
Herr Direktor, daß wir heute noch zu halbwegs menschen»  
würdiger Zeit nach Hause kommen. Mein Junge hat Geburts«  
tag und unseres verehrten Referenten Frau hat gestern stark  
gehustet." Und der Direktor: „Wenn wir die niederträchtige  
Sache mit achtzehn Zeugen nur nicht noch mal kriegen! Seit  
Neun achte ich nur darauf, alle Luken und Ritzen, durch die  
uns die Revision hereinschneien könnte, fest zu verstopfen.  
Ein mit allen Hunden gehetzter Kerl, dieser Angeklagte!" Der  
Kerl hat seit Neun um sein Bischen Leben gerungen.  
Frau Etchepare ist sehr ungerecht, da sie das moderne und  
humane Gerichtsverfahren der Praxis vergleicht, verstockte  
Sünder auf der Folter zum Reden zu bringen. Worüber beklagt  
sie sich eigentlich? Wäre sie in der Hauptstadt sittsam ge»  
blieben, hätte ihr Mann nicht Pferde über die Grenze ge=  
schmuggelt und hätten Beide dem Richter gleich die Wahrheit  
gesagt, die reine Wahrheit, nichts als die Wahrheit, dann wäre  
Alles anders gekommen. Aber so sind diese ungebildeten  
Leute. Erst lügen sie dem Richter den Buckel voll und greinen  
dann, jedes ihrer Worte werde gegen sie ausgelegt. Was der  
nette Herr Mouzon thut, muß er thun, um das Recht, um die  
Grundlage aller Menschengemeinschaft zu schützen. Wie  
ers thut: Das im unbarmherzigen Licht der Bühne einmal  
zu sehen, ist immerhin nützlich. Kein Kriminalist sollte das  
Schauspiel versäumen; und an dem zweiten Akt, der ein  
Meisterwerk starker und leise doch nur unterstreichender  
Satire ist, sollten Seminaristen die Aufgaben der Vorunter»  
suchung erkennen lernen. Die Französische Akademie hat das  
Stück des Herrn Brioux mit einem Preis gekrönt. Und weislich  
hat, da es nun (ins Lessingtheater) wiedergekehrt war, die  
berliner Kritik betont, daß nur Frankreichs Richter auf dem  
Schaugerüst stehen. Deutsche sind aus ganz anderem Stoff.  
\uch die Roben unserer Oberlandesgerichte; rothe giebts  
ur in Leipzig. Und dessen Meisterschaft . . ' .  
Die Engel stritten für uns Gerechte,  
Sa Zogen den Kurzem in jedem Gefechte.



Devisen auf das neue Jahr

389

Devisen auf das neue Jahr

„Wer kommt? Wer kauft von meiner Waar'? Devisen für das neue Jahr . . ." Goethes leipziger Liederbuch meinte Sinnsprüche, nicht Abstände heimischer Geld werthe von fremden. Wer heute starke Sprüche, übers Jahr noch nicht widerlegen, wüßte, Der könnte des Käuferdranges sich kaum erwehren. Sie haltens bedächtig mit dem späteren Neujahrslied unseres Dichters: „Zwischen dem Alten, zwischen dem Neuen hier uns zu freuen, schenkt uns das Glück; und das Vergangne heißt, mit Vertrauen vorwärts zu schauen, schauen zurück." Mit Vertrauen? Trotz dem im vorigen Heft Gesagten wollen Sie durchaus wissen, ob Wilhelms Angabe (in dem Schaufensterbrief) richtig sei: „Zu dem schweren, furchtbaren Entschluß, außer Landes zu gehen, habe ich mich nur auf Ihre und meiner übrigen berufenen Berather dringende Vorstellung durchgerungen, daß es allein auf diesem Weg möglich sei, unserem Volk günstigere Waffenstillstandsbedingungen zu verschaffen und ihm einen blutigen Bürgerkrieg zu ersparen." Nicht viel falscher, Treudeutscher, als das Meiste in der Epistel und den saftigen „Geschichtstabellen". Da der erste Generalquartiermeister Groener und der Oberst Heye dem Kaiser gesagt hatten, seinem Befehl, gegen Aufruhr der Heimath zu marschiren, würde das Heer nicht gehorchen, war an Bürgerkrieg nicht zu denken. Und Desertion das zu Milderung derFeindesbedinge untauglichste Mittel. Der wahrhaft Königliche mußte die Abdankung anbieten und sich zu öffentlicher Verhandlung an hellem Tag jedem Gerichtshof stellen. Wilhelm, der sich noch jetzt hinter die Papierwand seiner „konstitutionellen Unverantwortlichkeit" verkriecht, hatte am achten November 18 die „Opferthat", den Verzicht auf die Krone, „völlig abgelehnt" und eine „militärische Expedition gegen die Heimath" angekündigt: also den Entschluß, nur zu Rettung seines Thronsitzes gegen das von der unsäglichen Qual der vier Kriegsjahre zermürbte Volk mit Waffengewalt vorzugehen. Dieser Entschluß wurde am Neunten widerrufen, weil die Berichte der Obersten Heeresleitung und des Reichskanzlers ihn als unausführbar erwiesen. Warum er nach Holland fliehe, hat Wilhelm, ehe er ins Auto stieg, seinem ältesten Sohn geschrieben:

## Die Zukunft

weil er sich im Hauptquartier „nicht mehr sicher" fühle; nicht viel sicherer, als im Schützengraben und noch weit dahinter sich Millionen gefühlt hatten, deren Desertion mit schmachlichem Tod gestraft worden wäre. Civilistenrath hat der Kaiser weder vor der Oktoberflucht aus dem^ berliner Schloß Bellevue noch vor der Novemberflucht aus Spa gehört; nur persönlicher und dynastischer Vortheil, nicht die Wirkung auf Waffenstillstand und Frieden, wurde erwogen. Fochs Bedinge waren am achten November den deutschen Paria»mentären vorgelegt worden und hatten Wilhelm nicht gehindert, dem drängenden Kanzler die Abdankung zu weigern (deren Urkunde dann erst in Amerongen unterschrieben und von dem Kammerherrn Grafen Brockdorff nach Berlin gebracht wurde). Zuerst meldete ein „militäroffiziöser" Bericht, Marschall Hindenburg habe nichts von der Flucht geahnt, Plessen, dann Schulenburg abgerathen. Daß es Flucht war, bestritt selbst die Ludendorff mbH gar nicht, die, versteht sich, Herrn Groener der Hauptschuld zieh. Nun krebst der Herr von Doorn mit noch süßerer Kitschmär. Die „Ge\*Schichtstabellen" (zu deren Anfertigung Professor Schiemann nach Holland berufen wurde) haben mit ihren unwahrscheinlich dreisten Verschleierungen bisher fast nur Gelächter er»wirkt. Immerhin schlauer ist die Forderung, die „Schuld«frage" von gestern Neutralen beantwortet zu hören; schlauer: weil keine der neutralen Mächte sich in so gefährliches Ge\*richtsspiel verklettern wird, Willis „glühende Seele" also bis zum letzten Wank über Rechtsverweigerung zetern kann. Erinnern Sie Nochimmerzweifler, daß selbst der vorsichtige Fürst Bülow von den „schweren psychologischen, diploma»tischen und politischen Fehlern" gesprochen hat, die vor und nach dem wiener Ultimatum in Berlin gemacht worden seien, und daß er klipp und klar aussprach, nur Unfähigkeit habe den Krieg nicht zu vermeiden vermocht. „Andere schauen deckende Falten über dem Alten traurig und scheu; aber uns leuchtet freundliche Treue. Sehet: das Neue findet uns neu." Einig aber bin ich mit Ihnen in dem Urtheil, daß die Republikanerregirung, die auch diesen Kaiserschmarrn wieder stumm schluckt, ihrer Pflicht gröblich fehlt.



Devisen auf das neue Jahr

391

Diese Regierung scheint unlöslich aus der Dienstboten\* gewohnheit, immer nur eine Sache, nie zwei zugleich, „er» ledigen" zu können. („Weil ich Ihnen sage, daß Sie nach« mittags in die Apotheke müssen, braucht doch die Staub« wischerei nicht aufzuhören, Emma!" „Ich dachte nur . . ." „Der Wedel ist kein Denkhinderniß") Diese Regierung ist nun bald acht Monate auf der Reichszinne. Hat sie irgend« einen schöpferischen Gedanken verkündet oder gar auszu\* führen getrachtet? Nein. Auch nur den Körper der Beamten» schafft von Fettsucht und Elephantiasis gereinigt und dem frechen Unfug verleitlicher Luxuseinfuhr gewehrt? Nein. Statt Aemter und Pfründen zu streichen, schafft sie neue; schickt Herrn Schiffer, der sonst nur den zeitgemäß erhöhten Abgeordnetensold hätte, nach Oberschlesien, Herrn Suede» kum»Sakrow, dessen Gedächtniß der leipziger Prozeß als ein zerschlitztes Sieb erwies, nach Hamburg, scheut, als flösse der paktolische Goldstrom durch Deutschland, nie vor eben so unnöthiger Mission; und die Leckerläden, die Sil» vesteranzeigen, die bis unter die Grunewaldkiefern Nepp» minne gestattenden Liqueurstuben zeigen dem Fremden, in welches Elend der „Vernichtungwille" Germanien gepfercht hat. So weiter: und die wiener Plünderung der Seidenzeug« häuser, Pelzspeicher, Schlemmerkrippen wiederholt sich in jeder deutschen Stadt, deren unverschämtes Geprotz darben« den Arbeitwillen in Tollwuth stachelt. BlößtEbbe die Kassen, dann verdoppelt das Reichskabinet in den Hauptbetrieben die Preise (wozu die Hirnkraft eines Bullen ausreichen würde), reservirt das Reiserecht Grobverdienern und Ausländern, erzieht den Mittelstand in egmontischen Brief haß, läßt sich das jämmerliche Ding, das noch immer Telephon heißt, mit Papierhaufen bezahlen, deren Höhe keinem Privathändler verziehen würde; senkt aber sofort jeden Tarif plan, gegen den die Presse aufheult, weil er ihren Profit so schmälern müßte wie andere Abgabepflicht wichtigere Gewerbe. Was wäre dieses Kabinet ohne die Gunst der Presse? Keins der Hauptministerien ist zulänglich geleitet. Zwei der wichtig« sten betreut der (auch fürs Washingtoner Botschafterhaus vor« gemerkte) Herr Hermes, von dem noch der Reichskanzlei«

392  
Die Zukunft  
chef Albeit, in Firma Liedervater, sagen mußte, christkatho»  
lisches Glaubensbekenntniß und der Wille zu Sabotage des  
Vorgesetzten genüge nicht ganz zu Sicherung eines Minister«  
sitzen. Die Besetzung der Diplomatenposten ist unsachlich  
oder unverständlich. Auswärtiges, Finanz, Ernährung, Aufbau,  
Reichskanzlei haben Häupter von Erzbergers Gnaden. Herr  
Hemmer, Matthaei letzter Günstling und Sohn eines elsässi»  
sehen Beamten, sorgt für freundlichen Widerhall aus der Fran«  
zosenpresse. Aber auch in anderem Westland ist der Kanzler  
beliebt. Ward ihm gesagt, seine höchst feierlich gestelzteRechts«  
Verwahrung sei null und nichtig, irgendwelcher Antwort nicht  
werth, so zwinkert er freundlich („Weiß ja, wie es gemeint  
ist"); und schweigt.. Läßt sich schweigend der Vorbereitung  
betrügerischen Bankerotes anklagen, die tolle Behauptung um«  
laufen, der Deutsche zahle um die Hälfte weniger Steuer als  
der Franzos; und streckt dem in Gott ruhenden Kollegen  
Talleyrand, der vor Eifersübermaß warnte, die Zunge her»  
aus. Guter Wille, redlicher Fleiß und frisches Selbstvertrauen  
mußte dem Herrn Joseph Wirth beträchtlichen Anhang ge<  
winnen. Doch mählich darf man wohl fragen, ob er was  
kann. Reden; dreimal am Tag und nachts sogleich nach dem  
Wecken. Nach drei Stunden fände der emsigste Freund in  
der Spreu kein Korn. Dieser Kanzler hat nicht einen neuen  
Mann von Eigengewicht gefunden, nicht einen fruchtbaren  
Staatsmannsgedanken ausgesprochen, nicht einen Steuerplan  
von Leuchtkraft ersonnen. Große Koalition, größere Kredit»  
aktion: noch sinds Worte. Und das „Kabinet der Erfüllung"  
jammerte in den Adventswind, es könne nicht erfüllen.  
Dieser Abschluß des concerto dramatico war vorauszu»  
sehen. Schon die kurzfristige Augustpumperei zu Barbaresken»  
zins ein Fehler. Hier ists gesagt und eben so oft empfohlen  
worden, dem Gläubigerausschuß die Geschäftsbücher der  
Deutschen Republik vorzulegen und kaufmännisch, ohne den  
Maultand des politisirendenDingdrehers, zu erläutern. Doch,  
leider, witterte Herr Rathenau, wie in Dernburgs Kolonialmai,  
nach Moellendorffs Erkenntniß deutscher Kriegsrohstoffnoth  
und in derOktoberdämmerungludendorffischerKapitulation,  
die Gelegenheit, seinen Namen in die Rinde der Weltesche



zu kerben.\* Ein Drittel der deutschen Industrie, die bis 14 den Weltmarkt versorgte, ist (Metallbearbeitung,Chemikalien,Tex»tilien) während der Blockade Deutschlands im Erd westen noch einmal aufgebaut worden, jetzt also, da unsere Betriebe nicht schrumpften, gedoppelt; und dieses Riesenangebot stapelt sich in einer Welt, deren größter Theil, vom Rhein bis an,den Yangtse, nicht kaufen, deren kleinerer der verarmten Kund»Schaft nicht verkaufen kann. Um in Athemfreiheit zurück\* zukehren, müssen die Sieger die Märkte Mittel» und Ost»europas, Vorder» und Ostasiens saniren, idas Papiergeld» gestöber hemmen, das Valutadumping ausschleußen. Wer als Erster den Wimpel hißt (der schon an den Stock ge«bunden wird), darf sich morgen in den Ruhm des Deutschen»retters brüsten. Der immer geistreiche, nie genialisch ein»faltige Herr Rathenau, der den arglosen Kollegen Wirth in das Gelöbniß, einander „grenzenlos zu lieben“, geschmei«chelt hat, fürchtet, Herr Stinnes, der Antiwalter, werde den Kranz erraffen, rast nach London und läßt Reklamedämpfe aufsteigen, die den Erdball in Gelächter kitzeln. Nur über die Verdauung des Erlauchten sagten die Hof berichte vom neusten WR»Ersatz nichts; nur morgens oder auch vor dem Diner? Eingeladen, Besprechung in tiefstem Dunkel, Moratorium, An»leihe, Vermittler zwischen Lloyd George und Briand; morgen reist er zurück, nein: übermorgen (ahal); das Kabinet schwitzt Angst, wird von Wonneblähung durchduftet. Das Getos bewirkt einen grundlos jähen Kurssturz; denn die erschreckte Börse schwört auf langen Zahlungaufschub und Sterling«anleihe: hält also die City für dumm genug, uns Pfund»millionen zu Tribut an Frankreich und zu Auffütterung un»serer Industrie zu leihen. Das Geknatter der Dementirma»schine (Nicht eingeladen, keine Geheimverhandlung, Besuch nicht erwidert) dringt nicht über den Kanal. Doch der plumpe Fehler, die Bank von England zu Zeugniß gegen die Er«füllbarkeit der Schuldnerspflicht aufzurufen, hilft den Fran\*zosen in die dankbare Rolle des vom treulosen Albion halb schon Verrathenen. Das muß sich nun loskaufen. Vor den Kinofahrten Stands besser um Deutschlands Sache. Wer sich, nicht sie, in Glanz heben will, webt ihr nur neue Nebel

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Erich Reiß Verlag (Verlag der Zukunft) in Berlin. — Druck von Faß 6. Garleb G. m. b, H. in Berlin.

BanKhaus  
Fritz Emil Schüler  
DÜSSELDORF  
= Königsallee 21 =====  
Für Stadtgespräche: 982, 1964, 2264, 5108, 5403, 5979,  
8665, 16386, 16295. 16453; für Ferngespräche: F 101, F 102,  
F 103, F 104, F 105, F 106, F 107, F 108, F 109, F 110  
\* Telegramm-Adresse:  
„Effektenschüler“  
Kohlen-, Kali-, Erzkuje / ünnotierte Aktien u. Obli-  
gationen / Ausland. Zahlungsmittel / Akkreditive  
Scheckverkehr/Stahlkammer/Ausführt. Kursberichte  
Mitglied der Düsseldorfer, Essener und Kölner Börse  
Ausführung von Wertpapieraufträgen an allen deutschen und  
ausländ. Börsen sowie sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.  
| Ö>tto atarffcttHC3  
\ Berlin fttt) 7 ♦ ftmjkrdam ♦ Hamburg  
♦ Unter ben Einben 77 ÖJänfemarff 60  
1 Tinkl elften uno Kenten ^ {rjtfiJünftltfißiMTinlaflcn  
! Bcoifen < jutnöittot \* MkM\]i j  
I Umtpedtflung fremder «SelOforteti  
I gu fulanten Sebingungen  
| Jipföljcuno aller BanE-unDBörfcntranaaftlonn j  
: 33ereitwit(ige SMuefunfVerteilung ü&er 3nbujtrie>Papiere  
\$inan3terungen  
; Telegramme: 6iffllmorfUÖ'23eHm-JllürffftO 6antöur0/3entrum 9153,9154,508»,925,8026  
j



Soeben erschienen:

MAXIMIL

BARDEN

KÖPFE

Gesamtausgabe in drei Bänden

Geheftet 150- Mark, in Halbleinen 225 - Mark

KÖPFE I. Inhalt: Der alte Wilhelm - Bismarck - Kaiserin

Friedrich — Johanna Bismarck — Richter — Stöcker —

Gallifet — Holstein — Waldersee — Ibsen — Zola —

Matkowsky — Die Wolter — Mitterwurzer — Menzel —

Böcklin — Lenbach.

KÖPFE II. Inhalt: Der junge Wilhelm — Kaiserin Augusta —

Nikolaus II. — Franz Josef — König Ludwig — Leo XIII. —

Lueger — Briand — Herbert Bismarck — Tolstoi und

Rockefeller — König Eduard — Hedwig Niemann —

Rejane — Johannes der Täufer.

KÖPFE III. (Prozesse.) Inhalt: Richter Pontius - Therese

Humbert — Der Hauslehrer — Das Blumenmedium —

Gräfin Kwilecka — Fürst Eulenburg — Moritz Lewy —

Hau — Schönebeck — Sternickel — Moltke wider Harden.

ERICH REISS VERLAG

BERLIN W62

Keine Postkarten, sondern nur künst-  
lerische AKtphotographie, Man  
verlange Probesendung. Postfach 2.  
Hamburg 3L  
gejenHusten,Heiserkeit us w.  
Bad Kissingen. Hotel Büde!  
gegenüber dem Kurhausbade, 2Minuten  
toq den Quellen. Bekannt gutes Haus.  
Auskunft wegen Verpflegung und Wohnung  
durch den Besitzer A. Büdel.

Bilanz per 30. Juni 1921  
Aktiva  
An Kassa-Konto. .  
. Wechsel-Konto . .  
„ Ouh. bei den Bänke  
. Kautions-Konto. .  
, Konsortial-Konto .  
„ Effektcn-Konto . .  
„ Debitoren. . . .  
„ Hypotheken - . .  
„ Inventarium-Konto  
. Patente-Konto . .  
,, Geschäftshaus Friedr  
Karl-Ufer 2-4  
, Oeschäfts. Alexander-  
Ufer 4  
. Fabriken, Orundst., Ge-  
bäude, Masch.. Werkz.  
u. Modelle .  
r Inventur . .  
ch-  
M  
1661  
9 404  
657 944  
8 15»  
46 239  
233126  
347 765  
1 255  
. jpf  
808175  
067139  
03  
2 104 686  
916 507  
IIS 966 856  
849 133 101  
2 276 668 531122  
Passiva  
Per Aktien-Kapital-Konto .  
„ Oblisationen-Konto . .  
„ Reservefonds-Konto . ,  
■f Rückstellungs-Konto  
„ Werkerhaltun^s-Kortio .  
M Hypotheken-Konto . .  
„ Wohlf.-Einricht. . . .  
m Oblig.-Einlös.-Konto  
„ Oblig.-Zinsen-Konto. .  
» Dividenden Konto . .  
„ Transitorisches Konto .  
M Konto-Korrent-Kont') .  
„ Gewinn- u. Verlust-K .  
Hiervon:  
3% Gewinn-  
anteil auf  
M. 250000000  
6%Vorz.-Akt. M. 7500000,-  
7'/'<%P r-t. aut  
M.'^ 50 000 000  
Vorz.-Aktien  
Lit. B . . „ 4531250.—  
16% auf  
M. 300 000 000  
Stammaktien „ 4S000000,—  
16%p. r. tauf  
M. 50000000  
Stammaktien-, 2000 000,—  
Gewinnanteil  
des A.-R. . , 1851 562,50  
Zuweis an den  
Unterst.-F. u.  
and. Wohlf.-  
Einricht. . „ 5 000000,—  
Für Stift. . . „ 12 000000,—  
Vort. f. 1921/22 , 1 505 874, -  
M. 82 388 686,50  
2 276 66\$ 531122



Gewinn- und Verlust-Konto per 30. Juni 1921  
% Debet  
M  
-  
pf  
An Handlung - Unkosten-  
30 922  
992  
32  
„ Steuern-Konto ....  
„ Konto für Obligations-  
24 450  
574  
79  
8 929  
052  
50  
„ Wefkerhaltungs-Konto .  
100 000  
000  
—  
„ Abschreibungen . . .  
2 023  
447  
73  
„ Bilanz - Konto: Reinge-  
,9.  
82 388  
686  
50  
248 720 753  
84  
Kreclil  
Per Bilanz-Konto: Vortrag  
aus 1919/20  
. Geschäftsgewinn 1920/21